Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben von
Max Horkheimer

Jahrgang 2
1933

Deutscher Taschenbuch Verlag

Photomechanischer Nachdruck
mit Genehmigung des Herausgebers

März 1980
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti
Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen
Printed in Germany · ISBN 3-423-05975-3

Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

Instituts für Sozialforschung

von Max Horkheimer

Jahrgang II/1933

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN, PARIS

INHALT DES II. JAHRGANGS.

I. Aufsätze.

Seite

II. Sammelbesprechungen.

III. Besprechungen.

Philosophie :

Allgemeine Soziologie :

Psychologie :

Inhalt des II. Jahrgangs

Seite

Geschichte :

Soziale Bewegung und Sozialpolitik :

Inhalt des II. Jahrgangs

Seite

Spezielle Soziologie :

Inhalt des II. Jahrgangs

Ökonomie :

Inhalt des II. Jahrgangs

Inhalt des II. Jahrgangs

Verzeichnis der rezensierten Autoren.

Verzeichnis der rezensierten Autoren

Zeitschrift

für

Sozialforschung

Herausgegeben vom

INSTITUT FÜR SOZIALFORSCHUNG FRANKFURT/M.

Jahrgang II 1933 Heft 1

VERLAG VON C. L. HIRSCHFELD / LEIPZIG

INHALT.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

Materialismus und Metaphysik.

Von

Max Horkheimer (Frankfurt a. M.).

Aus seiner Erforschung der philosophischen Anschauungen, welche in Europa seit der Antike aufgetreten sind, hat Dilthey die Einsicht gewonnen, daß alle metaphysischen Versuche die Aufstellung eines einheitlichen allgemeingültigen Systems bezwecken, ohne daß ihnen bis heute ein Schritt vorwärts in dieser Richtung gelungen wäre. Wenn er selbst es unternimmt, Typen der Weltanschauung zu sondern, so hebt er darum auch den subjektiven Charakter der von ihm getroffenen Einteilung hervor. Die Überzeugung von der Unmöglichkeit jenes allgemeingültigen Systems vernichtet auch den metaphysischen Anspruch, welchen die Ordnung der einzelnen Systeme selbst erheben könnte.

Die Aussagen, in deren Zusammenhang Diltheys Typologie erst Bedeutung gewinnt, zielen freilich, ebenso wie die in ihr geordneten metaphysischen Systeme, auf das Ganze des Seins. Entsprechend seiner Überzeugung von der Konstanz der Menschennatur und der Selbigkeit der Welt sieht Dilthey die Weltanschauungen und die Systeme, in welchen sie Gestalt gewinnen, als verschiedene Antworten auf das eine Rätsel des Daseins aus dem „Leben" hervorgehen. Und wie die Philosophie im Unterschied von der wissenschaftlichen Forschung stets auf dieses „Rätsel des Lebens ... auf dieses Ganze, in sich Verschlungene, Geheimnisvolle" gerichtet ist[1]), so betrachtet auch Dilthey selbst das Problem, was ich in der Welt soll, wozu ich in ihr bin, was in ihr mein Ende sein wird, als dasjenige, welches „mich am meisten angeht"[2]). Die drei von ihm aufgestellten Kennzeichen des philosophischen, in Wahrheit metaphysischen Geistes: Selbstbesinnung, d. h. die konsequente und radikale Frage gegenüber den subjektiven und objektiven Gegebenheiten; Einordnung alles Erkennbaren in einen einheitlichen Zusammenhang; Streben nach Begründung der Allgemeingültigkeit

---

[1]) Schriften, Bd. VIII, S. 206/7.
[2]) l. c.

der Erkenntnis durch den Rückgang auf ihre letzten Rechtsgründe, treffen auf seine eigenen Bestrebungen zu. Wenn er es auch vermieden hat, seine Anschauung in einem metaphysischen System wirklich auszuführen, so verfolgt die Analyse der Weltanschauungen doch nicht bloß die Absicht, einzelne für die Theorie der Geschichte wichtige Elemente klar herauszustellen, sondern seine Arbeit soll ebenso wie Religion und ursprüngliche Metaphysik zu „Bedeutung und Sinn des Ganzen“[1]) führen. Jedes System verstrickt sich zwar nach Dilthey in Antinomien, und erst das historische Bewußtsein „zerbricht die letzten Ketten, die Philosophie und Naturforschung nicht zerreißen konnten“. Aber dieses befreiende Bewußtsein „rettet zugleich dem Menschen die Einheit seiner Seele, den Blick in einen obzwar unergründlichen, doch der Lebendigkeit unseres Wesens offenbaren Zusammenhang der Dinge. Getrost mögen wir in jeder dieser Weltanschauungen einen Teil der Wahrheit verehren. Und wenn der Lauf unserer Lebens uns nur einzelne Seiten des unergründlichen Zusammenhangs nahebringt — wenn die Wahrheit der Weltanschauung, die diese Seite ausspricht, uns lebendig ergreift, dann mögen wir uns dem ruhig überlassen: die Wahrheit ist in ihnen allen gegenwärtig“[2]).

In der historischen und psychologischen Typologie der Weltanschauungen, wie sie Dilthey und Jaspers unternommen haben, kommt die Kritik des liberalen Bürgertums an der Absolutheit seines eigenen Denkens zum Ausdruck. Die Gleichordnung der verschiedenen metaphysischen Ideen und das Bewußtsein ihrer durchgängigen geschichtlichen Bedingtheit bedeuten eine starke Unbefangenheit gegenüber der Macht ursprünglich von ihm selbst verewigter Kategorien, wenngleich die Systeme nicht durch Erkenntnis ihrer gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen und ihrer gesellschaftlichen Funktion, sondern mit Hilfe selbst wieder hypostasierter Begriffe von Mensch, Leben, Persönlichkeit, schöpferischer Entwicklung als abhängig begriffen wurden. Bei dieser teilweisen Befreiung von den bestimmten Inhalten der Vergangenheit umkleideten sich nun die Formen der Weltanschauung in ihrem Wandel mit dem Glanz des metaphysischen Prozesses. „Was alles an weltanschaulichen Einstellungen, Weltbildern, Strebungen, Gedanken in Menschenköpfen entstanden ist, kann nicht absolut nichtig sein. Es war einmal als Kraft da und kehrt zu allermeist auf typische Weise einmal wieder ... solche Ge-

[1]) l. c. S. 82
[2]) l. c. S. 223, vgl. S. 271.

danken mögen falsch, unsinnig, täuschend sein, die menschliche Seele hat eine Artung, die sich in solchen Gedanken ausdrückt. Sie erlebt und bewegt in sich etwas auf eine Weise, daß jene Objektivierung dafür als treffender Ausdruck, als Offenbarung und selbstverständlich anerkannt wurde und wird"[1]). In Ermangelung des Glaubens an die unbeschränkte Gültigkeit eines ausgeführten Systems wurde die Reihe der kulturellen Gestaltungen, ihr Rhythmus, ihre Abhängigkeit voneinander, ihre Ähnlichkeiten zum Bildungsgut gemacht; als solches löste die Geistesgeschichte die früheren Systeme und Schulen in der Herrschaft ab. Der Unterschied lag wesentlich in der Gleichgültigkeit gegenüber dem bestimmten Inhalt der Ideen selbst. Mit der schwindenden Aussicht, die Wirklichkeit im Rahmen der bestehenden Ordnung vernünftig, d. h. den Bedürfnissen der Allgemeinheit angemessen, zu gestalten, wurden die Unterschiede zwischen den einzelnen Konstruktionen der besten Welt, welche die früheren Systeme als das vernünftige Wesen der empirischen entworfen hatten, mehr und mehr belanglos. Die unüberbrückbare Kluft zwischen Wirklichkeit und Vernunft brachte den Versuch, sie philosophisch ineinszusetzen, ja sie durch den Begriff der Aufgabe aufeinander zu beziehen, in Verruf. Der ungebrochene Harmoniegedanke gehört der liberalistischen Phase an. Er entspricht einer durch die Vielzahl selbständiger Unternehmer gekennzeichneten Volkswirtschaft. Das Bild der Zusammenstimmung ihrer Interessen zum reibungslosen Funktionieren des Ganzen wird auf die Gesamtgesellschaft, d. h. auf die verschiedenen Gesellschaftsklassen übertragen. Die monopolistische Phase behält die Leugnung der Klassengegensätze bei, doch wird der Kampf auf dem Weltmarkt zwischen wenigen Machtgruppen so sehr zum Hauptthema der Epoche, daß von hier aus anstelle der Übereinstimmung zwischen den Einzelexistenzen Begriffe wie die Tragik, der Heroismus, das Schicksal als zentrale geschichtsphilosophische Kategorien erscheinen. Die materiellen Interessen der einzelnen gelten als belanglos, als etwas, das weniger zu erfüllen als zu überwinden ist. Doch pflegt die Philosophie der Gegenwart die auf den Entwurf rationaler Systeme gerichteten Anstrengungen der Vergangenheit nicht einfach zu verneinen. Sie verherrlicht die Schöpferkraft und Größe ihrer Autoren, die ästhetischen Qualitäten der „gewachsenen" Einheit ihrer Werke, die trotz der Widersprüche zwischen den Systemen angeblich in jedem sich ausdrückende Wahrheit und fördert so die Bewunderung

[1]) Jaspers, Psychologie der Weltanschauungen, 1919, S. 4.

und Ehrfurcht vor den Gestalten der Vergangenheit, den formalen Glauben an Größe, Persönlichkeit und Führertum; durch diese biologistische und historistische Einebnung der Unterschiede vernichtet sie freilich den schlichten Anspruch auf inhaltliche Geltung der Lehren. Sie setzt an Stelle der sachlichen Prüfung der alten Systeme die hingebungsvolle Einfühlung und Beschreibung und rettet durch diese Erhebung der Geistesgeschichte zu einer neuen Metaphysik die „Einheit der Seele", verschließt sich aber damit den Zugang zu wichtigen Gegenständen der geistesgeschichtlichen Betrachtung selbst.

Indem die Lehre von den Weltanschauungen ein metaphysisches Interesse verfolgt, zentriert sie die von ihr dargestellten Denkgebilde wesentlich um gleichgerichtete Absichten. Der die Geschichte der Philosophie durchziehende Gegensatz zwischen den zwei gedanklichen Verhaltungsweisen, welcher von der heutigen geschichtlichen Situation aus als der entscheidende erscheint, der Gegensatz zwischen Materialismus und Idealismus, wird in der heutigen philosophischen Literatur daher keineswegs begriffen. Er gilt als ein Streit zweier metaphysischer Richtungen und pflegt ohne große Schwierigkeiten von der modernen philosophischen Problematik her entschieden zu werden. Das Mißverständnis ist vor allem durch die Verkennung der materialistischen Theorie und Praxis bedingt. Wenn auch die meisten philosophischen Vertreter des Materialismus an die metaphysischen Fragestellungen anknüpfen und den idealistischen Thesen eigene entgegensetzen, so verbaut sich doch eine Behandlung dieser Gedankenrichtung, welche sie hauptsächlich als eine Antwort auf metaphysische Fragen nimmt, das Verständnis ihrer gegenwärtig wichtigsten Eigentümlichkeiten.

Dilthey selbst sieht im Materialismus eine Metaphysik und zwar eine Lehre über das Verhältnis des Weltgrundes zur Welt und der Seele zum Leib[1]). Er ist darin nur der herrschenden philosophischen Auffassung gefolgt. Diese sieht schon seit mehreren Jahrzehnten im Materialismus vorwiegend nicht den Gegensatz gegen den Idealismus, sondern gegen den Spiritualismus. Materialismus und Spiritualismus werden beide als „realistische" Antworten auf die Frage nach dem Wesen der Welt einem im Sinn der Bewußtseinsphilosophie verstandenen Idealismus gegenübergestellt[2]). Die gesellschaftlichen Wurzeln dieser

[1]) Vgl. l. c. S. 97ff.

[2]) Vgl. z. B.: Ludw. Büchner, An Sterbelager des Jahrhunderts, Gießen 1898, S. 134; R. Richter, Einführung in die Philosophie, Leipzig und Berlin 1920, S. 67ff.; Herm. Cohen, Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte, Berlin 1928, Bd. 2, S. 382; und viele andere.

Terminologie mögen in der Zweifrontenstellung des französischen Bürgertums während des 19. Jahrhunderts gegen Feudalität und Proletariat zu suchen sein. Der Materialismus wird dabei auf die einfache Behauptung zurückgeführt, alles Wirkliche sei Materie und ihre Bewegung. Ob sich der betreffende Philosoph dann selbst zu einem idealistischen oder zu einem realistischen Standpunkt bekennt, die materialistische Behauptung wird auf jeden Fall rasch verworfen. Sofern sie nicht dazu zwingt, in Widerspruch mit dem primitivsten Verstand alles Geistige, vor allem das Bewußtsein und den Verstand selbst, als bloßen Schein zu erklären, ist sie darauf angewiesen, es durch gekünstelte Hypothesen und fragwürdige Hinweise auf zukünftige Entdeckungen der Wissenschaft aus materiellen Vorgängen abzuleiten. Den Ausführungen über Materialismus pflegt daher sogleich eine denkbar einfache Widerlegung zu folgen, die er nach seinem Historiker F. A. Lange „nicht parieren kann". „Das Bewußtsein läßt sich aus stofflichen Bewegungen nicht erklären"[1]).

In der deutschen Literatur ist dieses Argument seit dem Materialismusstreit von 1854 unermüdlich wiederholt worden. „Es scheint zwar bei oberflächlicher Betrachtung, als könnten durch die Kenntnis der materiellen Vorgänge im Gehirn gewisse geistige Vorgänge und Anlagen uns verständlich werden ... Das geringste Nachdenken lehrt, daß dies Täuschung ist", heißt es in der berühmten Ignorabimusrede von Du Bois-Reymond[2]). „Dem Materialisten muß der psychologische Raum zu einem bloßen Phänomen werden, wobei stets unbegreiflich bleiben wird, wie ein solches Phänomen jemals entstehen konnte"[3]). „Es spricht freilich vieles dafür, daß sich bei jeder Freude und überhaupt bei jedem Vorgang in unserem Bewußtsein ein mit diesem eng verbundener unwahrnehmbarer Atombewegungsvorgang in unserem Großhirn abspielt. Aber die Freude *ist* nicht dieser Bewegungsvorgang, sondern sie hängt nur auf irgendeine Weise mit ihm zusammen. Die materialistische Lehre, daß alle seelischen Vorgänge, z. B. auch die Gefühle, materielle Bewegungsvorgänge seien, ist demnach falsch"[4]). „Dem unmittelbaren Erleben gegenüber, das uns die fundamentale Verschiedenheit zwischen physischer und psychischer Realität von

---

[1]) F. A. Lange, Geschichte des Materialismus, Iserlohn 1877, 2. Bd., S. 3.
[2]) Reden von Emile Du Bois-Reymond, Leipzig 1886, S. 123.
[3]) Oswald Külpe, Die Realisierung, Leipzig 1923, 3. Bd., S. 148.
[4]) Erich Becher, Erkenntnistheorie und Metaphysik, in: Die Philosophie in ihren Einzelgebieten, Berlin 1925, S. 354/55.

Schritt zu Schritt aufnötigt, wird die materialistische Behauptung immer paradox bleiben... Aber ebensowenig ist eine Ableitung möglich..."[1]). „So vermögen denn alle diese (materialistischen) Argumente nichts an der Tatsache zu ändern, daß die von uns erlebten psychischen Vorgänge etwas von allem Materiellen vollkommen Verschiedenes sind"[2]). „In Wirklichkeit versagt die Theorie schon beim ersten Schritt. Wie aus raumzeitlichen Nervenprozessen ein Bewußtseinsprozeß wird, wie auch nur der einfachste Empfindungsinhalt wirklich entsteht, kann sie nicht nur nicht nachweisen, sondern auch nicht prinzipiell verständlich machen. Zwischen dem einen und dem anderen liegt ein vollständig irrationaler Hiatus, den kein verfolgbar durchgehendes Band überbrückt"[3]). „Gerade aber das Hervorgehen auch nur des geringsten Schimmers von geistiger Lebendigkeit aus rein stofflicher Bewegung ist etwas Denkunmögliches, da sich eine solche Erzeugung des Geistigen aus Stofflichem nur behaupten, aber nicht verstehen läßt... Tatsächlich ist auch der Materialismus meistens gar nicht konsequenter Monismus, sondern in irgendeiner Verhüllung oder Erschleichung wird neben der bloßen Materie ein zweites Prinzip eingeführt, aus welchem sich dann die geistigen Erscheinungen leichter ableiten lassen"[4]). Jaspers erklärt gegen den von ihm als Positivismus bezeichneten Materialismus: „Wenn ich nichts bin wie die in erkennbaren Kausalzusammenhängen stehende Natur, so ist es nicht nur unbegreiflich, daß ich sie erkenne und daß ich aus der Erkenntnis in sie eingreife, sondern absurd, daß ich mich rechtfertige"[5]). Der Materialismus erscheint demnach als ein offenkundiger, höchst einfach widerlegbarer Irrtum der Metaphysik. Der fortgesetzte Versuch, geistige Vorgänge als materielle hinzustellen, wäre in der Tat gerade so unsinnig wie die Behauptung, Äpfel seien „eine Art von Birnen oder Hunde eine Art von Katzen"[6]). Unter diesen Umständen hat Erich Adickes nicht bloß sein eigenes, sondern das Urteil aller derjenigen, die sich in der gegenwärtigen philosophischen Literatur über den Materialismus orientieren, ausgesprochen. Der Materialismus scheidet „wegen

---

[1]) W. Windelband, Einleitung in die Philosophie, Tübingen 1923, S. 125.
[2]) W. Jerusalem, Einleitung in die Philosophie, Wien und Leipzig 1923, S. 114.
[3]) Nic. Hartmann, Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis, Berlin und Leipzig 1921, S. 100.
[4]) Max Adler, Lehrbuch der materialistischen Geschichtsauffassung, Berlin 1930, S. 78/79.
[5]) Jaspers, Philosophie, 1. Bd., Berlin 1932, S. 221.
[6]) W. Windelband, l. c.

seiner Flachheit und prinzipiellen Unzulänglichkeit selbstverständlich ohne weiteres aus“[1]).

Die durch alle Gegensätze und Wandlungen der Philosophie in den letzten Jahrzehnten unveränderte Wiederholung derselben Argumente gegen eine so schwache These hängt mit dem geschichtlichen Kampf zusammen, der gegen verhaßte Behauptungen, Wertungen, Forderungen ausgefochten wird. Das Wort Materialismus bezeichnet ja nicht bloß jene fragwürdige Aussage über die Totalität der Wirklichkeit, sondern eine ganze Reihe von Gedanken und praktischen Verhaltungsweisen. Diese erscheinen in einigen materialistischen Theorien und in einem großen Teil der übrigen philosophischen Literatur als Folgen jener These über die Gesamtverfassung der Welt. Wäre die grundlegende Behauptung zerstört, so müßte, wenigstens bei den klar denkenden Materialisten, nach der herrschenden Ansicht eine andere Metaphysik, sei es eine andere „realistische“ Spielart, etwa der Spiritualismus, gegenwärtig Existenzphilosophie genannt, oder ein ausgesprochener Idealismus ihre Stelle einnehmen. Mag der Materialismus gegenüber den anderen möglichen Auffassungen vom Weltganzen als noch so unzulänglich erscheinen, seine allgemeinste, die Welt überhaupt betreffende These wird auch im Kampfe gegen ihn als grundlegend für bestimmte praktische Konsequenzen, ja für eine einheitliche Lebensgestaltung genommen, ebenso wie die idealistische Metaphysik als die sinngemäße Voraussetzung idealistischer Handlungsweise gilt. Ein etwa vorhandener Gegensatz zwischen dem vom Beobachter erschlossenen Sinn des Handelns und der vom Handelnden selbst vertretenen materialistischen These, die mangelnde Einheitlichkeit wird dann als logischer Widerspruch kritisiert. Was beim Idealismus zutrifft, wird also auch vom Materialismus vorausgesetzt, daß nämlich „auf der Grundlage eines Weltbilds die Fragen nach Bedeutung und Sinn der Welt entschieden und hieraus Ideal, höchstes Gut, oberste Grundsätze für die Lebensführung abgeleitet werden“[2]). Diese Struktur von Weltanschauungen, insofern sie „eine vollständige Auflösung des Lebensrätsels zu geben unternehmen“[3]), scheint in der Tat einer ganzen Reihe materialistischer Systembildungen anzuhaften; bei genauerer Analyse zeigt sich aber, daß die inhaltliche Fassung der materialistischen Theorie diese einheitliche Struktur sprengt. Die Kritik

[1]) Erich Adickes, in: Die deutsche Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen, 2. Bd., Leipzig 1921, S. 20.
[2]) Dilthey, l. c. S. 82.
[3]) Dilthey, l. c.

dieses Komplexes von Ansichten und Verhaltungsweisen durch die Bestreitung der materialistischen These über die Gesamtverfassung der Welt, von welcher man ihn als abhängig ansieht, bliebe auch dann mißverständlich, wenn die bestrittene These jeweils eine genauere Interpretation erführe, als es zu geschehen pflegt.

Die Metaphysik verspricht sich als Erfolg ihrer Beschäftigung mit dem „Rätsel" des Daseins, mit dem „Ganzen" der Welt, mit dem „Leben", dem „An-Sich" oder wie sonst sie immer die Richtung ihrer Frage beschreiben mag, die Möglichkeit, positive Konsequenzen für das Handeln zu ziehen. Das Sein, zu dem sie vorstößt, muß eine Verfassung haben, deren Kenntnis für die menschliche Lebensführung entscheidend ist, es muß eine diesem Sein angemessene Haltung geben. Das Bestreben, sein persönliches Leben in allen Teilen vom Einblick in die letzten Gründe abhängig zu machen, kennzeichnet den Metaphysiker, gleichviel ob das, was er erblickt, ihn zu höchster weltlicher Aktivität, Gleichmut oder Askese bestimmt, gleichgültig auch, ob die Forderung als für alle Zeiten und Menschen identisch oder als differenziert und wandelbar sich darstellt.

Der metaphysische Glaube, daß die Gestaltung des individuellen Lebens aus dem zu entdeckenden Sein begründbar sei, spricht sich am deutlichsten in den direkt theologischen Systemen aus. Gott kann ein bestimmtes Verhalten von den Menschen fordern, die, welche ihm zuwiderhandeln, verfallen in Sünde. Die theologischen Systeme sind mit sich selbst einig, nur ein persönliches Wesen kann Forderungen stellen, nur ein bewußter Wille so eindeutig sein, daß sich die Richtigkeit eines Lebens an ihm messen läßt. Die über ihre Beziehung zur Theologie unklare Metaphysik pflegt die Übereinstimmung des individuellen Lebens mit der Forderung des Absoluten nicht als Gehorsam, sondern als Angemessenheit, Echtheit, Eigentlichkeit oder überhaupt als philosophische Weisheit anzusehen. Wenn der Dogmatismus das Unbedingte, das er im Unterschied zu den von Kant ausgehenden idealistischen Strömungen als „Sein" zu erkennen meint, nicht naiv zugleich als summum bonum betrachtet, so erscheint es doch in den meisten seiner Systeme wenigstens als primär wertbehaftet; das eigene Sein zu bewahren oder zu dem, was man ist, zu werden, gilt dann als ethische Maxime. Soweit jene idealistischen Strömungen das Unbedingte nicht als Sein, sondern als Gesetzgebung, Tathandlung oder doch als Inbegriff von freien Akten entdecken, fordern sie zugleich Achtung vor dem Sinn dieser Akte, eine Anpassung des empirischen Menschenlebens an den in-

telligiblen Grund der Persönlichkeit, bis zu dem die Philosophie vorstößt. Aber nicht bloß dort, wo der religiöse Ursprung des Abhängigkeitsverhältnisses noch in der Befehlsform bewahrt ist, sondern auch in allen Fällen, wo überhaupt die Übereinstimmung eines Daseins mit seinem in der Metaphysik entdeckten Grund für wertvoll gehalten wird, gilt die zugrunde liegende Wirklichkeit als normativ. Das Wesen, dem die Metaphysiker „den emphatischen Namen eines Wirklichen"[1]) geben, enthält bei ihnen auch die Regel für die sich entscheidende Existenz.

Die materialistische These schließt ihrer Natur nach solche Folgerungen aus. Das Prinzip, welches sie als Wirklichkeit bezeichnet, taugt nicht zur Normgebung. Die Materie ist an sich selbst sinnlos, aus ihren Qualitäten folgt keine Maxime für die Lebensgestaltung: weder im Sinn eines Gebots noch eines Musterbildes. Nicht als ob ihre genaue Kenntnis für den Handelnden ohne Vorteil wäre: der Materialist wird sich je nach seinen Zielen der Struktur der Wirklichkeit aufs eingehendste zu versichern trachten, aber obgleich diese Ziele im gesellschaftlichen Gesamtprozeß immer auch durch die jeweilige wissenschaftliche Erkenntnis der Wirklichkeit wie überhaupt durch den Stand der Produktivkräfte mitbedingt sind, folgen sie doch nicht aus der Wissenschaft. Die Erkenntnis, welche immer schon auf Grund einer bestimmten Praxis und bestimmter Zielsetzungen erworben wird, steht zwar in Wechselwirkung mit den Handlungen der Menschen, sie ist an der Gestaltung der äußeren und inneren Wirklichkeit beteiligt, liefert aber nicht Vorbilder, Maximen, Anweisungen für ein wahrhaftes Leben, sondern Mittel dazu und ist daher nicht Aufschwung, sondern Theorie. Wenn Max Scheler im Anschluß an Platon die metaphysische Haltung mit Recht als den „Versuch des Menschen, sich selber als natürliches, fertiges Sein zu transzendieren, sich selbst zu vergöttern oder Gott ähnlich zu werden"[2]) beschreibt, so ist die Wirklichkeit, welcher der Materialist sich zu bemächtigen sucht, das Gegenteil einer göttlichen, und sein Bestreben geht viel mehr dahin, sie nach ihm als sich nach ihr zu richten.

Soweit die Materialisten solche abschließenden Sätze wie den, daß alles Wirkliche Materie sei, formuliert haben, erfüllen diese in ihren Lehren daher eine ganz andere Funktion als bei ihren Gegnern; sie enthalten den allgemeinsten und leersten Abzug aus ihren Er-

---

[1]) Hegel, Enzyklopädie § 6.
[2]) Vom Ewigen im Menschen, Leipzig 1921, S. 100.

fahrungen, keineswegs ein Gesetz für ihr Handeln. Für die Mehrzahl der nichtmaterialistischen Richtungen werden die Einsichten um so bedeutsamer und folgenschwerer, je allgemeiner, umfassender, abschließender, prinzipieller sie sind; für die Materialisten gilt zwar nicht das gerade Gegenteil — dies ist nur beim extremen und daher selbst metaphysischen Nominalismus der Fall —, sondern der Grad, in dem allgemeine Gesichtspunkte für eine Handlung ausschlaggebend werden, hängt jeweils von der konkreten Situation des Handelnden ab. Die Bekämpfung irgendeiner allgemeinen philosophischen These als der für die materialistische Verhaltungsweise ausschlaggebenden geht daher an der Eigenart des materialistischen Denkens vorbei. Die These ist so wenig maßgebend für die inhaltlichen Entscheidungen, daß z. B. einflußreiche Materialisten der Aufklärung, allen voran Diderot, zeitlebens über diese allgemeinen Dinge schwanken konnten, ohne daß deshalb der Charakter ihrer praktischen Stellungnahme im geringsten verändert worden wäre. Nach den Materialisten kann sich zwar die Erkenntnis großer, über die Gegenwart hinausweisender Tendenzen in der Praxis ebensowohl bewähren wie die Erkenntnis von Einzelheiten, ja, sie stehen der These, daß die Wissenschaft sich in der bloßen Konstatierung von „Tatsachen" erschöpfe, sehr kritisch gegenüber, aber jene alles überhaupt umspannenden Urteile sind nach ihnen wegen ihrer weiten Entfernung von der Praxis, aus der sie gewonnen wurden, stets fragwürdig und nicht sehr belangvoll. In den metaphysischen Systemen pflegen die Akzente umgekehrt verteilt zu sein; die besonderen Erkenntnisse werden dort gewöhnlich bloß als Beispiele der allgemeinen verstanden. Wenn bei den Materialisten ein Irrtum um so verzeihlicher erscheint, je weiter er von den ihnen jeweils praktisch wichtigen Umständen abliegt, so bringen ihre Gegner gewöhnlich einen um so größeren Ernst auf, je mehr es um Prinzipielles geht. Prinzipielles kann, wie gesagt, auch für die Materialisten von höchster Bedeutung werden, aber der Grund für diese Bedeutung folgt nicht aus der Natur des Prinzipiellen als solchem, er liegt nicht allein in der Theorie, sondern ergibt sich aus den Aufgaben, die in der betreffenden Epoche von der Theorie zu bewältigen sind. So kann etwa die Kritik eines religiösen Glaubenssatzes im Komplex der materialistischen Ansichten zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort eine entscheidende Rolle spielen, während sie unter anderen Umständen belanglos ist; so besitzt in der Gegenwart die Erkenntnis der gesamtgesellschaftlichen Bewegungstendenzen konstitutive Bedeutung

für die materialistische Theorie, während im 18. Jahrhundert die Probleme des gesellschaftlichen Ganzen gegenüber den erkenntnistheoretischen, naturwissenschaftlichen und rein politischen Fragen noch zurücktraten. Den „Zusammenhang dieses Einen, Unbeantwortbaren, des Großen, Unbekannten"[1]), den die Metaphysik gewöhnlich im Auge hat, pflegt die materialistische Theorie freilich weder als Ausgang noch als Ziel zu nehmen.

Wenn nun eine an metaphysischen Fragen orientierte Behandlung des Materialismus verfehlt ist, so darf doch das Verhältnis des Materialismus zur Metaphysik keineswegs etwa als das der prinzipiellen Gleichgültigkeit angesehen werden. Aus dem bisher Gesagten folgt bereits, daß die materialistischen Anschauungen mit dem Gedanken einer absoluten Forderung unverträglich sind. Diese Forderung kann sinnvoll freilich nur durch den Glauben an ein absolutes Bewußtsein begründet werden. Sie ist in der neueren Metaphysik sowohl durch die Berufung auf eine bestimmte Seinsverfassung (Spinoza) als auf die Wurzeln des Denkens (deutscher Idealismus) als auf „das Wesen des Menschen" (religiöser Sozialismus) als auf eine Reihe anderer Prinzipien erhoben worden. Sie schließt je nach der gesellschaftlichen Situation, von der aus sie verkündet wird, die verschiedensten rückschrittlichen oder fortschrittlichen Inhalte ein. Immer übt sie die Funktion aus, menschliche, geschichtliche, partikulare Zwecke mit dem Schein der Ewigkeit zu umkleiden, sie zu einem den geschichtlichen Veränderungen selbst nicht Unterworfenen und daher Unbedingten in Beziehung zu setzen. Ihre notwendige Verbindung mit der Annahme eines absoluten Bewußtseins wird zwar gegenwärtig durch die philosophischen Versuche, den Forderungscharakter deskriptiv in der Tiefe der Phänomene selbst aufzuweisen, verhüllt; doch haben alle Denkrichtungen, soweit eine absolute, an jeden einzelnen ergehende Forderung in ihnen eine motivierende Rolle spielt, wegen dieser Verbindung idealistischen Charakter. Der Kampf zwischen Materialismus und Metaphysik erscheint heute auch um dieser Problematik willen vor allem als Gegensatz zwischen Materialismus und Idealismus.

In der bisherigen Geschichte ist die religiöse und metaphysische Begründung irgendwelcher Forderungen immer durch den Kampf gesellschaftlicher Gruppen bedingt worden. Sowohl die herrschenden wie die beherrschten Klassen haben ihre Ansprüche nicht bloß als Ausdruck ihrer besonderen Bedürfnisse und Wünsche, sondern zu-

[1]) Dilthey, l. c. S. 207.

gleich als allgemeinverbindliche, in transzendenten Instanzen verankerte Postulate, als dem ewigen Wesen der Welt und des Menschen angemessene Grundsätze verkündigt. Die Lage der Beherrschten hat es freilich, wenigstens in der neueren Zeit, mit sich gebracht, daß sie ihre Forderungen vielfach nicht unmittelbar verabsolutierten, sondern daß sie die vorhandene Wirklichkeit als einen Widerspruch zu den von den Herrschenden selbst als gültig behaupteten Prinzipien hinstellten. Indem sie die universale Durchführung der moralischen Prinzipien, mittels welcher die bestehende Ordnung begründet wurde, forderten, veränderten sie dann zugleich die Bedeutung dieser Prinzipien, ohne daß ihre neue metaphysische Begründung notwendig geworden wäre. Die Forderung nach Anwendung des Christentums in den Bauernkriegen enthielt einen dem damaligen Inhalt des Christentums gegenüber veränderten Sinn. Ebenso muß die Forderung einer allgemeinen Durchführung der bürgerlichen Gerechtigkeitsidee dazu führen, die Gesellschaft des freien Tausches, durch deren Vorstellung diese Idee ursprünglich ihren Inhalt gewann, zu kritisieren und aufzuheben. Der Nachweis des Widerspruchs zwischen dem Prinzip der bürgerlichen Gesellschaft und ihrem Dasein bringt die einseitige Bestimmung der Gerechtigkeit durch die Freiheit und der Freiheit durch bloße Negation ins Bewußtsein und definiert die Gerechtigkeit positiv durch den Grundriß einer vernünftigen Gesellschaft. Im Zusammenhang mit diesem Umschlag des Begriffs der Gerechtigkeit wird dieses ursprünglich als ewig behauptete Prinzip in seiner geschichtlichen Entstehung erkannt und als durch die Verhältnisse der Klassengesellschaft bedingter, von bestimmten Menschen hervorgebrachter Gedanke verstanden. In der Gegenwart hat sich daher der Kampf um eine bessere Ordnung von der übernatürlichen Begründung gelöst. Die zu ihm gehörige Theorie ist materialistisch.

Zwischen dem Idealismus der herrschenden und der gegen die Herrschaft kämpfenden Schichten besteht aber noch ein anderer Unterschied. Der Hinweis auf eine absolute Forderung hat nur einen Sinn, sofern das Handeln der Menschen nach ihren innerweltlichen Interessen entweder einer Korrektur oder wenigstens einer Rechtfertigung bedarf. Während die Beherrschten durch diesen Hinweis das Recht auf eine nur durch den Stand der Produktivkräfte begrenzte Triebbefriedigung der Allgemeinheit zu begründen suchten, war es den Herrschenden um die Motivierung der Einschränkung dieses Rechts zu tun. Ganz gewiß ist diese Einschränkung im Lauf

der Geschichte nicht bloß dort mit religiösen und metaphysischen Argumenten verfochten worden, wo sie der Entwicklung hinderlich, sondern auch, wo sie für die Steigerung der gesamtmenschlichen Kräfte notwendig und fruchtbar war. Das Auftreten einer irrationalen Begründung besagt noch nichts gegen die Rationalität des Begründeten. Jedenfalls versucht der Materialismus, an die Stelle der Rechtfertigung des Handelns die Erklärung durch das geschichtliche Verständnis der Handelnden zu setzen. Er sieht in dieser Rechtfertigung immer eine Illusion. Wenn die Mehrzahl der Menschen bis jetzt auch ein sehr starkes Bedürfnis danach hegt, wenn sie sich bei wichtigen Entscheidungen nicht bloß auf die Gefühle der Empörung, des Mitleids, der Liebe, der Solidarität berufen mag, sondern ihre Triebkräfte durch die Kennzeichnung als „sittliche" zu einer absoluten Weltordnung in Beziehung setzt, so ist damit noch keineswegs die vernünftige Erfüllbarkeit dieses Bedürfnisses erwiesen. Das Leben der meisten Menschen ist so elend, der Entbehrungen und Demütigungen sind so zahlreiche, Anstrengungen und Erfolge stehen meist in einem so ungeheuerlichen Mißverhältnis, daß die Hoffnung, diese irdische Ordnung möchte nicht die einzig wirkliche sein, nur zu begreiflich ist. Indem der Idealismus diese Hoffnung nicht als das, was sie ist, erklärt, sondern sie zu rationalisieren strebt, wird er zum Mittel, den durch Natur und gesellschaftliche Verhältnisse erzwungenen Triebverzicht zu verklären. Kein Philosoph hat tiefer eingesehen, daß die Annahme einer transzendenten Ordnung nur auf die Hoffnung der Menschen zu begründen ist, als Kant. Der Schluß, „daß etwas sei (was den letzten möglichen Zweck bestimmt), weil etwas geschehen soll"[1]), ist nach ihm eine unausweichliche Konsequenz. Indem er aber diese Hoffnung, die auf Glückseligkeit geht („denn alles Hoffen geht auf Glückseligkeit"[2]) nicht bloß konstatiert, sondern philosophisch unterbaut hat, näherte sich seine ursprünglich aufklärerische Vernunftanalyse beträchtlich dem von ihm bekämpften System einer dogmatischen Metaphysik.

Wenn aus dem Anspruch auf Glück, den das wirkliche Leben bis zum Tode nicht gehalten hat, zuletzt bloß die Hoffnung, aber nicht die Erfüllung hervorgeht, so konnte die Veränderung der das Unglück bedingenden Verhältnisse zum Ziel des materialistischen Denken werden. Je nach der geschichtlichen Lage gewann dieses Ziel eine andere Gestalt. Angesichts der Entwicklung der Produktivkräfte

[1]) Kritik der neuen Vernunft, Kanon, 2. Abschnitt.
[2]) Kant, l. c.

im Altertum waren auch die materialistischen Philosophen dem Leiden gegenüber auf die Ausbildung innerer Praktiken angewiesen; Seelenruhe ist die Auskunft in einer Not, vor der die äußeren Mittel versagen. Der Materialismus des frühen Bürgertums zielte dagegen auf die Vermehrung der Naturerkenntnis und die Gewinnung neuer Kräfte zur Beherrschung von Natur und Menschen. Das Elend der Gegenwart aber ist an die gesellschaftliche Struktur geknüpft. Darum bildet die Theorie der Gesellschaft den Inhalt des heutigen Materialismus.

Die praktischen Anforderungen wirken auf Inhalt und Form der materialistischen Theorie zurück. Während die idealistische Lehre ihre verschiedenen Systeme als versuchte Antworten auf die ewig gleiche Frage, das ewig gleiche Rätsel versteht, und es liebt, von dem Gespräch der Philosophen über die Jahrtausende hinweg zu reden, weil sie ja immer dasselbe Thema haben, gehört es zur materialistischen Ansicht, daß sie wesentlich durch die jeweils zu bewältigenden Aufgaben bestimmt ist. „Die größte Bedeutung der Philosophie liegt darin, daß wir die vorausgeschauten Wirkungen zu unserem Vorteil nutzen und auf Grund unserer Erkenntnis nach Maß unserer Kräfte und Tüchtigkeit absichtlich zur Förderung des menschlichen Lebens herbeiführen können. Denn die bloße Überwindung von Schwierigkeiten oder Entdeckungen verborgener Wahrheiten sind nicht so großer Mühe, wie sie von der Philosophie aufzuwenden ist, wert; und vollends brauchte niemand seine Weisheit anderen mitzuteilen, wofern er damit weiter nichts zu erreichen hofft . . . alle Spekulation geht am Ende auf eine Handlung oder Leistung aus"[1]). Das Thema des physikalischen Materialismus im 17. Jahrhundert ließ noch die abschlußhafte Gleichung von Wirklichkeit und Körper zu. Heute führt die Erforschung des gesellschaftlichen Prozesses auf die Wechselwirkung zwischen Menschen und Natur und entfaltet seine für die kulturellen Verhältnisse bestimmende Rolle. Jene Gleichung wird damit keineswegs für ungültig erklärt, sondern ihrer Genesis und Gestalt nach als abhängig von den Aufgaben des frühen Bürgertums erkannt. Die Lehre von der fundamentalen geschichtlichen Rolle der ökonomischen Verhältnisse gilt nunmehr als Kennzeichen der materialistischen Ansicht, und mit diesem neuen Inhalt ist es auch unmöglich geworden, irgendeinem obersten Prinzip als Prinzip abschlußhafte Gestalt zu geben. Wenn die Menschen mit

[1]) Thomas Hobbes, Grundzüge der Philosophie, Lehre vom Körper, übers. von Frischeisen-Köhler, Leipzig 1915, S. 31.

der Natur auch sich selbst und alle ihre Verhältnisse verändern, dann tritt an die Stelle der philosophischen Ontologie und Anthropologie „eine Zusammenfassung der allgemeinsten Resultate, die sich aus der Betrachtung der historischen Entwicklung der Menschen abstrahieren lassen“[1]). Die Möglichkeit, mit Hilfe dieser Resultate Entwicklungstendenzen, welche über die unmittelbare Gegenwart hinausweisen, zu erkennen, berechtigt nicht dazu, die Zusammenfassung einfach auf die Zukunft zu übertragen. Während alle Metaphysik die Einsicht in ein Wesenhaftes in dem Sinne erstrebt, daß in ihm auch der Kern der Zukunft vorweggenommen ist — was sie entdeckt, muß nie bloß der Vergangenheit, sondern immer auch zugleich der Zukunft zugrunde liegen, — abstrahiert der gegenwärtige Materialismus nicht durch die Konstruktion überwölbender Begriffe von dem Unterschied der zeitlichen Dimensionen. Selbst die Möglichkeit, aus der Betrachtung der Menschen in der Vergangenheit bestimmte allgemeine Züge zu gewinnen, führt nicht zu ihrer Hypostasierung als übergeschichtliche Momente. Die Gesellschaft, von der das Sein des Menschen mit abhängt, ist ein unvergleichbares, sich fortwährend umstrukturierendes Ganzes, und die Ähnlichkeit menschlicher Züge in den bisherigen Geschichtsepochen ermöglicht zwar sehr wohl Begriffsbildungen, die für das Verständnis gegenwärtiger sozialer Bewegungen entscheidend sind, gestattet aber keineswegs, sie als Grund der Gesamtgeschichte zu deuten. Das Verständnis der Gegenwart ist um so idealistischer, je mehr es sich an einer von genauer psychologischer Kenntnis bewußt absehenden Aufstellung sogenannter „Urelemente menschlichen Seins“ anstatt an den ökonomischen Ursachen der materiellen Not orientiert.

Ist die materialistische Theorie eine Seite der Anstrengungen zur Verbesserung der menschlichen Verhältnisse, so steht sie damit ohne weiteres zu allen Versuchen, welche die gesellschaftlichen Probleme von untergeordneter Bedeutung erscheinen lassen, in Widerspruch. Nicht bloß der jüngst aufgetretene Spiritualismus, welcher das Individuum monadologisch hypostasiert und damit die Gestaltung der ökonomischen Grundlagen entwertet, sondern alle Bestrebungen, das Gewicht der Einsicht in die irdische Ordnung zu vermindern, indem man den Blick auf eine vorgeblich wesenhaftere lenkt, rufen die materialistische Kritik immer wieder hervor. Vor allem sieht der Materialismus in jeder Art von Philosophie, welche die unbegründbare

---

[1]) Marx-Engels, Die deutsche Ideologie, Gesamtausgabe, Bd. 5, S. 16, Berlin 1932.

Hoffnung zu rechtfertigen unternimmt oder ihre Unbegründbarkeit auch nur verschleiert, einen Betrug an den Menschen. Bei allem Optimismus, den er im Hinblick auf die Veränderung der Verhältnisse aufbringen mag, bei aller Einschätzung des Glücks, das aus der Arbeit an der Veränderung und aus der Solidarität hervorgeht, trägt er also einen pessimistischen Zug an sich. Das vergangene Unrecht ist nicht wieder gutzumachen. Die Leiden der verflossenen Geschlechter finden keinen Ausgleich. Aber während in den idealistischen Strömungen der Pessimismus sich heute auf die irdische Gegenwart und Zukunft, d. h. auf die Unmöglichkeit des künftigen Glücks der Allgemeinheit zu beziehen und als Fatalismus oder Strömung des Untergangs zu äußern pflegt, trifft die dem Materialismus einwohnende Trauer die vergangenen Geschehnisse. Allgemeine Vermutungen, „ob die Erdbevölkerung als Ganzes nicht unter den bisherigen Grundsätzen eine Vermehrungstendenz erreicht hat, die den durch Technik, Wissenschaft und Wirtschaftsfortschritt überhaupt möglichen Erweiterungen des Nahrungsmittelspielraums unangemessen ist“[1]), Gedanken an ein bereits überschrittenes Optimum der technischen Produktivität an sich, die pessimistischen Vorstellungen von einer Dekadenz der Menschheit, einer „Peripetie ihres Gesamtlebens und Alterns“[2]), sind dem Materialismus fremd. Sie spiegeln die Verlegenheit einer die Kräfte hemmenden Gesellschaftsform als Ohnmacht der Menschheit wider.

Die Behauptung einer absoluten Ordnung und einer absoluten Forderung setzt immer den Anspruch auf Wissen vom Ganzen, von der Totalität, vom Unendlichen voraus. Ist unser Wissen wirklich unabgeschlossen, besteht eine unaufhebbare Spannung zwischen Begriff und Sein, so darf kein Satz die Würde vollendeter Erkenntnis in Anspruch nehmen. Wissen vom Unendlichen muß selbst unendlich sein. Eine Erkenntnis, die sich selbst für unvollendet hält, ist nicht Erkenntnis des Absoluten. Deshalb hat die Metaphysik die Tendenz in sich, die ganze Welt als Vernunftprodukt zu betrachten. Denn vollendet erkennt die Vernunft nur sich selbst. Das immanente Motiv, das den deutschen Idealismus beherrscht und schon in der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft ausgesprochen wird, daß nämlich „in der Erkenntnis a priori den Objekten nichts beigelegt werden kann, als was das denkende Subjekt aus sich selbst her-

[1]) Max Scheler, Die Wissensformen und die Gesellschaft, Leipzig 1926, S. 166.
[2]) ebda., S. 167.

nimmt"[1]) oder mit anderen Worten, daß die Vernunft nur von sich selbst absolute Erkenntnis gewinnen kann, ist das Geheimnis der Metaphysik überhaupt. Auch der Empiriokritizismus ist ihr darin beizuzählen: er behauptet die Empfindungen als das wahre, selbständige, unbedingte Sein, weil das Wissen von ihnen unmittelbares, d. h. auf sich selbst bezogenes Wissen ist. Wenn die modernste Metaphysik auch ausdrücklich „die Festigkeit eines endgültigen Wissens vom Sein"[2]) in Frage stellt, so behält sie doch das absolute Bewußtsein als bewegten Widerschein des Innersten der Existenz. Wissen und Gewußtes sind in der echten Metaphysik identisch, das Dasein, von dem sie spricht, „ist konstituiert durch Erschlossenheit, d. h. Verstehen"[3]). Einzig hierdurch läßt sich die Möglichkeit der neuesten wie der alten Metaphysik begründen, wie vorsichtig jene auch die Identität von Subjekt und Objekt immer fassen mag.

Der Materialismus besitzt dagegen in der Erkenntnis von der unaufhebbaren Spannung zwischen Begriff und Gegenstand einen kritischen Selbstschutz vor dem Glauben an die Unendlichkeit des Geistes. Diese Spannung bleibt nicht überall die gleiche. Die Wissenschaft ist ein Inbegriff von Versuchen, sie auf die verschiedenste Weise zu überwinden. Von dem Augenblick an, wo sie den Anteil des Subjekts an der Bildung der Begriffe mit in Rechnung stellt, nimmt sie das Bewußtsein ihrer Dialektik in sich auf. Ein dialektischer Prozeß ist dadurch gekennzeichnet, daß er sich nicht als Wirkung aus einzelnen gleichbleibenden Faktoren begreifen läßt; seine Momente verändern sich vielmehr fortwährend gegenseitig in ihm selbst, so daß sie nicht einmal radikal voneinander zu unterscheiden sind. So ist die Entwicklung des menschlichen Charakters zwar sowohl durch die ökonomische Situation als durch die individuellen Kräfte des bestimmten Individuums bedingt. Beide Momente bestimmen sich aber selbst fortwährend, so daß in der Gesamtentwicklung keines von ihnen als wirkender Faktor darzustellen ist, ohne das andere mit in diese Darstellung hineinzunehmen. Ähnliches gilt für die Wissenschaft als realen Prozeß. Ihre Begriffe sind gewiß durch die Objekte bedingt, gleichzeitig aber auch durch die subjektiven Faktoren der Forschung, wie durch die Methoden und die Richtung des theoretischen Interesses. Trotz der Notwendigkeit für die Wissenschaft, den subjektiven Anteil fortwährend zu be-

[1]) Vorrede zur 2. Auflage.
[2]) Karl Jaspers, Philosophie, 2. Bd., Berlin 1932, S. 260.
[3]) Heidegger, Sein und Zeit. In: Jahrb. f. Philos. und phänomenolog. Forschung, 8. Bd., Halle 1927, S. 230.

stimmen und dadurch die Differenz zu überwinden, läßt sich nie das Subjekt vom Objekt vollkommen reinlich scheiden oder, was dasselbe heißt, Wissen und Gegenstand radikal zur Deckung bringen, es sei denn in der begrifflosen Empfindung, wo sie unmittelbar identisch sind. Die theoretische Aktivität der Menschen, ebenso wie die praktische, ist nicht die unabhängige Erkenntnis eines festen Gegenstands, sondern ein Produkt der sich verändernden Realität. Sogar in einer frei sich selbst bestimmenden Gesellschaft müßte die wenn auch noch so allmählich sich verändernde Natur einen der Identität widerstrebenden Faktor bilden. Die Physik ist ein Abstraktionsprodukt handelnder Menschen, sie läßt sich auf künftige Erfahrung immer nur als vielfach bedingte Hypothese, nie als Spiegelung eines angeblichen Wesens der Naturgeschichte beziehen.

In dem kantianischen Begriff der unendlichen Aufgabe ist etwas von dieser Erkenntnis enthalten, aber er unterscheidet sich von der dialektischen Auffassung u. a. dadurch, daß als Erfüllung der Aufgabe ein rein intellektueller und geradliniger Progressus erscheint, der zwar die Entfernung vom Ziel nie überwindet, aber dafür das Ziel, nämlich die Totalität, „soweit wir sie erstreben und postulieren dürfen"[1]), in Wahrheit schon voraussetzt. Die Subjekt-Objekt-Relation ist aber im Gegensatz zu dieser Lehre nicht durch das Bild zweier konstanter, begrifflich völlig durchleuchteter und sich einander nähernder Größen zu beschreiben, vielmehr stecken in den von uns als objektiv bezeichneten subjektive und in den sogenannten subjektiven auch objektive Faktoren, und zwar so, daß wir zum historischen Verständnis einer bestimmten Theorie das Ineinanderspielen beider, also menschlicher und außermenschlicher, individueller und klassenmäßiger, methodologischer und gegenständlicher Momente darzustellen haben, ohne jedes dieser Momente von den anderen in seiner Wirksamkeit restlos isolieren zu können. Für das Zusammenspiel der bei den einzelnen Theorien zu berücksichtigenden Kräfte gibt es keine allgemeine Formel, sie ist in jedem Fall selbst zu erforschen. Wenn man auch die Naturforschung, die sich im Lauf der bürgerlichen Gesellschaft in theoretischer Vereinheitlichung und Technik bestätigt, ganz mit Recht als Annäherung der Wissenschaft an die Realität beschreiben mag, so wird andererseits das Bewußtsein, daß sowohl diese Beschreibung wie die in ihr verwendeten Kategorien mit der Arbeit und Inter-

[1]) Vgl. H. Cohen, Logik der reinen Erkenntnis, 2. Aufl., Berlin 1914, S. 532/33.

essenrichtung der gegenwärtigen Menschen zusammenhängen, zwar der Wahrheit jener Feststellung keinen Eintrag tun, aber verhindern, daß etwa die Begriffe Annäherung und Realität zu einem die Gesamtgeschichte überwölbenden Schema gebraucht und zum Gedanken eines unendlichen Progressus oder Regressus verewigt werden. Bei Kant selbst ist dieser Gedanke vorwiegend noch kritisch gefaßt und bedeutet zunächst nichts anderes als den Mangel einer bestimmten Grenze für die Erforschung ineinandergreifender Bedingungen. Seine Idee eines intuitiven Verstandes führt jedoch, obgleich dieser „ein Problem ist“[1]), notwendig zu jener Vorstellung eines geradlinigen Erkenntnisprozesses, denn wenn es auch nur denkbar ist, daß einem solchen „intellectus archetypus“ ein „uns unerkennbarer, übersinnlicher Realgrund für die Natur“ gegeben wäre und er „das Naturganze als System“[2]), so, daß keine Korrektur mehr möglich wäre, also unmittelbar, vor sich hätte, dann kann freilich die ordnende Wissenschaft auf ihrem Weg stehen bleiben, ja auch einmal einige Schritte nach rückwärts tun, aber das, was sie zu erkennen strebt, ist durch die menschlichen Begebenheiten, zu denen sie selbst mit hinzugehört, nicht veränderlich, es ist der Zeit nicht unterworfen. Nach Kant ist ja die für uns Menschen bestehende Notwendigkeit, daß wir zeitlich, d. h. nacheinander wahrnehmen, nicht in den Dingen an sich selbst begründet, sondern gleichsam eine Gebrechlichkeit des endlichen Subjekts. „Die Zeit ist . . . lediglich eine subjektive Bedingung unserer menschlichen Anschauungen (. . .), und an sich, außer dem Subjekte, nichts“[3]). Sogar ich selbst bin nach Kant in Wahrheit nicht in der Zeit, denn wenn „ich selbst oder ein anderes Wesen mich ohne diese Bedingung der Sinnlichkeit anschauen könnte, so würden eben dieselben Bestimmungen, die wir uns jetzt als Veränderungen vorstellen, eine Erkenntnis geben, in welcher die Vorstellung der Zeit, mithin auch der Veränderung, gar nicht vorkäme . . . Die Zeit ist darum nicht etwas an sich selbst, auch keine den Dingen objektiv anhängende Bestimmung“[4]). Diese Lehren Kants stehen dem dialektischen Begriff der Erkenntnis als eines nur im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Dynamik zu bestimmenden unselbständigen Prozesses entgegen. Natürlich müssen Begriffe wie Theorie und Erkenntnis jeweils eine klare Bedeutung

[1]) Kant, K. d. r. Vern., 2. Aufl., S. 344.
[2]) Kant, K. d. Urt., 2. Aufl., S. 351/52.
[3]) Kant, K. d. r. Vern., 2. Aufl. S. 51.
[4]) Kant, K. d. r. Vern., 2. Aufl., S. 54 und Anmerkung.

haben, nur auf Grund von wenn auch groben Aufweisen oder Definitionen lassen sie sich verstehen und anwenden. Aber der dialektische Materialismus begreift solche Bedeutungen als im Zusammenhang der gegenwärtigen Situation gebildete Abstraktionen aus dem Material der Vergangenheit und nicht als feste, unveränderliche, der Zukunft zugrundeliegende Elemente. Die wissenschaftlichen Gedanken der Menschen, ebenso wie die von der Wissenschaft erkannte und zu erkennende Natur werden zwar auch künftig als Momente der historischen Dynamik eine Rolle spielen. Aber da sie ebensosehr vom Gesamtprozeß her bestimmt und verändert werden, wie sie ihn als Produktivkräfte bestimmen und verändern, so kann die Anwendung der im Zusammenhang mit der gegenwärtigen Situation gebildeten Definitionen, d. h. die gegenwärtige Bedeutung dieser Begriffe, einmal sinnlos werden, und das Bild eines ausschließlich durch die einfachen Größen Erkenntnis und Gegenstand konstruierten unendlichen Prozesses erscheint daher als Verabsolutierung abstrakter Bedeutungen. Die Verabsolutierung zeigt sich als die andere Seite der übertriebenen Relativierung der Wissenschaft durch manche kantianische und viele andere idealistische Strömungen. Die Verlegung der Zeitlichkeit in das erkennende Subjekt oder in den Grund der Existenz raubt der Wissenschaft die Möglichkeit, die Subjekte selbst als in die Geschichte einbezogen zu erkennen, oder sie setzt die historische Erkenntnis als „bloß" empirische und die Sachen selbst gar nicht betreffende herab. Um ihr überhaupt die Würde der Wahrheit zu verleihen, hat Kant diese bloß auf „Erscheinungen" beschränkte Wissenschaft dann durch den Gedanken der unendlichen Aufgabe auf die Totalität oder auf das „An-Sich" der Dinge bezogen.

Wenn sich aber, wie es notwendig ist, die kritische Analyse nicht bloß auf die wissenschaftliche, sondern auch auf die philosophische Arbeit richtet, dann verfällt ihr zwar die dogmatische Unterscheidung von Erscheinung und Ding an sich, ebenso wie die ihr entsprechende von wissenschaftlichen und philosophischen Begriffen, aber die Erkenntnis tritt dafür selbst als geschichtliches Phänomen hervor. Im Gegensatz zu manchen weltanschaulichen Folgerungen des Kritizismus führt daher die konsequente Anwendung der kantischen Kritik zur Ausbildung der dialektischen Methode. Hegel hat sie entfaltet, aber zugleich als in seinem eigenen System zum Abschluß gekommen betrachtet. Deshalb wird sie bei ihm nicht auf das Wissen der Gegenwart, sondern nur auf die vergangenen

Theorien wirklich angewandt. Hegel ist darin Idealist, daß er sein System absolut setzt, doch er hat das gedankliche Werkzeug geschaffen, um diese Verkehrtheit zu überwinden. Die richtige Anwendung der Methode bedeutet nicht einfach, daß nun das Hegelsche System oder überhaupt die in der Gegenwart herrschenden Anschauungen, genau so zu behandeln wären, wie Hegel die vergangenen behandelt hat, vielmehr verlieren sie alle den Stufencharakter zum Absoluten hin, den bei Hegel auch die früheren Lehren wegen seines Glaubens, daß die Dialektik bei ihm ihren Abschluß gefunden habe, noch an sich tragen. Indem Feuerbach, Marx und Engels die Dialektik aus ihrer idealistischen Gestalt lösten, gewann der Materialismus das Bewußtsein der sich fortwährend verändernden und doch nicht aufhebbaren Spannung seines eigenen Denkens zur Realität und damit den ihm eigenen Begriff der Erkenntnis. Selbstverständlich leugnet er also nicht das Denken. Auch den Materialisten des 17. und 18. Jahrhunderts lag dies fern. Aber er faßte es im Gegensatz zum Idealismus immer als das Denken bestimmter Menschen in einer bestimmten Zeit. Er bestreitet seine Autonomie.

Wenn der Materialismus die soeben bezeichnete abstrakte Vorstellung der Dialektik entwickelt, ja wenn er sich überhaupt auf sein Verhältnis zu diesen allgemeinen Fragen besinnt, entspringt dies weniger einer ihm selbst einwohnenden Dynamik als dem Bedürfnis der Kritik, welche die Metaphysik durch ihre gesellschaftliche Funktion hervorruft. Es geht ihm nicht um Weltanschauung, auch nicht um die Seele der Menschen, sondern um die Änderung der bestimmten Verhältnisse, unter denen die Menschen leiden und ihre Seele freilich verkümmern muß. Dieses Interesse selbst läßt sich zwar historisch und psychologisch begreifen, aber nicht allgemein begründen. Es gibt weittragende Formulierungen, die für den Materialismus äußerst wichtig sind. Jene abstrakten Formulierungen dagegen, zu welchen ihm die idealistische Themastellung den kritischen Anlaß gibt, haben bloß mittelbare Bedeutung. Die Metaphysik erklärt das Allerallgemeinste, z. B. die Elemente, welche allen Menschen aller Zeiten, aller Orte, aller Gesellschaftsschichten, ja womöglich allem Dasein eigen sind, zum „Konkreten". Sie überbietet sich im Hervorbringen immer neuer Lehren, immer neuer Entwürfe, um dieses Letzte, Ursprüngliche, Konkrete zu entdecken und auf es hinzuweisen. Der Materialismus ist in solchen Entwürfen verhältnismäßig unproduktiv, weil er sich wenig von ihnen für seine Aufgaben verspricht. Während der Idealismus wegen der selbständigen Be-

deutung, die das Geistige für ihn besitzt, sich damit beschäftigt, „die eigenen Voraussetzungen ständig von neuem in Frage zu ziehen“, ist die Prüfung der eigenen Voraussetzungen im Materialismus durch wirkliche Schwierigkeiten, in welche die von ihnen abhängige Theorie gerät, motiviert. Er ist in diesen Fragen viel weniger „radikal“ als die idealistische Philosophie.

Dies kommt auch im Gegensatz gegen sie selbst zum Ausdruck. Nicht die Systeme als Ganze werden von ihm angegriffen, sondern die Behauptung eines ursprünglichen Sinnes des Geschehens. Diese liegt nicht bloß bei ausgeführten Sinndeutungen, sondern schon überall dort vor, wo von einer ursprünglichen und maßgebenden Struktur der Welt oder des Menschen die Rede ist, gleichgültig ob diese Struktur als „Gegenstand“ oder als Geflecht von aller Gegenständlichkeit vorhergehenden Akten gelten soll. Eine so geartete Anthropologie muß notwendig davon absehen, daß die Richtung der Abstraktion oder des entdeckenden Verfahrens, mittels welcher die Kenntnis der grundlegenden Strukturen jeweils gewonnen wird, selbst einer bestimmten geschichtlichen Situation zugehört, d. h. das Produkt eines dialektischen, niemals in sauber voneinander getrennte subjektive und objektive Elemente zu zerfällenden Prozesses ist; sonst könnte ihr Ergebnis sich selbst nicht als unmittelbare Einsicht in den Grund der Existenz anstatt als eine dieses Spannungscharakters bewußte Theorie verstehen. Die an diese Hypostasierung von Erkenntnissen notwendig gebundene Behauptung eines erfüllten oder zu erfüllenden Sinnes oder Seins und die von ihr abhängigen Züge der Systeme stehen zum Materialismus in Gegensatz. Viele sogenannte materialistische Lehren tragen solche Züge an sich, besonders jene, welche mit der Behauptung der Ursprünglichkeit der Materie eine Verehrung der Natur oder des Natürlichen verbinden, gleichsam als ob das Ursprüngliche oder Selbständige an sich besonderen Respekt verdiente[1]).

Andererseits enthalten viele idealistische Systeme wertvolle materiale Erkenntnisse, welche trotz der weltanschaulichen Absichten ihrer Urheber wichtige Elemente des wissenschaftlichen Fortschritts darstellen. Die Dialektik selbst ist idealistischer Herkunft. Manche Entwürfe der modernen Metaphysik haben als Modelle zur Beurteilung der gegenwärtigen Menschen, als „Hypothesen“, wie Dilthey

[1]) Häufig erscheint dieser Pantheismus freilich als leicht ablösbare Form, so wenn der tapfere Vanini „Natura, quae Deus est“ sagt, und in Klammern hinzufügt „enim principium motus“ (De admirandis naturae reginae deaeque mortalium arcanis, libri quattuor, Lutetiae 1616, S. 366).

selbst die Systeme der Vergangenheit bezeichnet[1]), höchste Bedeutung. Der idealistische Zug eines Werkes kommt häufig in scheinbaren Kleinigkeiten zum Ausdruck: etwa in der Anwendung eines der Idee autonomer Erkenntnis zugeordneten Pathos, in der Wichtigkeit, mit welcher längst vergangene Philosophen und ihre Probleme, der Unwichtigkeit, mit welcher die reale Not der Gegenwart und ihre Ursachen behandelt werden. Die Bedeutung, welche die Hervorhebung dieser feinen Unterschiede des Denkens, ja überhaupt die Unterscheidung zwischen Materialismus und Idealismus hat, ist nicht systematisch zu begründen, sondern ergibt sich erst im Zusammenhang mit der Rolle dieser Strömungen in der Gegenwart. Nicht daß der Idealismus fälschlich den Geist unendlich setzt, sondern daß er damit auch die Veränderung der materiellen Existenzbedingungen der Menschen zu etwas Sekundärem stempelt, läßt diese intellektuellen Differenzen so stark hervortreten.

Der Materialismus fordert die Vereinigung von Philosophie und Wissenschaft. Er anerkennt zwar arbeitstechnische Unterschiede zwischen allgemeineren philosophischen und einzelwissenschaftlichen Aufgaben, ebenso wie Unterschiede zwischen den Methoden der Forschung und der Darstellung, aber nicht zwischen denen der Wissenschaft überhaupt und der Philosophie als solcher. Dies bedeutet keineswegs, daß die einzelnen gegenwärtigen Wissenschaften oder gar ihr eigenes Bewußtsein von sich selbst, ihre Wissenschaftstheorie als der heute höchste Grad von Einsicht hinzunehmen wären. Infolge der bestehenden Verhältnisse ist vielmehr der herrschende Wissenschaftsbetrieb von wichtigen Einsichten abgeschnitten und bewahrt eine veraltete Form. Die Beurteilung, wie weit Gesamtstruktur und Beschaffenheit der einzelnen Wissenschaften der realisierbaren Erkenntnis entsprechen, ist selbst ein kompliziertes theoretisches Problem. Es kann nicht ein für allemal entschieden werden. Weil im 17. und 18. Jahrhundert die gesamte Wissenschaft auf der mechanischen Naturlehre beruhte, ja sich fast in ihr erschöpfte, ließ der damalige Materialismus als einziges Wissen von der Wirklichkeit die mathematisch-mechanische Naturwissenschaft gelten. Seine Erkenntnis- und Methodenlehre entsprach dieser Überzeugung. Schon der physikalische Materialismus der Vogt und Haeckel im 19. Jahrhundert hat jedoch das Bestreben, Philosophie und positive Wissenschaft zu vereinigen, praktisch aufgegeben, indem zu ihrer Zeit die mechanische Naturlehre keineswegs mehr mit dem Inhalt der Wissenschaft

[1]) Dilthey, l. c., S. 97.

zusammenfiel, sondern gegenüber den Gesellschaftswissenschaften stark an aktueller Bedeutung verloren hatte. Sie wurden nun auch für die Methodologie entscheidend. Der haeckelsche rein naturwissenschaftliche Monismus ist daher ein Pseudo-Materialismus, was sich auch in seiner weltanschaulichen, von der geschichtlichen Praxis ablenkenden Funktion kundgibt. Wenn aber Max Scheler den Materialismus im Jahre 1926 noch „zu der Reihe von Auffassungen, die den Erkenntniswert der mechanischen Naturlehre überschätzen", rechnet, und behauptet, daß er die „siebenfache Relativität der formalmechanischen Natur- und Seelenbetrachtung übersah und den Mechanismus darum zu einem ‚Ding an sich' machte"[1]), so hat er offenbar den Sinn der materialistischen Forderung der Vereinigung von Wissenschaft und Philosophie vollständig mißverstanden. Dieser ist das genaue Gegenteil der Verabsolutierung bestimmter Wissensinhalte und fordert vielmehr, daß jede Erkenntnis zwar keineswegs als bloß willkürliches Erzeugnis, aber doch als Vorstellung bestimmter Menschen in einem bestimmten geschichtlichen Augenblick genommen werde, eine Vorstellung, die freilich vom Produkt zur Produktivkraft werden kann. Keineswegs ist der Materialismus auf eine bestimmte Auffassung von der Materie festgelegt, vielmehr entscheidet darüber keine andere Instanz als die fortschreitende Naturwissenschaft selbst. Ihre Ergebnisse sind nicht bloß im Hinblick auf die ihrem zukünftigen Gang immanenten Korrekturen relativ, sondern auch insofern, als die Physik zwar die allgemeinsten Formeln für die Erfahrung einer bestimmten Gesellschaft über das raum-zeitliche Geschehen gewinnt, aber stets den nie restlos zu entziffernden Stempel ihrer subjektiven Herkunft an sich trägt.

Durch diesen Begriff der Wissenschaft unterscheidet sich der Materialismus vom Positivismus und Empiriokritizismus des 19. Jahrhunderts. Der Umstand, daß der Positivismus seit seinem Entstehen in der Aufklärung bei Turgot und d'Alembert[2]) „le dogme général de l'invariabilité des lois naturelles"[3]) enthielt und zwar die Abhängigkeit des Handelns von der jeweiligen Kenntnis der natürlichen Ordnung, aber nicht die Abhängigkeit sowohl der Ordnung wie ihrer Kenntnis von der Aktivität der Menschen ins Bewußtsein hob, mußte ihn notwendig dazu führen, die Wissenschaft selbst bei allem Glauben an ihren Fortschritt unhistorisch zu fassen. Dieser

[1]) Max Scheler, Die Wissensformen und die Gesellschaft, l. c., S. 299ff.
[2]) Vgl. d. Aufsatz von G. Misch, Zur Entstehung des franz. Positivismus, Archiv f. Gesch. d. Philos., 14.
[3]) Aug. Comte, Discours sur l'esprit positif, Paris, 1909, S. 22.

Mangel bliebe bestehen, selbst wenn der besonders im Empiriokritizismus ausgebildete, aber für den gesamten Positivismus maßgebende Glaube an die Zusammensetzbarkeit der Welt aus Elementen, als deren „vorläufig"[1]) letzte die Empfindungen gelten, etwa durch eine modernere Auffassung abgelöst werden sollte. Ernst Machs Ansicht unterscheidet sich trotz seiner weitgehend pragmatischen Auffassung der Wissenschaft im Hinblick auf die Ungeschichtlichkeit der Erkenntnis nur wenig von der kantianischen. Auch nach ihm ist „der ganze Zeitverlauf nur an Bedingungen unserer Sinnlichkeit gebunden"[2]). Daraus folgt zwar nicht, wie manche materialistische Autoren meinen, daß es vor den Menschen keine Natur gegeben hätte, d.h. der Widerspruch gegen die Naturgeschichte. In dem subjektiv entworfenen Zeitschema muß die Gattung Mensch keineswegs die ersten Stellen besetzen, sondern sie kann sehr wohl hinter einer unbegrenzt langen Vorgeschichte eingeordnet werden. Doch verhindert dann die Behauptung der Subjektivität der Zeit die Gleichsetzung des erkennenden Subjekts mit den endlichen Menschen. Auch der Empiriokritizimus deckt sich insofern mit der idealistischen Metaphysik als er ein von der Zeit unabhängiges Subjekt voraussetzt. Deshalb trifft die materialistische Kritik mit ihrem Hinweis eine entscheidende Schwäche dieser Lehre.

Aber es besteht noch ein weiterer Unterschied zwischen allen materialistischen und positivistischen Richtungen. Dieser tritt zwar gerade in den Arbeiten Machs nicht sehr deutlich hervor, weil er persönlich, ohne daß freilich sein subjektivistischer Standpunkt die Notwendigkeit dazu enthielte, von der neuen Bescheidenheit der Wissenschaftler vor der Spekulation frei gewesen ist[3]). Der Positivismus ist nämlich stolz darauf, daß er sich nicht um das „Wesen" der Dinge, sondern nur um die Erscheinungen, also darum, was uns tatsächlich von ihnen gegeben sei, bekümmere. „. . . tous les bons esprits reconnaissent aujourd'hui que nos études réelles sont strictement circonscrites à l'analyse des phénomènes pour découvrir leurs lois effectives, c'est-à-dire leurs relations constantes de succession

---

[1]) Vgl. E. Mach, „Die Analyse der Empfindungen", 9. Aufl., Jena 1922, S. 24, und „Erkenntnis und Irrtum", 4. Aufl., Leipzig 1920, S. 275.

[2]) E. Mach, Die Analyse der Empfindungen. l. c., S. 270.

[3]) Siehe zu dieser Bescheidenheit u. a. H. Poincaré in der aufschlußreichen Sammlung „Le Matérialisme actuel", Paris 1918, S. 50/51: „. . . tant que la science est imparfaite, la liberté conservera une petite place et si cette place doit sans cesse se restreindre, c'en est assez pourtant pour que, de là, elle puisse tout diriger; or, la science sera toujours imparfaite, ... tant que l'esprit se distingue de son object, il ne saurait le connaitre parfaitement, puisqu'il n'en verra jamais que l'extérieur." (Sperrungen von M. H.)

ou de similitude, et ne peuvent nullement concerner leur nature intime, ni leur cause, ou première ou finale, ni leur mode essentiel de production"[1]). Auch John Stuart Mill definiert in seiner Logik die Körper „als die verborgene äußerliche Ursache, auf welche wir unsere Empfindungen beziehen". Nach seiner Ansicht kennen wir von der Natur des Körpers und des Geistes „zufolge der besten jetzt existierenden Lehre nichts, als die Gefühle, welche der erstere erregt und die der letztere erfährt". „Ein Körper ist das geheimnisvolle Etwas, das den Geist zu fühlen anregt, der Geist ist das mysteriöse Etwas, das fühlt und denkt"[2]). Durch diese Lehre von der notwendigen Beschränkung der Wissenschaft auf Erscheinungen oder vielmehr durch Herabsetzung der erkannten Welt zu einem „nur" Äußeren schließt der Positivismus grundsätzlich seinen Frieden mit jeder Art von Aberglauben. Er bringt die sich in der Lebenspraxis bewährende Theorie um ihren Ernst. Übersteigert die nichtpositivistische Metaphysik die Idee ihrer eigenen Erkenntnis, indem sie sinngemäß ihre Autonomie behaupten muß, so setzt der Positivismus die nach seiner Ansicht allein mögliche Erkenntnis zu einer Sammlung äußerlicher Daten herab. Den Widerspruch zwischen der metaphysischen Kennzeichnung der erkannten Wirklichkeit als Erscheinung und Äußeres einerseits und andererseits seiner angeblichen Vorsicht, in welcher jene undialektische Trennung freilich schon enthalten ist, pflegt er außerdem zu übersehen. „Das Wahre nicht zu wissen und nur das Erscheinen des Zeitlichen und Zufälligen — nur das Eitle zu erkennen, diese Eitelkeit ist es, welche sich in der Philosophie breitgemacht hat und in unseren Zeiten noch breit macht und das große Wort führt"[3]). Was Hegel gegen die Aufklärung einwendet, richtet sich heute vor allem gegen die freilich in der Aufklärung entstandene positivistische Philosophie. Er selbst hat keineswegs, wie es in dieser Formulierung scheinen könnte, Wahrheit und Wissen von Zeitlichem voneinander getrennt, sondern im Gegenteil — darin liegt seine größte Tiefe — das Wissen von Zeitlichem als Zeitlichem zum eigentlichen Inhalt der Philosophie gemacht. Sein Idealismus besteht freilich in dem Glauben, „daß eben diese Bezeichnung von Etwas als einem Endlichen oder Beschränkten den Beweis von der

[1]) A. Comte, Cours de philosophie positive, 5e édition, Paris 1893, Bd. II., S. 338.

[2]) J. St. Mill, System der deduktiven und induktiven Logik, übers. v. J. Schiel, Braunschweig 1862, I. Tl., S. 74/76.

[3]) Hegels Anrede an seine Zuhörer bei Eröffnung seiner Vorlesungen in Berlin am 22. Oktober 1818, Werke, Vollst. Ausg., VI. Bd., Berlin 1843, S. XXXIX.

wirklichen Gegenwart des Unendlichen, Unbeschränkten enthält, daß Wissen von Grenze nur sein kann, insofern das Unbegrenzte diesseits im Bewußtsein ist"[1]). Doch Hegel ist der echten Aufklärung trotz seiner Gegnerschaft gegen sie dadurch verwandter als der Positivismus, daß er kein der menschlichen Erkenntnis grundsätzlich unzugängliches Gebiet für die bloße Ahnung freigibt. Der Positivismus dagegen ist sich seiner Duldsamkeit in dieser Hinsicht wohl bewußt, ja er hat die Bedeutung seines Namens ausdrücklich auch als Gegensatz gegen das „Negative", d. h. gegen die Verneinung solcher Ahnungen verstanden wissen wollen. Die gesunde Philosophie, sagt Comte, beseitige zwar die notwendig unlösbaren Fragen, aber sie sei dabei unparteiischer und duldsamer als ihre Gegner, sie untersuche die Bedingungen der Dauer und des Niedergangs vergangener Glaubenssysteme, „sans prononcer jamais aucune négation absolue ... C'est ainsi qu'elle rend une scrupuleuse justice non seulement aux divers systèmes de monothéisme autres que celui qui expire aujourd'hui parmi nous, mais aussi aux croyances polythéiques, ou même fétichiques, en les rapportant toujours aux phases correspondantes de l'évolution fondamentale"[2]). Das historische Verständnis jener Vorstellungen bedeutet hier zugleich die Anerkennung des dem Wissen prinzipiell unzugänglichen, in die historische Dialektik nicht einbezogenen Gebiets, auf das sie sich beziehen.

Auch der Materialismus sucht alle geistigen Gestaltungen historisch zu begreifen. Aber aus seiner Einsicht, daß es kein unendliches Wissen geben könne, folgt für ihn nicht die Unparteilichkeit gegenüber dem jeweiligen Anspruch des endlichen, es doch zu sein. Mit der Erkenntnis der Beschränktheit des Denkens sind keine Gebiete gesetzt, auf die es nicht anzuwenden wäre; diese positivistische Meinung ist vielmehr selbst ein Widerspruch. Daß wir nicht alles wissen, heißt ganz und gar nicht, daß das, was wir wissen, das Unwesentliche, und das, was wir nicht wissen, das Wesentliche sei. Diese Fehlurteile, durch die der Positivismus bewußt seinen Frieden mit dem Aberglauben und seinen Unfrieden mit dem Materialismus gemacht hat, lassen Bergsons Erniedrigung des theoretischen Denkens und die Entstehung der modernen intuitionistischen Metaphysik als Folge der positivistischen Philosophie erscheinen. Der Positivismus ist in Wirklichkeit der Intuitionsmetaphysik viel verwandter als dem Materialis-

[1]) Hegel, Enzykl., § 60.
[2]) Aug. Comte, Discours sur l'esprit positif, l. c., S. 52.

mus, mit dem ihn diese fälschlicherweise zusammenzubringen pflegt. Wenn auch seit der Jahrhundertwende der Positivismus gegenüber der herrschenden Metaphysik als nicht „konkret", in Wahrheit nicht spiritualistisch genug erscheint, handelt es sich doch bei beiden um zwei verschiedene Phasen einer die natürliche Erkenntnis entwertenden, abstrakte begriffliche Strukturen hypostasierenden Philosophie. Begründet doch Bergson, wie die Lebensphilosophie überhaupt, seine Metaphysik der durée auf die Behauptung einer unmittelbaren, durch Introspektion festzustellenden Begebenheit, nur daß diese Gegebenheit bei Bergson nicht aus voneinander abgehobenen Elementen, sondern im lebendigen, durch Intuition zu erfassenden Fluß des Lebens bestehen soll. Die Metaphysik der Elemente, die Interpretation der Wirklichkeit als Inbegriff ursprünglich isolierter Gegebenheiten, das Dogma von der Unwandelbarkeit der Naturgesetze, der Glaube an die Möglichkeit eines abschließenden Systems sind die speziellen metaphysischen Thesen des Positivismus, die subjektivistische Behauptung der unmittelbaren, ursprünglichen, theoriefreien Gegebenheiten als wahrer Wirklichkeit hat er mit dem Intuitionismus ebenso gemeinsam wie das Beiwort „nur", durch das beide die auf rationelle Voraussicht gerichtete, von ihnen freilich mechanistisch mißverstandene Theorie beschränken möchten. Im Kampf gegen den Materialismus sind sie daher miteinander ganz einig. Ja, wenn die Wehrlosigkeit dieser Philosophie vor allen supranaturalistischen Strömungen besonders kraß in ihrer Ohnmacht vor Spiritismus und Okkultismus, diesen kruden Formen des Aberglaubens, zum Ausdruck kommt, so hat Bergson darin noch einen Vorzug vor Comte. Die inhaltliche Metaphysik besetzt ja mit ihren eigenen Spekulationen die transzendenten Gebiete, so daß sie, wie Comte ihr vorwirft, gegen die herrschenden Lehren vom Jenseits „n'a jamais pu être que critique"[1]). Bergson muß daher erst ausdrücklich versichern, die Transexistenz des Bewußtseins sei „si probable que l'obligation de la preuve incombera à celui qui nie, bien plutôt qu'à celui qui affirme", und die echte Philosophie führe uns „peu à peu à un état qui équivaut pratiquement à la certitude"[2]). Comte dagegen ist kraft seiner Gleichsetzung der Wirklichkeit mit subjektiven Gegebenheiten, mit bloßen Erscheinungen von vornherein gegenüber allen behaupteten Erlebnissen und Erfahrungen des Übersinnlichen grundsätzlich machtlos. In

---

[1]) Aug. Comte, Discours sur l'esprit positif, l. c., S. 51.

[2]) Bergson, L'âme et le corps, in der schon erwähnten Sammlung „Le Matérialisme actuel", S. 47/48.

der Gegenwart ist die mehr positivistische und die mehr intuitionistische Spielart dieser durch die Konsequenz des Okkultismus gekennzeichneten Philosophie kaum noch zu unterscheiden. Nach Hans Driesch ist es klar, daß seine Lehre „allem ‚Okkulten' nicht nur nicht widerspricht, sondern ihm geradezu den Weg bereitet"[1]). Bergson scheut sich nicht, in seinem neuesten Buch zu versichern, „que si l'on met en doute la réalité des 'manifestations télépathiques' par exemple, après les milliers de dépositions concordantes recueillies sur elles, c'est le témoignage humain en général qu'il faudra déclarer inexistant aux yeux de la science: que deviendra l'histoire?" Und er hält es für gar nicht unmöglich, „qu'une lueur de ce monde inconnu nous arrive visible aux yeux du corps"[2]). Ja, er erwägt ernsthaft, daß von solchen Nachrichten aus der anderen Welt eine völlige Umwandlung der Menschheit ausgehen könne. Die Vernachlässigung des theoretischen Faktors zugunsten der bloßen unmittelbaren Gegebenheit bringt die Wissenschaft völlig um ihre aufklärende Wirkung. „Wo die Empfindung in ihrer angeblichen Selbständigkeit als Kriterium der Wirklichkeit gilt, da kann die Unterscheidung zwischen Natur und Spuk ins Schwanken kommen"[3]).

Die Nachfolger Comtes, besonders die Empiriokritizisten und die logistische Schule, haben ihre Terminologie so verfeinert, daß der Unterschied zwischen den bloßen Erscheinungen, mit denen sich die Wissenschaft zu beschäftigen hat, und dem Wesentlichen nicht mehr in ihr vorkommt. Aber die Entwertung der Theorie macht sich auf die verschiedenste Weise geltend, so z. B. wenn Wittgenstein in seinem übrigens hervorragenden Tractatus Logico-Philosophicus[4]) erklärt: „Wir fühlen, daß selbst wenn alle möglichen wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind. Freilich bleibt dann eben keine Frage mehr; und eben dies ist die Antwort . . . Es gibt allerdings Unaussprechliches. Dies zeigt sich, es ist das Mystische." Auch der Materialismus glaubt, wie oben dargelegt, keineswegs, daß die Lebensprobleme rein theoretisch lösbar seien, aber es ist nach ihm auch undenkbar, daß auf andere Weise der „Sinn des Lebens nach langen Zweifeln klar"[5]) werden könnte. Es gibt weder „das Mystische", noch den „Sinn des Lebens".

---

[1]) H. Driesch, Philosophie des Organischen, Leipzig 1921, S. 387.
[2]) H. Bergson, Les deux sources de la morale et de la religion, Paris 1932, S. 342.
[3]) H. Cohen, Logik d. reinen Erkenntnis, 2. Aufl., Berlin 1914, S. 495.
[4]) London 1922, S. 186. [5]) Wittgenstein, l. c.

Der Materialismus hat mit der positivistischen Lehre gemein, daß er als wirklich nur anerkennt, was sich in sinnlicher Erfahrung ausweist. Seit seinem Entstehen enthält er den Sensualismus in sich. „Was wir im Geiste schauen, nimmt alles seinen Ausgang von den sinnlichen Wahrnehmungen . . .", sagt Epikur[1]). „Wenn du alle sinnlichen Wahrnehmungen verwirfst, so wirst du auch nichts mehr haben, worauf du dich bei deinem Urteil über diejenigen beziehen könntest, von denen du behauptest, daß sie falsch seien"[2]). Diese erkenntnistheoretische Lehre hat der Materialismus während seiner Geschichte beibehalten. Sie dient ihm als kritische Waffe gegen dogmatische Begriffe. Jede Behauptung bedarf der Bewährung in sinnlicher Erfahrung. Aber der Materialismus verabsolutiert nicht den Sensualismus. Die Forderung des Ausweises jeder Existenz durch die Sinnlichkeit bedeutet nicht, daß diese selbst sich im historischen Prozeß nicht verändere oder gar ihre Elemente als die festen Bausteine der Welt zu betrachten seien. Wenn der Aufweis durch sinnliche Erfahrungen jeweils notwendig mit zur Begründung von Existenzialurteilen gehört, so sind die sinnlichen Erfahrungen noch lange nicht identisch mit den konstanten Elementen der Welt. Abgesehen davon, daß die Theorie stets mehr ist als bloße Sinnlichkeit und sich nicht restlos auf Empfindungen zurückführen läßt, ja, daß nach der neuesten Entwicklung der Psychologie die Empfindungen weit entfernt davon, die elementaren Bestandteile der Welt oder auch nur des psychischen Lebens zu sein, vielmehr selbst erst durch einen komplizierten Abstraktionsprozeß jeweils aus der Destruktion gestalteter psychischer Gebilde als Derivate zu gewinnen sind[3]), darf die Beschaffenheit unserer Sinnlichkeit keineswegs verewigt werden. Sie ebenso wie die Beziehung des „Subjekts" zu den „Gegebenheiten" ist bedingt und veränderlich. Schon innerhalb der Gegenwart gibt es den Widerstreit zwischen den Konstatierungen der einzelnen Subjekte, und dieser ist keineswegs bloß durch Majorität, sondern mit Hilfe der Theorie zu schlichten. Sinnliche Erlebnisse bilden die Grundlage der Erkenntnis, überall sind wir auf sie angewiesen, aber Entstehung und Bedingungen der Erkenntnis sind nicht zugleich Entstehung und Bedingungen der Welt.

---

[1]) Die Nachsokratiker, übers. v. Nestle, Jena 1923, Bd. I., S. 183.
[2]) Ebenda, S. 213.
[3]) Vgl. hierzu z. B. H. Cornelius, Transzendentale Systematik, München 1916, S. 154: „An die Stelle der Vereinigung eines zuvor Getrennten in der ‚Synopsis des Mannigfaltigen durch den Sinn' tritt die Trennung der

Wenn die positivistischen mit fast allen anderen philosophischen Strömungen gegen den Materialismus zusammenstimmen, so hängt dies freilich nicht bloß mit den soeben besprochenen Unterschieden, sondern auch mit der materialistischen Lehre von der Lust zusammen. Daß die Handlungen nach dem Materialismus nicht notwendig aus einer letzten absoluten These folgen, wurde zu zeigen versucht. Der Materialist wird zwar zur Begründung seiner Entscheidungen jeweils auf mehr oder weniger allgemeine Sachverhalte verweisen, aber er sieht nicht davon ab, daß auch unter Voraussetzung der von ihm angeführten Bestimmungsgründe nur bei ähnlichen psychischen Situationen ähnliche Entscheidungen zu erwarten sind. Diese Situationen haben selbst ihre gesellschaftlichen und individuellen Bedingungen, sie sind geschichtlich geworden, und daher läßt sich aus der Gültigkeit einer bestimmten Erkenntnis ohne Berücksichtigung der tatsächlichen psychischen Verfassung keineswegs ein bestimmtes Handeln als notwendig herleiten. Diese materialistische Ansicht hat nicht bloß die negative Bedeutung der Ablehnung einer metaphysisch zu begründenden Moral, sondern ist von den Materialisten stets so verstanden worden, daß das Streben der Menschen nach ihrem Glück als eine natürliche, keiner Rechtfertigung bedürftige Tatsache anzuerkennen sei. Inwiefern nur eine naive, ökonomistische Psychologie dieses Streben nach Glück bloß im Sinn einer Befriedigung grobmaterieller Bedürfnisse verstehen kann, ist in dieser Zeitschrift durch die Arbeiten von Erich Fromm eingehend dargelegt worden. Die Struktur der Bedürfnisse in den verschiedenen Gesellschaftsformen, bei den einzelnen sozialen Gruppen wie bei den Individuen, ist veränderlich und nur im Hinblick auf eine bestimmte

---

Teile vermöge der Unterscheidung innerhalb des unmittelbar gegebenen Ganzen des Bewußtseinsverlaufs . . .“; Koffka, Psychologie, in: Die Philosophie in ihren Einzelwissenschaften, Berlin 1925, S. 548: „Die Empfindungen, die der Psychologie solange zugrunde lagen, sind . . nicht Ausgangspunkte, sondern Endpunkte einer Entwicklung, letzte Erzeugnisse des Isolierungsprozesses, der die natürlichen Grenzgegebenheiten aufspaltete, Einzelgebilde, dafür in einer Durchgestaltung, die sie als natürliche Glieder des Ausgangsganzen nicht besitzen. . . . Die Empfindungen sind also gewiß Kunstprodukte . . .“; Wertheimer, Über Gestalttheorie, im Symposion, Bd. I, Heft 1: Man sieht, „daß das, was primitiv ist, was eigentlich zugrunde liegt, was voran liegt, mit unserem Spätderivat, mit unserem Kulturprodukt von Empfindungen, wenig zu tun hat“. Dies sind nur zufällig ausgewählte Stellen aus relativ späten Arbeiten. Vgl. vor allem Koffka „Zur Psychologie der Wahrnehmung“, in: „Geisteswissenschaften“, 1914, sowie die gesamte gestalttheoretische Literatur, wo im Gegensatz zur bloß philosophischen Ablehnung der psychischen Elementenlehre strenge Nachweise für die Unselbständigkeit der Empfindungen in experimentellen Arbeiten verstreut zu finden sind.

Zeit und eine konkrete Situation darzustellen. Die bekannten und unbekannten Kämpfer mit materialistischer Gesinnung, welche seit Jahrtausenden um der verschiedensten Ziele willen, zumeist aber aus Solidarität mit den leidenden Menschen, Freiheit und Leben verloren haben, beweisen, daß die Sorge um das eigene leibliche Wohl mit dieser Denkrichtung nicht enger verknüpft ist als mit jeder anderen. Durch die Ablehnung der Illusionen einer idealistischen Metaphysik waren sie jeder Aussicht auf einen individuellen Lohn in der Ewigkeit, also eines wichtigen egoistischen Antriebs, der sonst in Wirksamkeit ist, beraubt. Die immer wiederholten Versuche, aus ihrer reinen Hingabe an die Interessen der Menschheit einen Widerspruch zu der von ihnen bekundeten materialistischen Überzeugung zu konstruieren, entbehren jedes philosophischen Rechts. Wegen der zu solchen Mißverständnissen führenden einfachen Psychologie, welche den meisten um eine absolute Moral besorgten Lehren zugrunde liegt, sagt heute der Materialismus richtiger, daß alle Menschen nach Glück, nicht daß sie nach Lust streben. Auch haben sie ja weniger ihre Lust, als das, was ihnen Lust macht, im Auge; jeder ist auch bei den einfachen Dingen, wie Hegel es von den sogenannten geistigen sagt, gewohnt, „sich um die Sache, nicht zum Vergnügen, d. h. mit der beständigen Reflexion der Beziehung auf sich als einzelnen, sondern als Sache . . .“[1]) zu bekümmern. Der Materialismus lehnt es jedoch ab, deswegen einen Unterschied zwischen Glück und Lust zu machen, weil die Befriedigung der Lust, im Gegensatz zu „höheren“ Motiven, der Begründung, Entschuldigung oder Rechtfertigung bedürfte. Diese Rechtfertigung kann in einer bestimmten Gesellschaft für bestimmte Handlungen durchaus zweckmäßig sein, aber dann nur im Hinblick auf eine selbst gesetzte oder sonst vorhandene Autorität, nicht auf Grund einer unbedingten Ordnung. Daß die Menschen durch „elementare Lust- und Unlustreaktionen“ bestimmt sind, ist vielleicht keine sehr treffende psychologische Beschreibung, aber doch ein guter Hinweis auf jenen Tatbestand, über den sich der Materialismus im Gegensatz zur idealistischen Geisteshaltung nicht empört. Obgleich auch einzelne sonst idealistische Philosophen, z. B. Hegel, hier mit dem Materialismus ganz übereinstimmen, wirkt dieser Punkt in Verbindung mit dem Mangel einer Sinndeutung der Welt wohl als ein Motiv dafür, daß untereinander ganz entgegengesetzte Richtungen den Materialismus immer wieder

[1]) Hegel, Vorlesungen üb. d. Geschichte d. Philosophie, II. Bd., Jubiläumsausgabe, Bd. 18, S. 465.

auf die offenkundig unhaltbare methaphysische These von der ausschließlichen Wirklichkeit der Materie bringen, um ihn dann mit leichter Mühe zu widerlegen.

Der Materialismus der Gegenwart ist nicht vornehmlich durch die formalen Züge, welche gegenüber der idealistischen Metaphysik hervorzuheben sind, gekennzeichnet, sondern durch seinen Inhalt: die ökonomische Theorie der Gesellschaft. Erst auf Grund der Abstraktion jener Formen aus diesem Inhalt treten sie an den vergangenen Ansichten als heute wichtige Kennzeichen hervor. Die verschiedenen materialistischen Lehren sind daher keine Beispiele einer feststehenden Idee. Die ökonomische Theorie der Gesellschaft und der Geschichte ist nicht aus rein theoretischen Motiven, sondern aus dem Bedürfnis entstanden, die gegenwärtige Gesellschaft zu begreifen; denn diese Gesellschaft ist dazu gelangt, eine immer größere Anzahl Menschen von dem auf Grund des allgemeinen Reichtums an wirtschaftlichen Kräften möglichen Glück abzusperren. Im Zusammenhang damit bildet sich auch die Vorstellung einer besseren Wirklichkeit, welche aus der heute herrschenden hervorgeht, und dieser Übergang wird zum Thema der gegenwärtigen Theorie und Praxis. An Idealen fehlt es dem Materialismus daher nicht. Sie bestimmen sich im Zusammenhang mit den Bedürfnissen der Allgemeinheit und werden gemessen an dem, was mit den vorhandenen menschlichen Kräften in sichtbarer Zukunft möglich ist. Aber der Materialismus verzichtet darauf, diese Ideale der Geschichte, und damit auch der Gegenwart, als von den Menschen unabhängige Ideen zugrunde zu legen. Dieses Bestreben des Idealismus tut der Geschichte mehr Ehre an als der Idee. Die Ideale können zu bewegenden Kräften werden, soweit nämlich die Menschen darangehen, sie aus bloßen, wenn auch begründeten Vorstellungen zur Wirklichkeit zu machen. Aber die Geschichte selbst hat darum bis jetzt nicht aufgehört, ein Inbegriff von Kämpfen zu sein. Selbst im Hinblick darauf, daß es gelingen mag, die Ideale zu verwirklichen, verzichtet der Materialismus darauf, „das, was geschehen ist und geschieht, dies Einmalige, Zufällige und Momentane ... auf einen wert- und sinnvollen Zusammenhang“[1]) zurückzubeziehen, wie es die Geistesgeschichte tut. Er wird daher von dieser, wie von der Metaphysik überhaupt, kaum verstanden werden können.

---

[1]) Dilthey, Ges. Schriften, Bd. VII. S. 3.

Conrad Ferdinand Meyers heroische Geschichtsauffassung.

Von

Leo Löwenthal (Frankfurt a. M.).

Vor einiger Zeit ist an dieser Stelle versucht worden, die Prinzipien einer erklärenden Literaturwissenschaft darzulegen. Die dieser Auseinandersetzung seinerzeit hinzugefügten Beispiele konnten nicht mehr als Hinweise auf diese Forschungsrichtung darstellen. Im folgenden soll nun einer jener Hinweise näher ausgeführt werden. Daß dabei die Wahl auf Conrad Ferdinand Meyer gefallen ist, darf nicht als willkürlich verstanden werden. Das Besondere der Aufgabe liegt nämlich darin zu zeigen, daß auch Kunstwerke, die inhaltlich und formal auf den ersten Blick außerhalb gesellschaftlicher Beziehungen zu stehen scheinen, durch literatursoziologische Analysen im Sinne meines erwähnten Aufsatzes eine zulänglichere historische Erklärung als bisher erfahren. Es gilt zunächst, Meyers Werk, bei dem wir uns fast ausschließlich auf die Erzählungen beschränken, auf seinen gesellschaftlichen Gehalt hin zu untersuchen[1]). Eine Probe aufs Exempel wird dann sein, ob die in immanenter soziologischer Untersuchung entdeckten soziologischen Bedeutungen und Funktionen vom Dichter gewollt oder gebilligt wurden und als Wirkungen bei den Leserschichten wieder aufgefunden werden können.

Das Studium der Gesellschaftsauffassung Meyers ist zugleich schwierig und einfach: einfach, weil alle seine Erzählungen ausschließlich historischer Natur sind, schwierig, weil der Stoff dieser Erzählungen ebenso ausschließlich der länger zurückliegenden Vergangenheit, niemals der Gegenwart entnommen ist. Vergegenwärtigt man sich zunächst einmal die Titel seiner Erzählungen, so fällt auf, daß sie sämtlich in gewisser Weise außerhalb jeder Anonymität stehen. Entweder weisen sie Namen historischer Persönlichkeiten auf, wie Gustav Adolf oder Pescara oder auch Jürg Jenatsch, oder

[1]) Auf die Funktion der Rahmenerzählung und das Stilmittel des Bildes wird hier deshalb nicht mehr eingegangen, weil sie gerade in der früheren Arbeit besonders berücksichtigt sind. Vgl. Jg. I dieser Zeitschrift, Seite 97f.

sie akzentuieren bestimmte Typen von Individuen, „Der Heilige“, „Die Richterin“, oder sie weisen auf seltene Situationen hin: jemand schießt von der Kanzel, ein Mönch hält Hochzeit. Immer sind es außerordentliche Menschen oder außerordentliche Angelegenheiten, die wir zu erwarten haben. Die Erzählungen stehen unter dem stofflichen Gesichtspunkt der Auswahl und des Auserwählten. Ihr äußerliches Merkmal ist das des Individuellen.

Alle Erzählungen Meyers sind Novellen, auch der „Jürg Jenatsch“, den man häufig als Roman bezeichnet. Der Roman umfaßt die Breite eines zusammenhängenden Abschnitts, ergreift die Fülle der Erscheinungen im menschlichen Leben und seiner Institutionen, „registriert“ die Welt, wie es Zola formuliert hat. Die Novellistik Meyers hat aber, schon die Titel verraten es, das Merkmal der Auswahl, der Besonderheit, der Ordnung in ganz bestimmter Weise. Nicht daß das Ausleseprinzip als solches bereits genügte, um daraus soziologische Schlüsse zu ziehen — die Entstehungsgeschichte der Novelle in der Renaissance ist mit dem Auswählen und Sondern bestimmter Situationen aufs engste verknüpft. Während aber damals schon einmal geformte Stoffe im Sinne einer literarischen Tradition wiedererzählt werden, während schließlich auch in der deutschen Novellistik des 19. Jahrhunderts, etwa bei Kleist, ungewöhnliche Ereignisse gestaltet werden, ist das für Meyer Bezeichnende, daß es bestimmte Zeiten, bestimmte Personen, bestimmte Situationen, bestimmte Typen sind, auf die sich seine Novellen beschränken. In seinen Novellen ist das Individuum weder wie bei Goethe aufgehoben im Schoße einer prinzipiell harmonisch geordneten Welt, noch wird es zur Erfüllung ihm vorgeschriebener Funktionen in das Reich der Erscheinungen hinausgetrieben, sondern in der Stilisierung von Raum, Zeit und Menschenmaterial drückt sich ein bestimmter Zwangscharakter aus, den ein außerordentlicher Mensch der Welt aufzuprägen wünscht.

Wir fassen jetzt, um den soziologischen Sinn der Auswahl immer deutlicher zu begreifen, die Stoffe selbst näher ins Auge. Ein besonders klares und schönes Beispiel bietet die Erzählung „Das Amulett“. Dreifach, in Geschichte, Landschaft und Menschen sondert der Dichter so lange, bis in aller Sorgfalt das Objekt heraustritt, auf das es allein ankommt. Zunächst wird sorgfältig der Zeitpunkt gewählt: aus den bewegten Kämpfen des 16. und 17. Jahrhunderts verengert sich der Blick auf den besonders abenteuerlichen Schauplatz der Hugenottenkämpfe. Hierbei wieder wird eine Episode be-

vorzugt, die wesentlich von einer bestimmten großen Persönlichkeit aus verständlich zu sein scheint. Bei der Auseinandersetzung der feindlich sich gegenüberstehenden Gruppen, die sich vor allem in den Formen des erregten Disputs oder des blutigen Kampfes Mann gegen Mann abspielt, erhält keine der Parteien vom Dichter Recht. Das bedeutet in dem hier in Frage stehenden Gedankenzug, daß die Inhalte dieser großen geschichtlichen Kämpfe völlig belanglos sind, daß es auf sie überhaupt nicht ankommt, es sei denn als eine bunte und phantastische Folie für den Admiral Coligny. Zur Selektion des Zeitmoments tritt die des Raumes. Man möchte von einer Einschrumpfung räumlicher Ausdehnung sprechen. Reisen in dieser Erzählung die Menschen, so ist man versucht, an den legeren Tonfall zu denken, in dem ein Großkaufmann von seinen Geschäftsreisen erzählt. Zu Beginn des dritten Kapitels reist der Erzähler durch Burgund, dann der Seine entlang bis zu einem kleinen Ort vor Paris. Diese sicher Tage und Wochen erfordernde Reise wird in drei Zeilen abgemacht (III, 19)[1], und der eine dafür verwendete Satz hätte auch noch Atem genug bis zur Ankunft in Paris gehabt, wäre nicht in Melun dem Erzähler ein Abenteuer zugestoßen, das auf den eigentlichen Helden bereits hinweist. Für die Beschreibung der Stadt Paris durch einen aus engen ländlichen Verhältnissen stammenden Schweizer hat der Dichter nur die einzige Zeile zur Verfügung: „Die erste Woche verging mir in der Betrachtung der mächtigen Stadt." Erst in dem Augenblick gewinnt Paris äußere Konturen, wo die Wohnung des Admirals und damit dieser selbst in den Kreis der Erzählung eintritt. Sichtbar wird diese Tendenz zur Verkürzung der Landschaft auch bei der Beschreibung einer Reise, die der Erzähler in Colignys Auftrag unternimmt: „Coligny sandte mich mit einem Auftrage nach Orleans, wo deutsche Reiterei lag. Als ich von dort zurückkehrte und meine Wohnung betrat, kam mir Gilbert (ein Parteigänger des Admirals) mit entstellter Miene entgegen" (III, 53). Hier wird deutlich, worauf die Einschrumpfung abzielt. Die Reise, zu deren Beschreibung eine halbe Zeile ausreicht, beginnt bei Coligny und endet wieder sinngemäß bei ihm. Zeit und Ort werden nicht im Sinne einer romantischen Mythologie heroisiert, sondern zu Prachtgewändern des Heros umstilisiert. Denn auf ihn allein kommt es ja an. Das zeigt ja auch zum dritten die Auswahl im individuellen Material. Coligny beherrscht alles. Er ist Führer und

[1]) Zitiert wird nach der Ausgabe: Sämtliche Werke in vier Bänden. Mit einer Einführung von Robert Faesi, Berlin o. J.

Held, immer groß und stark, zugleich begabt mit einer überlegenen Undurchsichtigkeit; sie selbst wird noch zu analysieren sein. Der Chronist selbst, der im Ich-Ton die Geschichte erzählt, tritt völlig in den Hintergrund.

In ähnlicher Weise lassen sich überall solche Verdichtungen und Selektionen nachweisen. Man denke etwa an die abrupt dramatische, jedes Detail mit bewußter Absicht vermeidende Schilderung des scheinbar endgültigen Bruchs von Heinrich mit Becket: „Endlich entschloß sich Herr Heinrich, forderte den Primas vor ein Gericht seiner Barone, ließ ihn als Reichsverräter verurteilen und vertrieb ihn auf ewig aus seinen Landen. Am selben Tage aber, da Herr Thomas wie ein Verbrecher über Meer entfliehen mußte, wich Frau Ellenor von ihrem Gemahl und verließ Schloß Windsor mit einem weit vernehmbaren Wehgeschrei" (IV, 102). Dieselbe heroische Stilisierung weist die ganze Komposition des „Jürg Jenatsch" auf. Er behandelt eine Episode aus dem Dreißigjährigen Kriege, aber sie wird so gestaltet, daß das Milieu eines Weltkriegs daraus entsteht. In der Landschaft der Schweiz, in der Gestalt des Jürg Jenatsch konzentrieren sich alle Mächte, Interessen und Leidenschaften der bewegten Epoche. Das Reich, Italien, Frankreich, Spanien, die Schweiz selber tragen ihre Konflikte aus, große Feldherren und Politiker, Ruhmsucht, Liebe, Ehrgeiz, „Glut und Kälte" sind spürbar in jedem Satz. Auch die Dynamik der Erzählung ist ähnlich wie im „Amulett": Aufbau in einzelnen abgeschlossenen Bildern mit dem Merkmal der Großartigkeit oder gelegentlich als Folie des krassen Kontrasts zu ihr.

Das beigebrachte Material dürfte ausreichen: die Auswahl steht im Dienst einer heroischen Geschichtsauffassung. Die Geschichte wird zum Schauplatz der Heroen, zur Gelegenheit des großen Spiels großer Individuen. Im „Amulett" treibt ein französischer Offizier eine Politik, bei der er die höchsten Personen des Hofs gegeneinander ausspielt ohne irgendeinen einzuweihen. Ein politisches Spiel treibt auch Pescara. Und selbst eine stofflich so harmlose Erzählung wie „Der Schuß von der Kanzel", in der der alte General nicht Gelegenheit zur verwegenen Tat, sondern nur zum gelungenen Streich hat, läßt am Ende so viel Licht auf den sterbenden Helden fallen, daß er, der in besten Jahren ein Held des Lebens war, auch der Held dieser Erzählung bleibt. Auf den „weltbewegenden" (Pescara IV, 159) Menschen kommt es an. Dem Pescara entschlüpft einmal das Wort: „Menschen und Dinge mit unsichtbaren Händen zu lenken

sei das Feinste des Lebens, und wer das einmal kenne, möge von nichts anderem mehr kosten“ (184). Für die Geschichte der Heroen gilt nicht die Zeitrechnung nach Jahrhunderten oder nach Stilepochen, sondern die nach Genies. Die Geschichte wird zum Saal, in dem der große Mensch wandelt. „Vorsaal“ heißt eine seiner Gedichtgruppen, „Gott“, „Frech und fromm“, „Genie“, „Männer“ — alle diese Titel von Gedichtsammlungen verraten, worauf es ankommt: nie auf das Allgemeine kommt es an, nie auf die Gruppen, nur der Held ist das unendlich variierte Thema der Geschichte. Nicht also ist es die Aufgabe des Menschen, den Meyers Erzählungen feiern, das zu tun, was an der Zeit ist, die Zeit vielmehr konstituiert sich erst durch die großen Taten. Morone ruft Pescara zur Tat auf: „Mein Pescara, welche Sternstellung über dir und für dich! Die Sache reif und reif du selbst! Eine entscheidende Zeit, ein verzweifeltes Ringen, Götter und Titanen, Freiheit aufbäumend gegen Zwangsherrschaft . . . Und deine Tat, die für dich bereit liegt und zu welcher du geboren wurdest! Zuckt dir die formende Hand nicht danach?“ (205). Pescara aber handelt nicht, und damit „erstarrt die Welt zur Lava“.

Man könnte versucht sein, Friedrich Hebbel mit Meyer zu konfrontieren. Gemeinsam ist ihnen nicht nur die Liebe zu historischen Stoffen, sondern sehr weitgehend auch der innergeschichtliche Aspekt, unter dem sie diese Stoffe auswählen. Hebbels Dramen pflegen in jenen Momenten der Weltgeschichte zu spielen, in denen eine Zeit durch eine andere abgelöst wird: die Umschläge von Germanentum zu Christentum, von kleinasiatischer Barbarei zur griechischen Kultur, von feudaler Gesellschaftsordnung zum bürgerlichen Liberalismus sind einige seiner charakteristischen Themen. Auch Meyer liebt solche Umschlagstellen: germanische Stämme und karolingisches Weltreich, Renaissance und Reformation, ständische Ordnung und Absolutismus sind geschichtliche Hintergründe einiger seiner Erzählungen. Hebbel will zeigen, daß das Individuum nur eine dienende Funktion im Ganzen des Geschichtsprozesses hat, der Tritt der Weltgeschichte schreitet rücksichtslos über die Individuen hinweg, gerade die großen Konfliktsituationen in der Geschichte zeigen, daß auch ein großer Mensch zwischen den Mühlsteinen des Geschehens zermalmt wird. Für Meyer aber sind die historischen Nahtstellen gerade darum da, um den großen Menschen ihre größten Chancen zu geben, um sie zeigen zu lassen, was sie eigentlich sind und vermögen, ja es sprechen die Erzählungen Meyers geradezu die Auffassung aus, daß es eben die „Männer“ sind, aus denen die Dialektik der Geschichte

entsteht. Die Verwandlung der historischen Perioden zu Funktionen der Heroen trifft sogar die geschichtlichen Zahlen. Eine historische Ziffer befindet sich etwa in der ersten Zeile des „Amuletts", aber dort nur in der Bedeutung einer autobiographischen Notiz. Die eigentliche chronologische Redeweise pflegt bei Meyer in der Form aufzutreten: „In jenen Tagen begab es sich . . ." (Der Heilige, IV, 75). Sehr bezeichnend ist auch der Ausruf des verärgerten Armbruster in der gleichen Erzählung: „Bleibt mir vom Leibe mit nichtigen Zahlen!" (106). Freilich: wenn von den jeweiligen Aktionen der Individuen das Schicksal der Welt abhängt, dann ist die einzelne Anordnung der Fakten für ihr Verständnis vollkommen belanglos.

Diese Souveränität gegenüber der Mannigfaltigkeit der Menschen wie der Situationen und Gegenstände macht den wirklichen Verlauf der Geschichte selbst für den Dichter zu einer vollkommen gleichgültigen Angelegenheit. Er ergreift sie darum auch nicht in historischen Quellenstudien, sondern geformt, wie sie vor allem bei Gregorovius und Burkhardt vorliegt[1]). Hier findet er eine geistesverwandte Behandlung der Vergangenheit, die nicht als solche, sondern als Hintergrund heldischer Geschichte belangvoll wird. Die soziale Stellung der Geschichtswissenschaft hat sich vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zu Meyers Zeit verschiedentlich gewandelt. In der Aufklärung — man denke an Heeren — dient die Geschichtsforschung dem bürgerlichen Fortschritt; Staatengeschichte wird getrieben, um die Entbehrlichkeit des Absolutismus und die Hohlheit seiner Herrschaftsordnung aufzudecken. Während der großen Zeit der bürgerlichen Niederlage in der Romantik steht die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Geschichte im Dienste einer verklärenden Beschreibung der Vergangenheit, mit der man sich über die trostlose Gegenwart hinweghilft; Ranke will — wenigstens in seinen Anfängen — gar nichts aus der Geschichte lernen, was für die Gegenwart wesentlich wäre, er begnügt sich mit der bloßen Anschauung dessen, „wie es gewesen ist". Bezogen auf das Proletariat will dann der historische Materialismus in der Geschichte Gesetze entdecken und mit ihrer Kenntnis die Gegenwart verstehen und verändern. — Die Geschichtsbeschreibung der Renaissance in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts steht im Zusammenhang des Ausbaus der großbürgerlichen Ideologie, die in der Geschichte der

[1]) Vgl. den Brief an Spitteler (1884 ?): „Stoffe habe ich nie gesucht noch je sogenannte ‚Vorstudien' gemacht" (Briefe C. F. Meyers, hrsg. von Adolf Frey, Leipzig 1908, I, S. 427).

einzelnen großen Männer, in der Entdeckung der Vollmenschen in lebendigen Zeiten artverwandte Typen für den starken Herrenmenschen der Gegenwart findet. Für diese Auffassung hat sich die Renaissance als dankbares Anschauungsmaterial dargeboten. In sinngemäßem Zusammenhang mit dem bürgerlichen Führerideal erscheint diese Epoche als prägnanter Beweis für eine heroische Geschichtsauffassung. Wenn vom Standpunkt des revolutionären Bürgertums oder des Proletariats das 15. und beginnende 16. Jahrhundert vorzugsweise als die Zeiten sich entfalten, in denen das aufs Diesseits und seine gesellschaftliche Bewältigung gerichtete Streben erstmals im europäischen Kulturkreis siegreich ansetzt, wenn so die Renaissance als die erste Etappe der großen bürgerlichen Aufklärung der modernen Geschichte sich entfaltet, so wie sie in der Tat ja das 18. Jahrhundert und die linke Hegelsche Schule gesehen haben, so dürfen in dem Sinne die Werke der Gregorovius und Burckhardt romantisch genannt werden, als ihr Geschichtsbild hinter den „kruden und vergänglichen Fakten“ die unvergängliche, in gutem und schlechtem Sinne ausschlaggebende und beispielhafte Rolle der großen Männer als die höhere Wirklichkeit heraustreten läßt. Hierzu ist freilich die einschränkende Bemerkung zu machen, daß die Historiker der Renaissance, vor allen Dingen Burckhardt, sehr wohl auch andere und zwar materialistische Elemente aufzuweisen haben, aber die Art und Weise, in der sie gewirkt haben, ja in der sie auch heute noch wirken, ist durchaus in Richtung der Faszination vor dem großen Mann. Und so haben sie auch auf Meyer gewirkt.

Eine der merkwürdigsten Konsequenzen der heroischen Geschichtsauffassung Meyers ist ihre Anwendung auf das Verhältnis von Geschichte und Natur. Um es möglichst prägnant zu verdeutlichen, diene folgender Exkurs. Das Verhältnis von Natur und Geschichte ist für jede geschichtsphilosophische Überlegung aktuell gewesen, bald unter dem Titel des Naturalen, bald unter dem des Mythischen oder des Archaischen. Für das triumphierende Bewußtsein des bürgerlichen Erwerbslebens in der Aufklärung erscheint die Natur unbedenklich als ein gegenständliches Material, das in einseitiger Dienstbarkeit und mit unveränderlichem Darbietungscharakter der Benutzung durch die menschliche Gesellschaft offensteht, ja die Bedeutung des Aufstiegs des dritten Standes ist gerade darin gelegen, daß er ein unvermitteltes und ungekünsteltes Hintreten des Menschen vor die Natur ermöglicht, um mit ihrer Ausnutzung den gesellschaftlichen Lebensprozeß höher zu schrauben.

Hinter dem Begriff der Natur, soweit er in der französischen Aufklärung als die Bezeichnung von etwas Gutem und gesetzmäßig Geordnetem auftritt, steht auch die Funktion des ökonomisch nutzbaren Guts. Wenn bei Rousseau die Natur zugleich, sei es als eine reale, sei es als eine fiktive historische Größe auftritt, wenn der Naturzustand eine faktische oder denkbare historische Gesellschaftsordnung darstellt, so ist es ganz abwegig, darin ein mythologisches Denkmotiv zu finden, etwa so, als ob für Rousseau das Leben in der Natur ontologische Gehalte sichtbar machte, die in einer technisch und organisatorisch strukturierten Gesellschaft unterdrückt wären, sondern der Naturzustand ist diejenige Lebensform, in der die Natur in ihrer wesentlich spendenden, für den Menschen nutzbaren, seinen Zwecken unterworfenen wirtschaftlichen Bedeutung auftritt. Nur in einem physikalisch-chemischen Sinne „erlöst“ im aufsteigenden Bürgertum der Mensch die Natur.

Als Depressionsepoche dieser Klasse erscheint im geistigen Leben die Romantik. In ihr ist das polare Gegenübertreten von Natur und Mensch beseitigt; ja es ließe sich sogar in gewisser Weise sagen, daß die in der Aufklärung obwaltende Beziehung in ihr Gegenteil verkehrt worden sei. Tritt dort die Natur in den Dienst des geschichtlichen Fortschritts, so tritt hier der Mensch aus der Geschichte in den Dienst der Natur, indem einerseits das mythische Reich von Vorwelt, Sage und himmlischem Zeitalter, andererseits das bloß Vegetative in der Kinderwelt und im Bild einer Erdkugel nach den Prinzipien der physikalischen Atlanten als die wahre menschliche Heimat gesichtet wird, indem die Hingabe des Menschen an solche Naturhaftigkeiten als das wahre Organon seiner Menschwerdung erscheint. Die Absage der spätfeudalen und absolutistischen Gesellschaft an das Bürgertum im Zeitalter des Wiener Kongresses erscheint in der ideologischen Verzauberung als die Absage des Bürgertums an eine Gegenwart, in der solche feindlichen Mächte sich als real setzen. Es darf sogar die Vermutung gewagt werden, daß in der historischen Schule, in der germanistischen Philologie, in Rankes und der ihm verwandten Geschichtsschreibung die Geschichte als ein schlechthin Seiendes und Unwandelbares auftritt, also in einer kategorialen Verarbeitung, welche die historische Realität in das Naturale als ein weiteres Element von ihm einzureihen gestattet. Denn mit der Aufklärung hat selbst der Organizismus der Romantik eine statische Auffassung der Natur gemein. Weder der Begriff der Gesetze dort, noch die organizistische Auffassung hier dürfen darüber hinweg-

täuschen, daß für diese beiden Stadien bürgerlichen Denkens die Natur als schlechthin fertig und präformiert erscheint. Für das 18. Jahrhundert freilich hat das die ideologische Bedeutung, die Lebensdauer der Gesellschaft zu garantieren, für die Romantiker und ihr Publikum ist es die gefühlsmäßige Garantie, im Wandel einer hassenswerten Scheinwelt einen Halt an der schönen „Wirklichkeit" zu haben.

Die Geschichtsphilosophie des Proletariats hat eine radikal andere Position eingenommen. Dieses Neue läßt sich mit dem Marxschen Begriff des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur ausdrücken[1]). Mit der Aufklärung hat der Marxismus gemein, daß die Natur wesentlich gesehen wird unter dem Gesichtspunkt der „Aneignung ... für menschliche Bedürfnisse"[2]). Die Analyse der Beziehungen zwischen Mensch und Natur blieb aber bei der Aufklärung in der Sphäre bloßer Abstraktion. Was bei ihrer Konkretisierung herausgekommen wäre, läßt sich von Marx aus rückwärts erschließen. Man wäre dann auf den Begriff der menschlichen Arbeit gestoßen als des Mittels der Aneignung, auf die Notwendigkeit der Arbeitsteilung und auf die mit ihr entstehende Klassengesellschaft. Damit wären die Gegensätze der bürgerlichen Gesellschaft zu einem Zeitpunkt ans Licht getreten, in dem das Bürgertum sich selber absolut setzte und den Klassenbegriff, so weit es ihn konzipierte, lediglich als ein Moment der Vergangenheit ansah. Im Verfolg dieser ideologischen Funktion enthält sich die Aufklärung auch im allgemeinen, das Sachmoment zu explizieren, das dem Begriff Stoffwechsel eigentlich zugrundeliegt. Sieht nämlich Marx, daß das natural Gegebene keineswegs sich in seinem bloßen Sosein als Diener des Menschen anbietet, vielmehr „Rohmaterial ... der Arbeitsgegenstand nur" ist, „sobald er bereits durch Arbeit vermittelte Veränderung erfahren hat" (141), so scheint es in der Aufklärung im allgemeinen so zu sein, daß die Natur sich wesentlich im Beispiel der leichtergreifbaren Baumfrucht erfassen läßt.

Bei Meyer steht Natur und Mythos nicht vor, sondern in oder besser nach der Geschichte. Man kann etwa folgendermaßen Meyers Haltung explizieren: dahin ist das Ringen großer Recken, als welche Individuen oder auch ganze Völker aufgetreten sein mögen. Dahin ist der Heros, der dem Leben der Menschen in der Zeit diejenige Weihe zu geben vermag, die von ihm als einer Wirklichkeit zu sprechen

1) Kapital (Meißner) I, 140.
2) a. a. O. S. 146.

berechtigt. Nun flüchtet sich der Heroismus als das Geheimnis der Geschichte in die Natur oder besser, er nimmt eine andere morphologische Gestalt in der Natur ein. Die Geschichte ist nicht eine Fortsetzung der Natur, sondern die Natur die Fortsetzung der Geschichte mit anderen Mitteln, Baum und Felsen die legitimen Nachkommen von Alarich, Sarazenen, Hohenstaufen und Cesare Borgia. Auch sie deutet auf das Große, Einmalige, Siegreiche, Führende der Einzelheit im Leben schlechthin. Das wird besonders deutlich im „Jürg Jenatsch". Die unerfreuliche Unterhaltung mit Waser findet ihre Fortsetzung in der Mehrung der Wolken und der Verdüsterung des Himmels (I, 15); die gemeinsame Reise Jürgs und der Lukrezia wird von einem Himmel „tiefer Klarheit und südlicher Bläue" begleitet (I, 110). Gegen Ende, als das Schicksal des Helden besiegelt ist, braust der Föhn (229). Kurz vor der Katastrophe „zerriß ein falber Blitz die niederhängenden Wolken" (242). Die Natur setzt gleichsam die Heldengeschichte fort[1]).

Es hat an Versuchen nicht gefehlt, aus Meyer einen religiösen Dichter zu machen[2]). Aber weder seine Pascal-Studien, noch sein positives Verhältnis zum Protestantismus können darüber hinwegtäuschen, daß das eigentümliche Zeichen seiner Helden nicht das der Religiosität oder Moralität, sondern im Gegenteil das einer bis ins Dämonische gesteigerten Amoralität ist. Wir werden noch sehen, daß wir eigentlich im Sinne Meyers nicht einmal so formulieren dürften, denn was im Grunde die Seelen seiner Helden bewegt, ist unerratbar. Der kritischen Analyse allerdings wird folgendes deutlich. Das Reich der Normen und Konventionen, ethische Konstruktionen und praktische Forderungen der Moral verblassen gegenüber dem Lebensdiktat der großen Gestalt. Alle Helden bei Meyer stehen im Zeichen der Versuchung. Das heißt, sie alle geraten in ihrem Leben in einen Konflikt zwischen dem Üblichen und allgemein Angängigen einerseits und den großen sie beherrschenden Triebwünschen. Immer dann ist die Versuchung bestanden, wenn der Held seinem eigenen Dämon folgt, und an Stelle von Recht oder Unrecht als der Bezeichnung erfüllter oder unerfüllter Normen tritt als Kriterium des Genies sein Sieg, als Kennzeichen seiner Unzulänglichkeit seine Einordnung

---

[1]) Ähnlich spricht es das Gedicht „Die Schlacht der Bäume" aus. Die Natur ist die letzte Bewährungsstation des Heldischen, wenn die historische Mannigfaltigkeit sich versagt.

[2]) Vgl. z. B. Walter Köhler, C. F. Meyer als religiöser Charakter. Jena 1911; ferner Otto Frommel, Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung, Berlin 1902, S. 143 ff.

in die Konvention, als sein Wesen bestätigender Trost, den der Historiker zu verleihen vermag, sein Untergang im Kampf mit den Mächten der Tradition. Die Qualität des Individuums als einer mehr oder minder mächtigen Formung von Leben überhaupt spricht das Urteil über Gut und Böse. „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch“, dieses Motto zum „Hutten“ drückt für alle Helden Meyers die Sphäre ihrer Amoralität aus. Im „Amulett“ diktiert Coligny, der französische Admiral, folgenden Brief an den Prinzen von Oranien:

„Den Krieg mit Spanien um jeden Preis und ohne jeden Aufschub herbeizuführen, dies, schrieb der Admiral, ist unsere Rettung. Alba ist verloren, wenn er von uns und von Euch zugleich angegriffen wird. Mein Herr und König will den Krieg; aber die Guisen arbeiten mit aller Anstrengung dagegen; die katholische Meinung, von ihnen aufgestachelt, hält die französische Kriegslust im Schach, und die Königin Mutter, welche den Herzog von Anjou dem König auf unnatürliche Weise vorzieht, will nicht, daß dieser ihren Liebling verdunkele, indem er sich im Feld auszeichnet, wonach mein Herr und König Verlangen trägt und was ich ihm als treuer Untertan gönne und, soviel an mir liegt, verschaffen möchte.

Mein Plan ist folgender: Eine hugenottische Freischar ist in diesen Tagen in Flandern eingefallen. Kann sie sich gegen Alba halten — und dies hängt zum großen Teil davon ab, daß Ihr gleichzeitig den spanischen Feldherrn von Holland her angreift — so wird dieser Erfolg den König bewegen, alle Hindernisse zu überwinden und entschlossen vorwärts zu gehen. Ihr kennt den Zauber eines ersten Gelingens“ (39f).

Diese Stelle vermittelt einen Einblick in die Welt Meyerscher Helden: ausgedehnte Unternehmungen werden geplant, es geht um gewagte Kombinationen, immer geht es um ein großes Spiel, immer muß ein großer Wurf getan werden. Ganz ähnliche Züge weist der „Jürg Jenatsch“ auf. Wieder findet sich der Held in der Situation der Versuchung. Jürg Jenatsch macht große Geschichte, aber er macht sie objektiv durch Verrat. Das konventionell Böse wird durchaus als das Gute gerechtfertigt, denn es ist groß, siegreich und mächtig. Gegenüber der Unbedenklichkeit des Jenatsch unterliegt die Moralität des Kardinals Rohan, dessen Vertrauensseligkeit keine Tugend, sondern eine Schwäche ist, welche die Niederlage verdient. Diese selbst freilich hebt Rohan in eine Sphäre der heldischen Internationalität, denn in einen Konflikt der Pflichten getrieben, steht ihm ein makelloser Name höher als das Vaterland:

„Der Herzog bewegte die Hand nach dem Herzen. Er wußte es, aber es wurde ihm heute zum ersten Male gesagt — daß er sein Vaterland verloren habe. ‚Ist es für mich unmöglich, zugleich ein Franzose und ein Ehrenmann zu bleiben‘, sagte er leise, ‚so wähle ich das letztere, sollte ich auch darüber heimatlos werden‘“ (I, 206).

„Die Versuchung des Pescara“ spricht ja schon im Titel die charakteristische Situation aller Meyerschen Helden aus. Selbst die tugendhafte Angela Borgia liebt die Tugendhaften nicht (I, 316). Alle konventionellen Moralbegriffe sind inadäquat, wenn es sich um die Beziehungen der die Geschichte bestimmenden Männer zur Realität handelt: „Mit Gewalt, Bestechung, Wortbruch . . . und mit schlimmen (Mitteln) . . . werden die Reiche der Welt verwaltet“ (IV, 87)[1]).

Dürfte es schon schwer sein, einen Tugendkatalog Meyerscher Figuren aufzustellen, so kann gewiß in ihm nicht der Patriotismus vorkommen. Er selbst hat von der zweiten Auflage seines „Hutten“ an den mit ihm befreundeten Herausgeber der „Deutschen Rundschau“, Julius Rodenberg, geschrieben, er habe nun „Schnörkel und Chauvinismus“ in ihm beseitigt[2]). Man hat davon gesprochen, Meyer habe die Vaterlandsliebe zum Schlüssel des Wesens von Jenatsch gemacht[3]). Zweifelsohne ist der Schlüssel dieses Wesens der Macht- und Bewältigungstrieb einer Persönlichkeit, die jedes große Spiel unternimmt, das sich ihr darbietet. Das Schicksal der Schweiz ist eine solche Gelegenheit, aber völlig gleichberechtigt steht daneben Lukrezia. Gerade das gibt ja der Erzählung ihren eigentümlichen individualistischen, sachfremden Reiz, daß Vaterland und Geliebte völlig gleichberechtigte Anlässe des Jenatschschen Handelns sind; ja, es ist schwer zu entscheiden, ob der Glaubensübertritt und der Verrat an Rohan wirklich nur um das Landes und nicht auch um der Erringung der Geliebten willen geschehen. Lukrezia selbst ist in viel intimerer Weise der Gegenspieler Jenatschs als der Kardinal Rohan. Denn schlägt in ihm nur zuletzt der Funke der erlesenen Persönlichkeit, so ist Lukrezia wie der geliebte und gehaßte Jürg ein Wesen dämonischer Gewalten. Scheint in Mörikes „Maler Nolten“ der Tod verknüpft mit den Niederlagen des Bürgertums seiner Generation, erscheint also bei ihm die Vergänglichkeit als der Schlüssel des Lebens, so wird in dieser Erzählung Meyers der Tod zu einem besonders hoch gesteigerten Augenblick aus der Fülle des Lebens. Lukrezia tötet Jürg Jenatsch; wir dürfen vermuten, daß diese Tat auch der Beginn ihrer physischen Vernichtung ist. Aber dieser sinn-

---

[1]) Vgl. dazu Briefe (Frey) II, S. 6. Meyers Äußerungen über süddeutsche politische Verhältnisse, die er mit der Bemerkung abschließt: „Sie sehen, das ist sehr egoistisch: aber ist es nicht alle Politik ?“ (an Haessel, 5. August 1866).

[2]) Conrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg, Ein Briefwechsel, hrsg. von August Langmesser, Berlin 1918, S. 200 (24. August 1884).

[3]) Robert Faesi, Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig 1925, S. 71.

gemäße Doppelmord ist nur der Ausdruck heroischen Lebens; nur diese beiden sind einander ebenbürtig, nur diese in Schicksal und Charakter Artverwandten haben ein Anrecht, sich wechselweise zu beseitigen. Die Solidarität der internationalen führenden Minderheit bewährt sich hier wirklich bis zum Tode:

„Jetzt, in traumhaftem Entschlusse, hob sie mit beiden Händen die ihr vererbte Waffe und traf mit ganzer Kraft das teure Haupt. Jürgs Arme sanken, er blickte die hoch vor ihm Stehende mit voller Liebe an, ein düsterer Triumph flog über seine Züge, dann stürzte er schwer zusammen" (I, 256).

Die gleiche internationale Atmosphäre, auf die wir übrigens auch schon beim Kardinal Rohan hinwiesen, herrscht im „Heiligen", wenn der junge Armbruster den halb arabischen Becket durch einen Koranspruch tröstet (IV, 67), wenn in die elegante Hofgesellschaft in Ferrara der reiche Teppichhändler Ben Emir eingeführt wird (Angela Borgia, I, 244), und wenn schließlich der Sachwalter der päpstlichen Angelegenheiten Guicciardini den „großen germanischen Ketzer Luther" verherrlicht (IV, 160). Wo ist angesichts dieser internationalen Atmosphäre etwa bei Coligny oder Leubelfing oder Becket oder Pescara oder Wertmüller der Patriotismus verherrlicht? Bei Gustav Freytag ist die Bedeutung der nationalen Tendenz nicht zu verkennen. Mit dem Aufstieg des liberalen Bürgertums ist die Bildung eines modernen Verwaltungsstaats, ist die Schaffung eines einheitlichen Zollgebiets und eine wirtschaftliche Protektionspolitik ebenso notwendig verknüpft, wie der großbürgerliche Industrielle und Händler des Ausbaus internationaler Beziehungen bedarf.

Sicher sind Meyers Erzählungen nicht psychologisch. Ja, mit einer gewissen Überspitzung dürfte man sie sogar unpsychologisch nennen. Das heißt, der Held ist der psychologischen Deutung gar nicht zugänglich. Er ist der Herr, und er ist unerratbar. Diese Unerratbarkeit des großen Menschen geht so weit, daß er auch durch sich selbst nicht deutbar zu sein scheint (vgl. die Ausführungen des Morone IV, 211: „Du kennst dich noch gar nicht, Pescara!" usw.). Niemand vermag zu erraten, wie Pescara reagieren wird, „wenn in seinem Inneren ein solcher Wall gegen uns emporstieg, gerade im Augenblick, da wir glaubten, seine Seele bewältigt zu haben" (179; vgl. auch 169 „Will Pescara nicht..." usw.). Nicht nur seinen politischen Partnern, auch der Gattin selbst ist er „undurchdringlich und sein Denken und Glauben verschlossen" (184); um wieviel weniger ist ein geringer Mensch wie Don Juan imstande zu wissen, was Pescara tun wird (187). Auch der Dichter weiß nicht, welche Motive seinen

Helden treiben: „Und er (Morone) umfing das Knie des Feldherrn (Pescara) mit einer so inbrünstigen Gebärde, daß dieser aufspringend einer solchen Anbetung sich entzog, aber doch ziemlich ergriffen schien, sei es, daß ihn die Wahrheit des Gefühls in einem lügnerischen Geiste fesselte, sei es, daß sein mächtiger Verstand die angedeuteten Züge seiner und Italiens möglicher Größe unwillkürlich zu einem lebensfähigen Ganzen zusammenschloß" (212). Pescaras Seele bleibt für jeden „Abgrund und ... Geheimnis" (236). An sich sollte man in dem Verhältnis von Jürg Jenatsch und Lukrezia, in ihrem Liebeshaß ein dankbares Objekt psychologischer Analyse vermuten. Aber der Dichter ist weit von ihr entfernt. Diese beiden Menschen unterliegen keiner wie immer kritischen Zergliederung, sondern sind besonders seltene und einzigartige, durchaus hinzunehmende Lebensphänomene.

In diesem Zusammenhang darf auch auf die Rolle des Zufalls hingewiesen werden. Er spielt im „Heiligen" und in der „Richterin" eine besondere Rolle. Einmal ist ihm Symbolcharakter verliehen, ist er also nichts anderes als eine hinweisende Verdeutlichung innermenschlicher Vorgänge; doch steckt in ihm auch ein Moment des Mythischen, das das Schicksal der Bestimmung des Menschen und auch der ursächlichen Deutung enthebt. Doch ist in diesem zweiten Sinne der Mythos der großen Menschen das undurchschaubare Rätsel der Gestalt. Auch in diesem Problem darf ein ideologisches Element vermutet werden: Symbol und Mythos entwerten den Prozeß der Geschichte; ihre einzelnen Vorgänge sind nicht an sich von Bedeutung und schlechthin zu nehmen als das, was sie sind, als gesellschaftliche Wirklichkeit mit ihren Ausstrahlungen ins Naturale und Gegenständliche, sie stehen vielmehr alle im höheren Dienste, sind bloße Funktionen der singulären Exemplare und ihres Schicksals.

Gegenüber der Unzulänglichkeit jeder Psychologie eines großen Menschen steht die Möglichkeit der psychologischen Erfassung der Massen, der kleinen Leute, der Objekte der Geschichte. Sie lassen sich ohne weiteres begreifen[1]). Auszurechnen etwa ist die Stellung der Italiener zu Pescara (IV, 170), ein psychologisches Studienobjekt ist der brave Zürcher Bürgermeister Waser im „Jürg Jenatsch". Er ist die Verkörperung der engen, der bürgerlichen Besorgtheit und Pedanterie des Rechnens und Einordnens. In seinem Durchschnitts-

[1]) Viel zu einfach ist die Auffassung Franz Ferdinand Baumgartens (Das Werk Conrad Ferdinand Meyers. Renaissance-Empfinden und Stilkunst. München 1917, S. 171): „Die psychologische Analyse verwarf Meyer . . ."

kopf kann sich sogar der Plan bilden, daß es Jenatsch vielleicht gelingen könne, „durch Begründung eines häuslichen Herdes auf seinen Gütern in Davos seine unruhige Seele auf stillere Wege zu führen“ (I, 242). Er, der Spießer, verträgt die psychologische Deutung, ihm geschieht sie, dem Wortsinn nach gesprochen, recht. Indem Meyer einen Traum von ihm berichtet, möchte er mit diesem Symptom zugleich die kleine und belanglose Welt entlarven, die Waser repräsentiert:

„Nach kurzer Zeit streckte sich Waser auf das Lager und versuchte zu schlafen, aber es gelang ihm nicht. Einen Augenblick war er eingedämmert, Traumgestalten bewegten sich vor seinen Augen, Jenatsch und Lucretia, Herr Magister Semmler und die Alte am Feuer, der Wirt zur Maloja und der grobe Lukas setzten sich zueinander in die seltsamsten Wechselbeziehungen. Plötzlich saßen sie alle auf einer Schulbank, Semmler hob als griechische Drommete merkwürdigerweise das große Pulverhorn an den Mund, aus dem die unerhörtesten Klagetöne hervordrangen, beantwortet von einem aus allen Ecken schallenden teuflischen Gelächter“ (I, 29).

Wie vom biederen Bürgermeister wird auch von dem Kandidaten im „Schuß von der Kanzel“ ein Traum erzählt, in dem er eigenwillige Selbständigkeit und machtvolle Bezwingung außerordentlicher Aufgaben nicht als Held, sondern als Angsthase erledigt, der „nicht in seinem Blute, aber in kaltem Schweiße gebadet“ erwacht (III, 105). Auch Hans Armbruster berichtet von einem Traum (IV, 61f.), den er gerade kurz vor der Katastrophe hat und der ihm einen glücklichen Ausgang zu verheißen scheint. Großartiger wölbt sich der Horizont, wenn von Träumen der Großen die Rede ist, ja eigentlich wird von ihnen niemals ein Traum berichtet. Sie haben, bildlich gesprochen, keine Zeit zum Schlafen, der Traum selber wird zu einem Element ihrer Aktivität, von einem „traumhaften“ Entschluß ist bei Lukrezia die Rede, als sie Jürg Jenatsch tötet (vgl. I, 256), die verführerische Rede des Morone, in der er die italienische Krone dem Pescara anbietet, wird von diesem mit den Worten quittiert: „Weiter geträumt, Morone!“ (IV, 209)[1]. Von einer psycho-

[1]) Es darf die Vermutung ausgesprochen werden, daß Meyer gerade in der Gestalt des Pescara von sich selbst am deutlichsten berichtet: der kranke Mann, der von den ungeheueren Taten träumt, die er selbst nicht verrichten kann, und der gleichsam die Distanz, die er zum Leben halten muß, sich psychologisch dadurch verklärt, daß er den Stoff seiner Erzählungen historisch von der Gegenwart distanziert, dieser kranke Mann findet im kranken Pescara, der seine großen Taten hinter sich hat und mit neuen nur gedanklich zu spielen vermag, einen Spiegel. Sehr bekannt ist ja der Brief an Felix Bovet (Briefe I, S. 138, 14. Januar 1888): „. . . . je me sers de la forme de la nouvelle historique purement et simplement pour y loger mes expériences et mes sentiments personels, la préférant au Zeit-

logischen Funktion des Traums beim Heros kann keine Rede sein. Von einem Kandidaten, von den Rosenstocks und Wacholders, von ihnen freilich darf man psychologisch, d. h. zugleich in gewisser Weise hämisch sprechen. Man denke sich den Rosenstock in einen Roman Stifters oder Mörikes versetzt: liebevolle Anteilnahme wäre einem Menschen sicher, der eine „venezianische Feldkaplanei" ausschlägt, um seinen Weinberg nicht zu verlassen (III, 75). Aber bei Meyer wird von diesem an Vaterland und Heimat „befestigten Menschen" (a. a. O.) zugleich gesagt, daß er ein „trotz seiner Jugend fast etwas beleibter Mann" (74) gewesen sei, wird seine „Vernunft" zur ängstlichen, bedachten und kleinlichen Lebensweisheit eines Zufälligen unter den Vielen: „bleibe im Lande und nähre dich redlich" (75). Vollends wird über diese Menschen und ihre nichtige Lebensweise Gericht gehalten in der Gestalt des Krachhalder (vgl. 116f.). Hier wird ja nicht nur ein Bauer samt seiner ländlichen Gemeinde verspottet, sondern jede Lebensführung mäßigen Zuschnitts, die im wohlabgewogenen harmonischen Interesse die Vorzüge materiellen Wohlstands und sozialen Ansehens zu genießen versteht; hier ist der literarische Vorgänger des modernen petit bourgeois, eines Babbit und gewisser Sternheimscher Figuren, mit denen die Mittelmäßigkeit und Scheinhaftigkeit, die Unwahrhaftigkeit und die Käuflichkeit mittlerer und kleiner Massenbürgerexistenzen getroffen werden soll. Der sittlich entrüstete Krachhalder verkauft sein Gedächtnis für eine beträchtliche Erweiterung des Gemeindewaldes.

Erinnert man sich, wie bei Gustav Freytag bürgerliches Erwerbsleben, Besitzvermehrung und ansehnliche Lebensführung in verklärendem Lichte erscheinen, so spürt man die soziologisch völlig andere Position Meyers. Nicht, daß er ein Kritiker der bürgerlichen Gesellschaft wäre, nicht, daß er auch nur im Sinne des konsequenten Liberalismus Spielhagens auf das Phänomen der Krise

---

roman, parce qu'elle me masque mieux et qu'elle distance davantage le lecteur." Auf die Psychologie Meyers kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. So wenig es zweifelhaft sein kann, daß die Ausbildung eines durch Herkunft, Bildungsgang, Studien und persönliche Beziehungen bestimmten Über-Ichs mit strengsten protestantisch-moralischen Ansprüchen in seinen Dichtungen, Briefen und seiner ganzen Lebensgestaltung nachzuweisen ist, so wenig zweifelhaft ist es, daß dieses psychologische Zwischenglied in keiner Weise den sozialen Gehalt und die soziale Funktion dieser Dichtung entscheidend bestimmt oder gehindert hat. — Vgl. hierzu Briefe II, S. 303 (7. Mai 1879, an Lingg), wo er, „ein Stiller im Lande" schließlich doch gern in der „verbreiteten Zeitschrift", der „Deutschen Rundschau" publiziert.

gestoßen wäre — von solcher grundsätzlichen Interessiertheit und auch Ergriffenheit durch die faktischen Lebensprozesse der Gesellschaft ist bei Meyer gar keine Rede. Vielmehr erscheinen von den Kommandohöhen der Gesellschaft aus gesehen alle Kämpfe und Unterschiede bei den Vielen, die nicht zu den Machthabern gehören, entweder als Schein oder als Marionettenspiel der Großen. Für das großbürgerliche Bewußtsein wird die Ordnung der Welt in der Tat von einzelnen diktiert, weder von Klassen noch von der Tradition.

Die Rolle der kleinen Leute, der Massen, der Vielen ist in der Komposition und im Inhalt Meyerscher Novellen ausschließlich die einer Hilfsstellung. Es gibt wohl nur eine einzige Stelle, an welcher der Dichter etwas mehr als nur wenige Worte über eine breite Unterschicht macht. Sie findet sich in „Angela Borgia". Bei einem Besuch, den Ariost dem geblendeten Don Guilio abstattet, heißt es:

„Solchen und ähnlichen Äußerungen des Blinden entnahm der Poet, daß der Este sich in einer andern Lebensabteilung, unter einer andern Menschenklasse einzurichten begann, als die war, welcher er bisher angehört hatte, in derjenigen der Unglücklichen und Leidenden, der Benachteiligten und Enterbten, in einem Lebenskreise, der offenbar unter andern Bedingungen stand und andern Gesetzen folgte als die Vollsinnigen und zum Genuß Berechtigten" (I, 311f.).

Ganz abgesehen davon, daß diese Stelle aus „Angela Borgia", also aus der spätesten Novelle Meyers stammt, die durch den nahen Ausbruch der Altersmelancholie nicht mehr in allen Zügen zum übrigen Stil der Meyerschen Prosa gehört, ist es interessant, in welcher übertriebenen und historisch schiefen Weise hier von einer bestimmten Unterschicht gesprochen wird. Denn nicht nur trifft für die Bevölkerung in Italien gegen Ende des 15. Jahrhunderts diese Häufung von mitleidheischenden Elendsbezeichnungen nicht zu — die Art und Weise, wie der Dichter über die „andere Menschenklasse" spricht, erinnert an Schilderungen eines europäischen Forschers von wilden Völkerstämmen. Nicht Anteilnahme, sondern Folklore ist das Motiv dieser Einschaltung. Ähnliches liegt in Armbrusters Worten: „es ist etwas anderes, wenn Könige und Heilige gegeneinander fahren, als wenn in unseren schwäbischen Trinkstuben geschrien und gestochen wird" (IV, 18). Nur ein deklassierter Mensch wie der Königssohn Hans kann so lachen, daß der biedere Chronist berichtet: „Ich habe Tag meines Lebens, auch in Schenken und auf Märkten, nicht gemeiner lachen hören" (44). Am Herzen liegen dem Dichter nur „die Vollsinnigen und zum Genuß Berechtigten" (s. o.). Zu ihnen

gehört „die Welt, wie sie sich schmückt und lächelnd im Spiegel besieht", wie es wenige Seiten vorher in der gleichen Novelle heißt (I, 263). Meyer spricht einmal in einem Brief an Rodenberg (S. 11, 14. Dez. 1877) von seiner Hauptforce, dem „Zusammenhang des kleinen Lebens mit dem Leben und Ringen der Menschheit". Das Wort klein ist hier ganz wörtlich zu interpretieren. Die kleinen Leute kommen wirklich nur insoweit vor, als sie in irgendeiner Weise Folie für das große Geschehen sind. Nie hörten wir etwas von Hans Armbruster, hätte nicht „sein Schifflein" eine „plötzliche Wendung" „aus dem Fahrwasser des eigenen Lebens in die Strömung eines größeren" genommen (IV, 27). Nie wäre von dem Chronisten des „Amulett" die Rede, hätte nicht sein Leben im Kreise des großen Coligny gestanden. Nur dann werden wir eigentlich mit ihm befaßt, wenn das Schicksal des Erzählers in die Sphäre des Großen tritt, sei dies Coligny selber oder persönliche heldische Leistungen. Sonst gelten Privatsorgen und -freuden klein, nichts, das allgemein Menschliche hat als Allzumenschliches im Lebensraum der Genies keinen Platz. Abgesehen von der früher dargelegten Funktion der Rahmenerzählung hat sie in diesen beiden Fällen noch die Bedeutung, die Distanz der Großen und der Kleinen zu unterstreichen. Die Kleinen haben nicht mehr in dieser Welt zu suchen als von den Großen zu berichten und dabei gleichzeitig zu verraten, daß sie nur Objekte dieser Großen sind. Nicht ihnen kommt das „Beste des Daseins, Schönheit und Herzenskraft" (IV, 252) zu, nicht sie sind zum Genuß berechtigt. Sind die Großen doch auch die einzigen, die das Risiko des tragischen Untergangs auf sich nehmen. Sie zeigen „qualvolle Kämpfe und zwei schmerzverzogene Menschenangesichter", wo so ein kleiner Mann und Geist wie der Zürcher Stadtherr Burkhardt „ein paar Geschichten und Menschlichkeiten aus dem Leben des Heiligen" (IV, 138) erwartet. In lapidarer Weise hat Meyer seinem Verleger Haessel für eine Selbstbiographie folgenden Satz geschrieben: „Meyer ist in der deutschen Literatur der Vertreter der historischen Novelle und der Schilderer der weltgeschichtlichen Mächte"[1]). Diese „Mächte" aber sind im Grunde genommen nichts anderes als die starken Persönlichkeiten[2]).

---

[1]) Briefe II, S. 139f. (3. Oktober 1887).

[2]) Nach einem Ausdruck der L. v. Francois hat M. „den Blick nach den Höhen des Lebens gewendet" und sucht „die Probleme verhängnisvoller Zeiten und hervorragender Ausnahmemenschen darzustellen" (A. Schaer, Betty Paoli und C. F. Meyer. In: Euphorion, Bd. 16, 1909, S. 499).

Über die Meyersche Geschichtsauffassung läßt sich zusammenfassend sagen: Die Gestaltung der Geschichte hängt von den Taten einzelner Individuen ab. Sie reiben sich an den Widerständen ihrer Gegenspieler; es ist niemals vorauszusehen, was aus den Konflikten entsteht. An sich geht freilich in der Geschichte prinzipiell nichts Neues vor sich; bedeutungsvoll an ihr sind lediglich die großen Taten der großen Menschen. Was das für Taten sind, wem sie nutzen und wem sie schaden, bleibt vollkommen dahingestellt. Die Weltgeschichte wird zu einem inhaltlich höchst indifferenten Requisit, zu dem auch die Massen gehören. So weit wir von ihnen hören, eignet ihnen die Kleinlichkeit geringer Nöte oder bloßer Rechenhaftigkeit. Um ihre Angelegenheiten hat man sich nicht zu kümmern. Man versteht auch die Geschichte nicht besser, wenn man sich etwa darum doch bekümmert, denn die Geschichte ist ja eine Geschichte von Kämpfen der Individuen, nicht der ihre Interessen wahrenden Gruppen. Wirtschaftliche Fragen, ökonomische Machtkämpfe, soziale Revolutionen scheiden völlig aus, so umfangreich das Stoffgebiet der Meyerschen Geschichtserzählungen ist, so sehr auch gerade diese Stoffe aus der Renaissance und dem Absolutismus zu einer Behandlung der Klassenkämpfe Anlaß böten[1]).

Fragen wir uns, welchen ideologischen Bedürfnissen ein solches Geschichts- und Gesellschaftsbild entspricht, so kann kein Zweifel daran sein, daß es in wesentlichen Zügen das Weltbild der herrschenden Schicht ist: man kann es sich zunächst durch eine negative Überlegung klar machen. Das Gegenteil der eben aufgeführten Momente sind ja die Wünsche der anderen, derer, die nicht an der Macht sind; für sie ist alles daran gelegen, daß in der Geschichte wichtige Veränderungen vor sich gehen, vor allem, soweit sie in der Zukunft verläuft. Der „Sinn" ihres Lebens besteht nicht in ausgewählten Taten, sondern in der beständigen Arbeit, die ihnen ihre Existenz allein zu sichern vermag, und die Nöte des Alltags, des Daseinskampfs in biologischer, sozialer und seelischer Beziehung sind ihre ständige Welt. Wir haben es in der Tat hier mit einer Dichtung des liberalen Großbürgertums

[1]) Wir glauben mit unserer Analyse die Unhaltbarkeit der Baumgartenschen Auffassung gezeigt zu haben, die an der entscheidenden Stelle seines Buches (S. 84) folgendermaßen formuliert ist: „Die Ironie des Lebens ist die Atmoshpäre, die Meyers Gestalten modelliert. Der historische Mensch Meyers ist das ironische Werkzeug des Schicksals und kein Heros. Der Heros zwingt die Welt unter das Gesetz seines Erlebens. Die historische Laufbahn der Menschen Meyers ist eine Rolle, unter die das Schicksal ihr eigentliches Leben birgt und beugt, und oft wird diese Rolle ihr Verhängnis."

zu tun. Sein Angehöriger sieht die Welt als eine einzige Chance der „Persönlichkeit“, enthebt sich kleinlicher Sorgen des Alltags nicht nur für sich, sondern auch für die Masse der kleinen Leute, und ist ständig umwittert von großen Geschäften und großen Idealen.

Die Kategorie des liberalen Großbürgertums wird hier nicht erst aus der sie erzeugenden ökonomischen Wirklichkeit abgeleitet. Es bedürfte hierzu einer ausgedehnten wirtschaftsgeschichtlichen Darstellung der gesamten Epoche. Die soziale Schicht, von deren Lebenssituation aus Meyers Anschauungen als treffend erscheinen mußten, mag sich zwar vornehmlich aus Mitgliedern der südwestdeutschen Industrie, des norddeutschen Handels, der Bankwelt und der ihnen zugehörenden intellektuellen Kreise zusammengesetzt haben, aber die ökonomischen Wurzeln der in dieser Schicht vorhandenen liberalen und relativ vorurteilslosen Gesinnung liegen nicht bloß in der deutschen, sondern auch in der englischen Geschichte. Manche Züge hat dieses Großbürgertum mit dem unserer Tage gemeinsam, so z. B. die große wirtschaftliche Verfügungsmacht und damit auch die Verachtung gegen die Durchschnittsexistenzen, ferner den Überblick über große Räume und Zeiten und damit auch die Unabhängigkeit von moralischen, philosophischen, religiösen Verdinglichungen. Diese gemeinsamen Momente gehören zu verschiedenen Situationen und haben einen verschiedenen Sinn. Unser monopolistisches Großbürgertum, das sich freilich aus der rapiden Fortsetzung des gleichen Konzentrations- und Zentralisationsprozesses gebildet hat, aus dem schon das liberale hervorgegangen war, ist nicht mehr wie dieses Teil einer großen, von ihrer gesellschaftlichen Mission überzeugten bürgerlichen Klasse, es hat nicht mehr zahllose lebenskräftige kleine Unternehmerexistenzen neben sich, sondern ist im Begriff, innerhalb der ganze Erdteile umspannenden Machtgruppen zum ausschließlichen Beherrscher des gesellschaftlichen Geschehens zu werden. Mit der Vergrößerung seines Gegensatzes gegen die übrigen Teile der Gesellschaft haben sich seine Aufgaben und seine Ideologie gewandelt. Meyers positives Verhältnis zur Bildung entspricht einer Zeit, in der sich Individuum und Gesellschaft von der Vergrößerung ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse noch reales Fortkommen versprechen konnten, und erscheint heute völlig antiquiert, die offene Verehrung für die religiöse und nationale Unbekümmertheit seiner Renaissancegestalten ist in der Gegenwart infolge der organisatorischen Aufgaben des Großbürgertums gegenüber der Gesamtgesellschaft unzeitgemäß. Die heutige Auffassung sucht das huma-

nistische und revolutionäre Element in der Renaissance zugunsten des traditionalistischen vielmehr einzuschränken. Doch bildet das deutsche Großbürgertum in der Epoche Meyers nicht weniger als das der Gegenwart einen soziologischen Begriff, auf den eine Darstellung wie die vorliegende auch ohne vorherige ökonomische Analyse ein literarisches Werk mit Recht zu beziehen vermag.

Nun könnte hier freilich ein gewichtiger Einwand erhoben werden; der nämlich, eine Beziehung der Geschichtsauffassung Meyers auf die herrschenden Schichten seiner Zeit sei nicht richtig, weil er ja gar kein typischer Vertreter der modernen Oberschicht, sondern gleichsam des Residuums einer absterbenden sei: des schweizerischen Patriziats. Aber wie wenig Meyers Blick auf die Gesellschaft aus traditionellen Quellen gespeist wird, wie also auch die Patrizierherkunft des Dichters nicht die Bedeutung hat, die Geschichte seiner Sondergruppe zu verklären, sondern nur die, den gesellschaftlichen Widersprüchen mit einer an ihnen unbeteiligten Distanz gegenüberzutreten, das kann schon die Rede des Generals Wertmüller zeigen, in der er den Hochmut von Adel und Patriziat ablehnt und stolz ist auf seinen schlichten Namen Müller, dessen Gewicht nicht das Gewesene, sondern die außerordentlichen Taten seines Trägers ausmachen (III, 91)[1]. Das kann ferner die Bedeutung der Reisen Meyers[2], insbesondere auch sein Pariser Aufenthalt zeigen. Robert Faesi sagt in seiner Biographie über Meyers Stellung zu Paris: „Er mußte ethisch verneinen, aber ästhetisch bejahen“[3]. Damit wird ein richtiger Sachverhalt berührt. Denn gegenüber dem relativ stark ausgebildeten Überich protestantischen Einschlags spürt doch sein Wesen die Großartigkeit des bürgerlichen Selbstbewußtseins in Frankreich, wie es ihm vor allem im mondänen Lebensstil in Paris und vermittelt bei Balzac, Stendhal und den anderen Romanciers entgegentrat. Was er in Paris fand, ergänzte der Aufenthalt in Rom 1858: „Komm nach Italia, koste Leben“, heißt es später in „Engelberg“. Das Bild des bewegten Lebens in Paris wird im Süden ergänzt durch die große Form, für die ihm der Sinn in Italien aufgeht.

[1]) Es läßt sich die Vermutung aussprechen, daß die damals relativ günstige Lage des schweizerischen Industrieproletariats die Bildung eines schlechten sozialen Gewissens bei Meyer verhinderte, das an sich bei seiner psychologischen Struktur hätte erwartet werden können: so kann der soziale Rigorismus ungebrochen sich hervorwagen.

[2]) Schon der Nachruf in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ München, 29. November 1898 weiß von der Bedeutung der Tatsache zu sprechen daß M. „ein vielgereister Mann (war), dem seine materielle Unabhängigkeit zu den eindringendsten Studien. . . Gelegenheit gegeben“.

[3]) Robert Faesi, Conrad Ferdinand Meyer, Leipzig 1925, S. 16.

Vollkommen gegenwartsbezogen ist seine Freundschaft mit dem italienischen Staatsmann Ricasoli, ist seine unbedingte Verehrung Bismarcks. In beiden Menschen findet er das vereinigt, was seine Novellen predigen: großartige Geschichte, starke Einzelpersönlichkeit und außerordentliche Form[1]).

Für die ideologische Funktion Meyers stehen aber noch wesentlich interessantere und schlagendere Beweise zur Verfügung, die freilich von der Literaturgeschichte bisher im allgemeinen nicht beachtet worden sind. Eine Analyse der Korrespondenz Meyers, insbesondere mit Rodenberg, muß das Bild des abseitigen, welt- und gegenwartsfremden Dichters als eine bloße Legende erscheinen lassen. Meyer war in ganz bestimmter Weise durchaus mit den Fragen der Gegenwart, insbesondere mit den politischen, aber auch mit den sozialen, vertraut, hat in ganz bestimmter Weise zu ihnen gestanden, und seine gesellschaftliche Wirkung läßt sich ebenfalls prägnant zeigen. Will man mit einem politischen Schlagwort Meyer charakterisieren, so kann man sagen, daß er etwa der nationalliberalen Partei in der Zeit ihrer Kartellpolitik mit den Konservativen angehört hätte. Es handelt sich dabei um eine Richtung nationaler Großstaatenpolitik, die durch ein Bündnis der Industrie- und Handelskreise mit Großagrariertum und Militär unter Beibehaltung liberaler kulturpolitischer Gesichtspunkte eine eindeutige und bewußte und auch bewußt ökonomische Klassenpolitik betreibt[2]). Das ist im wesent-

[1]) Adolf Stern (Studien zur Literatur der Gegenwart. Neue Folge. Dresden und Leipzig 1904, S. 51) berichtet über „Jürg Jenatsch" und seine Wirkung: „. . . so echt die Zeitfarbe ist, so ist's doch unzweifelhaft, daß dem Dichter an dem selbsterlebten Stück Geschichte, an Gestalten wie Cavour, Ricasoli und dem größten von allen, an Bismarck das Verständnis und der Blick für solche von einem leidenschaftlichen und doch unpersönlichen Gefühl beherrschte, auf eine politische Tat gestellte Naturen erst geöffnet wurde. Auch die Leser des ‚Jürg Jenatsch' wurden unbewußt von diesem Zusammenklang alter und neuer Stimmungen ergriffen."

[2]) Er hat eine ausgesprochene Abneigung gegen bürgerlich-demokratische Oppositionelle. Das trübt auch gelegentlich sein Verhältnis zum polnischen Gutsnachbarn, dem Grafen Platen. Vgl. dazu auch den unten angeführten Brief an Haessel (II, S. 41) und an denselben II, S. 168 (29. Januar 1889): „. . . ich gestehe Ihnen, daß ich mich für Baron Roggenbach, der sich hier angekauft haben soll, ebensowenig als für Geffken begeistern kann. Lassen sie sich doch in Teufels Namen von Bismarck zu einer großen und herrschenden Nation machen." — Ferner nach den Wahlen 1887 bei der Niederlage der Freisinnigen an Rodenberg: „Die weiland Secessionisten Forkenbeck, Bamberger etc. dauern mich, aber sie haben es meiner Treu verdient" (S. 239, 27. Februar). Hier ist auch interessant, daß Meyer den Versuch Willes unterstützt hat, die gegen die Feigheit der preußischen Junker in Heines „Deutschland. Ein Wintermärchen" gerichteten Verse zu tilgen; M. nennt sie „unwürdige Zeilen" (vgl. Karl Emil Franzos, Konrad Ferdinand Meyer. In: Deutsche Dichtung. 25. Band, 1898/99, S. 247 Anm.)

lichen das Kennzeichen der Politik des Großbürgertums nach der Reichsgründung. Bekannt ist ja Meyers positive Stellung zu Bismarck, mit dem er „durch dick und dünne" gehe[1]). Er hat davon gesprochen, daß sein wesentliches Interesse an Bismarck psychologischer Natur sei[2]); beim Konflikt mit dem Kaiser spricht er davon, daß er ganz mit dem Kaiser fühle[3]), aber später gibt er doch zu, daß es vielleicht ein großer Irrtum des Kaisers gewesen sei, „von Bismarck zu lassen" [4]). Und in diesem Zusammenhang ist nun entscheidend sein Gedanke, daß es ihm „mitunter für den jungen Herrscher" bange, „denn z. B. in der socialen Frage hat, glaube ich, Bismarck entschieden recht"[5]). Das ist ein klares klassenmäßiges Bekenntnis, das auch noch durch andere Stellen belegt werden kann. Im Februar 1887 freut er sich bei den „Wahlen in Sachsen und Schwaben" über die „Überwindung des Socialismus dort und des Particularismus hier"[6]). An seinen Verleger Haessel schreibt er: „Nach italienischen Demokraten (wie nach Demokraten überhaupt) gelüstet mich so wenig wie Sie, ja ich habe mit einem russischen (sogenannten Nihilisten), der mich mit seinen Phrasen langweilte, in Davos kurz abgebrochen"[7]). In ähnlicher Weise erkennt man dieses Bewußtsein der Distanz gegenüber den breiten Schichten, wenn er im Juni 1878, also zu Zeiten des Sozialistengesetzes, schreibt: „Ich glaube es gerne, daß es jetzt draußen im Reich nicht sehr gemüthlich ist — wir haben hier Verweigerung per Volk der Gotthard-Subvention (eine Gemeinheit ohne gleichen), Überschwemmung, Hagel u. ich persönl. completen Dienstbotenwechsel"[8]). Nicht nur für höchst eigentümliche individuelle Eigenheiten Meyers, sondern für sein Klassenbewußtsein äußerst charakteristisch sind diese Assoziationen über die persönlichen und allgemeinen Miseren, die man mit dem Proletariat und ihm nahestehenden Schichten hat. Außer der oben

[1]) Brief an L. v. François, a. a. O., S. 32 (25. November 1881); vgl. auch Briefe (Frey) II, S. 232 (29. November 1877 an Calmberg).

[2]) Briefe (Frey) I, S. 183 (1. März 1886 an Wille).

[3]) Brief an Rodenberg, a. a. O., S. 297 (28. März 1891); vgl. auch Briefe (Frey) I, S. 210f. (16. Januar 1891 an Wille).

[4]) Briefe (Frey), I, S. 220 (7. Dezember 1891 an Wille).

[5]) Briefe (Frey) I, S. 207 (28. August 1890 an Wille).

[6]) An Rodenberg, a. a. O., S. 239 (27. Februar 1887).

[7]) Briefe (Frey) II, S. 41 (5. Oktober 1871 an Haessel).

[8]) Briefe (Frey) II, S. 77 (15. Juni 1878 an Haessel); vgl. dazu auch Briefe (Frey) II, S. 270, die Klage Meyers über „unsere miserablen Handels- und Eisenbahnverhältnisse" (an Meißner, 14. April 1877). Unbegreiflicherweise bringt Max Nußberger (Conrad Ferdinand Meyer. Leben und Werke. Frauenfeld 1919, S. 110) die deutschen Sympathien Meyers im Krieg 1870 mit dem „demokratischen Lieblingsgedanken des Jahrhunderts" zusammen.

zitierten outrierten Stelle über die Bauern in „Angela Borgia" gibt es, soviel mir bekannt, nur noch eine Gelegenheit, bei der Meyer in irgendeiner Weise positiv zu beherrschten Gruppen Stellung genommen hat. Anläßlich des großen Leipziger Druckerstreiks 1891 schreibt er aus Sorge um die Drucklegung der „Angela Borgia" an seinen Freund Wille: „Die jungen Principale verfahren drakonisch, u. mancher arme Teufel, der in einer großen Druckerei mitschlurfte, wird jetzt unbarmherzig beseitigt. Weder klug noch christlich!"[1]) Vom Standpunkt also des wohlverstandenen Interesses, nicht aus Erwägungen ökonomischer Gerechtigkeit wird der Streik mißbilligt[2]). Dieses Klassenbewußtsein in ökonomischen Fragen läßt sich auch allgemein als unbedingt antirevolutionär nachweisen. An einigen Stellen bezeichnet er sich als konservativ[3]). Aber damit ist weder ein partikularer, lediglich schweizerisch-politischer Gesichtspunkt noch gar eine oppositionelle Einstellung gegen den deutschen bürgerlichen Liberalismus, sondern lediglich die statisch-saturierte großbürgerliche Haltung formuliert; mit gleichsam herabgezogenen Mundwinkeln heißt es einmal: „Daß es gerade die gemeinsten Naturen sind, die sich am geschwindesten in den neuen Verhältnissen akklimatisieren, liegt in der Natur der Sache"[4]). Seine Liebe zu Deutschland war — „in letzter Analyse" — die Sehnsucht nach einem großbürgerlichen Lebensraum, die Sehnsucht und das Bedürfnis . . . einem großen Ganzen anzugehören"[5]). Er wünscht, er hätte in einer deutschen Stadt leben können, wenn die geselligen Kreise in Deutschland so zugänglich wären wie die italienischen. Sieht man sich Listen der Freistücke für seine Werke an[6]), studiert man den halb aristokratischen,

---

[1]) Briefe (Frey) I, S. 219 (17. Oktober 1891 an Wille).

[2]) Der schon oben zitierte Köhler, dem es gelingt, bei Meyer „das tiefste Motiv des religiösen Sozialismus . . . fortschreitende Menschenliebe" nachzuweisen (a. a. O., S. 230f.), sagt über Meyers Stellung zur sozialen Frage ganz naiv: „Der Aristokrat und alt-vornehme Zürcher, der Meyer stets blieb, schreckte zurück vor den rauhen, abgeschafften Arbeiterhänden, man möchte schon einen rein ästhetischen Widerwillen dieses vornehmen Dichters und Aristokratendichters gegen alles, was ‚Arbeiter' heißt, annehmen, Conrad Ferdinand Meyer hätte niemals einen Arbeiterroman oder eine Sozialnovelle schreiben können, schon rein ästhetisch nicht, das war Gasse, er brauchte Renaissancepaläste, Fürstenhöfe, allenfalls Krieger, aber niemals den Bauer." Mit unbestreitbarem Recht fügt K. hinzu: „So wird der Sozialismus diesen Dichter nicht für sich in Anspruch nehmen können" (!) (S. 230).

[3]) Z. B. an Rodenberg, S. 101 (9. Dezember 1881).

[4]) Briefe (Frey) II, S. 11 (5. September 1866, an Haessel).

[5]) An Rodenberg, S. 89 (23. August 1881).

[6]) Vgl. Briefe (Frey) II, 145f. (18. November 1887 an Haessel): „Berlin: Rodenberg, Otto Brahm, Legationsrat E. v. Wildenbruch, Regierungsrat Rudolf Grimm, Fr. Dr. Helene Druscovitz, diese 2 durch Rodenberg. Paul

halb großbürgerlichen Lebensumgang[1]) Meyers, so sieht man deutlich, daß die gleichen Kreise, die Meyers Dichtungen, wie wir gleich sehen werden, rezipierten, auch diejenigen waren, zu denen er sich persönlich zugehörig fühlte.

Es ist unverkennbar, wie Meyers Liebe zum großbürgerlichen Lebensstil ihn erst nach Frankreich und Italien und nach der Reichsgründung nach Deutschland zieht. Es ist eine Art Affinität zum Glanz der Macht, die aus dem Klassenbedürfnis heraus die Wahlheimat sich bei Meyer ablösen läßt. In das „Selbstschriftenalbum" eines deutschen Verlags schrieb er 1881: „Der schweizerische Schriftsteller soll das Bewußtsein der staatlichen Selbständigkeit seiner Heimat und dasjenige ihres nationalen Zusammenhanges mit Deutschland in gleicher Stärke besitzen", und bezeichnete diesen Zusammenhang 1887 als ein „unermeßliches Gut", die Stärkung des Bedürfnisses danach als „genauen Gradmesser gründlicher Bildung"[2]).

Es gibt noch einen anderen Ausweis für das Klassenbewußtsein Meyers, seine Stellung zu anderen Schriftstellern. Er wollte sich von der „brutalen Aktualität zeitgenössischer Stoffe" fernhalten — ein sehr durchsichtiger ideologischer Prozeß, denn an Brutalität fehlt

---

Lindau, Prof. Aegidi, Geh. Leg.-Rat; Dr. Karl Emil Franzos, Berlin W., Kaiserin-Augusta-Str. 71. München: Lingg, Heyse, Rätin von Doss, 16. Dienerstr. Stuttgart: Gustav Pfizer. Leipzig: Ebers, Dr. Hans Blum. Östreich: Graf Dürckheim, Schloß Edla bei Amstetten, Niederösterreich. Dresden: Edmund Dorer, Dresden-Strehlen, Oststr. 2. Basel: Dr. Stückelberg, Kunstmaler. Frankfurt: Frl. Maria Leykauff, Ulmenstraße. Fräulein Louise von François, Weißenfels an der Saale. Emil Rittershaus, Barmen. Baron Detlev Lilienkron, Kellinghusen, Schleswig-Holstein. Schlesien: Freyin Louise von Richthofen, Gnadenfrei. Freyin Marie v. Richthofen, Gnadenberg bei Bunzlau. Allen diesen einen Pescara mit eingelegter Widmungskarte . . ."

[1]) Vgl. u. a. die Schilderung an die Schwester aus Genf 1857 über seinen Verkehr mit Frau D. aus der „hohen Bourgeoisie" (zitiert bei Adolf Frey, C. F. Meyer. Sein Leben und seine Werke. Stuttgart 1900, S. 89); vgl. in diesem Werk auch die Bedeutung des Verkehrs mit François, Wille und Ricasoli. Ferner Briefe (Frey) I, S. 157f. (8. August 1877 an Wille), an Rodenberg, S. 147 (12. Juli 1883). — Vgl. auch den poetischen Satz W. Bolzas (Keller und Meyer. In: Literarisches Echo 2. Jg. 1899/1900, S. 1348): „Des Lebens bittere Not pochte nie an seine Tür". Ähnlich Heinrich Kraeger (Beilage zur Allg. Zeitung, 1900, Nr. 12, S. 5).

[2]) Vgl. Paul Wüst, Gottfried Keller und C. F. Meyer in ihrem persönlichen und literarischen Verhältnis. Leipzig 1911, S. 6. — Hierher gehört auch Pescaras Bedauern mit den Schweizern, die „aus Mangel an Führung und an einem Staatsgedanken ihre schon gewonnene Weltstellung und ihre auswärtige Politik verscherzt haben" (S. 5). Vgl. ferner den Brief an Rodenberg, a. a. O., S. 242 (Ostern 1887): „. . . ch behandele meinen jetzigen heiligen Vater (d. h. den im Pescara, Clemens VII.) unwillkürlich etwas gelinder als sonst wohl geschehen wäre, denn ich gehe mit Kaiser u. Reich durch Dick u. Dünn." Vgl. ferner a. a. O., S. 101 (9. Dezember 1881).

es in der Atmosphäre seiner Novellen ebensowenig wie an einer persönlichen Stellung zu zeitgenössischen Stoffen, die mit der Großzügigkeit gegenüber dem Leiden der Vielzahl der Menschen, wie sie in seinen Erzählungen steckt, durchaus verträglich ist[1]). Daher war er auch ein Gegner derjenigen Künstler, die in seiner Zeit versuchten, die Brutalität in den zeitgenössischen Stoffen aufzudecken. Er war ein Gegner der Naturalisten, weil er ihr Klassenfeind war. Erringen auch Zola, Tolstoi und Ibsen einen gewissen Achtungserfolg, so ist doch das, was die deutschen Nachtuer machen, „lauter Jauche“[2]). Und nur hochmütige Worte weiß er über den sehr kritischen und im bürgerlichen Sinn sehr radikalen Denker Spielhagen, der schwer zu kämpfen hat, zu finden, da dieser in Berlin seine Arbeit industriell ausbeute und noch mehr ausbeuten werde, während er, Meyer, sich dem „großen Stil“ und der „großen Kunst“ widme[3]).

Seine Wirkung korrespondiert, wie schon angedeutet, der eigenen Stellung. Zunächst ist es gar kein Zufall, wo seine Erzählungen erschienen sind. Vorabgedruckt wurden fast alle in der „Deutschen Rundschau“ und sind dann später bei Haessel verlegt. Beide Verlagsunternehmen, das der Gebrüder Paetel wie der Buchverlag, bedienten mit ihren Publikationen die gehobensten Schichten des Bürgertums und die führenden politischen und auch militärischen Kreise. Die „Deutsche Rundschau“ insbesondere hat einen durchaus internationalen Leserkreis führender Schichten. Rodenberg schreibt ihm ganz mit Recht, es „dürfte kaum eine andere deutsche Zeitschrift ... ein solches Publikum bieten wie die unsere: ein Publikum, welches zusammengesetzt ist aus den Besten aller Nationen. Unsere Verbreitung ist eine durchaus universelle: ganz abgesehen von

---

[1]) Vgl. Paul Wüst, a. a. O., S. 37: „Allein Meyer hat eine Schwäche für solche einzelne Brutalitäten und Totschläge. Wenn er so was hört oder liest, so sagt er: vortrefflich! So hat jeder seinen Zopf!“ Keller hat mit diesen Worten eine Eigenheit C. F. Meyers berührt, die für dessen Kunstschaffen wesentlich werden sollte: „die oft bis zur Grausamkeit gesteigerte ‚tragische Lust‘ — mit dieser treffenden Formel ist sie von einem neueren Forscher bezeichnet worden“.

[2]) Für die klassenbewußte Haltung zum Naturalismus ist auch folgendes charakteristisch. Meyer schreibt an Rodenberg (S. 282, 12. Februar 1890): „Von den lit. Neuern ist wohl L. Tolstoi der Bedeutendste (soweit er dazu gehört, denn sein Impuls ist der religiöse seines rationalistischen Mysticismus), aber ‚Macht der Finsternis‘ hat Größe“, worauf ihm am 15. Rodenberg (S. 283) antwortet: „Sie haben Recht, daß wir uns Tolstoi von den Naturalisten oder Realisten nicht nehmen lassen dürfen.“ Das aber hatte Meyer gar nicht so deutlich behauptet; aber es ist so, als ob das Unbewußte dieser beiden großbürgerlichen Schriftsteller sich über den Feind und seine Positionen verständigt hätte.

[3]) Briefe (Frey) II, S. 86 (16. Juni 1879 an Haessel).

Amerika, von Rußland, dem skandinavischen Norden, Holland und England, wo wir gleich von Anfang an Fuß gefaßt haben, sind wir allmählig auch in Frankreich vorgedrungen..."[1]). Gerade aus den Mitteilungen Rodenbergs läßt sich verfolgen, wie sich immer mehr ein großbürgerliches Lesepublikum um Meyer sammelt. Als der „Heilige" erschien, berichtet er von der Ergriffenheit der Verleger, die „das Durchschnittspublicum vertreten, das Echo eines großen Kreises und selbst zwei höchst intelligente, gebildete Männer sind"[2]), und nur wenige Wochen später kann er schon mitteilen: „Die Politiker und die Geschäftsleute, die Männer und die Frauen — sie scheinen alle sich gleich angezogen von Ihrem Werke zu fühlen"[3]). Eine bemerkenswerte Illustration dieses großbürgerlichen Publikums ist auch folgender Bericht: „Neulich auf einem Balle bei dem Generalpostmeister Stephan sagte mir eine junge Dame mit glühendem Kopfe, sie habe den ganzen Tag bis in die Toilette hinein, den ‚Heiligen' gelesen und sie könne mit ihren Gedanken gar nicht davon loskommen[4])". 1883 bezeichnet Rodenberg, selbst ein wohlsituierter Intellektueller, die Gedichte Meyers als „ein Haus- und Familienbuch in seinem ganzen Kreise", die „siegreich ihre Bahn" gehen[5]), am Ende des gleichen Jahres weiß er wieder „das beste Publikum und die maßgebende Presse" für Meyer zu zitieren[6]), im nächsten Jahr sind es vor allem angesehene Gelehrte wie Julian Schmidt, Dilthey, Herman Grimm[7]) und Preyer, „ein feiner und kritischer Leser"[8]), die Meyer zu rühmen wissen. 1885 treten die „distinguiertesten Künstlerkreise" hinzu[9]), und es heißt nun abschließend: „Ihre Novellen u. Ihre Gedichte gehören bereits zu dem unentbehrlichen Besitz all' unsrer Gebildeten"[10]); gebildet aber ist im Munde dieses nationalliberalen Schriftstellers nur ein zusammenfassender Ausdruck für die Oberschicht: zu ihr gehört in gleicher Weise als

[1]) a. a. O., S. 73 (13. Juli 1880). Vgl. auch dort den Bericht Rodenbergs über die Eindrücke bei seiner „jüngsten Anwesenheit in Paris", wo er sich freute, „die ‚Rundschau' in den maßgebenden Kreisen der Wissenschaft und Politik so gut accreditiert zu finden. Professoren und hohe Beamte, die ich dort kennen lernte, sprachen mit mir von der ‚Rundschau' in einer Weise, welche mir mal zeigte, wie sorgfältig man sie liest und wie sehr man sie schätzt".

[2]) S. 59 (13. November 1879).

[3]) S. 61 (6. Dezember 1879).

[4]) S. 64 (16. Februar 1880).

[5]) S. 138f. (5. Februar).

[6]) S. 184 (21. Dezember).

[7]) S. 186 (1. Januar 1884).

[8]) S. 187 (4. Januar); vgl. auch S. 188 (14. März).

[9]) S. 216 (26. November).

[10]) a. a. O.

einer der „enthusiastischsten Verehrer" der Geheimrat Geffcken wie „einer unsrer vorzüglichsten Generalstabsofficiere", der Militärschriftsteller Max Jähns, der sich an den Gedichten Meyers, die auf seinem Arbeitstisch liegen, „täglich . . . stärkte u. erbaue, wie an dem Anblick oder der Luft der Alpen"[1]).

Es ließe sich vielleicht gegen die Aufdeutung der großbürgerlichen Ideologie bei Meyer einwenden, die heroische Geschichtsauffassung sei mit der gerade im 19. Jahrhundert herrschenden bürgerlichen liberalen Geschichtstheorie nicht vereinbar. Hier kann gerade das Studium Meyers Anlaß zu einer wichtigen Revision sein: in Deutschland hat es einen eigentlichen Liberalismus als Ausdruck des Klassenbewußtseins der herrschenden Schicht nicht gegeben, sondern aus bestimmten ökonomischen und politischen Bedingungen entstand ein Bündnis zwischen Großagrariern, Kaufleuten und Militärs, das einem heroischen Irrationalismus außerordentlich zugänglich war. Könnte man auf den ersten Augenblick annehmen, daß die patrizischen Elemente in Meyers Herkunft ein Mißverhältnis zwischen moderner bürgerlicher Ideologie und dem Schweizerischen in Meyer

---

[1]) S. 234f. (3. Januar 1887).

Wenigstens anmerkungsweise sollen einige Literaturhinweise illustrieren, wie genau die klassenmäßige Rezeption in der späteren Publizistik derjenigen der zeitgenössischen Leser und der eigenen Intention Meyers entspricht. Friedrich Dorn (C. F. Meyer. Zu seinem siebzigsten Geburtstag. In: Die Nation, 13. Jhrg. 1895/6, S. 10) spricht von der „goldigen Feiertagsstimmung", die „die leisen Untertöne des Alltagsleidens nicht mitklingen läßt", „der Durchschnittsmensch fehlt in C. F. Meyers Dichtungen" (S. 12). „Vornehm und großzügig" erscheint er K. E. Franzos (a. a. O., S. 244). „Populär wird C.F. Meyer nie werden", meint R. M. Meyer (a. a. O., S. 138); der „vornehme Künstler sei kein demokratischer Milieuschilderer und habe „der Versuchung widerstanden, dem Geschmack der Zeit zu schmeicheln". Auch für Richard Specht (in: Die Zeit, Wien, 3. Dezember 1898, S. 152) ist er der „zeitlose Künstler" für die, die „aus dem Wirren und verwirrenden Lärm der allzu Lebendigen" zu ihm kommen. Seine Kunst „wird nicht in die Allgemeinheit dringen, sondern auf den Kreis der wirklich Gebildeten beschränkt bleiben" (W. Bolza, C. F. Meyer. In: Das literarische Echo, I. Jg., 1988/99, S. 419); er kann „niemals ein Dichter für die wachsende Breite der Durchschnittsbildung werden" (Adolf Stern, C. F. Meyer. In: Westermanns Monatshefte, 43. Jg., 1899, S. 702). Bekannt ist ja aus neuerer Zeit die Interpretation Franz Ferdinand Baumgartens, der in soziologisch höchst unklarer Weise von der „Opposition einer geistigen Elite gegen die realistische Kunst und das mechanistische Leben" spricht (a. a. O., S. 12); „Meyer war ein verirrter Bürger . . . die Verführungen des Künstlerbluts machten dem Bürger das Gewissen schwer" (S. 54). Hans Corrodi, (C. F. Meyer und sein Verhältnis zum Drama, Leipzig 1922, S. 118) sagt von Meyers Novelle, daß sie „wenn nicht das Lebensgefühl einer Vielzahl von Menschen, doch das ‚Ich'- und ‚Weltgefühl' eines großen und vornehmen Dichters zum Ausdruck bringt." So ähnlich formuliert auch Harry Maync (C. F. Meyer und sein Werk. Frauenfeld und Leipzig 1925, S. 337), daß „C.F.Meyer kein Dichter für jeder-

schaffen, so zeigt sich bei näherer Analyse, daß im Gegenteil die patrizisch-bürgerliche Mischform außerordentlich geeignet gewesen ist, das Bündnis der deutschen Oberschichten ideologisch widerzuspiegeln und zu verklären.

---

mann ist". Auch in der Einleitung Werner Kaegis zu der soeben erschienenen Sammlung Ernst Walsers, Geistesgeschichte der Reanissance, Basel 1932, XXX, heißt es, daß „die Novellen C. F. Meyers von wenigen in ihrer tragischen bejahten Spannung zwischen der ästhetischen und der ethischen Lebensform erfaßt wurden". — In Anlehnung an die oben zitierte Auffassung Baumgartens hat übrigens Thomas Mann (Betrachtungen eines Unpolitischen. Berlin 1919, S. 158ff.) versucht, C. F. Meyer im Sinn seines Tonio Kröger zu interpretieren: „Christlichkeit, Bürgerlichkeit, Deutschheit, das sind . . . Grundeigenschaften seines Künstlertums . . ." —

Diese Auswahl aus der Literatur soll hier nicht fortgesetzt und auch nicht im einzelnen interpretiert werden. Sie kann aber den Blick dafür frei machen, daß die Rezeption Meyers genau dem „Ausleseprinzip" entspricht, das wir als formales und inhaltliches Kompositionsschema nachgewiesen, in seiner persönlichen Haltung wiedererblickt und bei seinen ersten Lesern nochmals gespiegelt vorfanden. Die Auslese ist die Verklärung der Elite; diese Elite aber ist nichts anderes als die Großbourgeoisie. Diese Ideologie kann als Wunschbild auch in anderen bürgerlichen Schichten wirken.

Arbeitsmarkt und Strafvollzug.

Gedanken zur Soziologie der Strafjustiz[1]).

Von

Georg Rusche (Frankfurt a. M.).

I.

Für die Sozialforschung ist das Studium des Verbrechens und seiner Bekämpfung ein fruchtbares Gebiet. Es liegen hier Erscheinungen vor, die in so weitem Ausmaß von gesellschaftlichen Kräften bestimmt sind, daß sie auf der einen Seite nach Erklärung aus sozialen Gesetzmäßigkeiten geradezu drängen, auf der anderen Seite ganz besonders geeignet sind, diese Gesetzmäßigkeiten und Mechanismen ihrerseits zu erhellen. Das hat seinen Grund darin, daß die Komplizierungen und Verhüllungen, die die Erforschung anderer sozialer Beziehungen so sehr erschweren, hier weitgehend von der Brutalität der Tatsachen und der Notwendigkeiten eines Kampfes zurückgedrängt werden, der offen geführt werden muß.

Erstaunlicherweise hat sich die Forschung die hier gebotenen Möglichkeiten nur in verhältnismäßig geringem Maße zunutze gemacht.

Zwar sind soziologische Gesichtspunkte bei der Untersuchung der kriminalistischen Probleme weitgehend herangezogen worden, aber sie sind keineswegs zu ihrem Recht gekommen. Denn wenn sich auch jedem, der die Probleme des Verbrechens und seiner Bekämpfung untersucht, Zusammenhänge mit sozialen und ökonomischen Schichtungen aufdrängen, so ist es doch ein weiter Schritt von dem naiven Erkennen dieser Tatsache bis zu einer ihrer systematischen Bedeutung entsprechenden Auswertung mit den hierfür zu Gebote stehenden Mitteln der Theorie.

Dieses Versagen wird dadurch erklärlich, daß im allgemeinen die Forscher, die sich den kriminalistischen Problemen widmen, nicht mit den Grundlagen der Gesellschaftswissenschaften ver-

---

[1]) Die Gedankengänge dieser Studie werden in einem im Auftrag des Instituts für Sozialforschung geschriebenen und später zu veröffentlichenden Buch ausführlich begründet.

traut sind, sondern mehr von außen an sie herankommen. Es sind meistens Juristen oder Ärzte. Wenn sie, durch den Gegenstand veranlaßt, soziologische Kategorien bei ihrer Arbeit verwenden, sind diese der naiven Erfahrung entnommen oder bestenfalls, wenn sie wissenschaftlich fundiert sind, ausschließlich sozialpsychologischer Natur.

Sicherlich hat die neuere Kriminologie, z. T. angeregt durch die Psychoanalyse, wertvolle Erkenntnisse namentlich über die individuellen und sozialen Ursachen des Verbrechens und über die sozialpsychologischen Funktionen der Strafe geliefert. Aber es fehlt diesen Forschungen die Fundierung in den Grundprinzipien aller gesellschaftlichen Erkenntnis. Sie stehen weder mit der ökonomischen Theorie in Verbindung, gehen also nicht auf die materiellen Grundlagen der Gesellschaft zurück, noch sind sie historisch orientiert. Das heißt, sie implizieren eine Konstanz der sozialen Struktur, wie sie in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist, und verabsolutieren unbewußt die dem Beobachter gegenwärtigen sozialen Zustände. Sie begeben sich dadurch der vielseitigen Erkenntnismöglichkeiten, welche darin liegen, daß man den Wandel dieser Zustände untersucht und die davon ausgehenden Wirkungen historisch ableitet. So läßt sich etwa die gesellschaftliche Funktion des Verbrechens und der Strafjustiz weit über das bisher Geleistete aufhellen, wenn man einige einfache Sätze der ökonomischen Theorie anwendet und nicht einen mehr oder weniger stationären Zustand der Klassenverhältnisse voraussetzt, sondern deren säkulare Umwälzungen zugrunde legt. Einige Grundgedanken einer solchen Untersuchung sollen an dieser Stelle der Beurteilung zugänglich gemacht und damit ihre Diskussion vorbereitet werden.

Obwohl in der Kriminologie höchst komplizierte Verhältnisse vorliegen, insbesondere biologische und psychologische Differenzierungen, von deren Erkenntnis wir noch weit entfernt sind, vermag unabhängig davon die ökonomische Theorie und die historische Betrachtung doch wohl Beiträge zur Klärung vieler Fragen zu liefern. Man darf nur die durch ökonomische und historische Argumentation aufweisbare Abhängigkeit der Phänomene des Verbrechens und der Verbrechensbekämpfung nicht für ihre vollständige Erklärung halten. Die durch eine solche Analyse als wirksam erkannten Kräfte bestimmen nicht allein den Gegenstand unserer Untersuchung, und sie ist daher nach mehreren Richtungen beschränkt und unvollkommen.

Denn es sind in der Ausgestaltung des Strafwesens so mannigfaltige außerökonomische Kräfte wirksam, etwa sakraler und sexueller Natur, wie das Ritual des Strafverfahrens zu allen Zeiten ergibt, daß die Untersuchung in dieser Richtung einer Ergänzung dringend bedarf. Auf der anderen Seite ist sie auch nicht hinreichend, um das individuelle Schicksal des einzelnen, der zum Verbrecher wird, und gerade seine Bestrafung zu erklären. Aber innerhalb dieser Grenzen lassen sich gewisse Mechanismen ökonomisch-historisch mit zureichender Exaktheit aufdecken.

II.

Ohne Widerspruch darf wohl so viel gesagt werden, daß Verbrechen Handlungen sind, die in einer Gesellschaft verboten sind. Von Erörterungen über den Sinn der Strafe sei abgesehen. Es mag dahingestellt bleiben, ob sie Vergeltung der Tat, Abschreckung oder Besserung des Verbrechers, Sicherung der Gesellschaft oder was immer bedeute. Eines kann sicherlich keine Gesellschaft mit ihrem Strafvollzug bezwecken: daß er zur Begehung von Verbrechen anreizt.

Das heißt, der Strafvollzug muß so beschaffen sein, daß Menschen, die kriminell gefährdet erscheinen, von denen man annehmen kann, daß sie geneigt seien, solche der Gesellschaft unerwünschten Handlungen zu begehen, dazu durch die Aussicht, entdeckt und bestraft zu werden, zumindest nicht ermutigt werden dürfen. Im Gegenteil, man hofft sogar durch die Aussicht auf Strafe wenn schon nicht alle Angehörigen dieser Schicht, so doch einen wesentlichen Teil davon abzuhalten.

In der Tat wird der Gedanke an zukünftiges Leid und schmerzhafte Vergeltung, die weit den möglichen Lustgewinn aus der Tat übersteigen, ein wirksames Gegengewicht für denjenigen bilden, der überhaupt diesen Gedanken festhalten kann.

Nun lehrt die Erfahrung, daß die meisten Verbrechen von Angehörigen solcher Schichten begangen werden, auf denen ein starker sozialer Druck lastet, die also ohnehin in der Befriedigung ihrer Interessen gegenüber anderen Schichten benachteiligt sind. Daher muß ein Strafvollzug, wenn er seiner Funktion nicht zuwider handeln soll, so beschaffen sein, daß gerade die kriminell am meisten gefährdeten Schichten bei rationaler Abwägung immer noch vorziehen, die verbotenen Handlungen nicht zu begehen, als der Strafe zum Opfer zu fallen.

Man könnte vielleicht einwenden, daß eine solche Betrachtung die Wirksamkeit des Ehrgefühls und die Furcht vor der Schande des Bestraftwerdens nicht hinreichend berücksichtige. Tatsächlich hängt auch die Festigkeit des Gefüges der gesellschaftlichen Struktur keineswegs nur von der Stärke der äußeren Machtmittel ab, die für den Bestand der Gesellschaft sorgen sollen. Es muß die psychische Bereitschaft der großen Mehrheit hinzukommen, sich in die bestehende Gesellschaft einzufügen, sich den in ihr herrschenden Mächten unterzuordnen, den Staat als ihren Staat, das Recht als ihr Recht zu empfinden. Aber erfahrungsgemäß gibt es Schichten, bei denen diese Anpassungs- und Identifizierungstendenzen versagen.

Gewiß kommen Straffälle in allen gesellschaftlichen Kreisen vor. Sieht man aber von Personen ab, bei denen gesellschaftliche Hemmungen wirkungslos sind, oder von einigen Delikten, die die gesellschaftliche Stellung nicht berühren, wie Beleidigungen, politische Vergehen o. dgl., sieht man nicht auf vereinzelte Fälle von Sensationsprozessen, sondern auf die große Masse des Tagewerkes, das die Strafgerichte verrichten, so wird es klar, daß sich das Strafrecht fast ausschließlich gegen diejenigen richtet, die ihre Abkunft, wirtschaftliche Not, vernachlässigte Erziehung oder sittliche Verwahrlosung zum Verbrechen trieb. Daß der einzelne allein schuld an seinem Verbrechen sei, wird heute kaum mehr behauptet. Auf der anderen Seite wird auch unter stärkstem sozialem Druck nicht jedermann notwendig zum Verbrecher. Es besteht also die Möglichkeit, sich auf der Skala: unschuldige Menschen, elendes Milieu bis zum anderen Ende: ideales Milieu, aber absolute Verbrecher, in beliebigen Theorien zu ergehen, und in der Tat kann im einzelnen Falle die Widerstandsfähigkeit abnorm gering oder der Reiz übergroß sein. Jedenfalls wird von den unteren Schichten eine übermäßige soziale Widerstandskraft verlangt. Namentlich Verschiebungen in den Lebensbedingungen der breiten Volksmassen, die große Teile der Bevölkerung aus ihrer Existenz herausdrängen — lange schwere Winter, Teuerungen, Krisen —, werfen die geistig und körperlich Schwächsten in hohem Maße auf die Bahn des Verbrechens. Soll der Strafvollzug geeignet sein, diese Schichten vom Verbrechen in wirksamer Weise abzuhalten, so muß er ihnen noch als ein Absturz gegenüber ihren bisherigen Bedingungen erscheinen. Man kann diese Überlegung allgemein auch so formulieren, daß alle Bemühungen um die Reform der Behandlung der Verbrecher ihre Grenze finden an der Lage der

untersten sozial bedeutsamen proletarischen Schicht, die die Gesellschaft von kriminellen Handlungen abhalten will. Alle darüber hinausgehenden, noch so human gemeinten Reformen sind notwendig zu einem bloßen Scheindasein verurteilt. Sollten sie etwa von einer an dem Los der Verbrecher interessierten öffentlichen Meinung gefordert und durchgesetzt werden, so müßten sie durch weniger offensichtliche Verschlechterungen kompensiert werden. Denn eine wahrhafte Besserung der Lage der Verbrecher über diese Grenze hinaus würde so weite Schichten nicht mehr vom Verbrechen zurückhalten, daß dadurch jeder mögliche Rahmen eines Strafvollzuges gesprengt wäre.

„When we get down to the poorest and most oppressed of our population we find the conditions of their life so wretched that it would be impossible to conduct a prison humanely without making the lot of the criminal more eligible than that of many free citizens. If the prison does not underbid the slum in human misery, the slum will empty and the prison will fill," sagt Bernard Shaw einmal[1]).

III.

Die angestellte Überlegung ist rein formaler Natur. Sie ist zwar oft genug ausgesprochen worden[2]), namentlich wenn es darum ging, vorgeschlagene Reformen des Strafvollzuges zu verhindern oder geschehene rückgängig zu machen, aber sie ist doch eine bloße Abstraktion. Natürlich ist nicht anzunehmen, daß sie so, wie sie hier ausgesprochen wurde, in der Gesellschaft unmittelbar wirksam wird. Es ist vielmehr nur eine Maxime unserer Untersuchung, mit der wir zweckmäßigerweise an die Dinge herangehen. Wir werden dann finden, daß es sehr individuelle und a priori gar nicht voraussehbare Ursachen sind, die ihren Lauf bestimmen, oft merkwürdig verschlungen und von ihren Urhebern ganz anders gedacht, als sie sich endgültig auswirken.

Wollen wir die Überlegung, daß ein wirksamer Strafvollzug die kriminell am meisten gefährdeten unteren sozialen Schichten abschrecken muß, konkretisieren, müssen wir uns klar machen, von welchen ökonomischen Kategorien das Schicksal dieser Schichten

---

[1]) Vorwort zu: Sidney and Beatrice Webb, English Prisons under Local Goverment, London 1922, S. XI.

[2]) Am prägnantesten wohl bei Kriegsmann, Einführung in die Gefängniskunde, Heidelberg 1912, S. 175: „Die Fürsorge darf nicht so weit gehen, daß der Gefangene verwöhnt, die Strafanstalt zum Dorado der ärmeren Klassen der Bevölkerung werde."

bestimmt ist. Es ist ohne weiteres einzusehen, daß diese Schichten über andere Güter als ihre Arbeitskraft nicht verfügen und daß daher der Arbeitsmarkt diese entscheidende Kategorie ist. Anders wird sich die Lage der arbeitenden Klasse darstellen in einer Wirtschaft, in der eine große Reservearmee hungernden Proletariats den Arbeitgebern nachläuft und den Lohn für jede angebotene Arbeitsgelegenheit auf ein Minimum herabkonkurriert, anders in einer Wirtschaft, in der die Arbeiter knapp sind, etwa weil freier Boden vorhanden und daher niemand gezwungen ist, durch abhängige Arbeit seinen Lebensunterhalt zu fristen, wo die Arbeitgeber um die wenigen zur Verfügung stehenden Arbeiter konkurrieren und den Lohn in die Höhe treiben.

Natürlich ist durch Arbeiterknappheit oder Menschenüberfluß noch nicht eindeutig die Lage auf dem Arbeitsmarkt bestimmt. Politische Eingriffe können das Spiel von Angebot und Nachfrage korrigieren. Bei Arbeitermangel können z. B. die Arbeitgeber versuchen, durch rechtlichen Druck den fehlenden wirtschaftlichen Druck zu ersetzen, etwa Sklaverei einzuführen oder sonstige Formen der Zwangsarbeit, Maximallöhne festzusetzen oder ähnliche arbeitsrechtliche Maßnahmen zu treffen; bei Arbeiterüberfluß können die Gewerkschaften durch Zurückhaltung des Angebotes oder der Staat durch sozialpolitische Maßnahmen, insbesondere durch Zahlung von Unterstützung an die Arbeitslosen, den Lohn vor dem Absinken in das Bodenlose schützen. Je nachdem, welcher dieser Fälle vorliegt, wird der Strafvollzug andere Aufgaben zu erfüllen haben.

Arbeitslose Massen, die vor Hunger und Not zu Verzweiflungsdelikten neigen, wird man davon nur durch grausame Strafen abhalten können. Am praktikabelsten erscheint in solchen Fällen schwere körperliche Züchtigung der Verbrecher, wenn nicht ihre rücksichtslose Vernichtung. In China, mit seiner großen Reservearmee elenden und hungernden Proletariats, das teils in die Städte flutend seine Arbeitskraft um jeden Preis zu verkaufen gezwungen ist, wenn es überhaupt Arbeit findet, teils in großen, ewig einander befehdenden Söldnerbanden zusammengelaufen ist, würde die bloße Tatsache, daß man ihnen zu essen gibt, den Verbrechern das Gefängnis zum Anreiz, nicht zur Abschreckung machen. Freiheitsstrafen gibt es daher dort nur, wo sich europäischer Einfluß geltend macht, und sie sind von einer unbeschreiblichen Grausamkeit im Vollzuge. „Jeder sozial denkende Mensch, der nach China kommt“, schreibt Agnes Smedley in einem lesenswerten Bericht über „Ge-

fängnisse in China"[1]), „empfängt einen überaus traurigen, niederschlagenden Eindruck, wenn er sehen muß, wie gering ein gewöhnliches Menschenleben wiegt. — Besonders kraß wird man sich dieser Mißachtung bewußt, wenn man bedenkt, wie hier erwischte Übeltäter jedweder Art erschossen, gehängt oder geköpft werden, ohne daß diese Hinrichtungen kaum mehr als flüchtige Beachtung fänden."

In einer Gesellschaft, in der die Arbeiter knapp sind, wird der Strafvollzug ganz andere Funktionen haben. Er braucht dort nicht hungernde Massen von der Befriedigung elementarer Bedürfnisse abzuhalten. Wenn jeder, der arbeiten will, auch Arbeit findet, die unterste soziale Schicht aus unqualifizierten Arbeitern und nicht aus in Not befindlichen Arbeitslosen besteht, kann der Strafvollzug sich damit genug sein lassen, Arbeitsunwillige zur Arbeit zu bringen und sonstige Verbrecher zu lehren, daß sie zufrieden zu sein haben mit dem Auskommen eines ehrlichen Arbeiters. Noch mehr: wenn die Arbeiter knapp sind, wird der Lohn hoch sein. Dann aber wird es sich rentieren, Verbrecher einzusperren und für ihre bloße Nahrung arbeiten zu lassen. Denn die Kosten der Bewachung und des Zwanges werden immer noch weniger betragen als die Differenz zum normalen Lohn. Daher besteht in allen Gesellschaften, in denen Arbeitermangel herrscht, eine Tendenz zur Abkehr von Körperstrafen und von der Vernichtung der Verbrecher. Auch der Verbrecher ist als Arbeitskraft noch wertvoll, man tötet ihn nicht gerne, sondern verwertet ihn, wenn es geht. Zwangsarbeit ist das geeignete Strafmittel.

IV.

Diese in rohen Umrissen entwickelte ökonomische Theorie des Strafvollzuges scheint mir der Schlüssel zur Lage des Strafwesens zu sein. Es wäre aber ganz verfehlt, sie unmittelbar so, wie sie hier vorgetragen wurde, auf die Gegenwart anzuwenden.

Wichtige Eigentümlichkeiten des heutigen Strafwesens lassen sich nämlich nicht aus der heutigen sozialen Situation erklären. Ginge man von der Interessenlage der gegenwärtigen Gesellschaft aus, so ließen sich ganz andere Möglichkeiten angeben, um die durch die Tatsachen des Verbrechens gestellten Aufgaben rational zu bewältigen. Daß unser Strafwesen in seinen heutigen Formen vorliegt, ist zu einem großen Teil nur aus der Interessenlage vergangener Epochen verständlich, in denen es seine erste Prägung fand. Es

[1]) Frankfurter Zeitung 15. 9. 1930.

ragt gewissermaßen als ein Überbleibsel in die Gegenwart herein. Durch den Wechsel des sozialen Geschehens ist es aber nicht etwa bedeutungslos geworden, sondern übt, obwohl es sich weitgehend den heutigen Aufgaben angepaßt hat, in seiner aus der Vergangenheit stammenden Gestalt tiefgreifende Wirkungen aus. Das muß demjenigen verschlossen bleiben, der das Strafwesen nur vom Standpunkt der Gegenwart zu begreifen versucht. Er wird Absichten in seine Institutionen hineindeuten müssen, die ihm unverständliche Einrichtungen rationell erklären sollen, aber in der Lage der Dinge nicht begründet sind. Das heißt aber, daß unsere ökonomische Theorie durch eine historische Analyse ergänzt werden muß, ohne die das gegenwärtige System der Verbrechensbekämpfung unverständlich ist. Diese Arbeit ist von den Rechtshistorikern bisher nicht geleistet worden. Die Rechtsgeschichte, wie sie im Augenblick betrieben wird, ist viel zu sehr ein Zweig der positiven Jurisprudenz, als daß sie imstande wäre, sie gesellschaftlich-historisch zu analysieren.

Die Geschichte des Strafwesens ist mehr als eine Geschichte der vermeintlichen Eigenentwicklung irgendwelcher rechtlichen „Institutionen". Sie ist die Geschichte der Beziehungen der „zwei Nationen", wie sie Disraeli nannte, aus denen sich die Völker zusammensetzen, der Reichen und der Armen. Die Beschränkung auf das unfruchtbare Einerlei der meist von den Rechtshistorikern gehüteten Schulbegriffe hemmt eine wahrhaft wissenschaftliche Erklärung aus der Verursachung der historisch wirksamen Kräfte oft mehr, als sie sie fördert. Und wenn sich Juristen über den juristischen Horizont erheben, so bearbeiten sie oft ihren Gegenstand in der Art eines sorgfältigen Kuriositätensammlers, ohne Kriterien zur Auswahl des Bedeutungsvollen, weil sie den uns überlieferten Aufzeichnungen folgen, die Chronisten aber Dinge aufgeschrieben haben, die ihnen wichtig und seltsam erschienen, also sicher nicht alltäglich waren, während uns gerade die alltägliche Lebensgewohnheit interessiert. Es ist wie mit den Berichten über Sensationsprozesse, die alle Zeitungen füllen, während sie doch wenig über die wirkliche Kriminalität der Massen sagen.

Häufig auch lassen sich die Rechtshistoriker statt von einer vorurteilslosen Anwendung sozialer Gesetze von der problematischen Konzeption eines kontinuierlichen Fortschritts in der Entwicklung der rechtlichen Institutionen leiten: von der barbarischen Grausamkeit zur Humanität jener relativ vollkommenen Rechtsordnung,

deren wir uns heute erfreuen sollen. Sie übersehen, daß eine sehr lange, bald stockende, bald rückläufige Bewegung vorliegt. Dementsprechend sind sie oft recht freigiebig mit Lob für die Zeiten, die ihre Theorie bestätigen, geizen aber auch nicht mit Tadel für Jahrhunderte, die sich nicht danach richten — ein Verfahren, durch das die Erkenntnis der Tatsachen nicht immer gefördert wird.

Es ist daher die Aufgabe gewesen, die Epochen der Kriminalgeschichte in ihrem Zusammenhang mit den Epochen der Wirtschaftsgeschichte und der Geschichte des ökonomischen Kampfes der Klassen zu studieren und die zutage geförderten Zusammenhänge für die Analyse des gegenwärtigen Strafwesens nutzbar zu machen. An dieser Stelle kann nur ein kurzer Überblick über die Resultate dieser Forschung gegeben werden, soweit es erforderlich ist, um den Gedankengang dieses Aufsatzes zu Ende zu führen. Alle Einzelheiten und alle Beweise sowie eine Reihe anderer kriminalsoziologischer Ergebnisse sind der oben erwähnten ausführlicheren Arbeit vorbehalten.

V.

In der Geschichte des Strafvollzuges folgen drei Epochen aufeinander, die durch das Vorwiegen ganz verschiedener Strafarten gekennzeichnet sind: Bußen und Geldstrafen sind praktisch die einzigen Strafmittel des früheren Mittelalters, sie werden im Spätmittelalter abgelöst durch ein System grausamer Leibes- und Lebensstrafen, das seinerseits im 17. Jahrhundert der Freiheitsstrafe Platz macht. Vergleicht man mit diesen Phasen der Kriminalgeschichte die Wandlungen in der Sozialgeschichte, so finden sich überraschende Zusammenhänge.

In dem Bußstrafensystem des frühen Mittelalters spiegeln sich die gesellschaftlichen Verhältnisse eines dünn besiedelten Bauernlandes mit vollkommener Genauigkeit wider. Die Möglichkeit der Ansiedlung auf freiem Boden verhinderte jeden starken sozialen Druck auf die Unterklassen und führte zu einer ziemlich gleichmäßigen Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums. So traten Delikte gegen das Eigentum stark in den Hintergrund, denn ein Bauer kann seinen Nachbarn schwerlich Dinge entwenden, die nicht eigene Arbeit mit viel geringerem seelischen Aufwand hätte beschaffen können. Es waren mehr die primitiven Regungen der Sexualität und des Hasses, die zu Delikten führten. Eine wirkliche Abschrekkung war in dieser Zeit nur die Furcht vor der drohenden privaten

Rache des Verletzten. Um zu verhüten, daß diese in Fehde, Blutrache und Anarchie ausartete, bemühte sich die Gesellschaft um Beilegung. Man betrachtete Verbrechen als eine Art Krieg, und einem Gesetzgeber mußte es vielmehr darauf ankommen, Feinde nach anerkannten Grundsätzen zu versöhnen, als Verbrechen durch ein Strafrecht im heutigen Sinne zu bekämpfen.

Im späteren Mittelalter änderte sich die Situation vollkommen. Waren, wie Schmoller sagt, bis dahin „die Menschen begehrter als die Grundstücke“[1]), so kam es nunmehr mit dem Wachsen der Bevölkerung zur Besetzung des Bodens und damit Überflutung des vorhandenen Lebensraums. Es beginnt eine Klassenspaltung in Reiche und Arme, hablose Arbeiter entstehen, die den Lohn herunterkonkurrieren und erstmalig eine Art kapitalistischer Produktionsweise ermöglichen; Bettlerheere, soziale Unruhen, Aufstände, die in Deutschland im Bauernkrieg kulminieren, sind die Folge. Die Kriminalität änderte vollkommen ihr Bild. Es ergab sich ein rapides Zunehmen der Eigentumsdelikte. Die Züge der Bettler und die Rotten der Diebe und Räuber wurden zur Landplage. Dadurch mußte sich das Arbeitsfeld der Justiz völlig ändern. Hatten im Mittelalter die Vermögensstrafen den Vorzug vor den Leibesstrafen, so verfing jetzt das überkommene Geldstrafensystem nicht mehr. Bei diesen Verbrechern war nichts zu holen. Langsam trat an die Stelle der bisherigen Strafen die Geißelung, Verstümmelung und Tötung, zunächst noch ablösbar durch Geld, dann als Universalstrafmittel, das allein noch einen gewissen Schutz gegen die Kriminalität der sich ansammelnden hablosen Massen zu gewähren schien. Die grausamste Phantasie reicht kaum aus, um sich einen Begriff von jener Justiz zu machen, die bald neben dem Banditen und Mordbrenner auch den Vagabunden ins Verderben riß und bei der Vernichtung der arbeitslosen Proletarier landete.

Um 1600 änderten sich die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt abermals grundlegend. Das Arbeitsangebot verknappte sich, sei es infolge der Ausweitung der Märkte durch die Entdeckungen, den Edelmetallzustrom aus der neuen Welt, sei es durch die Kriege und Seuchen, namentlich den 30jährigen Krieg, und die in ihrem Gefolge eintretende Verminderung der Bevölkerung. Es entstand dadurch eine Periode fühlbaren Arbeitermangels. Die Löhne der Arbeiter stiegen, und die Lebenshaltung der unteren Klassen besserte sich erheblich.

---

[1]) Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre, II, Leipzig 1901, S. 513.

Die Menschen wurden wertvoll und faul, d. h. sie überlegten es sich lange, ehe sie ihre Arbeitskraft zur Verfügung stellten. Die Gewinne der Unternehmer gingen zurück, die „Wirtschaft“ verfiel. Man versuchte, den fehlenden ökonomischen Druck weitgehend durch Zwang zu ersetzen. Die ganze gesellschaftliche Struktur wird von diesem Bemühen aus bestimmt; es ergibt sich als Konsequenz das System des Merkantilismus. Leicht in diesem Sinne zu deuten ist z. B. die allgemein bekannte Tatsache, daß man bis dahin Soldaten in genügender Anzahl einfach durch die Werbetrommel zusammenbringen konnte, denn arbeitslose Proletarier strömten in hellen Haufen zusammen, wo sie eine Möglichkeit zur Fristung ihrer Existenz sahen. Nunmehr aber mußte man sie mit Gewalt und List pressen, weil sie überall anderwärts günstigere Bedingungen finden konnten als beim Militär. In dieser Situation dauernden Menschenmangels, wo jede Arbeitskraft kostbar war, wäre es eine ökonomisch „sinnlose“ Grausamkeit gewesen, Verbrecher weiterhin zu vernichten. Die Freiheitsstrafe nimmt die Stelle der Leibes- und Lebensstrafen ein, „Humanität“ tritt an die Stelle der Grausamkeit; wo immer Richtstätten waren, werden jetzt Zuchthäuser errichtet. Diese Humanität war durchaus rentabel: „Was nutzet ein Dieb, der um 50 Gulden ist gehenket worden, sich oder diesem, dem er gestohlen, da er doch im Werkhaus in einem Jahr wohl viermal soviel verdienen kann?“, fragt ein hervorragender Nationalökonom jener Zeit, der alte J. J. Becher[1]).

Der humane Strafvollzug verlor seine Funktion in dem Augenblick, als die industrielle Revolution, die Freisetzung des Arbeiters durch die Maschine um die Wende des 18. Jahrhunderts den Arbeitermangel behob und die industrielle Reservearmee entstand. Die unteren Klassen verelendeten, sie unterboten sich auf dem Arbeitsmarkt, und Zwangsmaßnahmen verloren ihren Sinn. Die Zuchthäuser hörten auf zu rentieren. Bei hohen Löhnen hatten sie große Gewinne gebracht; wenn sich Arbeiter freiwillig für ein Existenzminimum anboten, lohnte es sich nicht mehr, die Kosten für Einsperrung und Bewachung aufzubringen. Nicht einmal für den einfachen Betrieb, die Erhaltung der Gebäude, den Unterhalt der Wärter und Gefangenen langte der Ertrag der Arbeit mehr aus. Das Zuchthaus versagte doppelt: wieder wie im Mittelalter schwoll

---

[1]) Becher, Johann Joachim, Politischer Discurs. Von den eigentlichen Ursachen dess Auff- und Abnehmens der Städt, Länder und Republicken. Frankfurt a. M. 1688, S. 245.

die Kriminalität der verelendenden Massen an, das Zuchthaus bedeutete keinen Schrecken mehr für sie. Es lag nahe, in der Behandlung der Verbrecher zu den mittelalterlichen Methoden zurückzukehren. Laut genug ist die Forderung ertönt, doch es kam nicht so weit, sei es, daß die mühsam erworbenen Ideale der Humanität es verhinderten, sei es, daß politische Klugheit die Herrschenden davor zurückschrecken ließ, durch eine so offene Provokation die ohnehin revolutionäre Situation zu überspannen. Die Freiheitsstrafe blieb erhalten, ein Überrest aus einer Epoche ganz anderer sozialer Konstellation, nicht zu verstehen aus der Interessenlage der Gegenwart, aber sie wandelte ihre Funktion, paßte sich zwangsläufig den geänderten Bedürfnissen an. Aus sinnvollen Zwangsarbeitsanstalten wurden die Zuchthäuser zu Orten bloßer Quälerei, geeignet, auch noch den Elendesten abzuschrecken. Die Kost wurde schlecht — oft geflissentlich auf Brot und Wasser gesetzt —, so daß die Gefangenen haufenweise starben. Sie wurden unzulänglich gekleidet, in Massen zusammengepfercht, die unrentabel gewordene Arbeit trat in den Dienst der Peinigung. Es mußten von den Gefangenen Steinlasten nutzlos von einer Stelle zur anderen geschleppt werden, sie mußten irgendwelche Wasserpumpen bewegen, die das gepumpte Wasser wieder zurückfließen ließen, oder Tretmühlen bedienen, die keinerlei Zwecken nutzbar gemacht wurden. Prügel als „Willkomm" und „Abschied" und als Disziplinarmittel zu jeder Zeit ergänzten die abschreckende Wirkung.

Die Einführung der Einzelhaft war nur eine Scheinreform. Auch sie war ein Strafmittel, das noch bei Hungernden Furcht erregen und abschreckend wirken konnte bei Menschen, die nicht wußten, wie sie ihr Dasein fristen sollten; denn es gibt kaum eine größere Qual als das durch die einsame Einsperrung hervorgerufene Gefühl der vollständigen Abhängigkeit und Hilflosigkeit, der Absperrung von allen Reizen und Zerstreuungen. Nur der Form nach gestaltete sich der Abschreckungsgedanke hier anders als in den Körperstrafen des Mittelalters, aber das Gewissen der Reformer konnte sich beruhigen. Sie wollten in der Einzelhaft nicht die Tortur, sondern den Fortschritt über die Zuchthäuser sehen.

Anders als in Europa entwickelte sich der Strafvollzug in Amerika. Hier herrschte im 19. Jahrhundert eine noch größere Nachfrage nach Arbeitern als je im Merkantilismus. Der freie Boden auf der einen, die beginnende industrielle Entwicklung auf der anderen Seite schufen ein Vakuum auf dem Arbeitsmarkt, das die Einwanderung nicht

füllen konnte. Jeder, der nur einigermaßen brauchbar war, konnte Arbeit finden, der Lohn stand hoch, die Möglichkeiten des Aufstiegs waren keinem Tüchtigen verschlossen. Die unterste sozial bedeutsame Schicht waren die unqualifizierten, eben eingewanderten oder einheimischen farbigen Arbeiter. Man brauchte keine Fürsorge für Arbeitslose. Für die Kranken und Schwachen, die Erwerbsunfähigen genügte eine reiche private Wohltätigkeit. Die Zahl der Verbrechen war gering. Die Gestalt des Strafvollzuges konnte dem Rechnung tragen. Wie im Merkantilismus wurden die Gefängnisse zu gut rentierenden Produktionsstätten mit der hauptsächlichen Aufgabe, die Verbrecher durch Erziehung in brauchbare Mitglieder der Gesellschaft, d. h. fleißige Arbeiter zu verwandeln, deren man gar nicht genug haben konnte. Demzufolge konnten sich die Reformer erstaunlich weit vorwagen, zuletzt trat das ganze System in den Dienst der Besserung; Unterricht, Ausbildung in gelernten Berufen, Körperpflege, Stufenstrafvollzug, bedingte Begnadigung und Bewährungsfrist, Fürsorge nach der Entlassung, Sonderbehandlung jugendlicher und erstmalig bestrafter Verbrecher nahmen von dort ihren Ausgangspunkt, eine große wissenschaftliche Organisation trat in den Dienst der Erforschung der individuellen und sozialen Ursachen des Verbrechens und seiner zweckmäßigsten Bekämpfung durch Fürsorge und Vorbeugung.

Erst als sich in Europa die Lage zeitweilig besserte, der Druck der auf dem Arbeitsmarkt seit der industriellen Revolution lastenden Arbeitslosen langsam wich, die Arbeitslosigkeit als Dauererscheinung verschwand, die Sozialpolitik das Los der Hilflosen erleichterte und infolgedessen die Kriminalität stark zurückging, folgte man langsam und zögernd dem amerikanischen Beispiel, mehr vielleicht in der Theorie als in der Praxis. In Deutschland z. B. war eine wirksame Hilfe für die Fürsorge für Strafentlassene in der Vorkriegszeit die Leutenot der Landwirtschaft, die bereit war, alle Arbeitskräfte aufzunehmen, vorausgesetzt, daß sie sich mit hinreichend gedrückten Löhnen begnügten, und daher neben Ausländern auch Vagabunden und Verbrecher dringend anforderte.

VI.

Als nach dem Kriege die Arbeitslosigkeit wieder chronisch wurde, hat man in den am stärksten betroffenen Ländern Europas durch Arbeitslosenfürsorge einen Zusammenbruch des Arbeitsmarktes verhindert. Die Löhne und der Lebensstandard sanken nicht so weit,

wie es das Resultat eines unbeeinflußten Spiels der ökonomischen Kräfte gewesen wäre. Auch denen, die aus dem Produktionsprozeß ausfielen, wurde die Befriedigung ihrer lebensnotwendigsten Bedürfnisse gewährt, und sie brauchten im allgemeinen nicht aus Mangel daran Verbrecher zu werden. Dadurch wurde der Strafvollzug vor der Aufgabe bewahrt, die er mehrmals in seiner Geschichte zu erfüllen hatte, nämlich mit Verbrechern fertig zu werden, denen ein Gefängnis schon wegen der geregelten Verpflegung nichts Abschrekkendes mehr gewesen wäre. Die Kriminalität stieg, abgesehen von der kurzen Zeit der Inflation, nicht über das Niveau der Vorkriegszeit hinaus, ja sie zeigte bis vor kurzem eher eine sinkende Tendenz. Demzufolge brauchten die Reformen des Strafvollzuges, die sich schon vor dem Kriege anbahnten, zunächst nicht aufgegeben zu werden, sondern man konnte sie teilweise noch weiter führen, begünstigt durch die politische Lage, die Schichten ein Mitbestimmungsrecht im Staate gab, die an dem Lose der Verbrecher interessiert waren und versuchten, die Ideologie der Strafvollzugsreformer in die Praxis überzuführen.

Dieser in den letzten Jahren unter beträchtlicher Beteiligung der Öffentlichkeit durchgeführte Versuch soll an dieser Stelle nicht erörtert werden. Soweit man die Resultate übersieht, kann gesagt werden, daß es nicht nötig ist, jene einfache heuristische Maxime, der wir so viele augenscheinlich richtige Ergebnisse verdanken, ohne weiteres preiszugeben.

Die in Deutschland zur Zeit am meisten kriminell gefährdete Schicht ist die der unterstützten Erwerbslosen, namentlich die der alleinstehenden Jugendlichen, die ohne Familienhilfe nur mit ihrer Unterstützung wirtschaften und im Augenblick für alle Lebensbedürfnisse zusammen etwa 7—8 Mark pro Woche erhalten mögen. Daneben steht noch eine Schicht von Nichtunterstützten, denn weitgehend ist die Wirksamkeit unserer sehr humanen Fürsorgegesetze durch die Konstruktion des zu ihrer Ausführung geschaffenen Apparates kompensiert. Ein großer Teil des in Deutschland geltenden Fürsorgerechts stellt an das persönliche Verantwortungsgefühl der Beamten besonders hohe Anforderungen. Bei der großen Ersparnis an Personal bei den Ämtern bedeutet die Anlage der Aktenstücke, das Nachsuchen der Bewilligung von Unterstützungsmitteln bei der vorgesetzten Stelle, das Ablegen von Rechenschaft über ihre Verwendung in jedem einzelnen Fall eine neue Belastung der Beamten, welche durch die einfache Abweisung der Bittsteller zu vermeiden

wäre. Ohnedies sind die Beamten bei den aufs äußerste beschränkten Etats der öffentlichen Körperschaften dazu gehalten, im Zweifelsfall lieber einen negativen Bescheid zu erteilen. Es bestehen daher in jedem Fall starke Motive zu ungünstigen Entscheidungen.

Die Schicht der Nichtunterstützten liefert die Bettler, Vagabunden, „Vertreter", Prostituierten, Zuhälter, Lohndrücker für Gelegenheitsarbeiten aller Art — Gäste der Herbergen und Asyle, wenn sie „Schlafgeld" haben, sonst in den Wartesälen und Hauseingängen sich herumdrückende und verzweifelt den Morgen erwartende Obdachlose[1]).

Nach unserer heuristischen Maxime dürften wir annehmen, daß im Interesse seiner Wirksamkeit gegenüber diesen Schichten der Strafvollzug eine Hölle bedeuten muß, die sie gegen ihre Lebensbedingungen freiwillig nicht eintauschen. Man scheint jedoch bis jetzt die Befriedigung der elementaren Bedürfnisse der Nahrung und Wärme den Strafgefangenen nicht zu sehr zu schmälern. Im Gegenteil erhalten sie „angemessene Kost", die vielleicht sogar von der Ernährung eines Erwerbslosen noch vorteilhaft absticht (der Materialpreis der Nahrungsmittel in den Anstalten schwankt um ungefähr RM. —.70 pro Tag). Die Degradation, die Sinnlosigkeit der zu verrichtenden Arbeiten, die Gefängnisdisziplin mit ihrer aufgezwungenen Ordnung, die Ausschließung von aller normalen Sexualbetätigung, dazu die Feindseligkeit des überlasteten Personals der Strafanstalten, kurz, die Entziehung der Freiheit scheint vorläufig wirksam genug zu sein. Ähnliches wird man nach den Skandalprozessen der letzten Jahre von der Fürsorgeerziehung annehmen können, die bei Jugendlichen in weitem Ausmaße an Stelle des normalen Strafvollzuges tritt. Natürlich sind die Kräfte, die diese Wirkung hervorbringen, alles andere als bewußte Absicht.

Es gibt jedoch eine außerordentliche Bestätigung der hier vorgetragenen Überlegungen: den dramatischen Zusammenbruch des „humanen" Strafvollzuges in Amerika. In den Vereinigten Staaten herrscht heute eine Arbeitslosigkeit, deren Auswirkungen nicht durch eine der unseren ähnliche Sozialpolitik kompensiert werden. Die Folgen, die sich daraus für die Kriminalität und den Strafvollzug ergeben, sind unausdenkbare Steigerung des Verbrechens, un-

---

[1]) Die entlassenen Gefangenen sollen nicht in diese Schichten gestoßen werden, sondern Fürsorgeunterstützung erhalten, aber dennoch geraten genug von ihnen dort hinein: solche, die ihre Rechte nicht kennen oder sie nicht in angemessener Weise zu vertreten verstehen, solche, die wegen begangener Delikte sich nicht polizeilich anmelden können, namentlich entwichene Fürsorgezöglinge.

ausdenkbare Brutalität der Repression, Zusammenbruch aller humanitären Reformen, Überfüllung der Gefängnisse, Hunger, Schmutz, Beschäftigungslosigkeit, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, die zu jenen Zuchthausrevolten, jenen Ausbrüchen des Irrsinns führten, von denen eine Zeitlang die Öffentlichkeit der Welt erschüttert wurde[1]).

Bisher ist in Deutschland die Behandlung der Gefangenen wenn schon nicht so menschlich, wie mancher annimmt, dennoch nicht so hart wie in Amerika. Aber unsere Humanität ist schwerlich wirksam genug, um den Strafvollzug aus der Sphäre jener fatalen Abhängigkeit herauszuheben, die wir unseren theoretischen Erörterungen als heuristische Maxime zugrunde legten.

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Zuchthausrevolten oder Sozialpolitik“, Frankfurter Zeitung vom 1. 6. 1930, Nr. 403.

Autarkie und Planwirtschaft.

Von

Kurt Baumann (Frankfurt a. M.).

I.

Eine Reihe von Tatsachen, an denen ein Zweifel nicht möglich ist, scheint die These vom Ende der Weltwirtschaft hinreichend zu belegen. Nach den Untersuchungen des Enquete-Ausschusses kann als gesichert gelten, daß die krisenlindernde Wirkung des Außenhandels gegenwärtig viel geringer ist, als in den Wirtschaftsrückschlägen der Vorkriegszeit, die den Welthandel mengenmäßig gar nicht oder nur sehr wenig in Mitleidenschaft zogen[1]). Daß der anwachsende Protektionismus heute stellenweise bis zur vollkommenen Abriegelung mancher Binnenproduktionen geführt hat, ist unbestreitbar. Darüber hinaus läßt sich von einem Methodenwandel der Handelspolitik sprechen, seitdem im Gefolge der Kreditkrise und Währungsschwierigkeiten die außenwirtschaftlichen Beziehungen vielfach aus dem Marktzusammenhang herausgelöst und zwangswirtschaftlicher Regelung unterworfen wurden. Aber solche Tatsachen beweisen noch gar nichts. Es läßt sich an ihnen nicht ablesen, ob es sich um liquidierbare Kriegs- bzw. Krisenerscheinungen handelt oder um Ansätze einer grundsätzlich neuen Wirtschaftsführung. Erst wenn die Schrumpfung des Welthandels unter einem Gesetz strukturell abnehmender Außenhandelsbedeutung begriffen und die da und dort einsetzende naturalwirtschaftliche Gestaltung des zwischenstaatlichen Wirtschaftsverkehrs als „Zurückführung des Handels auf seine eigentlichen Aufgaben"[2]) beurteilt wird, bekommen die Weltmarktgeschehnisse der letzten Jahre jenes säkulare Gewicht, das sie im Lager der Autarkisten zu Symptomen einer Wirtschafts- und Zeitenwende stempelt.

---

[1]) Vgl. die vom Kieler Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr bearb. u. hrsgb. Veröffentlichung des Enqueteausschusses „Der Deutsche Außenhandel unter der Einwirkung weltwirtschaftlicher Strukturwandlungen", 2 Bde., Berlin 1932, II, S. 460ff.

[2]) Ferd. Fried, Autarkie. Tatschriften. Jena 1932, S. 56.

Das theoretische Rüstzeug, das die Störungen des Nachkriegskapitalismus im Sinne des Autarkieprogramms auszudeuten erlaubt, steht den Vertretern des nationalen Wirtschaftsstaates zum guten Teil in den Argumenten zur Verfügung, mit denen Oldenberg, Pohle und Adolf Wagner in der Schutzzolldebatte der Caprivi-Bülow-Ära das Ende des Export-Industrialismus ankündigten und sich zu Befürwortern einer Agrarautarkie machten. Für ihre Stellungnahme war neben militärpolitischen Gesichtspunkten und der Befürchtung drohenden Absatzverlustes in Übersee vornehmlich die Sorge maßgebend, daß die Zufuhren aus den „Bodenländern“ so gut wie ganz aufhörten, wenn dort künftig eigene Industrien die ganzen agrarischen Produktionsüberschüsse an sich ziehen würden[1]. Schon damals wurde eine Krise prophezeit, in der nach volllzogener Industrialisierung der Erde die notwendige Rückbildung zum geschlossenen Handelsstaat vor sich gehen würde[2]. Wenn man Sombart, Salin und den Autoren des „Tat“kreises folgen will, ist die gegenwärtige Krise als Ereignis dieser Art aufzufassen[3]. Freilich wird auf den Nachweis, daß die Industrialisierung der Agrar- und Rohstoffländer die entscheidende Erklärung für den Krisenausbruch biete, nicht unbedingt Wert gelegt. Gemeint ist eher, daß die durch den Protektionismus geförderte territoriale Ausbreitung des Industriesystems zu einer strukturellen Abnahme der Außen-

---

[1]) So Ludw. Pohle, z. B. bei der Münchener Tagung des Vereins für Sozialpolitik 1901, Schriften Bd. 98, S. 207. Ebenso Adolph Wagner, Agrar- und Industriestaat, Jena 1902, S. 153. — Im Hintergrund solcher Prognosen stand immer das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag: dem Hinweis auf das billige Getreideangebot aus Übersee wurde entgegengehalten, daß über kurz oder lang eine Periode steigender Preise einsetzen werde, wenn die Neuländer mit wachsendem Eigenbedarf zu intensivieren gezwungen wären. Ähnlich heute Sombart (s. unten S. 81).

[2]) „Ein Teil der industriellen Produktion findet dann keinen Abnehmer mehr . . . und es ist dann keine andere Wahl, als den Weg, den man eben nach vorwärts durchmessen hat, nun wieder rückwärts zu machen, d. h. die Bevölkerung, die man der Landwirtschaft entfremdet und in die Industrie getrieben hat, zu einem großen Teil wieder aus der industriellen Beschäftigung zurückzuziehen und erneut mit landwirtschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen . . .“ L. Pohle, Deutschland am Scheideweg, Leipzig 1902, S. 166ff. (dazu die Darstellung bei Ernst Döblin, Internationale Konjunkturabhängigkeit und Autarkie, Arch. f. Sozialw. u. Sozialpol. Bd. 67, S. 283ff.). Derselbe Gedanke später sehr nachdrücklich vertreten von Gerhard Hildebrand, Die Erschütterung der Industrieherrschaft und des Industriesozialismus, Jena 1910.

[3]) „Wenn man heute auf die Agrar-Industriestaatdebatte der Jahrhundertwende zurücksieht, so haben sich alle Argumente Adolph Wagners gegen die Industriestaats- und Exportoptimisten völlig bewahrheitet . . . Die heutige Krise ist der sinnfällige Ausdruck davon.“ Giselher Wirsing, Zwischeneuropa und die deutsche Zukunft. Tat-Schriften, Jena 1932, S. 249.

handelsquote[1]) führte und mit der Rückbildung der Arbeitsteilung zwischen Gebieten der Urproduktion und der Verarbeitung schließlich das Fundament der Weltwirtschaft derart unterhöhlte, daß der erste Ansatz „gestaltenden und zerstörenden Geschehens sie in Staub auflösen und leichter als Flugsand verwehen konnte" (Salin)[2]). Der Zusammenhang zwischen Industrialisierung und Außenhandel wird dabei — wie in der Agrar-Industriestaat-Kontroverse um 1900 — verschieden konstruiert. Sombart behauptet eine Verminderung der Einfuhrkapazität der jungkapitalistischen Länder „aus dem einfachen Grunde, weil sie keine Gegenwerte für die einzuführenden Industrieerzeugnisse zu bieten haben: sie haben aber keine Gegenwerte, weil sie nicht gleichzeitig ihre eigene Industrie aufbauen und Rohstoffe und Nahrungsmittel nach Europa ausführen können, oder anders ausgedrückt, auf derselben Agrarbasis können nicht zwei Industriesysteme sich aufbauen, das eigene und das europäische, gemäß dem Gesetze des proportionalen Verhältnisses zwischen Agrarbasis und Industrieüberbau ... Sie können aber auch ihre Agrarbasis nicht erweitern, da sie dann intensiver und also viel zu teuer ihre Agrarprodukte erzeugen würden"[3]). Die stagnierende Arbeitsproduktivität, die hier für das Gebiet der Urproduktion festgestellt wird, die aber ganz allgemein zu beobachten sei, spielt zusammen mit der rückläufigen Tendenz der Bevölkerungsbewegung in Sombarts Beweisgang auch insofern eine Rolle, als er daraus eine Abnahme der Profite, also ein Versiegen der Quelle des Kapitalexports ableitet. Andere Autoren argumentieren in mehr oder weniger bewußter Anlehnung an die marxistischen Imperialismustheorien vom Typ Rosa Luxemburg-Sternberg, schließen also von einer Verminderung der Fabrikatexporte nach den Industrialisierungsgebieten auf eine Erschwerung der Bezüge von Lebensmitteln und Rohstoffen[4]). Das Ergebnis ist in der einen wie in der anderen Version, daß die Durchkapitalisierung der Erde eine Einebnung des „Gefälles der Weltwirtschaft" (Wagemann) und am Ende deren völlige Auflösung mit sich bringen mußte. Die Orientierung auf dem Binnenmarkt

[1]) Über die Verwendung des zuerst von Sombart 1903 aufgestellten „Gesetzes von der abnehmenden Bedeutung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen" vgl. Max Victor, Das sogenannte Gesetz der abnehmenden Außenhandelsbedeutung. Weltwirtschaftl. Archiv, 36 Bd. S. 59ff.

[2]) Edgar Salin, Von den Wandlungen der Weltwirtschaft in der Nachkriegszeit. Weltwirtschaftl. Archiv, 35. Bd. S. 11.

[3]) Die Zukunft des Kapitalismus, Berlin-Charlottenburg 1932, S. 38. Ebenso schon 1928 bei der Züricher Tagung des Vereins für Sozialpolitik.

[4]) Wirsing a. a. O. S. 247ff., Fried a. a. O. S. 20ff.

wird damit zum unausweichlichen Gebot. Denn wenn das „künstliche Gebilde“ der Weltwirtschaft zerstört ist, bleibt nichts anderes mehr übrig, als unausnutzbare Exportkapazitäten abzubauen und dafür Produktionen zu entwickeln, die bisher noch dem Ausland überlassen waren. Eine solche Autarkiesierung wäre die bewußte Fortsetzung und Verallgemeinerung der von vielen Ländern in der Nachkriegszeit geübten interventionistischen Praxis[1]). Überall ließe sie eine neue „schöne Entsprechung“ zwischen Industrie und Landwirtschaft entstehen: agrarische Überschußgebiete würden die Landwirtschaft restringieren und die freiwerdenden Produktionsfaktoren in der Industrie ansetzen, Zuschußgebiete müßten durch Reagrarisierung umgekehrt verfahren, bis durch die planmäßige Abrundung der Wirtschaftskörper weitgehende Selbstversorgung erreicht ist. Wird auch innerhalb der Grenzen der jetzigen Nationalstaaten an eine Vollautarkie nicht gedacht, so erwartet man doch die annähernde Verwirklichung dieser „platonischen Idee“ (Fried) von den neuen „Großraumwirtschaften“, deren Umrisse bereits heute — wenn man die rechte Blickrichtung hat — sichtbar sind[2]).

Da vollkommene Selbstversorgung nicht möglich erscheint, arbeitet die Autarkiepropaganda üblicherweise mit einer wirtschaftlichen, moralischen oder politischen Bewertung der einzelnen Importe. In Deutschland wird in erster Linie die Abdrosselung der Agrareinfuhren zugunsten eigener Erzeugung verlangt und durchgesetzt. Unter bewußter Zurückstellung wirtschaftlicher Produktivitätsinteressen und überdies unter Verzicht auf entwicklungstheoretische Begründung wird diese „Nahrungsfreiheit“ etwa bei v. Dietze rein politisch motiviert: Landesverteidigung und nationale Wehrhaftigkeit, von der Sicherung der eigenen Ernährungsgrundlage und der Stärkung der ländlichen Bevölkerungsschichten ab-

[1]) Als Vorbilder gelten die Industrieförderung in den europäischen Neustaaten und in Übersee, aber auch die Valorisationen tropischer Produkte (Kaffee, Zucker, Kautschuk), bei deren Durchführung man über das Mittel der Vorratbildung hinaus zu Produktionseinschränkungen fortgeschritten ist.

[2]) Man denkt dabei an das englische und französische Imperium, an einen werdenden ostasiatischen Raum, an Sowjetrußland, USA. und an „Mitteleuropa“ bzw. den „Vereinigten Europäischen Kontinent“. Mitteleuropa (Deutschland-Südosteuropa mit Anlehnung an Sowjetrußland) ist die Losung der „Tat“, der Vereinigte Europäische Kontinent, der den nichtrussischen Kontinent mit Einschluß der französischen Besitzungen in Afrika zusammenfassen soll, wird von den Autarkisten der „Sozialistischen Monatshefte“ seit langem angekündet (vgl. neuerdings besonders die Aufsätze von Herm. Kranold in dieser Zeitschrift).

hängig, seien wichtiger als Rücksicht auf Wirtschaftlichkeit und Versorgungsstand[1]). Aber auch bei jenen „integralen" Autarkisten, die sich mit ihren Forderungen vorherbestimmten Gesetzen zu beugen glauben, spielen ökonomische Deduktion und ökonomische Zwangsläufigkeit nur eine begleitende oder vermittelnde Rolle. Protektionismus und Rückbildung der Arbeitsteilung gelten hier als Anzeichen einer neuen „Grundhaltung" der Nationen; es sind die Waffen, deren sich das staatlich-nationale Prinzip im Kampf gegen das wirtschaftlich-internationale bedient. Immer noch bleibt zwar nach dieser Lesart wahr, daß die Autarkie kein Wunschbild ist, denn auch in Deutschland geht „die Entwicklung tatsächlich von selbst dahin, aber nicht aus ökonomischen Gründen, sondern weil es dem deutschen Charakter entspricht"[2]). Der Einwand, daß der Weg zur Nationalwirtschaft „mit Krisen gepflastert" sei (Döblin), prallt an dieser Weltanschauung[3]) ebenso ab wie der Hinweis auf die unvermeidliche Beschneidung der Lebenshaltung. Denn wenn auch Fried gelegentlich noch — keineswegs durchgehend — eine Vermehrung des Reichtums verspricht und Sombart erwartet, daß sich durch die Reagrarisierung Deutschlands die gesamte Arbeitslosigkeit der kommenden Jahre beseitigen ließe[4]), so sind doch solche Begründungen, allzuleicht widerlegbar, ganz unnötig. Der Abscheu gegen die „verworfene Fortschrittswelt" und „die sog. Vernunft des 19. Jahrhunderts" (Salin), erlaubt auch dann noch die Autarkie zu bejahen, wenn zugestanden wird, daß sie versorgungs- wie konjunkturpolitisch nur nachteilig wirken könnte[5]).

---

[1]) Vgl. sein Referat bei der Dresdener Tagung des Vereins für Sozialpolitik 1932, Schriften Bd. 187, insbes. S. 111. Ebenso Hjalmar Schacht: „Die Frage der landwirtschaftlichen Produktion ist zwar für den einzelnen Landwirt eine Frage der Rentabilität, für das Volk als ganzes gesehen aber eine nationale Lebensnotwendigkeit ohne Rücksicht auf die Kosten." (Grundsätze deutscher Wirtschaftspolitik, Oldenburg 1932 S. 31.)

[2]) Fried in der „Tat", Jan. 1933, S. 839.

[3]) Deutlich ist der weltanschauliche Hintergrund der Autarkieforderung auch bei Spann. Der Weltwirtschaft mangelt nach Sp. der Charakter der „unmittelbaren Einheit", während die nationalen Volkswirtschaften „schöpferische Gestaltung" sind und daher den Anspruch auf „gliedhafte Eigenlebendigkeit" und die Aufgabe möglichst weitgehender Selbstversorgung haben. Spann, Der individualistische und der universalistische Begriff der Weltwirtschaft, Weltw. Archiv, Bd. 30, S. 116ff.

[4]) Fried, Autarkie, S. 55; Sombart a. a. O. S. 44. Der Gesichtspunkt der Arbeitsbeschaffung spielt in der Autarkiepropaganda stets eine erhebliche Rolle.

[5]) Salin, Am Wendepunkt der deutschen Wirtschaftspolitik, in: Deutsche Agrarpolitik. Veröffentlichungen der Friedr. List-Gesellschaft 6. Bd. T. II, Berlin 1932, S. 703f. sowie sein oben zit. Aufsatz. In die gleiche Richtung — aber ohne die Reserven, die Salin immerhin noch macht —

Die zwangsläufige Herausbildung autarker Ordnungen erscheint vollends plausibel, wenn sich nachweisen läßt, daß starke Binnenwandlungen der Wirtschaft in die gleiche Richtung drängen. Gewisse Parallelen fallen in der Tat auf. Alle Maßnahmen, die den Abschluß vom Weltmarkt bezwecken, stehen als Eingriffe in den freien Außenhandel in Analogie zu den Eingriffen in die Binnenmärkte, mögen sie nun von monopolistischen Unternehmungen oder Unternehmungsgruppen, von den Gewerkschaften oder vom Staat ausgehen. Verlängert man die Entwicklung, die solche binnenwirtschaftlichen Preis- und Produktionsregulierungen mit sich brachte, in die Zukunft (wobei man sich etwa auf Schmalenbach oder auf Sombart berufen mag), so führt der Weg in „organischer Fortbildung" des bisherigen Verlaufs in irgendeine Art von „Planwirtschaft", in der endgültig die Freiheit durch die Bindung abgelöst ist. Ob es sich dabei um Plankapitalismus oder Plansozialismus handelt, gilt gewöhnlich als gleichgültig gegenüber der Tatsache, daß jedenfalls „in dem weltgeschichtlichen Wechsel von frei in Gemeinschaft gebundenen und freiheitlich zur Gesellschaft gelockerten Zeiten wieder einmal eine individualistische Epoche sich dem Ende nähert"[1]). Eine solche Planwirtschaft verhielte sich dann zur freien Marktwirtschaft wie die Autarkie zum Freihandel: bewußte Regelung tritt nach innen und außen an die Stelle mechanischen Ablaufs. Die Autarkieforderung bekommt ersichtlich in diesem Zusammenhang einen etwas veränderten Sinn — man spricht jetzt von „Autarchie": Selbstbestimmung — so daß sie auch Maßnahmen staatlicher Exportförderung im Rahmen eines gesamtwirtschaftlichen Ein- und Ausfuhrplans umfaßt. Denn gemeint ist jetzt nicht so sehr Abdrosselung als zentrale Lenkung des Außenhandels, wobei immer das Primat

---

weisen die Äußerungen Otto Strassers, Niekischs u. a. Viele Belege bei Friedr. Hoffmann, Der Ruf nach Autarkie in der deutschen politischen Gegenwartsideologie, Weltw. Archiv, Bd. 36, S. 496ff. und Grete Bernstein, Abwandlungen des Autarkiegedankens, Wirtschaftskurve, Nov. 1932.

[1]) So z. B. Salin, Am Wendepunkt . . ., a. a. O. S. 698. — Wenn die Schriftsteller der „Tat" als Hauptträger der von ihnen propagierten Neuordnung die „unverbrauchten Mittelschichten" des „nichtkapitalistischen Bürgertums" — das sind die kleinen Eigentümer und die persönlich wirtschaftenden Unternehmer — bezeichnen, gleichzeitig aber jede kapitalistische Planwirtschaft als Fälschung einer echten „Gesamtwirtschaft" ablehnen, so liegt hier eine Selbsttäuschung vor. Denn jener Besitzmittelstand ist, wie Geiger gut ausführt, nicht antikapitalistisch, sondern höchstens antimonopolistisch. Vgl. E. W. Eschmann, Krisis des Bürgertums, Die Arbeit, 1931, S. 362ff. und Th. Geiger, Mittelschichten und Sozialismus, ebenda S. 619ff.

des Binnenmarktes und der national-politische Vorbehalt der Nahrungsfreiheit bestehen bleiben soll. Ein neues handelspolitisches System, das mit Kontingentverträgen und Präferenzen arbeitet, also einem unmittelbaren gegenseitigen Warenaustausch in Gang setzt, wie das schon heute vielfache Praxis ist, löst dann die liberalkapitalistische Epoche ab, die nur „Zufallsverknüpfungen“ zwischen den Volkswirtschaften zu erreichen verstand.

Fallen Planwirtschaft und Autarkie unter den gleichen Oberbegriff (der gebundenen Wirtschaft) so liegt die Folgerung nahe, daß das eine das andere auch sachlich und praktisch impliziert. Einerseits also gilt die werdende nationale Planwirtschaft als undurchführbar ohne „Autarchie“ — eine These, die durch den Hinweis auf Sowjetrußland mit seinem Außenhandelsmonopol empirisch belegt und unabgängig davon etwa durch die Erwägung gestützt wird, daß eine auf Krisenverhütung oder -heilung bedachte staatliche Kreditpolitik ohne Regulierung der internationalen Kredit- und Handelsbeziehungen jederzeit von außen durchkreuzt werden könnte. Daß — von der anderen Seite her gesehen — jede Autarkisierungsmaßnahme „planwirtschaftliche“ Eingriffe in den Binnenmarkt, in Produktion und Verteilung, nach sich zieht und insofern die Entwicklung zur „Gesamtwirtschaft“ fördert, erscheint ebenso einsichtig. Denn in der Tat hat der Protektionismus der letzten Jahre überall da, wo er sich der neuen handelspolitischen Methode eines direkten Austausches zwischen Ein- und Ausfuhren bediente oder auf Teilgebieten bis zur Selbstversorgung führte, unter wachsender Einflußnahme des Staates die Zusammenfassung von Produktionszweigen und die Überwachung des Binnenangebots mit sich gebracht, und es läßt sich wohl nachweisen, daß darin die Voraussetzung des protektionistischen Erfolges liegt. Sozialisten, die sonst der Politik der nationalwirtschaftlichen Absperrung der kapitalistischen Staaten fern standen, haben gefolgert, daß um des allmählichen planwirtschaftlichen Umbaues der gegenwärtigen Ordnung willen eine Mitwirkung an der Autarkisierung hic et nunc zweckmäßig sei. Diese Stellungnahme wird auf ihre innere Schlüssigkeit noch zu prüfen sein.

II.

Vorweg ist zu fragen, ob die ökonomische Entwicklung wirklich von sich aus einem Abbau der Weltwirtschaft zutreibt. Die Tatsache, daß das Wachstum des Welthandels im Zeitraum 1913—1929 sehr erheblich hinter der Steigerung der Weltproduktion zurück-

blieb[1]), erlaubt noch keine positive Antwort. Denn das Auseinanderklaffen der beiden Reihen erklärt sich zum größten Teil daraus, daß die Binnenproduktion vieler Gebiete sich in der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit vergrößerte, während der Handel, der erst 1924 wieder das Niveau von 1914 erreichte, durch die Abschnürungen noch gehemmt war und später den Vorsprung der Binnenwirtschaft nicht mehr aufholen konnte. Wenn man die Berechnungen des Kieler Instituts zugrunde legt, hat aber der Welthandel auch in der Aufschwungsperiode 1925—29 mit der Produktionssteigerung nicht ganz Schritt gehalten, ohne daß sich die Differenz aus der Ablösung der Hegemonialmacht England durch die Vereinigten Staaten, also durch ein Land mit ziemlich geringer Außenhandelsverflechtung, ganz erklären ließe[2]). Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Zurückbleiben der Außenwirtschaftsumsätze gegenüber den Binnenumsätzen u. a. eine Folge der Industrialisierung darstellt.

Da der Übergang zur Industriewirtschaft (-Verarbeitung) und deren Ausbau in jedem Land ungefähr nach dem gleichen Schema vor sich geht — er beginnt in der Konsumgutsphäre und führt über die Entwicklung eigener Produktionsmittelerzeugung zu immer weiterer Intensivierung des Apparates —, also gleichzeitig in vielen Ländern auf verschiedenen Stufen verläuft, wird freilich das Gefälle nie ganz eingeebnet, das zwischen Industriekörpern ungleichen „Alters“ besteht und an der mehr oder weniger starken Besetzung der Kapitalgutsphäre ablesbar ist[3]). Schon aus diesen Intensitätsabstufungen erwachsen dem Außenhandel immer wieder neue Aufgaben. Trotzdem ist auf die Dauer im Fortgang der Industrialisierung überall der Anteil der Fertigwareneinfuhr am Fertigwarenverbrauch gesunken[4]).

[1]) Der Index der industriellen Weltproduktion liegt 1929 um rd. 60% über dem Vorkriegsstand, während das Welthandelsvolumen nur einen Zuwachs von etwa 30% erfuhr. Der deutsche Außenhandel, II, S. 22.

[2]) A. a. O., II, S. 16ff. Dagegen kommt Condliffe in dem vom Völkerbund herausgegebenen Werk „World Economic Survey 1931—32“ (Geneva 1932) zu dem Ergebnis, daß die Zuwachsrate des Welthandels vor und nach dem Krieg (mit Ausnahme der Jahre 1913—21) etwas größer war als die Zuwachsrate der Produktion. Volle Exaktheit ist bei solchen Berechnungen nicht möglich.

[3]) Systematisch für eine große Reihe von Ländern nachgewiesen bei Walter Hoffmann, Stadien und Typen der Industrialisierung, in: „Probleme der Weltwirtschaft, Bd. 54, Jena 1931. — Als „Industrieländer“ werden im folgenden Länder mit überwiegendem Fertigwarenexport, als „Agrarländer“ solche mit überwiegendem Lebensmittel- und Rohstoffexport bezeichnet.

[4]) Z. B. in USA. von 3,6% im Jahr 1913 auf 2,3% im Jahr 1929, in Großbritannien von 14,3 auf 13%, in Deutschland von 9,0% auf 8,1%, in Japan von 24,2% auf 10,5%, in Kanada von 29,4% auf 27,0% usw. Eine Ausnahme macht nur Schweden (Der deutsche Außenhandel, II, S. 23).

Mag das auch in erster Linie auf den überhandnehmenden Protektionismus zurückzuführen sein, so weist doch in dieselbe Richtung die in den Industrieländern vielfach wirksame Tendenz zu einer Angleichung der Produktionsbedingungen, so daß sich insoweit die Bedeutung der komparativen Kostendifferenzen mindert, an die der internationale Warenverkehr bei Freihandel anknüpft. Aus diesem oder jenem Grund wendet sich ein immer größerer Teil der beim Ausbau der industriellen Produktion zuwachsenden Kaufkraft an die inländische Fabrikation. Das bedeutet aber — ganz unabhängig von den Verschiebungen der Konkurrenzverhältnisse — eine relative Beengung des intraindustriellen Warenverkehrs, der überwiegend ein Sortentausch von Fabrikaten ist. Diese abnehmende Außenhandelsverflechtung zwischen den großen Verarbeitungsländern, die sich seit Ende des vorigen Jahrhunderts verfolgen läßt, ist für die Nachkriegszeit eindeutig feststellbar[1]), besagt aber nichts für ein Ende der Weltwirtschaft. Denn abgesehen davon, daß auch in diesem Bereich eine Steigerung der absoluten Handelsvolumina eintreten kann und regelmäßig auch so lange stattfindet, als nicht die Produktion selbst wegen Verlagerung der Industrien nach anderen Gebieten eine Wachstumshemmung erfährt, wird der Austausch zwischen den Verarbeitungszentren ergänzt durch den Verkehr mit den Agrar- und Rohstoffgebieten, so daß der mögliche Rückgang dort mehr als ausgeglichen werden kann durch einen Zuwachs hier.

Der Einwand, daß ja die Bodenländer im Industrialisierungsprozeß stünden und die Rückbildungstendenzen hier besonders hervortreten müßten, liegt nahe. Er übersieht aber, daß die kapitalistische Erschließung dieser Gebiete den natürlich-wirtschaftlichen Bedingungen

---

[1]) Der Gesamtumsatz zwischen den Industrieländern (Industrieeuropa, USA. und Japan) ist von 1911/13—1927/29 wertmäßig um 42 % gestiegen, hat sich also, da der Preisindex des Völkerbunds 1929 um 35% über dem Stand von 1913 liegt, mengenmäßig nur sehr wenig erhöht. Der Anteil dieser Länder am Gesamtwelthandelsumsatz ist von 29% auf 24% gesunken. Einen absoluten Rückgang, der aber wegen Verlagerung der Agrar- und Rohstoffbasis nach Übersee mehr noch den Lebensmittel- und Rohstoff- als den Fertigwarenhandel betraf, weist der Warenverkehr zwischen den industrieeuropäischen Ländern auf. Die rückläufigen Tendenzen machen sich hier stärker geltend, weil sich diese Länder vorwiegend mit Fabrikaten versorgen, während der Außenhandel zwischen Japan und USA. hauptsächlich Rohstoffumsatz ist und sich die Vereinigten Staaten den Verarbeitungsländern gegenüber „mehr wie ein Agrarland verhalten" (a. a. O. S. 357ff.). — Fritz Sternberg, Krise und Außenhandel, Weltw. Arch. Bd. 29 S. 248ff. führt denselben Nachweis, arbeitet aber nur mit Anteilsziffern und zieht aus der relativ abnehmenden Außenhandelsverflechtung zwischen den Industrieländern Schlußfolgerungen, die nicht zwingend sind.

entsprechend in weitem Umfang dadurch erfolgt, daß die verschiedenen Zweige der Urproduktion selbst zu Weltmarkt„industrien“ mit erhöhter Ergiebigkeit ausgebaut werden. Es ist klar, daß dann die Produktionsergänzung zwischen Industrie- und Agrarstaaten voll erhalten bleibt und die Außenhandelsverflechtung zwischen ihnen bei wachsenden Rohstoffexporten und Fabrikatimporten intensiviert wird. In diesem Zusammenhang sind nicht nur die „neukapitalistischen“ Monokulturgebiete, in denen unter völliger Vereinseitigung der Produktion modern ausgerüstete und am Weltmarkt orientierte Rohstoffbetriebe entstanden sind, und nicht nur die hochspezialisierte Veredelungslandwirtschaft Neuseelands, Dänemarks und der nordosteuropäischen Länder zu nennen. Für wichtige Industriealisierungsgebiete gilt grundsätzlich ähnliches. Denn die Neuindustrialisierung ist in den letzten Jahrzehnten vor allem dort über partiale Ansätze in der Konsumgutsphäre hinausgelangt, wo sie „im Dienst“ landwirtschaftlicher und bergbaulicher Exportproduktionen stand. So erklärt sich die relativ schnelle Entwicklung, die manche Schwerindustrien in Kanada, Australien, Südafrika und — auf höherer Stufe — in Schweden genommen haben, wesentlich durch die große Nachfrage nach Produktionsmitteln, die von ausbaufähigen, technisch fortschreitenden Urproduktionen ausging. Deren erhöhte Effizienz ließ den Industrieaufbau entgegen Sombarts Prognose, die das Gesetz des abnehmenden Bodenertrages unterstellt, bei steigenden Rohstoffüberschüssen sich vollziehen[1]). Der Kaufkraftzuwachs, den diese Länder dadurch erfuhren und der sich — auch bei prozentual etwas verringerter Einfuhrabhängigkeit — in sehr vermehrten Fabrikatbezügen auswirkte, hat dem Welthandel in der Nachkriegszeit den stärksten Auftrieb gegeben[2]). Trotz Zurückbleibens hinter der binnen-

[1]) Vgl. dazu Borck, der in einer Untersuchung über „Die Industrialisierung der Britischen Dominions und die Rückwirkung auf ihre weltwirtschaftliche Stellung“ (Weltw. Archiv Bd. 35, S. 536ff.) mit viel Material belegt, daß „der durch die Industrialisierung hervorgerufene vergrößerte Eigenbedarf durch die vermehrte Rohstofferzeugung meist um das Vielfache übertroffen wird, so daß eine Schmälerung der Rohstoffbasis der alten Industrieländer nicht eingetreten ist“ (S. 575/6). Ebenso Colm bei der Dresdener Tagung des Vereins für Sozialpolitik, Schriften Bd. 187, bes. S. 36/7.

[2]) Kanada, Südafrika, Neuseeland, die vereinigten Malayenstaaten, dann die nordeuropäischen Agrar- und Rohstoffländer haben ihren Fertigwarenimport gegenüber der Vorkriegszeit reichlich verdoppelt, z. T. (wie Schweden) nahezu verdreifacht. Daß diese Steigerung nicht auf die Produktivität der Industrialisierung (im engeren Sinn), sondern auf die Kaufkraftveränderung in der Agrar- und Bergbausphäre zurückgeht, wird im „Deutschen Außenhandel“ und bei Victor (a. a. O. S. 70ff.) nachgewiesen. Im ganzen hat sich der Außenhandel zwischen Industrie- und

wirtschaftlichen Produktionsentwicklung weist er 1925—1929 eine größere jährliche Steigerungsrate auf (4,85%) als in der letzten Konjunkturperiode vor dem Krieg (4,52%).

In dem Maß, in dem die industrielle Produktion zunehmend den Charakter der „Ubiquität" bekommt, in dem die Landwirtschaft weitere Arbeitsfunktionen an die Verarbeitung abgibt und sich die „Ansprüche" an die Agrarbasis vermindern (wegen rohstoffsparender technischer Fortschritte oder sinkenden Nahrungsanteils am Konsumentenbudget), ist allerdings damit zu rechnen, daß der „Industrieüberbau" absolut und relativ wächst und sich territorial verbreitert. Damit werden sich die „reintegrierenden" Tendenzen verstärken, die sich im intraindustriellen Warenverkehr geltend machen. Aber solange sich die künftige Bewegung der Profite und des Produktionswachstums nicht voraussehen läßt[1]), ist weder ein Rückgang des Außenhandels noch gar ein Zerfall der Weltwirtschaft ableitbar. Die „sinkende Quote" wird ihren Bestand nicht gefährden.

Daß die Schrumpfung des Welthandels seit Beginn der Krise nicht als Argument für eine „strukturelle" Ablösung vom Weltmarkt genommen werden kann, liegt auf der Hand. Er ist ebensowenig eine Folge der Industrialisierung der Agrarländer, wenn auch bestimmte Produktionszweige — vor allem in England — durch neuaufgekommene Konkurrenz zurückgedrängt wurden. Der Absatz nach Übersee kam generell ins Stocken, nicht wegen der Stärke der dortigen Industrien, sondern weil eine vom Industriezyklus unabhängige Agrar- und Rohstoffkrise die Aufnahmefähigkeit dieser Länder reduzierte. Diese Agrarkrise ist gewiß ein Ergebnis der Durchkapitalisierung der Wirtschaft, hier also der Agrarproduktion und vor allem des überseeischen Getreidebaus, in dem tiefgreifende Wandlungen vor sich gegangen sind. Seine Technisierung hat jedoch eine Lage geschaffen, der das Autarkieprogramm mit seinen Reagrarisierungsforderungen so unangemessen wie nur möglich ist. Denn die Steigerung der Produktivität je Hektar und je Kopf hat über die Verminderung des Anteils der

---

Agrarländern gegenüber der Vorkriegszeit (1927/29 gegen 1911/13) wertmäßig um 84 % erhöht, sein Anteil am Gesamthandel ist von 59% auf 63% gestiegen. Ebenso hat sich der Handel zwischen den Agrarländern intensiviert. Deutscher Außenhandel, II, S. 152 u. 357ff. Dazu auch Borck, a. a. O. S. 577.

[1]) Sombart und ihm folgend Salin und Fried sind freilich der Meinung, daß die Zeit umwälzender technischer Fortschritte (und daher auch großer Profite) vorbei sei. Wir können in der Nachkriegszeit nirgends Anhaltspunkte dafür finden — in der Industrie nicht und in der Landwirtschaft nicht.

landwirtschaftlichen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung hinaus vielfach bereits einen Rückgang ihrer absoluten Zahl erzwungen und wird bei Verbreiterung der neuen Technik in den europäischen Getreidegebieten ebenso wie in Übersee einen weiteren Abstrom vom Land nötig machen.

Die landwirtschaftliche Krise bestimmt ihrerseits die Struktur der Industriekrise oder ist doch für ihre Schärfe und lange Dauer mit ausschlaggebend. So lange die Agrarländer nur passiv konjunkturabhängig waren, boten durch Kapitalexport geförderte Warenausfuhren dorthin den von der Krise primär betroffenen Zentren eine Entlastung, die viel zur Überwindung der Depression beitrug[1]). Heute bilden die agrarischen Gebiete selbst einen entscheidenden Krisenherd, so daß diese Ausweichmöglichkeit nicht mehr vorhanden ist. Infolgedessen hat der Druck der unabsetzbaren Waren auf dem Weltmarkt zugenommen, hat sich der Konkurrenzkampf verschärft und die einzelnen Staaten mehr als je zu protektionistischen Abwehrmaßnahmen gedrängt. Sie häuften sich, als die Krise den internationalen Kredit- und Zahlungsmechanismus erschütterte und den zwischenstaatlichen Wirtschaftsausgleich, der im vorangegangenen Aufschwung in größerem Umfang als früher durch kurzfristige Kapitalbewegungen hergestellt worden war, in Frage stellte. Mit Verschlechterung der Konjunktur (im Gläubiger- oder Schuldnerland) hatte sich die Kredithergabe vermindert, so daß Gold- und Devisenübertragungen den Ausgleich der Zahlungsbilanzen herbeiführen mußten, bis nach den Kreditabziehungen des Jahres 1931 die Schuldnerländer wegen der starken Verluste, die sie an ihren Deckungsreserven erlitten, teilweise zur Aufgabe der Währungsparität, jedenfalls aber zur Aktivierung der Handelsbilanzen gezwungen wurden. Die binnenwirtschaftlich ausgelösten Krisen wurden dadurch verstärkt und generalisiert. Von den Schuldnerländern nahm jetzt eine neue protektionistische Welle ihren Ausgang. Die notwendige Importdrosselung wurde durch restriktive Kreditpolitik, zugleich aber auch durch Zollerhöhungen, durch staatliche Kontrolle der Einfuhren (Devisenbewirtschaftung) oder durch Einfuhrkontingente und -monopole erreicht. Nebenher laufen Versuche protektionistischer Exportförderung[2]). Da der internationale Aus-

---

[1]) Für England im einzelnen nachgewiesen bei Konrad Zweig, Strukturwandlungen und Konjunkturschwingungen im englischen Außenhandel der Vorkriegszeit, Weltwirtschaftliches Archiv, 30. Bd., Chronik S. 317ff., bes. S. 336ff.

[2]) Einen guten Überblick gibt Walter Greif, Der Methodenwandel der europäischen Handelspolitik während des Krisenjahres 1933. Arbeiten

gleichsmechanismus versagte, half man sich verschiedentlich mit jenen natural- und raumwirtschaftlich orientierten Handelsverträgen, die die Autarkiepropaganda nun zum Aufbauprinzip aller künftigen Außenwirtschaft zu machen vorschlägt. Es kann aber kein Zweifel daran sein, daß die meisten dieser Maßnahmen ein Verlegenheitsprodukt darstellen und bei Entspannung der Lage allmählich wieder rückgängig gemacht werden, so sehr zunächst mit der Tatsache zu rechnen ist, daß sich mit den geschaffenen Einrichtungen inzwischen erhebliche finanzielle Interessen verknüpft haben.

Aber auch der vollständige Abbau des devisenpolitisch begründeten Protektionismus ließe immer noch die Abschließungstendenzen bestehen, die in der Handelspolitik seit Jahrzehnten fast überall wirksam sind (ohne daß sie den Welthandelsaufschwung verhindern konnten). In den hochkapitalistischen Industriestaaten ist mit zunehmender Immobilisierung des Kapitals und steigendem Kapitalrisiko die Sicherung eines gegebenen Produktions- und Preisstandes gegen neu auftauchende Auslandskonkurrenz bald in dieser, bald in jener Industrie zu einem immer dringenderen Interesse geworden, dem der Freihandel allmählich weichen mußte. Am schnellsten in der monopolreifen Wirtschaft, in der sich bei Fernhaltung des Auslands das Angebot durch Zusammenschluß bestimmen und variieren läßt und der Zoll daher die Preise nicht nur zu halten, sondern zu steigern erlaubt. Aber dieser Monopolprotektionismus ist nicht eigentlich autarkistisch. Der Zwang, die Kapazität um der Vorteile der Großproduktion willen so weit wie möglich auszunutzen, führt, wenn die inländische Vorzugsstellung nicht eingebüßt werden soll, notwendig zum Dumping und macht die Monopolindustrien in der Regel zu Trägern starker Ausfuhrinteressen. Bei aller Aushöhlung des Freihandelsprinzips im Bereich der hochkapitalistischen Industrien liegen die Autarkiezentren der Gegenwart anderswo. Am ausgeprägtesten sind die Absperrungstendenzen einmal dort, wo es sich um den Aufbau, um die erstmalige Schaffung eines nationalen Industriekapitalismus handelt; also in überseeischen Gebieten, vor allem aber in jenen Ländern, in denen bei Fehlen eines breiteren Industrialisierungsansatzes bzw. eines politisch gefestigten Bürgertums ein diktatorisch organisierter Staat um der Verbreiterung seiner Machtgrundlage willen selbst die Initiative übernimmt und die nach außen geschützte, durch Subventionen und Privilegien aller Art geförderte Wirtschaft in moderne

---

zur europäischen Problematik, hrsg. von Alfred Weber, 2. Heft, Berlin 1932.

Produktionsbahnen zu lenken versucht. Beispiele dieser Art bilden Italien, dann — einige Stufen tiefer — Persien, die Türkei, Polen, Ungarn und die Balkanstaaten[1]).

Einen zweiten „strukturellen“ Autarkieherd stellt der kontinentaleuropäische und vor allem der deutsche Getreidebau dar. Seit Aufkommen der überseeischen Konkurrenz ist in Deutschland die Forderung der „Nahrungsfreiheit“ nie verstummt und hat die staatliche Wirtschaftspolitik mit ganz kurzen Unterbrechungen (besonders unter Caprivi) ständig in ihren Dienst zu stellen gewußt. Vor wie nach dem Krieg hat sich dieser Agrarschutz als vorübergehende Stützung unentbehrlicher Betriebe ausgegeben — unentbehrlicher, weil das billige, die heimische Produktion ruinierende Auslandsangebot eine Übergangserscheinung sei, die „normalen“ Zuständen und „angemessenen“ Preisen wieder Platz machen werde und die es einer auf lange Sicht bedachten Politik verbiete, Grenzböden ausfallen zu lassen, deren Anbau dann doch wieder aufgenommen werden müßte[2]). Diese Prognose ist durch die Entwicklung der letzten 50 Jahre immer erneut widerlegt worden. Sie verkannte die Ursachen der Agrarkrise der 70er und 80er Jahre wie sie die der Gegenwart verkennt. Beide Male haben technische Fortschritte bei gleichzeitiger Erschließung frischer Kolonialböden die agrikole Produktivkraft der Neuländer weit über das Maß hinaus gesteigert, das in Europa durch die auch hier vorgenommenen Rationalisierungen erzielt wurde[3]). Seit Ende des

---

[1]) Von den genannten Ländern weist Italien weitaus die schnellste Entwicklung auf. Mit einer jährlichen Zuwachsrate der Industrieproduktion von 3,2% (1913—1927/8) übertrifft es alle europäischen Länder (nach Rolf Wagenführ, Die Industriewirtschaft. Entwicklungstendenzen der deutschen und internationalen Industrieproduktion 1860—1932. Vierteljahreshefte zur Konjunkturforschung, Sonderheft 1931, Berlin 1933). — Zur Industriepolitik in Ost- und Südosteuropa vgl. Wirsing, a. a. O., zur politischen Struktur dieser Länder auch Franz Borkenau, Zur Soziologie des Faschismus, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 62. Bd., Februar 1933.

[2]) So neuerdings insbes. Baade, der für den wichtigsten Störungsfaktor „die Politisierung der Weltgetreidemärkte“ hält und mit einer Verdoppelung oder noch stärkeren Erhöhung der Getreidepreise rechnet, wenn der mit politischen Mitteln (insbesondere von Rußland) ausgefochtene Kampf um den Weltmarkt nach der einen oder anderen Seite hin entschieden ist (System der agrarpolitischen Mittel, in: Die deutsche Agrarpolitik, a. a. O., Bd. II, S. 249ff. u. 256). — Von den Prognosen A. Wagners und Sombarts war oben (S. 80) die Rede.

[3]) Über den bei allen Unterschieden grundsätzlich gleichartigen Charakter der beiden Agrarkrisen vgl. die bei Julian Gumperz, Die Agrarkrise in den Vereinigten Staaten, Leipzig 1931, S. 108ff. gegebenen Belege. — Baade ist allerdings der Meinung, daß die Umwälzungen in der weizenbauenden überseeischen Landwirtschaft „für die Weltroggenwirt-

vorigen Jahrhunderts konnte daher die Rente der europäischen Getreideproduktion nur durch dauernden, selbst in Zeiten konjunkturellen Ansteigens der Weltmarktpreise festgehaltenen politischen Schutz schlecht und recht gesichert werden. Der optimistischen Erwartung einer Preisentwicklung, die das Kostenniveau etwa der ostdeutschen Landwirtschaft wieder erreicht, stehen heute mehr denn je alle Berichte aus Übersee entgegen.

In der deutschen Autarkiepropaganda vor 1914 fand stets zugleich die These von der mangelnden militärischen Widerstandskraft des überwiegenden Industriestaates und von der unzureichenden Nahrungsmittelversorgung Deutschlands in einem Krieg Verwendung. Die Großlandwirtschaft, der soziologische Träger dieser heute nur in wenig modifizierter Gestalt vorgetragenen These, verdeckte damit immer den wirklichen Sachverhalt. Gerade aus national- und militärpolitischen Gründen sahen sich Bismarck und Caprivi gezwungen, die industriekapitalistische Entwicklung zu fördern, weil sich die wachsenden Rüstungen nicht durch die Landwirtschaft finanzieren ließen. Und es war schließlich das Kriegsministerium, das gegen die Roggenpolitik Sturm lief, weil sie in Verbindung mit dem Einfuhrscheinsystem jährlich einige Hunderttausend Tonnen Roggen zu exportieren erlaubte und damit Südwestdeutschland in den typischen Kriegsgefahrmonaten Mai—Juli von den Getreidevorräten entblößte[1]). Schon die Tatsache, daß das — vorwiegend aus dem Bezirk des Großgrundbesitzes stammende — Getreide allein zum Kriegsernährungsmittel erklärt und die Produkte der bäuerlichen Veredelungswirtschaft übergangen wurden, zeigt den eigentümlichen Charakter der deutschen Agrarautarkie. Sie hat niemals „die Landwirtschaft" geschützt, sondern nur ihr Einkommen anders — zugunsten des Großbesitzes — zu verteilen verstanden. Das gilt für die Vorkriegszeit, für die ins-

---

schaft ohne jede Bedeutung" seien. N. Jasny, der diese Ausführungen Baades zitiert, weist in seiner Kritik mit Recht auf den Zusammenhang der Preise aller Getreidearten hin: „. . . die Umstellung in Übersee (wäre) auch in dem Fall für den Roggenmarkt von entscheidender Bedeutung . . . , daß dort kein einziges Roggenkorn erzeugt würde." Deutscher Volkswirt, 24. April 1931 S. 1003.

[1]) Dargestellt bei Eckart Kehr, Klassenkämpfe und Rüstungspolitik im kaiserlichen Deutschland. Die Gesellschaft, Jg. 1932, Bd. I, S. 391ff. Breiter werden die soziologischen Grundlagen auch der Agrarpolitik vor dem Krieg behandelt in seinem ausgezeichneten Buch Schlachtflottenbau und Parteipolitik 1894—1901. Versuch eines Querschnitts durch die innenpolitischen, sozialen und ideologischen Voraussetzungen des deutschen Imperialismus. Historische Studien, Heft 197, Berlin 1930, insbes. S. 259 bis 272.

besondere Esslen diesen Nachweis geliefert hat[1]), wie für die Gegenwart, in der nach allen Zeugnissen die wirksame Stützung des Getreide- und Brotpreises — daneben konnte nur der Zuckerpreis gehalten werden — die Krise der Veredlungswirtschaft unnötig verschärfte[2]). Die deutsche Agrarpolitik hatte immer die Erhaltung des ostdeutschen Großgrundbesitzes zum Ziel und hat damit der Konservierung des politischen Aufbaus des Deutschen Reiches gedient, dessen ungeschriebene, aber über alle Staatsumwälzungen des 19. und 20. Jahrhunderts hinweg wirksame Verfassung der Großlandwirtschaft eine politische Macht zubilligt, die der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Struktur Deutschlands nicht entspricht.

III.

Die Behauptung, daß eine Politik der Abwendung vom Weltmarkt mit den üblichen Mitteln des Zollprotektionismus nicht hinreichend zu fördern sei, sondern zu „planwirtschaftlicher" Regulierung des Außenhandels und des Binnenmarkts greifen müsse, ist in dieser generellen Form sicher nicht richtig. Indirekte (zollpolitische) und direkte (kontingentmäßige) Mengenbeschränkung der Importe sind grundsätzlich gleichwertige Instrumente einer Autarkisierung. Unter normalen Bedingungen läßt sich eine Umbildung des Wirtschaftskörpers zu größerer Selbstversorgung durchaus mit Hilfe von Zöllen durchsetzen, unter deren Schutz Binnenproduktionen auf Kosten des Exports solange hochgezüchtet werden können, bis sie früher oder später — das hängt von der Elastizität des Angebots und der Nachfrage der geschützten Erzeugnisse ab — den Inlandsbedarf decken[3]). Dazu bedarf es keiner weiteren Eingriffe. Erst die besondere Krisensituation der letzten Jahre hat bei den starken Schwankungen der Weltmarktpreise den Zollschutz vielfach unbrauchbar gemacht und zu kontingentmäßiger Regelung des Außenhandels gezwungen[4]).

---

[1]) J. B. Esslen, Die Fleischversorgung des Deutschen Reiches. Stuttgart 1912. Dieselbe Kritik und Haltung später bei Aereboe, Zur Frage der Agrarzölle, Berlin 1924.

[2]) Neuerdings mit viel Material Heinrich Niehaus, Nordwesten und Osten in der deutschen Futtermittelpolitik, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 68, Februar 1933.

[3]) Abweichender Meinung ist Herbert Groß, Strukturelle Voraussetzungen wirksamer Industriezölle, Weltw. Archiv, 35. Bd. S. 444ff.

[4]) In der neueren deutschen Agrarpolitik ist das Kontingentsystem verschiedentlich auch dann zur Anwendung gekommen, wenn die Rücksicht auf den Verbrauch bei wachsendem Importbedarf am Ende des Erntejahres zu einer vorübergehenden Ermäßigung der prohibitiv gestalteten Zölle zwang: um zu verhindern, daß der freie Handel bei erniedrigten

Wo diese „planwirtschaftliche“ Methode zur Anwendung kommt und der Preis als Regulator (des Angebots und) der Nachfrage nach Auslandswaren ausgeschaltet wird, ist der Aufbau eines binnenwirtschaftlichen Verteilungsapparates notwendig. Der Import wird entweder durch staatliche oder halbstaatliche Gesellschaften vorgenommen oder es werden einzelne Firmen mit individuell geregelter Beteiligung am Kontingent zur Einfuhr privilegiert. Dasselbe gilt mutatis mutandis für die Lieferländer. Insoweit besteht also ein direkter Zusammenhang zwischen Außenhandelsregulierung und binnenwirtschaftlicher Intervention.

Ist auf einem Teilgebiet Autarkie einmal erreicht, so läßt sie sich grundsätzlich wiederum durch bloße zollpolitische Abwehr des billigeren Auslandsangebots aufrechterhalten. Natürlich muß sich die geschützte Produktion den Bewegungen der Inlandsnachfrage anpassen, ist also — freie Konkurrenz vorausgesetzt — gezwungen, bei krisenmäßig oder sonstwie bedingter Verbrauchsschrumpfung mit den Preisen herunterzugehen und einzuschränken. Soll dieser Anpassungsprozeß der an der Eigenversorgung prinzipiell nichts ändert, um der Sicherung eines bestimmten Preis- und Besitzstandes willen verhindert werden, dann sind allerdings monopolistische oder staatliche Eingriffe unabweisbar. Das gilt erst recht, wenn Produktionszweige, die über die Autarkiegrenze hinaus, etwa durch ein System von Exportprämien, stimuliert wurden, ihren Weltmarktabsatz verlieren und nun die Überschüsse zu kostendeckenden Preisen am Binnenmarkt unterbringen wollen: der Fall des deutschen Roggens, dessen Anbau in seinem gegenwärtigen Umfang ein politisches Produkt der Vorkriegszeit ist[1]). Da die Erhaltung der Rentabilität solcher „politischer Wirtschaftszweige“ zum selbstverständlichen Inhalt aller Autarkiebestrebungen geworden ist, ergeben sich interventionistische Forderungen und Maßnahmen in Krisenzeiten von selbst.

Diese Stützungsaktionen werden in der Autarkiepropaganda fast durchweg konjunkturpolitisch oder planwirtschaftlich motiviert. Von der Krisensicherung einzelner Märkte, also etwa vom Schutz der

---

Sätzen zu Vorrateinfuhren schritte, die die Preishochhaltung nach der neuen Ernte erschwerten, wurde der ermäßigte Tarif auf ein bestimmtes Kontingent beschränkt. Baade, System der agrarpolitischen Mittel, a. a. O. S. 263f.

[1]) Vgl. N. Jasny, Die Zukunft des Roggens, Vierteljahrsheft zur Konjunkturforschung, Sonderheft 20, Berlin 1930, bes. S. 68. Ähnlich ist der Zusammenhang beim Zucker; dazu Fried, Autarkie, S. 80: „. . . bei Zucker hat die vorhandene Überproduktion bereits eine regelrechte Binnenwirtschaft (Autarkie) und Planwirtschaft hervorgerufen, wie sie durch die Gestaltung des deutschen Zuckerzolls und die Höchstpreisverordnung von 1928 aufgebaut worden ist.“

Landwirtschaft, verspricht man sich eine Stärkung des Binnenmarkts und glaubt dadurch in der Depression ein weiteres Abgleiten der Preise verhindern, womöglich sogar einen Aufschwungsanstoß geben zu können. Hinter dieser Vorstellung steht die Theorie von der Auffangwirkung relativ stabiler Einkommen, die angeblich die Krise bremsen. Es ist aber nicht einsichtig zu machen, wie die Kaufkraftverschiebung, die mit der direkten und indirekten Subventionierung der Landwirtschaft oder anderer Zweige eingeleitet wird, einen solchen Heilerfolg haben soll. Die Stärkung der einen Produktion und der aus ihr fließenden Einkommen geht notwendig zu Lasten anderer Zweige, die entsprechend einschränken müssen; gerade auf diese Weise kommt ja die Umstellung in Gang, die das Ziel der Autarkiepolitik ausmacht. Auf die Dauer gesehen mag die erhöhte Kaufkraft der begünstigten Zweige an irgendeiner Stelle die anderswo freigesetzten Kräfte wieder beschäftigen. Aber abgesehen davon, daß damit keine zusätzliche Arbeit beschafft, sondern höchstens eine Andersverteilung vorgenommen ist, bleibt der Umstellungsprozeß selbst kritisch[1]). Es ist keineswegs ausgemacht, daß die Einschränkungen auf der einen Seite unmittelbar eine Kompensation durch entsprechende Erweiterungen auf der anderen finden, zumal die Produktionsverlagerung je nach der Kapitalintensität der geförderten und der aufgegebenen Zweige und je nach dem Ausmaß der Dislokationen, um die es sich handelt, erhöhte Kapitalbildung erfordert. Der Eingriff wird daher schon wegen seines partikularen Ansatzes, der den Umstellungsprozeß zu regulieren unmöglich macht, kürzere oder längere Zeit Störungen mit sich bringen, die die Depression unter Umständen verschärfen und verlängern. Daß diese Störungen möglicherweise bei Verzicht auf den protektionistischen Schutz ebenso, wenn auch an anderer Stelle, eingetreten wären, mag fallweise zutreffen, spricht aber nicht für die krisenheilende Wirkung der Intervention. Sie wird auch im Endergebnis eine Produktivitätsminderung mit sich bringen, sofern sie rationeller gestaltete Industrien zugunsten von Zweigen mit zunehmender Schwäche belastet. Das ließe sich allenfalls noch in Kauf nehmen, wenn die Förderung von Binnenproduktionen wenigstens auf die Dauer eine größere Stabilität der Wirtschaft in Aussicht stellte. Aber schon das Beispiel der Vereinigten Staaten, die bei relativ geringfügigen Kopfanteilen am Außenhandel und bei starker Mischung von Industrie und Agrikultur ein überaus konjunk-

[1]) Vgl. dazu die Ausführungen von Lederer bei der Dresdener Tagung d. Vereins f. Sozialpolitik, a. a. O. S. 152.

turempfindliches Land sind, beweist, daß weder Auslandsunabhängigkeit noch „innere Ausgeglichenheit" einer Volkswirtschaft einen ruhigen Konjunkturverlauf verbürgen[1]). Krisen und Konjunkturen haben ihre Wurzeln nicht im Außenhandel und knüpfen sich nicht an einen bestimmten Produktionsaufbau, sondern entspringen dem Mechanismus, den Ablaufsvorgängen der kapitalistischen Produktion.

In diesen Ablauf greifen die Interventionen ein, ohne daß damit eine planmäßig beherrschte, störungslos funktionierende Wirtschaft entstünde. Weil immer nur besondere Gebiete partiell geregelt werden, so bleiben die generell bedeutsamen Krisenfaktoren weiter wirksam, daß im Ergebnis die Konjunkturbewegung nur modifiziert oder wegen unberücksichtigter Nebenwirkungen der Eingriffe noch verschärft wird. Wo eine Vermeidung von Störungen durch bewußte Wirtschaftslenkung überhaupt für möglich gehalten wird, besteht daher Einmütigkeit darüber, daß die direkten oder indirekten Regulierungen im Rahmen eines den Gesamtwirtschaftsbereich umfassenden Totalplans erfolgen müssen[2]). Trotzdem will man die partikularen Eingriffe, zu denen die Autarkiepolitik geführt hat, wenigstens als Ansatzpunkte einer Neuordnung gelten lassen und spricht daher von einem „fast unbewußten Übergang zur Planwirtschaft", der sich von verschiedenen Seiten her, „unter denen beispielsweise die Handelspolitik an erster Stelle steht", ergeben soll[3]). Es wird im folgenden zu zeigen sein, daß ein solcher Übergang auf dieselben Widerstände stößt, an denen selbst die planmäßige Lenkung eines einzelnen Marktes immer wieder gescheitert ist.

Tatsächlich gelingt die Stabilisierung auch in den Wirtschaftszweigen deren Preise und Produktion gestützt werden sollen, höchstens vorübergehend. Es ist dabei nicht einmal entscheidend, auf welche Weise die organisatorischen Eingriffe in den Markt- und Produktionsprozeß vorgenommen werden. Man kann versuchen, denjenigen Teil des Warenangebots, dem preisdrückende Wirkung zugeschrieben wird, von dem bedrohten Markt fernzuhalten, und wird dann zur Vernichtung von Waren oder zur Vorratbildung schreiten oder das

---

[1]) Ernst Döblin, a. a. O.

[2]) Sombart, Die Zukunft . . . S. 20: „Teilplanung ist ein Widerspruch in sich . . . . Nur wenn die Vorgänge auf sämtlichen Gebieten in ein sinnvolles Verhältnis zueinander gebracht werden, hat man das Recht, von einer . . . Planwirtschaft zu sprechen. Organisatorisch wird es ohne einen obersten Planungsrat in jeder Volkswirtschaft nicht abgehen." Ebenso z. B. Eschmann, Nationale Planwirtschaft: Grundzüge. Die Tat, Jg. 24, S. 234.

[3]) Fried, Der Umbau der Wirtschaft. Die Tat, Jg. 24, S. 458.

Überangebot unter Preisdiskriminierung anderen Gebieten bzw. Verwendungen zuleiten. Solche Maßnahmen, mit denen das autarkistische „System der agrarpolitischen Mittel" (Baade) in Deutschland arbeitet[1]), die aber auch auf anderen Märkten und in anderen Ländern — bei allen Valorisationen — zur Anwendung kommen, setzen stets monopolistische Vereinbarungen oder die Einschaltung staatlicher Stellen voraus. Abgesehen von den Folgen für die ungeschützten Produktionsgebiete ist das Ergebnis dieser „planwirtschaftlichen" Therapie immer, daß die Unternehmungen des regulierten Wirtschaftszweiges ihre Produktion im alten, der Marktlage nicht entsprechenden Umfang fortführen oder in besser ausgerüsteten Betrieben, denen die manipulierten Preise Gewinne lassen, sogar noch erweitern. Am Ende jeder Produktionsperiode müssen daher, zumal wenn die Nachfrage in der Krise abnimmt, immer größere Warenmengen aus dem Markt genommen werden. Wo die Kosten der Valorisation, die mit der Magazinierung, mit den Verlustexporten usw. entstehen, von privaten Monopolverbänden durch Umlegung auf das Gesamtangebot getragen werden, macht sich der steigende Aufwand, den die Entlastungsaktionen erfordern, für die Unternehmungen bald fühlbar und zwingt über kurz oder lang zur Einstellung des Versuchs (bzw. zur freiwilligen Produktionseinschränkung). Dagegen wird die wirkliche Marktlage dem Produzenten nicht klar, wenn der Staat, d. h. der Steuerzahler, den Verlust übernimmt. So lange nicht Gegeninteressen die Oberhand gewinnen, kann hier die Stützung und damit die Überproduktion „planmäßig" fortgesetzt werden[2]). Praktisch

---

[1]) Im Mittelpunkt steht die Roggenstützung: zur Entlastung des Brotroggenmarktes wird ein Teil des Roggens staatlich aufgekauft, denaturiert (Eosinroggen) und bei gleichzeitiger Verknappung der übrigen Futtermittelzufuhren verbilligt an die Schweinemäster abgegeben. Dasselbe Prinzip wird bei Kartoffelflocken und neuestens auch beim Weizen angewandt, da Zölle auch hier nicht mehr wirksam sind, weil im laufenden Jahr zum erstenmal die seit langem durch die Preisstützung künstlich geförderte Produktionssteigerung bei rückgängigem Konsum alle bisher noch notwendigen Einfuhren verdrängt hat (vgl. auch die folgende Anm.).

[2]) Das hat in der deutschen Landwirtschaft dazu geführt, daß in der Krise bei anhaltendem Konsumrückgang und sinkenden Einfuhren die Anbauflächen für Brotgetreide (Roggen und Weizen zusammen) noch ausgedehnt wurden, so daß gegenwärtig der Zuschußbedarf an Gesamtgetreide bereits unterhalb der Größenordnung der jährlichen Ernteschwankungen liegt. „Gerade in dieser Zeit . . . beginnt die deutsche landwirtschaftliche Produktion aus zwangsläufigen Entwicklungstendenzen heraus (!) bei einem immer größeren Kreis von Produkten die Grenze der Selbstversorgung zu erreichen und macht es uns, wenn nicht unmöglich, so doch außerordentlich schwierig, durch die gewohnten Maßnahmen die deutschen Inlandspreise von den Weltmarktpreisen zu distanzieren" (Baade, System d. agrarpol. Mittel, a. a. O. S. 254. Dazu kritisch Frei-

sind freilich auch die mit staatlichen Geldmitteln finanzierten Auffangvorrichtungen dieser Art an der mangelnden Bereitschaft zu dauernder Finanzierung immer wieder zusammengebrochen. Durch freiwillige Produktionsdrosselung im Monopolverband wird der beschriebene Sachverhalt grundsätzlich nicht verändert. Denn die Hochhaltung des Preises führt zur Aktivierung von Produktionsreserven außerhalb des Kartellbezirks und bewirkt von hier aus die unter Umständen das Monopol selbst erschütternde Übererzeugung. Innerhalb des Verbands läßt sich wohl die Überproduktion von Waren, nicht aber die Überdimensionierung des Apparats, die durch die Monopolgewinne erleichtert wird, verhindern, weil jedes einzelne Unternehmen zur Erzielung von Differentialgewinnen oder zur Erhöhung der Quoten die Anlagen verbessert und erweitert. Mit den unausgenutzten Kapazitäten entstehen dann unsichtbare Warenvorräte, die ständig in den Markt eingeschaltet werden können. In allen diesen Fällen verhindern die Profitinteressen selbst die partikulare Planung eines isolierten Wirtschaftszweigs.

Diese Interessengegensätze, die zwischen den „Einzelkapitalisten" bei freier wie bei beschränkter Konkurrenz bestehen, werden verkannt, wenn angenommen wird, daß man nur die partiellen Eingriffe von heute planmäßig ausgestalten und erweitern müßte, um ein besseres Resultat als bisher zu erzielen[1]). An derselben Stelle und damit letzten Endes am Privateigentum würde der Versuch einer zentralen Planung scheitern. Eine wirksame Konjunkturregelung setzte voraus, daß die anordnende Instanz sich nicht oder nicht ausschließlich an Preisen und Rentabilitäten orientierte, weil diese kein ausreichendes Indiz für die Richtigkeit einer Investition bilden: bei manchen Wachs-

---

herr v. Bissing, Grundlagen und Wirkungen der deutschen Agrarpolitik, Weltw. Archiv, 37. Bd. Jan. 1933, S. 15ff.). Zur Frage der „Nahrungsfreiheit" vgl. auch Hans Wilbrandt, Das deutsche Agrarproblem II, Deutscher Volkswirt Jg. VII, Nr. 14: „Ingesamt kann man die krisenbedingte Verbrauchsschrumpfung seit 1928 auf ungefähr $3^1/_2$ bis 4 Mill. t Getreidewert schätzen. Der gesamte Verbrauchrückgang erreicht oder überschreitet damit die Produktionssteigerung seit 1928. Ein gut Teil der ‚Nahrungsfreiheit' ist von den Arbeitslosen erhungert."

[1]) Vgl. die Diskussionsbemerkungen von Alexander Rüstow bei der Dresdener Tagung d. Ver. f. Sozialpol. a. a. O. S. 67: „Das, was ich eben gesagt habe, zeigt, daß die Planlosigkeit im Wesen der bisherigen Art staatlichen Eingreifens liegt . . . . Dieser Staat steht nicht vor der Wahl, statt planloser Eingriffe planvolle Eingriffe zu machen. Nur in einem einzigen Ausnahmefall kann er nach einheitlichem Plan eingreifen: wenn nämlich der Kampf der Interessenten um den Staat als Beute so ausgeht, daß eine Interessentengruppe allein die Oberhand behält, alle anderen aus dem Feld schlägt und für sich allein den Staat annektiert . . ."

tumsprozessen erfolgen konjunkturelle Fehlleitungen auch und gerade dann, wenn die Betriebsleiter auf Preisänderungen wirtschaftlich rational reagieren. Jede Planwirtschaft muß daher, wenn sie erfolgreich sein will, die Preisrechnung bzw. den Preismechanismus ersetzen oder ergänzen durch eine naturalwirtschaftliche Kontrollrechnung. Sie wäre den Entscheidungen über Art, Ausmaß und Tempo von Investitionen und technischen Neuerungen mit zugrunde zu legen, damit Disproportionalitäten in der mengenmäßigen Produktion komplementärer Güter vermieden werden und sich die Beschäftigungslosigkeit von Produktionsfaktoren ausschalten läßt, die aus mangelnder Entsprechung der aufeinander angewiesenen Elemente entstehen kann (Arbeiter-Arbeitsplätze: „Kapitalmangel")[1]. Solche Aufgaben zentraler Kapitalbildung und Kapitallenkung können von einer Planstelle niemals erfüllt werden, so lange die private Verfügung über die Produktion aufrecht erhalten bleibt. Ein Planamt, das etwa nur informierende oder beratende Funktionen hätte, müßte von vorne herein versagen, weil Gewinnstreben und Konkurrenz die Unternehmer unter Umständen auch dann z. B. zu Produktionsausdehnungen und Rationalisierungen veranlaßten, wenn die Zentrale durch Nachrichtendienst und Propaganda einen Verzicht auf diese Maßnahmen aus gesamtwirtschaftlichen Gründen durchzusetzen bestrebt wäre[2]. Daß eine staatliche Kontrolle bestenfalls nur für formale Korrektheit und kapitalistische Solidität der Wirtschaftsleitung Sorge tragen könnte, den darüber hinausgehenden Anforderungen der Krisenverhütung aber nicht gewachsen wäre, haben Neisser und Landauer überzeugend nachgewiesen[3]. Hat die Zentrale direkte

---

[1]) Vgl. hierzu die Arbeiten von Carl Landauer und Ed. Heimann, die in dieser Frage zum gleichen Ergebnis gelangen; obwohl ihre krisentheoretischen Ausgangspunkte und Begründungen stark voneinander differieren.

[2]) Vgl. dagegen die großen Hoffnungen, die Baade auf eine solche „Beratungsplanwirtschaft" setzt: „In den weitaus meisten Fällen wird es genügen, daß der Staat den Produzenten vernünftige Ratschläge bezüglich der Ausdehnung und der Einschränkung ihrer Produktion gibt. Vor allem muß er dafür sorgen, daß . . . die an zentraler Stelle gewonnenen gewissermaßen planwirtschaftlichen Einblicke den Millionen von Produzenten möglichst überzeugend nahe gebracht werden." (Die Landwirtschaft im Sozialismus, Die Arbeit, Juli 1932, S. 410). Er beruft sich dabei auf die Erfolge, die mit der „Schweinefibel" erzielt wurden, setzt aber an anderer Stelle vorsichtigerweise hinzu, daß dieser Erfolg — die relative Beschränkung der Schweineproduktion — „auch unter dem gleichzeitigen Einfluß der Futtergetreidepolitik" erzielt wurde. (System. a. a. O. S. 287).

[3]) Hans Neisser, Kritik der Bankenaufsicht, Die Arbeit, 8. Jg. 1931, S. 744ff. und Carl Landauer, Planwirtschaft und Verkehrswirtschaft, 1931, bes. S. 92ff.

Eingriffsrechte, so gibt es doch ihren Maßnahmen gegenüber immer Ausweichmöglichkeiten, es sei denn, daß die Anordnungsmacht vollkommen auf sie übergeht; der Unternehmer kann zu Produktionseinschränkungen und Stillegungen greifen, er kann bestimmten Eingriffen durch konjunkturpolitisch unerwünschte Rationalisierungen begegnen, er kann durch Selbstfinanzierung ausweichen, die von der Planstelle schwer kontrollierbar und kaum zu verhindern ist, weil bei der Bewertung der Abschreibungen und der Vorräte und bei der Berechnung der Generalunkosten immer ein Spielraum vorhanden ist. Die Beseitigung der privaten Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel ist daher die notwendige Voraussetzung einer Planwirtschaft.

Nur wenn sich zeigen ließe, daß eine Autarkisierung auf eine Enteignung hindrängte, wäre die Aussage haltbar, daß sie zur Planwirtschaft führte. Davon kann aber keine Rede sein. Die Maßnahmen zum „Schutz der nationalen Arbeit" stärken die Machtpositionen, die einer planwirtschaftlichen Ordnung entgegenstehen [1]). Wenn daher vom „Tat"-Kreis auf der einen Seite die rentensichernde Autarkiepolitik von heute begrüßt, auf der anderen ein Abbau der privaten Profitwirtschaft verlangt wird, so zählt das nur zu den vielen Ungereimtheiten der dort gepflogenen politischen Ökonomie. Gewiß zieht die Schutzpolitik binnenwirtschaftliche Interventionen nach sich. Aber die Annahme, daß ein nach vielen Richtungen hin regulierter Kapitalismus der Planwirtschaft näher stünde als die freie Konkurrenz, ist zwar auf den ersten Blick sehr bestechend, jedoch nicht richtig. Weder ist der Interventionskapitalismus krisenfester als der freie, noch gibt es eine wie immer geartete ökonomische Notwendigkeit, die einen Übergang von der Teilregulierung zur Totalplanung erzwingen würde.

IV.

Unterstellt man, daß mit der Herbeiführung des Gemeineigentums an den Produktionsmitteln zunächst im nationalen Rahmen die Grundlage für eine planmäßige Konjunkturbeherrschung bereits geschaffen ist, dann wird in dieser sozialistischen Ordnung die Regulierung der Außenwirtschaft unerläßlich zur Sicherung der

---

[1]) Hierzu und zu allen Problemen, die den Weg zur Planwirtschaft betreffen, die eindringlichen Ausführungen von Paul Hermberg, Planwirtschaft, Berlin 1933, S. 44ff.

Krisenfestigkeit. Ein- und Ausfuhren werden wert- und mengenmäßig in den Plan einzubeziehen sein, und es werden Vorkehrungen getroffen werden müssen, die Weltmarktstörungen aufzufangen und unschädlich zu machen erlauben. Es wird also vor allem die Auswirkung von Krisen des privatwirtschaftlichen Auslands zu verhindern sein. Für ein Veredlungsland mag von dieser Seite keine allzu große Gefahr drohen, da regelmäßig in der Krise die Preise der in erster Linie zu importierenden Rohstoffe stärker sinken als die Preise der Fertigwarenexporte, so daß u. U. Überschüsse erzielt werden, die etwa zur Bildung von Lagerreserven im Inland, von Zahlungsmittelreserven im Ausland oder zur Steigerung der Konsumgütereinfuhren Verwendung finden könnten. Vordringlich kann zeitweise die Aufgabe werden, die planwirtschaftlich geleiteten Industrien gegenüber der Auslandskonkurrenz zu schützen. Da eine Planwirtschaft in hochindustrialisierten Gebieten um der Krisenverhütung willen den technischen Fortschritt regulieren muß, indem sie z. B. seine Durchführung den Amortisationszeiten des alten Sachapparats anpaßt oder doch jeweils nur in dem Maße rationalisiert, in dem das zur Wiederbeschäftigung der frei gewordenen Arbeiter notwendige Sachkapital antizipatorisch geschaffen ist, können vorübergehend Situationen entstehen, bei denen das ruckweise intensivierende Ausland überlegen wird. Auf die Dauer wird aber, gerade weil durch die Regelung des technischen Fortschritts Krisen vermieden werden, das Durchschnittstempo der für die Versorgung nutzbar gemachten Rationalisierungen in einer sozialistischen Wirtschaft eher größer sein.

Als Mittel der Außenhandelslenkung können stellenweise zollpolitische Methoden in Frage kommen. Ihre generelle Anwendung hätte zur Voraussetzung, daß die einzelnen Betriebe im Rahmen der ihnen delegierten Kaufkraft frei auf dem Weltmarkt Nachfrage ausüben. Der Zoll hätte hier keine produktionsfördernde Funktion mehr, da die Wachstumsregulierung auf jeden Fall der zentralen Stelle überlassen wäre. Im allgemeinen wird jedoch dieses Mittel deshalb unzulänglich sein, weil die Einhaltung des Naturalplans durch eine solche indirekte Methode der Importpolitik nicht genügend sichergestellt wird. Die direkten Mittel der Mengenregelung — Kontingentverträge, trustweise organisierter, vor allem aber staatlich zentralisierter Außenhandel — sind einer sozialistischen Ordnung grundsätzlich angemessener.

Inhaltlich muß die Lenkung des Außenhandels keineswegs eine Autarkisierung zum Ziel haben, wenngleich die Bedingungen für

die Erreichung der Krisenfestigkeit bei weitgehender Selbstversorgung günstig liegen, weil dann ein großer Teil der Wirtschaftsvorgänge im Bereich des unmittelbaren Planzugriffs abläuft. Ein elastischer Außenhandelsorganismus wird aber den gleichen Erfolg verbürgen und dabei die Vorteile der internationalen Arbeitsteilung auszunützen gestatten. Im Übergangsstadium könnte eine Abschwächung der Auslandsabhängigkeit ratsam sein. Damit entstehen schwierige Umstellungsprobleme, die ebenso wie die hier nicht behandelten Fragen der Geld- und Währungspolitik einer besonderen Untersuchung bedürften.

Besprechungen.

Philosophie.

Bergson, Henri, *Les deux sources de la morale et de la religion. Félix Alcan. Paris 1932. (364 S.; Frcs. 25.—)*

In dem neuen Buch beschränkt sich Bergson keineswegs darauf, seine philosophischen Ansichten schematisch auf die Gesellschaft anzuwenden, sondern stellt höchst anregende Betrachtungen über sozialphilosophische Fragen an. Es zeigt sich, daß er selbst heute dem impressionistischen Ursprung seiner Philosophie noch näher steht als der politischen Funktion, welche seine Grundgedanken kraft der geschichtlichen Entwicklung inzwischen gewonnen haben. Der von ihm mitbegründete Intuitionismus spielt in der Gegenwart eine von der Theorie der gesamtgesellschaftlichen Tendenzen ablenkende Rolle; das neue Buch zeigt, daß Bergson im Gegensatz dazu, wenn freilich auch in höchst abstrakter Weise, um den wirklichen geschichtlichen Fortschritt bekümmert ist.

Im Sinn des französischen Positivismus erklärt er Moral und Religion aus den Bedürfnissen der Gesellschaft. Die „morale close" ist auf Konservierung der bestehenden sozialen Gebilde gerichtet. Als natürliche Tendenz jedes menschlichen Individuums, dem in seiner Gruppe herrschenden System von Gewohnheiten dauernd zu gehorchen, entspricht sie dem Instinkt in der übrigen Lebewelt. Diese Moral besteht darin, daß der einzelne sich durchgehend als Glied der gesellschaftlichen Einheiten, in die er hineingeboren ist, benimmt. Sie bindet ihn an Familie und Nation und trennt ihn von anderen Familien und Nationen. Die allgemeine Menschenliebe, die Humanität, welche nach Bergson der „morale ouverte" zugeordnet ist, darf daher nicht als Erweiterung dieser unmittelbaren, dem Instinkt verwandten Gefühle betrachtet werden. Zur größeren Quantität ihres Gegenstandes gehört eine andere Qualität des Affekts. Die „morale ouverte" erscheint ihm als der jeweilige, nicht vorauszusehende Einbruch des metaphysischen Lebensstromes in die menschliche Geschichte. Die Einbruchsstellen sind die großen Männer, „certains hommes, dont chacun se trouve constituer une espèce composée d'un seul individu" (S. 289). Sie geben einem radikal neuen Weltgefühl Ausdruck, und dieses wird von den meisten imitiert. Das Neue wird in den alten Lebenskreis aufgenommen und mit ihm verschmolzen. Sogleich schließt er sich wieder.

Bergson erkennt nicht, daß die „morale ouverte", von der nach ihm der menschliche Fortschritt abhängt, ebenso wie die „morale close" ihre gesellschaftlichen Bedingungen hat. Entsprechend der grundlegenden Trennung zwischen Intuition und analysierender Wissenschaft in seiner Philosophie trennt er die offene, nach vorwärts gerichtete, umwälzende moralische Intuition von dem zur Selbsterhaltung einer geschlossenen

Gesellschaft gehörigen System von Gewohnheiten. Somit wird er die grundlegende Dynamik von vorwärtstreibenden und retardierenden Momenten in der Geschichte, die Dialektik von „société close" und „ouverte", nicht gewahr.

Dem Unterschied zwischen offener und geschlossener Moral entspricht der zwischen dynamischer und statischer Religion. Bei Erklärung der statischen Religion als eines Systems von Erzählungen zeigt sich Bergson wieder dem positivistischen Naturalismus verwandt. Sie ist eine durch die fabelbildende Fähigkeit des Menschen vermittelte Verteidigungsreaktion der Natur gegen die Vorstellung der Unvermeidlichkeit des Todes, also gleichsam eine zweckmäßige Maßnahme, die das intelligenzbegabte Leben im Gegensatz zum Tier notwendig hat. Auch sie unterstützt die Unterordnung egoistischer Ziele unter das Wohl der Allgemeinheit, ohne daß sie dabei doch notwendig mit der geschlossenen Moral in ihrer Entwicklung identisch wäre. Die Funktion der statischen Moral bleibt stets mit den nationalen Bedürfnissen unmittelbar verflochten. Die Tradition der religiösen Erzählungen hat ihre eigene Geschichte. Die statische Religion braucht im Gegensatz zur geschlossenen Moral nur soziale Verpflichtungen zu enthalten, ohne welche überhaupt jedes gesellschaftliche Band zerreißen müßte (vgl. S. 219f.). Doch ist die statische Religion nur der Ausdruck, gleichsam die verstandesmäßige Fassung der mystischen Gewißheit, in welcher der Mensch sich eins weiß mit dem Lebensstrom, mit der alles individuelle Leben transzendierenden schöpferischen Macht. Die dynamische Religion besteht nicht in den die Intellekte miteinander verbindenden Erzählungen über ihre Fortexistenz, sondern in der Identifikation mit dem in unserem eigenen Innern zu entdeckenden, über jede feste Gestalt hinaustreibenden Leben. Alle Legenden, alle Götter sind Produkte der schöpferischen Anstrengung, aus der auch das Universum ständig hervorgeht. Der echte Mystizismus macht nicht bei der Ekstase halt, er verbreitet auch die Inhalte der Ekstase nicht bloß durch die Lehre, sondern er wird selbst zur schöpferischen Macht, in die er versenkt, und drückt sie in seinem Leben aus. „Sa direction est celle même de l'élan de la vie; il est cet élan même . . ." (S. 251).

Im Anschluß an diese Lehre über Moral und Religion stellt Bergson Betrachtungen über die zukünftige Entwicklung an und sagt, daß „industrialisme et machinisme" der Menschheit nicht das erhoffte Glück gebracht hätten. Er glaubt an eine Übervölkerung Europas, ja an eine rasche Übervölkerung der ganzen Welt und gibt sich wie der späte Max Scheler, malthusianischen Gedankengängen hin. Als echter Lebensphilosoph und Metaphysiker sieht er das Heil in einer inneren Umstellung. Er meint, das „einfache Leben" könne den gegenwärtigen Mechanismus ablösen, wenn die heute erstrebten materiellen Freuden vor einer neuen mystischen Intuition verblassen müßten. In einer Anmerkung sagt Bergson freilich, die gegenwärtige Not der Menschen komme daher, „que, la production en général n'étant pas suffisamment organisée, les produits ne trouvent pas à s'échanger" (S. 330). Dieser Gedanke hätte ihn aus der Philosophie in die Wissenschaft führen können. „L'humanité ne se modifiera que si elle veut se modifier" (S. 315). „L'humanité" hat

aber vorerst ebensowenig einen einheitlichen Willen wie eine vernünftige Organisation. Die Wurzeln dieses Mangels vermag man aber nur in einem genauen Studium der fortgeschrittensten Ökonomik und Psychologie zu begreifen. Wenn das einfache Leben der Menschheit helfen könnte, wäre sie längst gerettet, denn die erdrückend große Mehrzahl aller Menschen existiert im Elend. So wenig durch die um rationale Wissenschaft unbekümmerte Versenkung ins schöpferische Leben die Endlichkeit der Erkenntnis zu überwinden ist, wird die gesellschaftliche Not durch Verinnerlichung dahinschwinden. Die Intuition, von welcher Bergson in der Geschichte wie in der Erkenntnis das Heil erhofft, hat einen einheitlichen Gegenstand: das Leben, die Schwungkraft, die Dauer, die schöpferische Entwicklung. In Wirklichkeit aber ist die Menschheit gespalten, und die durch die Gegensätze hindurchdringende Intuition verliert das historisch Entscheidende aus den Augen.

Max Horkheimer (Frankfurt a. M.)

Driesch, Hans, *Philosophische Gegenwartsfragen. Emmanuel Reinicke. Leipzig 1933. (184 S.; RM. 5.—, geb. RM. 6.80)*

Die Antworten, die Driesch auf Fragen der offiziellen gegenwärtigen Diskussion erteilt, sind wesentlich zu verstehen als Epilegomena zu seiner eigenen philosophischen Systematik. Es bindet sie der Impuls: jene Resultate, denen er Wirkung, Ruhm und den Namen eines „Vitalisten" verdankt, für einen Standpunkt zu retten, den er in Wahrheit nie verließ, gegen den jedoch die von Driesch mit-inaugurierte Bewegung rasch genug sich wandte: den einer szientifischen Philosophie, sei es im Sinne der „strengen Wissenschaft" Husserls, sei es des Empiriokritizimus und seiner modernen Fortführung durch die Wiener Schule. Negativ gewandt: die Geister des Intuitionismus, des Organizismus und der Existentialphilosophie, die Driesch ohne Willen herbeirief, möchte er bannen, indem er die Befunde, auf denen als ihrem „Seinsgrund" die neuen Metaphysiken basieren, als solche der kritischen Erkenntnistheorie oder der positiven Forschung zu sichern und zu begrenzen trachtet. Dem dient vorab der „Erste Hauptteil", der „Intuition und Positivismus" behandelt. Der Intuitionsbegriff wird als „Erfassung von Ordnungstypen" empirisch begrenzt; als Verfahren, „gegebene Data zuzuordnen zu den originär erfaßten Schemata der Urordnungslehre"; Ontologie wird, übrigens in Übereinstimmung mit Husserl, auf Bedeutungslehre reduziert; „das Sein, was in dem Worte ‚On' steckt, ist uns also nur das in seiner Bedeutungshaftigkeit Gehabt-sein"; negiert wird aus empiristischen Gründen freilich auch die allgemeine Relativitätstheorie, soweit sie als „Naturtheorie" anstatt bloß als „Relationstheorie" gemeint ist (cf. insbes. S. 47ff.). Von hier aus grenzt Driesch sich gegen die Wiener ab, denen er mathematisierenden Mechanismus als Vernachlässigung der tatsächlichen Gegebenheiten vorwirft. Für Drieschs „rationalistischen" Ansatz des Vitalismusproblems ist bezeichnend dabei die Aussage, daß von ihm „doch gerade dem Kausalschema zuliebe der Begriff der Entelechie als eines wirkenden Agens eingeführt ist, da mechanische Kausalität eben nicht genügt". All das ist in einem ausdrücklichen Bekenntnis zu „rationalem Positivismus" zu-

sammengefaßt. — Die „Studien zur Ganzheit" werden eingeleitet mit einer tapferen Apologie des heute verfemten Begriffs der Analyse, die allgemeinste Beachtung verdient (S. 82f.). Drieschs Kritik des psychophysischen Parallelismus wird mit neuen Argumenten weitergeführt; aus dem Begriff der Ganzheit der des „Zweckes" vorsichtig eliminiert (S. 116); statt dessen die Kategorie des „Zieles" eingeführt. — Logische Betrachtungen, ausgehend vom Solipsismusbegriff der Empiriokritizisten, machen den Schluß. — Das Buch bietet mehr Exkurse als neue Theorien, verdient aber besonderen Respekt als moralische und philosophie-politische Leistung. Ein Denker, dem es die Zeitstimmung sehr bequem machen könnte, distanziert sich von den Folgerungen, die sie aus seiner Arbeit zieht, um der Sachen willen; auf die Gefahr hin, von ihr als überholt beiseitegeschoben zu werden. Sehr weit gehen die Übereinstimmungen mit Cornelius; auch mit Husserl, dessen späte Entwicklung zu Driesch recht parallel verläuft. Was freilich Driesch zur Kritik des „Soziologismus" und historischen Materialismus beibringt, hat, als Randprodukt seines Denkens, nicht eben große Überzeugungskraft.

Theodor Wiesengrund-Adorno (Frankfurt a. M.).

Cohn, Jonas, *Wertwissenschaft. 3. Ergetik, Lehre von der Wertverwirklichung. Frommann. Stuttgart 1933. (S. XVII—XVIII u. 421 bis 641; RM. 5.80)*

Dieser Band enthält die Praxis, die zu dem Entwurf einer Dialektik ohne Kritik hinzugehört, den wir (in Heft 3 des I. Jahrgangs) schon kurz beschrieben haben. Die Praxis ist begründet auf einen Begriff der „Arbeit", der ebensogut „Bildung" heißen könnte, wenn nicht die naturhaften Bedingungen in seiner Explikation so gewichtig wären — und gerade diese Partie ist die interessanteste. Sie hindert freilich nicht die Stabilisierung des beständig schwebenden Verhältnisses von Subjekt und Wert (jetzt also auftretend als „Arbeit"), aus dem es hier kein Abstoßen und Entrinnen gibt. Daß Arbeit nicht bloß Waren schafft („Werte verwirklicht"), sondern selbst Ware ist, — diese Möglichkeit kommt im Buche nicht vor, setzt sich aber (wie wohl nachzuweisen ist) in jener stabil-dialektischen Struktur aller Begriffsbezüge ohne Zutun durch.

Dolf Sternberger (Heidelberg).

Steinbüchel, Theodor, *Das Grundproblem der Hegelschen Philosophie. I. Bd.: Die Entdeckung des Geistes. Peter Hanstein. Bonn 1933. (XVI u. 422 S.; RM. 21 —, geb. RM. 23.—)*

Das ungemein kompendiöse, großen wissenschaftlichen Apparat bemühende Werk Steinbüchels stellt sich dar als Zeugnis jener „zweiten" Hegelrenaissance, die, angeregt teils durch Hartmann, teils durch Heideggers „Hermeneutik" und deren Anwendung auf Kant programmatisch erstmals in Tillichs Hegelvortrag formuliert ward und als bislang wichtigstes Zeugnis selbständiger Arbeit das Buch Marcuses zeitigte. War die „erste" Hegelrenaissance bei Dilthey, den Südwestdeutschen und Croce orientiert an der Idee einer Kritik historischer Vernunft und der ihr zugeordneten Geschichtsphilosophie, mit anderen Worten: war sie einerseits erkenntnis-

theoretisch, andererseits pragmatisch-historisch orientiert, so geht es der zweiten um Hegels „Ontologie". Für Steinbüchel ist seine Logik zentral ontologisch, „Aufweis der letzten Strukturen des Wirklichen, ja des Logos als des Wirklichkeitsgrundes, der einzigen wahren Wirklichkeit". Gegenüber der radikalen ontologischen Interpretation Marcuses freilich, die schließlich in die Problematik des neu-ontologischen Fragens selber umschlägt, hält sich die Steinbüchels doch weit mehr im Rahmen eines herkömmlich geistesgeschichtlichen Verstehens, das als Hegels Grundproblem das Verhältnis des Allgemeinen und Besonderen „auf dem Hintergrund der Zeitphilosophie" Kants, Fichtes und Schellings exponiert, um dann „die Entfaltung des Grundproblems als Frage nach dem menschlichen Dasein in seinen überindividuellen Bindungen" zu begreifen; also nicht sowohl als Frage nach einem „existentialen" Seinsbegriffs von Lebendigkeit denn vielmehr nach einer „existentiellen" Auslegung individuell-faktischen menschlichen Daseins auf Allgemeinheit, die sich mit ihm „vereint". Damit mag die stärkere Akzentuierung des systematischen Motivs bei Hegel zusammenhängen, das an Relevanz gewinnt, je mehr die Hegelinterpretation nicht sowohl dem Seinsproblem als dem des Daseienden in seiner Philosophie gerecht werden muß. Insofern nimmt das Buch zwischen Marcuse und der Darstellung etwa Kroners eine Mittelstellung ein. Daß von Steinbüchel dem theologischen Hegel gegenüber dem „aufklärerischen" der Primat zuerkannt wird; daß die Hegelsche Divergenz von partiellem Verstand und totaler Vernunft irrationalistisch betont ist, folgt aus Steinbüchels Grundposition. Deren Auseinandersetzung mit Hegel wird erst im zweiten Band ganz deutlich werden, welcher Darstellung und Kritik der Jenenser und der „endgültigen" Gestalt des Systems verspricht.

Theodor Wiesengrund-Adorno (Frankfurt a. M.).

Wiesengrund-Adorno, Theodor, *Kierkegaard. Konstruktion des Ästhetischen. J. C. B. Mohr. Tübingen 1933. (165 S.; RM. 9.60, Lw. RM. 11.40)*

Wohl erscheint hier das große, vielfältig verschlungene philosophische Werk Kierkegaards, das „sinnverstehende" Geistesgeschichte gern fließend und als Phase nehmen möchte, im Lichte einer plötzlich aufgestiegenen, weithin und keineswegs heimelig leuchtenden Rakete: als breite, rissige, von allerlei Trümmern bedeckte Landschaft oder Kriegsschauplatz. (Diese Beleuchtung schafft das I. Kapitel sogleich, welches vorweg den dicken glatten Lack abschlägt, den das konventionelle Lob der „poetischen Sprache" Kierkegaards über seinem Sprachensemble ausgebreitet hat.) In diesem scharfen Lichte kann man sehen, daß der ausdrückliche philosophische Intentionsweg Kierkegaards, dem man sonst meist bieder einfach nachzugehen pflegt, ohne seiner Funktion gewahr zu werden, bisweilen nur am Rande der Landschaft, dazu gar nicht gerade, oftmals verschüttet oder unterirdisch zerstört sich hinzieht. — Aber damit ist es nicht genug, sondern das sürrealistische Erkennen hat hier nicht die Gefahr in sich, dem Verfallenen selber noch einmal zu verfallen. Denn nun macht sich der Autor, mit der Grubenlampe, erst selbst daran, in den so zuvor erleuchteten

Rissen und Gängen umherzugehen und eben das aufzusuchen, was unter dem Aspekt des „Sinnverstehens“ das Beiläufigste, Abseitigste, ja Verworfene schien, was dort gar nicht oder nur durch klaren Betrug (etwa zur bloßen, indifferenten „Metaphorik“ umgefärbt) zu verflüssigen war. Hier gerade verweilt er, findet ganz unscheinbare, allenfalls billig blinkende Dinge, wendet sie um und um solange, bis die „Motive des Scheins“ selber einen Schein auszusenden beginnen. Und dann ist es ein Schein der Hoffnung.

So macht er Entdeckungen, die niemand geahnt hätte. Denn er ist ein Autor, der sich auf das „Retten“ versteht. Oder auch ein Wünschelrutengänger der Geschichte. Er macht Entdeckungen, indem er, anstatt sogleich einen Sinn abzudestillieren, alles beim Worte nimmt, indem er die philosophische Sprache Kierkegaards hinter dem Rücken seiner Intention genau abhört. Denn die Wörtlichkeit ist „verräterisch“ (S. 11, 37, 47 u. a.). Auf diese Weise enthüllt sich die „Subjektivität“, die das letzte zu sein schien, nun als „Schauplatz“ einer Ontologie (25). Diese Ontologie selber als die der Hölle: „Existenz“ als beständig kreisende Verzweiflung, verewigte Sinnlosigkeit des „Nicht-sterben-könnens“ (93). Diese Entdeckungen aber gehen einher mit der präzisesten Beschreibung der historischen Lokalität: Kierkegaard ist ein intellektueller Privatier der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, „nicht angewiesen auf fremdes Kapital, nicht genötigt, die eigene Arbeitskraft zu verkaufen“ (53). Solche „Zuordnung“ indessen — das ist eine Einsicht, die man soziologisch nennen mag, während sie gerade Soziologie unlöslich an Geschichtsphilosophie bindet — vermag allein noch nicht, Gehalte zu treffen, weder zu zerstören, noch aufzuklären noch gar zu retten.

Was sich in dem so abgesteckten Rahmen findet, ist die radikalste Philosophie der Innerlichkeit. Aber was ist „Innerlichkeit“ hier nun eigentlich? — „Innerlichkeit ist das geschichtliche Gefängnis“ — und dies ist der Begriff, der die soziologische Zuordnungsmethode korrigiert — „ . . . Gefängnis des urgeschichtlichen Menschenwesens. Der Affekt des Gefangenen ist die Schwermut. In Schwermut stellt Wahrheit sich dar, und die Bewegung von Schwermut ist die zur Rettung des verlorenen ‚Sinnes‘“ (68). Noch bestimmter ist die Verschlingung von Geschichte — als Verdinglichung der gesellschaftlichen Verhältnisse — und Archaik bezeichnet an Kierkegaards Begriff der „Situation“. In ihm zieht sich die Meditation zurück in einen Punkt; aber die gemiedene „Äußerlichkeit“ folgt ihr nach bis in die geheime Kammer, wo sie ihr Wesen hat: „Das Selbst wird im eignen Bereich von Waren ereilt und ihrem geschichtlichen Wesen“ (47/48), denn der Punkt ist zwar rein geschichtlich die ausgesogene Totalität des Hegelschen Systems und also idealistisch (90), aber er zeigt zugleich ein realgeschichtliches Bildgesicht, dasjenige des Interieurs, und in diesem Bilde geht das Archaische auf: Interieur ist die „urbildliche Zelle verlassener Innerlichkeit“ (51). Steckt darin eine Korrektur des Zuordnens, so mag nach der andren Seite eine fruchtbare Wendung des Ideologiebegriffes gesehen werden in dem Satze: Der Erkennende hat „im Schein Anteil an Wahrheit, den scheinlose Existenz in ihrer leeren Tiefe niemals erlangte“ (143). Dies nämlich ist

das letzte Wort zur Rettung des „Ästhetischen", das Kierkegaard verdammend doch immer mitführte; zur Rettung also gerade dessen, was der Ethiker in „Entweder-Oder" dem Ästhetiker gegenüber höhnend wegwirft: „Hast du nichts anderes zu sagen, als daß das (sc. das „Existieren") nicht auszuhalten ist, so mußt du dich eben nach einer besseren Welt umsehen!" (zit. 147). Da erst wird der Schein, lange genug umgewendet, zum Schein der Hoffnung: Hoffnung, die in der Innerlichkeit hoffnungslos „dämonisch", naturhörig, eingeschlossen ist, wird ihr so schließlich abgewonnen durch die große Kunst philosophischer Kritik (in der dies Buch ein Meisterwerk ist). Damit sie dort eingesetzt werden kann, wo allein sie frei wirkt: in der wirklichen gesellschaftlichen Welt (75), worin sie ein Zeichen und eine Triebfeder ist, um die „Vorgeschichte" (und damit auch die Ohnmacht des Spiritualismus) zu Ende zu bringen, daß die wahre Geschichte anhebe. Die Geschichte eben jener „besseren Welt", nach der sich der Ästhetiker im Schein umsah.

Dolf Sternberger (Heidelberg).

Hartmann, Nicolai, *Das Problem des geistigen Seins. Walter de Gruyter. Berlin u. Leipzig 1933. (482 S.; RM. 12.—)*

Die Wissenschaft am Scheidewege von Leben und Geist. Festschrift Ludwig Klages zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Hans Prinzhorn. J. A. Bart. Leipzig 1932. (VIII u. 252 S.; RM. 14.—)

Prinzhorn, Hans, *Charakterkunde der Gegenwart. Junker u. Dünnhaupt. Berlin 1931. (VII u. 122 S.; RM. 5.—)*

Geyser, Joseph, *Das Gesetz der Ursache. Untersuchungen zur Begründung des allgemeinen Kausalgesetzes. Ernst Reinhardt. München 1933. (163 S.; RM. 6.50, Lw. 8.80)*

Hartmanns Buch ist ein breit angelegter Versuch einer „Phänomenologie des Geistes", nicht im Hegelschen Sinn einer dynamisch-dialektischen Stufenlehre, sondern als phänomenologische Deskription der Erscheinungsweisen von „Geist". Grundintention: Wahrung der Autonomie von Geist bei gleichzeitigem Zugeständnis seines „Aufruhens" auf außergeistigem Sein. Dreifach gegliedert: „Der personale Geist", gesteigert bis zu einer „Metaphysik der Person"; „der objektive Geist"; „der objektivierte Geist" d. h. der Geist der „geschaffenen Werke". „Nur der persönliche Geist kann lieben und hassen, nur er hat ein Ethos, trägt Verantwortung, Zurechnung, Schuld, Verdienst; nur er hat Bewußtsein, Voraussicht, Willen, Selbstbewußtsein" ... „Nur der objektive Geist ist Geschichtsträger im strengen und primären Sinn; nur er ist's, der eigentlich ‚Geschichte' hat" ... „Nur der objektivierte Geist aber ragt ins Zeitlose hinein, und damit ins Ideelle und Übergeschichtliche".

Die einzelnen Beiträge der Widmungsgabe für Klages stehen jeweils in ganz verschiedener Distanz zur Klagesschen Metaphysik. Manche, wie der des Herausgebers oder der von Werner Deubel, „Der deutsche Weg zur Tragödie", sind als solche der Klagesschule ohne weiteres kenntlich; andere, wie die geistreiche astrale Interpretation der Perseusmythe von Martin Ninck verdanken ihm viel; solche wie die deskriptive Psychologie von Karl Groos in „Zur Analyse des Zeiterlebens" schneiden sich kaum

mit dem Klagesschen Bannkreis. Besonders wichtig zwei ästhetische Abhandlungen: „Ästhetisch und Morphologisch", ein Wort der Diskussion von Herbert Cysarz, der, ausgehend vom späten Goethe, gerade unter ästhetischen Kategorien die Forderung nach pragmatischem Gehalt und pragmatischer Treue der Kunstwerke nachdrücklich vertritt; „Zur Physiognomik des Manierismus" von Wilhelm Pinder, mit erstaunlichen Erkenntnissen zur Urgeschichte des Barock.

Prinzhorns Schrift stellt eine kompilatorische Übersicht über charakterologische Strömungen und Methoden aus der Hand des Klages-Popularisators dar. Oberflächlich, gelegentlich grob entstellend (Freud, dessen charakterologische Theorie nicht einmal ernsthaft referiert, sondern bloß beschimpft wird). Brauchbare, ausführliche Bibliographie.

Geyser macht den Versuch einer Fundierung des Kausalsatzes — auch in seiner modern-naturwissenschaftlichen Gestalt — in katholisch-aristotelischen Kategorien. Besonderer Wert wird auf das Argument gelegt: „Es ist unmöglich, daß etwas nur während eines einzigen Augenblicks sei oder nicht sei." Scharfsinnige Polemik gegen den Positivismus der Wiener Schule, insbesondere Ph. Frank. Allerdings bleibt der Grund des Widerstandes gegen den Begriff der Gegebenheit bzw. des „Erlebnisses" dogmatisch.

Theodor Wiesengrund-Adorno (Frankfurt a. M.).

Allgemeine Soziologie.

Marcuse, Alexander, *Die Geschichtsphilosophie Auguste Comtes. J. G. Cotta. Stuttgart und Berlin 1932. (XII u. 182 S.; RM. 6.80)*

Marica, George Em., *Emile Durkheim, Soziologie und Soziologismus. Gustav Fischer. Jena 1932. (VIII u. 174 S.; RM. 9.—)*

Rumpf, Max, *Soziale Lebenslehre. Ihr System und wissenschaftlicher Ort. Hochschulbuchh. Krische. Nürnberg 1932. (IX u. 263 S.; RM. 8.60)*

Leuchtgens, Heinrich, *Theorie der Gesellschaft. Carl Bindernagel. Friedberg (H.) 1932. (432 S.; RM. 10.—)*

Solms, Max, *Führerbestellung. Bau und Gliederung der Menschengruppen. II. Teil. Buske. Leipzig 1932. (70 S.; RM. 3.80)*

Otaka, Tomoo, *Grundlegung der Lehre vom sozialen Verband. Springer. Wien 1932. (XI u. 279 S.; RM. 12.—, Lw. RM. 13.50)*

Hartmann, K. J., *Soziologie. F. Hirt. Breslau 1933. (104 S.; RM. 2.85)*

Kein Kontakt des Erkennens selber, welcher von den Titeln und Motiven im Werk Comtes eine Aufforderung zum eigenen Nachsehen verspüren würde, gibt in dem Buche Marcuses den Antrieb, sondern ein Kontakt von Positionen: die Übereinstimmung von Breysig und Comte im „Grundgedanken einer völlig biologischen Sicht auf die Geschichte der Menschheit" (S. V) bildet, in merkwürdiger Verdrehung geschichtlicher Beziehung, den Anlaß zu dieser Arbeit. Ganz nach dem Modell des Interessentenparlaments wird so „Geistesgeschichte" zu einer Versammlung von Standpunkten, welche wechselseitig Urteile abgeben. Da nun Comte nicht selbst auftreten kann, so ergibt sich die Notwendigkeit des Referats. Bisweilen

lassen die Standpunktnamen, welche in diesem übrigens gründlichen Referat die Resultate ausmachen, gleichwohl etwas von der spezifischen Figur des Comteschen Erkennens ahnen: so etwa deutet der Name „empiristischer Enzyklopädismus" (39) auf die noch barocke Hoffnung Comtes, alles im System aufbewahren zu können, alles einzelne nämlich unter der gemeinsamen Bestimmung „conception humaine" oder auch „fait observé". Das geheim dialektische Verhältnis von systematischer Endlichkeit und faktischer Unendlichkeit des Geschichtsverlaufs (S. 123ff.) wie auch die internen Beziehungen zwischen den drei Stadien (Einigung des theologischen und positiven Stadiums gegen das bloße Intervall der „Metaphysik", S. 77ff.) finden in Marcuses Referat eine gut informierende Darstellung. Hingegen hat die höchst merkwürdige Wandlung Comtes selber (von der „objektiven" zur „subjektiven" Epoche mit ihrem Ausbruch einer sozusagen nachträglichen Mystik und Kulttheologie) hier noch keine eigentliche Analyse erfahren. Marcuse zeigt sich zwar deutlich beunruhigt durch dies biographische Problem, meint indessen die Bearbeitung der Spätzeit Comtes solange hinausschieben zu sollen, als nicht „eine gründliche psychiatrische Untersuchung erfogt ist" (19), womit er sich der soziologisch-geschichtlichen Aufgabe, die gerade hierin liegt, entzieht.

Eine wissenschaftsgeschichtliche (und zwar gleichfalls im Sinne des „Positionsreferats"), also nicht selber aktiv soziologische Arbeit ist auch die Monographie von Marica. Sie ist von Bedeutung als erste ausführliche Monographie über den französischen Forscher. Doch behält auch hier der historische Begriffsapparat etwas Schemenhaftes. Dem Charakter bloßen Referierens, worin die Durkheim-Zitate so wenig treffend „sitzen", daß sie vielmehr bloß als mehr oder minder beliebig „herausgegriffene" Exempel fungieren, entspricht genau die Geschwindigkeit der Kritik als stumpfer Meinungsäußerung. Durkheims bekannte Selbstmordtheorie etwa bleibt nach Marica „in der naturwissenschaftlischen Gedankenwelt befangen", indem sie die „geistigen Akte nur von außen her, unabhängig von ihrem Sinngehalt" erfaßt (59). Ein solcher Betrachter ist mit seinem Gegenstand schon fertig, ehe er eigentlich angefangen hat. (Es steht denn auch schon auf der ersten Seite, daß Durkheims Arbeit zwar „großartig, aber vergeblich" gewesen sei.) M. gliedert die sachlichen Elemente des Durkheimschen Werkes in drei Schichten oder Perioden: Erstens die Idee der „Solidarität" als Reaktion gegen den „Atomismus" des 18. Jahrhunderts, zweitens der Wissenschaftsglaube („Szientismus", welcher aber gerade praktisch sich ausdrückt vor allem in den großen Hoffnungen, welche Durkheim an die Moralwissenschaft knüpft), dies als wesentlicher Zug des 19. Jahrhunderts, und drittens die „Entdeckung" eigenständiger „Wert"-gebiete, auch vom Autor als „gesteigerte Geistigkeit" (128) eingeführt — dies (nach Marica), der freilich sehr durch szientifische Hemmungen geminderte vorwärtsweisende Zug des 20. Jahrhunderts. — Nützlicher als diese Einteilung scheint uns der Begriff des „Soziologismus" zu sein, womit jene merkwürdige Verklärung von Gesellschaft oder Gruppe gut bezeichnet ist, welche mit dem Spezialgegenstande der Soziologie zugleich auch das innere Wesen der Geschichte, Grund und Rettung in einem zu fassen glaubt. Bei Durkheim leistet der Begriff der Gesellschaft, wenn-

gleich er metaphysisch gewendet wird, mehr und ganz anderes als die bloße Verklärung bestimmter, nämlich bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse. Er ist auch nicht, wie M.s Interpretation besagt, bloß ein anderer „Name" für den Gott einer positiven Religion; wäre er nur dies, so hätte er für Durkheim nicht das Instrument einer genetischen Analyse der Religion (speziell des „Totemismus") abgeben können. Der positive Gehalt dieses Ansatzes von „société" als Postulat zeigt sich deutlicher noch, wenn wir zusehen, welche Formen von „Soziologismus" in Deutschland vorkommen.

Ein Exempel davon gibt die Schrift von Rumpf. Hier erscheint „Ordnung", „Gruppe" und ebenso das „Sozialleben" im Ganzen als Objekt einer gemütvollen Anbetung; weder wird der „soziologische" Begriff zum Instrument der Analyse, noch behält er die praktische Offenheit eines Postulats. Gruppen und soziales Leben findet der Autor vielmehr überall, und so wird ihm gerade die Austrennung eines speziellen Gegenstandsbereichs der Soziologie zum Mittel einer überall genußreichen Betrachtung des „Konkreten" in seiner „Mannigfaltigkeit" (d. i. — des Bestehenden). Es gibt dann Grade der Konkretheit oder „Ordnungsstufen" der Gruppe (ein katholisches Motiv!), ansteigend mit wachsender „subjektiver Sinnerfüllung". „Soweit die subjektiv sinnerfüllte Gruppe sich im Freund-Feindverhältnis befindet, sprechen wir von Gruppen höchster Ordnung: In ihnen west und webt, wallt und wogt am kraftvollsten und gänzlich ungebrochen urtümliches Sozialleben so recht aus dem Vollen . . ." (43). Solche Soziologie also, weit entfernt, den „Totemismus" zu erklären, verklärt ihn vielmehr, ohne ihn freilich zu nennen, indem sie dem Kollektivrausch (gleichgültig welcher Herkunft) einen recht hohen Platz in ihrem kategorialen System einräumt. Derb „erdennah" und doch „liebevoll ausmalend" (S. 89) gibt sich das Pathos der Konkretheit (das R. veranlaßt, sich zu einer „realistischen oder empirischen Soziologie" zu bekennen; 179) insbesondere in der Akzentuierung und Beschreibung von „Sachordnung" — worunter die je spezifische Raum- und Dingwelt gesellschaftlicher Bildungen verstanden ist. Er zitiert als ein gutes Motto für Empiriker den Vers Rilkes „Die Dinge singen hör ich so gern" (181) und gibt an andrer Stelle (10) einen allerdings höchst konkreten Katalog solcher singender Dinge: „. . . das feste Haus . . . mit seinen massiven Mauern und sicheren Schlössern . . . absperrbaren Gemächern . . . oder gar einem diebessicheren Geldschrank . . ., . . . ein zuverlässiges, gutausgerüstetes Heer, eine erzbereite Truppe mit Bombengeschwadern und Tanks und Maschinengewehren usw. . . .". Die Anwendung dieser Lehre, die sich unter dem Titel „Soziale Lebensbilder" vollzieht, begibt sich notwendig aller Untersuchung wirklicher Machtverhältnisse in der Gesellschaft deswegen, weil sie in ihrer abstrakten Leidenschaft der „Konkretheit" dem Sozialleben als solchem schon zuvor eine eigne fetischhafte „Mächtigkeit" gerne zugestanden hat.

Mit allen Zeichen des Unheimlichen tritt bei Leuchtgens die Götzenproduktion unter dem Namen der Soziologie auf als eine terminologische Phantasmagorie, von der zu berichten indes hier nicht der Ort ist.

Im Gegensatz dazu führt die Schrift von Solms in den Bereich von Sozialforschung selbst zurück. In der Fortführung seiner Arbeit, die

mit der Publikation eines ersten Teiles 1929 begonnen wurde, gibt der Autor hier auf knappem Raum einen überaus differenzierten Apparat idealtypischer Begriffe, als notwendiges Instrument der Beschreibung einer bestimmten Klasse von gesellschaftlichen Vorgängen, nämlich der „Bestellung" von „Organträgern" in den unterschiedlichsten Formen: von Funktionären, Beamten, Deputierten, Propheten, Führern, Monarchen usf. Die geschichtlichen Namen solcher bestimmten sozialen „Rollen" kommen hier jedoch nur als Beispiele vor; das System der Idealtypen selber steht auch sprachlich — da es sich dabei ja um eine Serie von Definitionen handelt — einzig unter dem Gesichtspunkt der Verfahrensweisen der „Bestellung". Sie sind in zwei große Gruppen gegliedert: „auslesende" und „nicht auslesende Bestellung"; in der ersten Gruppe kommt etwa vor: „Wahl, Beorderung und Wahl, Anstellung", in der zweiten: „Selbsteinsetzung", „Zueignung", „Funktionsänderung". Gerade dieser letzte Begriff wird (S. 62/63) an verschiedenem Material sehr einleuchtend verifiziert, etwa als Funktionsänderung des adligen Grundbesitz-Erben auf der Grundlage des Rentenbezugs zum Beamten, Militär, Hofmann, Aestheten in West-, Mittel- und Südeuropa im Gegensatz zum ostelbischen „Unternehmeradel", der seine ererbte Funktion nicht geändert hat. Max Webers subjektiv-voluntaristischer Ansatz von Gesellschaft (als eines Komplexes von „Handlungen", der nur eben durch Konstruktion definierter Idealtypen zu ordnen ist) findet sich bei Solms genau wieder mit aller ihm eigentümlichen Problematik: eine Folge davon scheint auch die Tendenz zur fixen historischen Lokalisierung der Typenbegriffe, welche also innergeschichtliche Dialektik in den Bezirk der Erkenntnis nicht eindringen läßt. Der tiefste Grund dafür aber liegt eben in dem Wort beschlossen, das hier an Stelle von „Gesellschaft" steht: „Menschengruppe", d. i. Gruppe, bestehend aus handelnden Subjekten als letzter Quelle des Geschehens. Alles Naturverhältnis ist ausgeschaltet.

In einer sehr originellen Weise als „Sphäre" eingebaut kommt dieses „soziale Handeln" Max Webers in dem Buche von Otaka vor. Die Frage ist hier weder selbst soziologisch noch auch systematisch, sie lautet vielmehr ganz eindeutig: „Was für eine Seinsart also weist der soziale Verband auf?" (4). Sie ist ontologisch. Dies aber in einem ganz verwickelten Sinn, welcher in der Absicht des Verfassers beschlossen ist, auf der Grundlage von Husserls phänomenologischer Logik „die Seinsstruktur der in seinen (sc. Husserls) bisherigen Veröffentlichungen noch nie ausführlich behandelten Gegenstandsphäre der geschichtlich-gesellschaftlichen Welt" zu erforschen (73). Die Kritik an der verstehenden Soziologie Max Webers — eigentlich keine Kritik, sondern eine Restriktion ihres Anspruchs und zulässigen Gegenstandsbezirks — zeigt die Absicht genauer, indem der Mangel Webers darin bestehe, daß das „identische und einheitliche Dasein" des sozialen Verbands selbst in den unendlich komplizierten Komplexen individueller Handlungen sich auflöse und untergehe (28/29). Die „Sphäre", auf die nun das menschliche, subjektiv sinnvolle Handeln restringiert wird, ist diejenige der „geistigen Faktizität", worin zwar die geschichtliche „Verwirklichung" des sozialen Verbandes je sich wandelnd

statthat, nicht aber dessen eigenständige „konkret-ideale" Wirklichkeit selbst. Zwischen beiden Sphären — also der des menschlichen „Wirklichkeitsbodens" und der der Idealität des sozialen Gebildes — ist ein wechselseitiges Fundierungsverhältnis angesetzt, und eben dies Verhältnis der Sphären scheint uns diese phänomenologische Theorie am tiefsten sowohl von der „formalen" als von der verstehenden Soziologie zu unterscheiden. Und das Verhältnis der Sphären ist es zugleich auch, was hier die Ontologie in Bewegung bringt, obgleich der Autor alle Mühe daran setzt, die entgegengesetzten Richtungen der Fundierung sauber auseinanderzuhalten. Wenn auch der Himmel der idealen Sphäre (dieser Theorie zufolge) niemals auf die Erde herabgezogen werden kann — deswegen nicht, weil der „Wirklichkeitsboden" selber bloß als Zusammenhang intersubjektiver „Beziehungen" bestimmt ist —, so wird er doch immerhin durch die irdische Sphäre „fundiert"; ja Geschichte dringt sogar, obwohl nur zaghaft, in Gestalt einer Typen-Folge des sozialen Verbandes in die obere Sphäre ein. In jedem Falle macht hier das Sphärenverhältnis, welches eine bestimmte Bewegung in die Ontologie bringt, den eigentlichen, auch implizit geschichtsphilosophischen, Gehalt aus, demgegenüber jene übrigens mit Absicht an Hegels Deduktion des Staats orientierte Typologie der Verbände mitsamt der recht matten Utopie eines „körperschaftlichen Weltverbandes" blaß bleibt und zurücktritt. Es muß diesen kurzen Notizen angefügt werden, daß das Buch Otakas von der intimsten Kenntnis der modernen deutschen Rechts- und Sozialphilosophie durchdrungen und mit aller Solidität, deren ein Schüler Husserls nur fähig sein kann, durchgeführt ist.

Schließlich sei noch das kleine Kompendium Hartmanns angezeigt, das über die Hauptrichtungen der Soziologie klassifizierend unterrichten will und, soviel wir sehen, dieser Aufgabe in ihren Grenzen, wenn auch nicht immer ganz lückenlos fundiert, auch nachkommt.

Dolf Sternberger (Heidelberg).

Thurnwald, Richard, *Die menschliche Gesellschaft. 3. Band: Werden, Wandel und Gestaltung der Wirtschaft. W. de Gruyter. Berlin u. Leipzig 1932. (248 S.; geb. RM. 17.—)*

Nach den „repräsentativen Lebensbildern" und der Darstellung der Familie sowie der größeren sozialen Verbände in Band I und II des großen Thurnwaldschen Werkes (vgl. diese Zeitschrift I. 1932, S. 229/230 u. 412/413) behandelt der nunmehr vorliegende 3. Band die Wirtschaft der nichteuropäischen Kulturen unter besonderer Berücksichtigung der „primitiven" Wirtschaft und ihrer sozialen, psychischen und weltanschaulichen Bedingtheit. Was diese „primitive" Wirtschaft von der unsrigen an erster Stelle unterscheidet, ist, wie T., seinen späteren ausführlichen Darlegungen vorausgreifend, in der Einleitung betont: ein überwiegend „direktes" Verfahren in allem wirtschaftlichen Tun, bedingt durch den Mangel eines allgemein anerkannten Mittlers für den Erwerb und Absatz von Gütern, also des Geldes in unserem Sinn, ferner die Kleinräumigkeit der Wirtschaftseinheiten, die meist nicht über Familie, Clan und Dorf hinausreichen und notgedrungen autark sind. Dazu kommt, und vielleicht in

noch höherem Maß, als es T. anscheinend wahr haben will, die Durchsetzung jeglicher wirtschaftlicher Planung und Handlung mit magisch-religiösen Vorstellungen und Verrichtungen.

Das Buch umfaßt, abgesehen von einer umfangreichen theoretischen Einleitung, die dazu dienen soll, zunächst einmal „einen Weg in den Urwald der Tatsachen zu finden", zwei Hauptabschnitte: „Wirtschaft" und „Wirtschaftsfunktionen". Der erste behandelt die „sozialpsychische Verflochtenheit der Wirtschaft" und dann sehr eingehend die „Methoden der Nahrungswirtschaft und der Organisation", der zweite in der Hauptsache das Handwerk, Handel und Verkehr, Kapitalbildung, Reichtum, Arbeit, Geld, Kommunismus und Wirtschaftsgeist.

Ernst Vatter (Frankfurt a. M.).

Mannheim, Karl, *Die Gegenwartsaufgaben der Soziologie. Ihre Lehrgestalt. J. C. B. Mohr. Tübingen 1932. (64 S.; RM. 2.40)*

Die Broschüre ist der Abdruck eines Vortrages, der im Februar 1932 bei der Tagung der Hochschuldozenten der Soziologie in Frankfurt/Main gehalten wurde. Es war das Ziel dieses Vortrages, das herauszuarbeiten, was den Studierenden im Gebiet der Soziologie dargeboten werden soll und in welcher pädagogischen Form diese soziologischen Probleme zu bringen sind.

In einer systematischen Darstellung der Stoff- und Problemgebiete legt M. das auf der Universität zu bearbeitende Terrain fest und gibt dann die Prinzipien an, nach denen die Stoffauswahl erfolgen muß. Hier erkennt M. die Notwendigkeit, aktuelle Themen nicht ängstlich zu umgehen, sondern sie rational zu Ende zu denken. Allerdings vertritt er — wie früher schon Max Weber — mit Nachdruck die Ansicht, daß diese Lehrgehalte wertfrei und unagitatorisch dargeboten werden müssen. Eine besonders starke Selbstkontrolle ist uns durch die wissenssoziologischen Einsichten in die häufig unbewußten Gebundenheiten der Erkenntnis gegeben.

M. setzt sich ferner mit der Umwandlung der Universitäten in Fachschulen auseinander. Hier spricht er der Soziologie die Aufgabe zu, dem Menschen zu zeigen, daß er isoliert nur ein künstlich aus einem größeren Zusammenhange herausgelöstes Stück ist und daß es darauf ankommt, diesen Zusammenhang zu erkennen und im Denken und Lebensgefühl herzustellen.

Der letzte Teil enthält den Abriß eines Lehrplanes.

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

Freund, Michael, *Georges Sorel. Der revolutionäre Konservatismus. Vittorio Klostermann Verlag. Frankfurt a. M. 1932. (366 S.; RM. 12.50)*

F., der schon früher in der „Gesellschaft" 1931 das Problem „Georges Sorel und die Gegenrevolution" behandelt hat, stellt sich in seinem neuen Werke die Aufgabe, den „revolutionären Konservatismus" als den Grundzug des Sorelschen Denkens darzustellen und unter diesem zentralen Gesichtspunkt all die mannigfaltigen und einander teilweise widersprechenden Züge der mehr als dreißigjährigen Entwicklung des Denkers und Publizisten Sorel zu einem dynamischen Ganzen zusammenzufassen. Er gibt zwar in den zwölf Kapiteln seines Textes und in der nachfolgenden überaus reichhaltigen Dokumentierung auch eine Übersicht über die verschiedenen

anderen Phasen der Sorelschen Geistesentwicklung; er erörtert ihren geschichtlichen Hintergrund und ihre weitverzweigten Zusammenhänge mit verwandten Erscheinungen aus der gesamten zeitgenössischen Literatur bis zur Gegenwart; besonders wertvoll für den Leser ist in dieser Hinsicht auch die vollständige chronologische Übersicht über alle Sorelschen Schriften. Aber auch mit diesen beigebrachten Ergänzungen bleibt die vom Verf. im Hauptteil seiner Schrift gegebene Darstellung der Gesamtleistung Sorels in wichtigen Teilen allzu dürftig. Vor allem aber leidet seine ganze Darstellung an ihrer sozusagen grundsätzlichen Einseitigkeit. F. hat zu unrecht aus der als Paradox geistreichen und treffenden Bemerkung Croces, daß „die zwei einzigen originalen Denker, die der Sozialismus gehabt hat, Karl Marx und Georges Sorel, beide von kriegerischem und, in gewissem Sinn, von konservativem Geist erfüllt" gewesen seien, eine schlichte Behauptung gemacht und zu ihrer Begründung sein ganzes Buch verfaßt. Es genügt, diesen 366 Seiten Freunds die zwei Seiten gegenüber zu stellen, auf denen kürzlich Henryk Großmann in Elsters Wörterbuch der Volkswirtschaft den großen französischen Sozialisten als „antidemokratischen Denker und Theoretiker des revolutionären Syndikalismus" gewürdigt hat, um aus den von G. hinzugefügten präzisen Daten zu erkennen, daß in Wahrheit diese Formulierung viel tiefer in das Wesen des Denkers Sorel hineinführt. Und wenn sich F. darauf beruft, daß Sorel „von den 33 Jahren einer umfassenden literarischen Wirksamkeit nur knappe fünf Jahre in der Front des revolutionären Syndikalismus stand", so fallen doch in diese kurze Periode die bis zum heutigen Tage wichtigsten Werke dieses Denkers, der auch im ganzen sein vielfach bewegtes geistiges Kämpferleben nach seinem eigenen Ausspruch endlich abgeschlossen hat als „un vieillard qui s'obstine à demeurer comme l'avait fait Proudhon un serviteur désinteressé du prolétariat". Karl Korsch (Berlin).

Santonostaso, Guiseppe, *Georges Sorel. Laterza. Bari 1932. (145 S.; L. 12.—)*

S. untersucht die verschiedenen Aspekte der Sorelschen Doktrin und weist die auf sie wirkenden, namentlich von Bergson ausgehenden Einflüsse auf, um festzustellen, wie der angebliche Antiintellektualismus Sorels einem wahren sophistischen Intellektualismus Platz macht, der sich über dem Dogma der action pour l'action erhebt. Die Untersuchung beschäftigt sich weiterhin mit den Ideen Sorels über das Christentum, in dem er Analogien zur ersehnten Revolution der Produzierenden findet, und rückt so den mystischen Pessimismus, der das System des französischen Denkers im Innersten charakterisiert, ins rechte Licht; diesem eigentümlich ist nach der Meinung des Verf. nur der moralische Beitrag in seiner pessimistischen Auffassung vom Leben als Kampf, die von ferne an die Auffassung Machiavellis erinnert.

Dem Buch schadet eine oft ungenaue und farblose Darstellung, die eine gewisse Unsicherheit in der kritischen Wertung verrät. Es schließt mit einer — freilich nicht sehr brauchbaren — Bibliographie der Werke von und über Sorel. Paolo Treves (Mailand).

Psychologie.

Freud, Sigmund, *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. N. F. Internationaler Psychoanalytischer Verlag. Wien 1933. (254 S.; RM. 7.—)*

Wenn der Schöpfer der Psychoanalyse der zusammenfassenden Darstellung seiner Lehre, die er 1915—17 in seinen „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ gab, nach eineinhalb Jahrzehnten einen Ergänzungsband folgen läßt, so werden wir aufhorchen, auch wenn er nichts Neues zu bringen, sondern nur inzwischen bekannt Gewordenes einfach darzustellen verspricht. Denn es ist in der Zeit nicht nur von ihm selbst, sondern auch von seiner Schule so vielerlei behauptet worden, daß wir begierig sind, was von all dem ihm heute als feststehend erscheint. So sind wir fast neugieriger auf das, was das Buch nicht enthalten wird. Schon der erste Abschnitt „Revision der Traumlehre“ bringt keine Revision. Das Wesentlichste in ihm ist neben der Erwähnung experimenteller Traumforschung das „funktionale Phänomen“ Silberers. Aber die Finalität, die Adler und Maeder im Traum zu sehen geglaubt haben, wird man mit Recht vermissen. Der dritte Abschnitt enthält die wesentlichen Forschungen über das Über-Ich, jenen Teil der menschlichen Psyche, der die moralische Instanz darstellt. In klarer Form wird die bekannte These Freuds vertreten, daß diese Seite des Menschen ihn nicht mit Überirdischem verknüpfe, sondern aus dem lebendigen Konflikt des Einzelmenschen mit seinen Eltern in früher Kindheit ihren Ursprung und ihre individuelle Färbung habe. Vor allem aber wird wieder der Beweis angetreten, daß dieses nach Kant Göttliche in uns auch der Urquell entsetzlicher menschlicher Leiden sei. Man hat in den Schriften des letzten Dezenniums bei F. einen vollkommenen Bruch mit dem früheren F. des „Pansexualismus“ finden wollen, und in der Tat schienen seine Aufstellungen über den Todestrieb selbst vielen seiner engsten Schüler höchst angreifbar. Während man in seinem neuen Buche den Wiederholungszwang ausführlich dargestellt erhält, sind eben die strittigen und bezweifelten Thesen über den Todestrieb kaum flüchtig gestreift. Der nächste Abschnitt bringt wohl die freudigste Überraschung: eine sehr klare Darstellung der Entwicklungsgeschichte der Weiblichkeit, bei der F. viele Ergänzungen anbringt. An dieser Stelle sei nur hervorgehoben, daß das Problem der Weiblichkeit für F. aus der Schwierigkeit des weiblichen Kindes sich ergibt, sein erstes natürliches Liebesobjekt, die Mutter, zugunsten des sekundären Liebesobjekts, des Vaters, zu vertauschen. Die Folge des anatomischen Geschlechtsunterschiedes wird zum Beginn des Ödipuskomplexes nicht wie beim Knaben der Anlass zu seinem Untergang. Die übrigen Kapitel wenden sich der Anwendung der Psychoanalyse auf Spezialgebiete zu, während das Schlußkapitel F.s Weltanschauung darlegt. Die Psychoanalyse ist unfähig, eine ihr eigentümliche Weltanschauung zu erschaffen. Sie ist ein Stück Wissenschaft und kann sich der wissenschaftlichen Weltanschauung anschließen. Aber sie schaut nicht alles an, sie ist zu unvollendet, erhebt keinen Anspruch auf Geschlossenheit und Systembildung.

Außer der Betonung der realen Außenwelt, deren Bedeutung bisher unterschätzt worden sei, hat sie wesentlich negative Züge wie die Aufdeckung von Illusionen. Karl Landauer (Frankfurt a. M.).

Reich, Wilhelm, *Der Einbruch der Sexualmoral. Zur Geschichte der sexuellen Ökonomie. Verlag für Sexualpolitik. Berlin, Leipzig, Wien 1932. (XVI u. 137 S.; RM. 3.75, geb. RM. 4.80)*

R. ist einer der wenigen Autoren, die bei der Anwendung der Psychoanalyse auf gesellschaftliche Probleme keine Umbiegung der Theorie ins Idealistische vornehmen und damit mehrere Schritte zurück hinter die Ausgangsposition von Freud tun, sondern die im Gegenteil, auf den Ergebnissen der Freudschen Personalpsychologie und der Marxschen Soziologie aufbauend, zu neuen und fruchtbaren Ergebnissen für Soziologie und Psychologie kommen.

Im 115 Seiten umfassenden ersten Teil des Buches erörtert R. die Herkunft der Sexualverdrängung am Beispiel einer Gesellschaft mit noch stark mutterrechtlichen Zügen, der Trobriander, die durch Malinoswki (Das Sexualleben der Wilden in Nordwest-Melanesien, Zürich-Leipzig 1930) hervorragend beschrieben worden ist. Auf dessen Angaben fußend, gibt R. zunächst eine Darstellung des Sexuallebens der Jugendlichen bei den Trobriandern. „Mit Ausnahme des engen Kreises, in dem das Inzestverbot gilt, besteht keine sexualverneinende Moral, vielmehr entwickelt sich ein eindeutig bejahendes Ich und . . . ein sexualbejahendes Ichideal." Diese Freiheit im Sexuellen wird ergänzt durch den Mangel einer autoritären Einstellung seitens der Eltern überhaupt.

Mit dem Alter werden die von den Erwachsenen in jeder Hinsicht ermutigten sexuellen Beziehungen immer fester und dauernder und enden schließlich in der festen Dauerbeziehung einer Ehe. Als Folge der mangelnden Sexualeinschüchterung sieht R. die Tatsache an, daß bei männlichen und weiblichen Trobriandern die volle sexuelle Erlebnisfähigkeit vorhanden ist und daß Neurosen und Perversionen bei ihnen unbekannt sind. Die von R. auf Grundlage des Malinowskischen Materials hierfür angeführten Beweise scheinen uns allerdings bei weitem nicht ausreichend zu sein.

Eine Skizze der gesellschaftlichen Situation zeigt, daß der wichtigste Faktor im Rechtssystem der Trobriander die Vorstellung ist, daß einzig und allein die Mutter den Leib des Kindes aufbaue und daß der Mann in keiner Weise zu seiner Entstehung beitrage. Innerhalb der Unterclans, die von den engeren Blutsverwandten mütterlicherseits gebildet werden, herrscht ein strenges Inzestverbot. Der Mutterbruder ist das eigentliche Oberhaupt der Familie und die Autorität in der matriarchalischen Gesellschaft.

Wirtschaftlich glaubt R., aus den Angaben Malinowskis das Vorhandensein eines Urkommunismus erschließen zu können, eine Behauptung, die aus dem vorliegenden Material jedoch nicht zwingend zu erweisen ist.

Eheschließung und Ehetrennung sind formlos und unkompliziert. Solange die Ehe aber dauert, bindet das Eheband fest und ausschließlich. „Jeder Bruch der ehelichen Treue wird auf den Trobriander-Inseln ebenso

streng verdammt wie durch christliche Lehre und europäisches Gesetz; strenger könnte selbst die puritanische öffentliche Meinung nicht sein." (Malinowski, S. 84.) R. glaubt, daß es das wirtschaftliche Interesse des Mannes ist, dem letzten Endes die „entscheidend begründende Rolle nicht nur an der Eheschließung, sondern auch an der Herstellung und Erhaltung der Ehesituation" zuzuschreiben ist. Mit der Eheschließung verbunden ist die Heiratsgabe, ein alljährlich zu liefernder Tribut der Verwandten, insbesondere der Brüder der Frau, an den Gatten. Diese Heiratsgabe ist nach Malinowski „das hauptsächlichste und ansehnlichste Erzeugnis der Gartenarbeit". Die gesetzliche, wenn auch praktisch offenbar nicht so sehr häufige Art der Eheschließung ist die sog. Kreuz-Vetter-Basen-Heirat, die darin besteht, daß der Sohn des Bruders die Tochter der Schwester heiratet. Den Sinn der Erwünschtheit dieser Heiratsform sieht R. in ökonomischen Tatsachen. Wenn der Sohn eines Bruders, der seine Schwester mit Heiratsgut versorgen muß, deren Tochter heiratet, so fließt dieses (da ja die Verwandten dieser Tochter deren Mann nun mit Heiratsgut versorgen müssen) wieder zum Bruder zurück.

Die besondere Bedeutung dieser Heiratsart liegt nach R. in der durch sie erleichterten Vermögensakkumulation des Häuptlings, der durch seine vielen Frauen ein großes Vermögen anhäuft, das an seine Schwestern Weggegebene aber durch die Heiraten seiner Söhne wieder zurückerhält. R. sieht in dem Rechtssystem der Trobriander die Vorstufe einer Klassenteilung: ein horizontales und ein vertikales „Ausbeutungsverhältnis"; horizontal in der Ausbeutung der Frauenbrüder durch die Gatten, vertikal in der stufenförmigen Zuspitzung der Macht in den „ranghöheren" oberen Clans, in der Ausbeutung der Männer durch den Häuptling mittels der angeheirateten Frauen. „Die stets aktuelle Triebfeder ist das Ausbeutungsverhältnis durch das Heiratssystem."

Die Tatsache, daß die voreheliche sexuelle Freiheit bei den Trobriandern für alle gilt mit Ausnahme derjenigen Kinder, die zu einer Kreuz-Vetter-Basen-Heirat bestimmt sind, deutet R. folgendermaßen: Von der Voraussetzung ausgehend, daß einerseits die Schädigung der genitalen Sexualität durch Sexualeinschüchterung in der Jugend ehefähig mache, daß andererseits „die volle Entfaltung der Sexualität durch befriedigendes Sexualleben vor der Ehe zwar nicht Monogamie für gewisse Zeit, wohl aber die Fähigkeit zur Monogamie im kirchlichen und bürgerlichen Sinne zerstört", führt er die strengeren moralischen Anforderungen an die Kandidaten der bevorzugten Heiratsform auf die ökonomischen Funktionen dieser Eheform zurück.

R. glaubt, daß so wie bei den Trobriandern das rituelle Heiratsgut der Grundmechanismus der Verwandlung der mutterrechtlichen in die vaterrechtliche Organisation ist, es überhaupt einen soziologischen Mechanismus darstellt, der in der Urgesellschaft beim Beginn der Klassenteilung das Ausbeutungsverhältnis zwischen Ausbeutendem und Ausgebeutetem schafft und so eine Vorstufe der Ware darstellt. Im folgenden wird versucht, eine gleichlaufende Rolle des Heiratsgutes auch für eine große Anzahl anderer Stämme auf Grund von (uns allerdings nicht genügend erscheinenden) Analogieschlüssen zu beweisen.

Der zweite Teil des Buches handelt vom Problem der Sexualökonomie. R. stellt in der geschichtlichen Entwicklung zwei ineinandergreifende Prozesse fest: einen vom Urkommunismus bis zum kapitalistischen Staat, den anderen von der natürlichen geschlechtlichen Freiheit und der gentilen Blutverwandtschaftsfamilie bis zur lebenslangen monogamen Ehe und der Einengung der genitalen Geschlechtlichkeit. „Dem Fortschritt der Produktion ging also ein Niedergang der Sexualkultur parallel.“ R. betont, daß nach marxistischer Auffassung die sexuellen Bedürfnisse zur „Basis“ des gesellschaftlichen Prozesses zu rechnen sind und daß es nur die privatwirtschaftliche Gesellschaft ist, die zwecks Aufrechterhaltung der Ehe und patriarchalischen Familie ein Interesse an der Sexualunterdrückung hat. Die seelischen Störungen sind der Ausdruck gestörter sexueller Ökonomie. Nach Wegfall der Warenwirtschaft wird an Stelle der sexualmoralischen eine sexualökonomische Regelung eintreten. In der Klassengesellschaft ist die Sexualmoral ursprünglich eine aus ökonomischen Gründen erfolgende Forderung der herrschenden Klasse an die Massen, wird aber dann von diesen innerlich reproduziert und als eigene Moral empfunden. Die Sexualmoral ist ein Beispiel der ideologischen Verankerung eines Wirtschaftssystems in der psychischen Struktur seiner Angehörigen.

In der konsequenten Hervorhebung dieses Gedankens, in der Überwindung jedes „Psychologismus“, in der klaren Einsicht, daß die Ursachen für eine bestimmte seelische Struktur nur im realen Lebensprozeß der Individuen zu suchen und zu finden sind, d. h. also in ihrer sozialen und ökonomischen Situation, in dieser methodischen Grundeinstellung sowohl wie in vielen interessanten und geistreichen Einzelheiten liegt die Hauptbedeutung dieser Arbeit.

Vielem wird man im einzelnen widersprechen müssen. So erscheint es unverständlich, daß als Grundmechanismus der Ausbeutung und Klassenscheidung das Heiratsgut angesehen wird. Der Häuptling erhält zwar sein ökonomisches Übergewicht vor allem infolge des Monopols der Polygamie. Es ist aber nicht einzusehen, wieso das Heiratsgut bei allen übrigen mehr als eine individuelle Vermögensverschiebung darstellen soll, die sich, gesellschaftlich gesehen, ausgleicht und auch individuell betrachtet durch die Kreuz-Vetter-Basen-Heirat wieder wettgemacht wird, was ja R. gerade sehr geistreich und einleuchtend feststellt. (Auch die moderne Mitgift, die man zum Vergleich heranziehen kann, stellt sehr wohl ein wichtiges ökonomisches Motiv der Ehe dar, aber ein individuelles, und sie ist gewiß nicht der Hebel der Ausbeutung und Klassenbildung.) Von hier erhebt sich ein prinzipieller Einwand gegen den R.schen Standpunkt. Es ist völlig richtig, in einer Rechtsinstitution wie der Kreuz-Vetter-Basen-Heirat und dem Heiratsgut ökonomische Motive zu vermuten. Es ist aber umgekehrt eine Überschätzung eines Teils des juristischen Überbaus, den Heiratsgut und Eheform darstellen, wenn man sie als den Grundmechanismus der Überleitung vom Mutterrecht zum Vaterrecht, vom gentilen Urkommunismus zur Anhäufung von Reichtum ansieht. Wenn Reich meint, daß Eheschließung und Heiratsgut in der Urgesellschaft beim Beginn der Klassenteilung ebenso ein Ausbeutungsverhältnis herstellen wie der Kauf der Ware Arbeitskraft den Mechanismus der kapi-

talistischen Akkumulation bildet, so spricht er einer Erscheinung des gesellschaftlichen Überbaus eine Bedeutung zu, die nur in der Sphäre der Produktionsverhältnisse selbst zu suchen ist. Die Frage nach den Ursachen der Entwicklung zur monogamen Ehe und zur damit verknüpften Sexualverdrängung kann nur aus der Kenntnis der Produktionsverhältnisse und der sich aus ihrer Dynamik mit Notwendigkeit ergebenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen beantwortet werden. Gewiß reicht das von Malinowski in dieser Hinsicht gebotene Material bei weitem nicht aus, um eine Lösung dieser Frage zu ermöglichen.

Noch ein anderer prinzipieller Einwand sei kurz erwähnt: Wenn R. davon spricht, daß dem Fortschritt der Produktion ein Niedergang der Sexualkultur parallel ging und die „natürliche" Sittlichkeit der Primitiven rühmt, so scheint uns hier eine gewisse undialektische Vereinfachung vorzuliegen und vor romantischen Tendenzen zu warnen zu sein.

Trotz dieser prinzipiellen Einwände und mancher uns unrichtig oder widerspruchsvoll erscheinenden Einzelheiten machen der Mut und die Konsequenz, mit der R. seine großen klinischen Erfahrungen und Kenntnisse auf dem Boden der einmal von ihm erkannten materialistischen Grundlinie anwendet, das Buch zu einer wichtigen und anregenden Bereicherung der noch in den Anfängen stehenden analytisch-marxistischen sozialpsychologischen Literatur. Erich Fromm (Berlin).

Herbert, Samuel, *The Unconscious in Life and Art. Allen & Unwin. London 1932. (252 S.; sh. 6.—)*

H. gibt eine populäre Darstellung einiger Anwendungen psychoanalytischer Erkenntnisse auf Fragen der menschlichen Kultur. Was über die Psychoanalyse ausgesagt wird, ist zwar durchwegs richtig, bleibt aber trotz des ehrlichen Enthusiasmus H.'s für die „neue Psychologie" reichlich unzulänglich und naiv. So unterscheidet er u. a. nicht genügend zwischen der von der Psychoanalyse in den Äußerungen des Unbewußten aufgedeckten „Symbolik" und dem, was man sonst unter diesem Wort verstand, z. B. dem „symbolischen" Gehalt eines musikalischen Themas. Die Jungsche Unterscheidung von extro- und introvertierten Menschen wird den Ergebnissen der Psychoanalyse zugerechnet und als Schlüssel zum Verständnis von Kunst- und Kulturgeschichte hingestellt. In moralischer Hinsicht werden liberale Ideale verfochten, in soziologischer denkt der Autor extrem psychologistisch und zwar etwa so: „Liebe ist gegenüber dem Haß sekundär und kann ihn nur nach einer langen Periode der Gewöhnung an Fremde übertreffen. Das kann uns das merkwürdige Paradoxon erklären, daß, während jedermann vom Frieden redet, die Völker sich für den Krieg rüsten", oder: „Alle Gesellschaft basiert letzten Endes auf der grundlegenden Tatsache der Familie." Otto Fenichel (Berlin).

Reik, Theodor, *Der unbekannte Mörder. Von der Tat zum Täter. Internationaler Psychoanalytischer Verlag. Wien 1932. (183 S.; geh. RM. 5.50, geb. RM. 7.—)*

Durch die Fülle der kurzen gedankenreichen Kapitel dieses Buches geht ein sehr einheitlicher Gedankenzug, den man ziemlich vollständig

in wenigen Sätzen wiedergeben kann. Der Indizienbeweis im Beweisverfahren des modernen Strafrechts sei de facto nicht nur eine Angelegenheit von Beobachtung und Logik, sondern beruhe auf unbewußten Grundlagen. Er ist nach R. historisch aus animistisch-magischen Vorläufern hervorgegangen, die ihre Spur auch noch in der Gegenwart zeigen, indem erstens häufig der wirkliche Täter aus seinem Unbewußten heraus Indizien schafft, indem zweitens häufig fälschlich Beschuldigte aus ihrem Unbewußten heraus Indizien schaffen, indem drittens vor allem Richter und Geschworene ihre unbewußten Interessen haben, die sich durchsetzen und die sie dieses Indiz beachten, jenes geringschätzen lassen. Wie die Analyse eines Märchentraums den unbewußten Sinn des Märchens, so zeigt der unbewußte Anteil im Indizienbeweis den ursprünglichen Sinn seiner magischen Vorläufer.

Es wird also auf einem neuen Gebiete die dem mit der Psychoanalyse Vertrauten schon bekannte Wirksamkeit des Unbewußten aufgezeigt. Diesem dankenswerten Unternehmen stehen die Nachteile gegenüber, daß einmal viele im Zusammenhang der Problematik ausschlaggebenden Gesichtspunkte (vor allem die gesellschaftlichen Funktionen des Strafrechts überhaupt) gänzlich vernachlässigt werden und daß zweitens die Darstellungsweise zu einer unberechtigten Unterschätzung des rationalen Moments in den gesellschaftlichen Institutionen verleitet.

Otto Fenichel (Berlin).

Laforgue, René, *Libido, Angst und Zivilisation. Psychoanalytische Studien. Internationaler Psychoanalytischer Verlag. Wien 1932. (56 S.; RM. 1.80)*

Es ist ein wesentliches Bedürfnis gewisser Menschengruppen, Angst als Erotismus zu pflegen. Diese Erotisierung der Angst spielt in Kunst und Literatur und in religiösen Vorstellungen eine große Rolle; auch können die sozialen Beziehungen der Menschen überhaupt in den Dienst der Erotisation der Angst gestellt und so ihrem bewußten Zweck entzogen werden. Der Zusammenhang von Angstlust mit dem Kastrationskomplex, dem Sadomasochismus und der Analerotik wird an Hand von Traumanalysen und ethnologischem Material aufgezeigt. Ein guter Teil des infantilen Sadomasochismus, dessen Sublimierung die Zivilisationsentwicklung fördern könnte, wird auf das Gold übertragen.

Karl Landauer (Frankfurt a. M.).

Henning, Hans, *Psychologie der Gegenwart. Kröner. Leipzig 1932. 2. durchgearb. Aufl. (211 S.; RM. 3.—)*

H. sucht die Probleme der gegenwärtigen Psychologie nahezubringen, indem er aufzeigt, wie gegenüber dem früheren Personalismus der isolierten Versuchsperson genetische und kulturelle Gesichtspunkte in den Vordergrund treten und wie die alte mechanistisch-physiologische Psychologie zur Gestalt- und Strukturpsychologie sich umwandelt. Die einzelnen Richtungen innerhalb der heutigen Psychologie werden eingehend dargestellt. Die Vorzüge des Autors, nämlich sein großes Wissen und seine klare Diktion werden leider durch eine Reihe von Irrtümern sowie durch

vorgefaßte Meinungen getrübt. Den Abschluß des Buches bildet ein sehr schönes Literaturverzeichnis über die einzelnen Richtungen innerhalb der Psychologie. Siegfried Fink (Frankfurt a. M.).

Nunberg, Hermann, *Allgemeine Neurosenlehre auf psychoanalytischer Grundlage. Mit einem Geleitwort von Sigmund Freud. Hans Huber. Bern und Berlin 1932. (VIII u. 339 S.; RM. 12.50)*

Dieses Werk versucht eine Darstellung der Neurosenlehre, also des Ausgangspunktes psychoanalytischer Forschung, auf Grund der gesamten bisherigen Literatur. Im Gegensatz zu den noch nicht lange zurückliegenden das gleiche Thema behandelnden Arbeiten von Fenichel und Helene Deutsch stellt N. den Kampf der Destruktionstriebe gegen die Lebenstriebe, also die neueste Hypothese Freuds gegenüber der älteren (Antagonismus von Sexualität und Ich) in den Mittelpunkt. Auch für den, der diese Hypothese nicht teilt, bringt das Buch außerordentlich viel Anregung. Wer sich mit Psychoanalyse auseinandersetzt, wird, wie Freud in seinem Geleitwort sagt, „dieses Werk schätzen und eifrig studieren".

Karl Landauer (Frankfurt a. M.).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Internationales Handwörterbuch des Gewerkschaftswesens. Hrsg. v. Ludwig Heyde. 2 Bde. Verl. „Werk und Wirtschaft". Berlin 1932. (XV u. 2184 S.; Ganzleinen RM. 210.—, Halbleder RM. 214.—)

In seinem Vorwort bezeichnet der Herausgeber das Handbuch als „wesenhaft theoretisch, jedoch in jenem weiten Sinne, in dem Werner Sombart dies Wort anzuwenden pflegt, also das Historische, geschaut unter ordnenden Prinzipien entelechetischer Systematik, einschließend". Diese Kennzeichnung ist völlig richtig. Im Gegensatz zu den Schriften rein deskriptiver Art werden hier die Probleme der Gewerkschaftsbewegung von den zahlreichen Mitarbeitern im Zusammenhang mit den vielen Erscheinungen des sozialen Lebens behandelt, das Handwörterbuch ist damit auch als eine Fundgrube für das Studium soziologischer Probleme zu betrachten. Zugleich haben wir hier ein lexigraphisches Werk, das rasch über alles informiert, was mit der Gewerkschaftsbewegung sämtlicher Richtungen, ihrer Organisation und ihren Führern zusammenhängt. Der zweite Band schließt mit einem ausführlichen Sachregister.

Andries Sternheim (Genf).

Rothe, Carl, *Die Front der Gewerkschaften. Eugen Diederichs. Jena 1932. (77 S.; RM. 1.90)*

Die vorliegende Untersuchung will aus der Geschichte und der aktuellen Haltung der deutschen, insbesondere der freien Gewerkschaften, alle jene Momente aneinanderreihen, die dem politischen Wunschbild einer Art korporativen Staats, entsprechen. In dem historischen Teil

der Untersuchung wird in etwas willkürlicher Weise die Haltung von Marx und Lassalle zur Gewerkschaftsbewegung dargestellt. Der Autor sieht die Gewerkschaften als entscheidende Glieder eines Korporativstaates, der die liberale Aera endgültig überwindet, und stößt auf drei prinzipielle Punkte, die seiner Konzeption im Wege stehen: 1. daß die Gewerkschaften aus dem Klassengegensatz von Kapital und Arbeit unmittelbar hervorwachsen, 2. daß gerade der organisierte Ausdruck dieses Klassengegensatzes auf der Seite der Arbeiter ist und 3. daß sie sich in einem ununterbrochenen Klassenkampfe zu ihrer heutigen Stellung emporgerungen haben.

In der Gewerkschaftsbewegung sind seit Kriegsende deutlich immer stärkere Tendenzen sichtbar geworden, auch in der Ideologie nationale Elemente zu postulieren (vgl. auch „Die Kulturaufgaben der Gewerkschaften", Vortrag von Theodor Leipart, Berlin 1932). R. faßt alle diese Versuche systematisch zusammen und will aus ihnen den Gegensatz zur politischen Partei, der Sozialdemokratie, herleiten. Er bezeichnet die Gewerkschaften als „die politischen Repräsentanten des arbeitenden Volkes". Eine wirkliche Aussage über das Verhältnis von Partei und Gewerkschaften ist dies keineswegs. Es handelt sich um Politik, keinesfalls um Analyse bzw. Wissenschaft. Henri Johansen (Berlin).

Deutsch, Julius, *Geschichte der österreichischen Gewerkschaften. II. Band: Im Weltkrieg und in der Nachkriegszeit. Unter Mitarbeit von Käthe Leichter u. a. Wiener Volksbuchhandlung. Wien 1932. (316 S.; RM. 5.50, geb. 6.50)*

Schon 1908 veröffentlichte Julius Deutsch eine Geschichte der österreichischen Gewerkschaften. Das war ein kleiner Oktavband mit einem Vorwort von Viktor Adler. Eine ausführlichere Darstellung des Gegenstandes, die bis zur jüngsten Vergangenheit fortgeführt ist, bietet das neue zweibändige Werk von Julius Deutsch und seinen Mitarbeitern. Der vor zwei Jahren erschienene erste Band handelte von den Anfängen bis zur Zeit des Weltkrieges. Im zweiten Band schreibt D. über die Ereignisse während des Weltkrieges und des Umsturzes und über die faschistischen Gefahren. Wagner hat Kapitel über die ersten Jahre der Republik und die Inflationszeit beigetragen, Käthe Leichter über die Rationalisierungs- und Stabilisierungsbestrebungen sowie über die Wirtschaftskatastrophe der Gegenwart und die gewerkschaftlichen Abwehrkämpfe. Straas ist mit einem Beitrag über die gewerkschaftliche Internationale vertreten. Den Abschluß des Buches bildet ein „Ausblick" von D.

Die Geschicke der Gewerkschaften werden stets auf dem Hintergrund der wirtschaftlichen und politischen Gegebenheiten gezeichnet, die für die Entwicklung der beruflichen Arbeiterbewegung in weitem Maße mitbestimmend waren. Besonders deutlich zeigt sich, daß ein Abschwung der Wirtschaftskonjunktur regelmäßig einen mehr oder minder weitgehenden Niedergang der Gewerkschaften zur Folge hat, die dann weniger als sonst von ihren Kampfmitteln erfolgreich Gebrauch zu machen vermögen. H. Fehlinger (Genf).

Koch, Woldemar, *Die bol'ševistischen Gewerkschaften. Eine herrschaftssoziologische Studie. Gustav Fischer. Jena 1932 (X u. 480 S.; RM. 22.—)*
— *Bemerkungen zum Problem der proletarischen Führerkontrolle in der bolschewistischen Staatswirtschaft. In: Schmollers Jahrbuch, Bd. 56, Heft 4. 1932.*

K. untersucht in seiner sorgfältigen, außerordentlich materialreichen Arbeit einige ausgewählte Probleme der russischen Gewerkschaftsorganisation. Einem Überblick über den Werdegang der russischen Gewerkschaften folgt die Darlegung ihres organisatorischen Aufbaues, in der eine Würdigung des Problems „Führer und Masse" gegeben wird. Daran schließt sich die Betrachtung der produktionspolitischen und lohnpolitischen Aufgaben der Gewerkschaften. Die abschließenden Kapitel sind der gewerkschaftlichen Arbeit für die Anleihepolitik und Rekrutierung der roten Armee gewidmet.

Die Arbeit stützt sich vor allem auf die russischen Quellen; insbesondere werden die Auslassungen bolschewistischer Selbstkritik, wie sie im „Trud" oder in den Diskussionsreden der Verbandstage gesammelt werden können, für die Stützung der abschließenden Werturteile des Verfassers herangezogen. In der Verwendung dieser Materialien liegt die Gefahr einer unzulässigen Generalisierung von Einzelfällen, der K. in der Tat nicht selten erlegen ist.

Noch skeptischer gegenüber den Resultaten der K.schen Arbeit muß die Tatsache stimmen, daß es die Theorie des ökonomischen Liberalismus von Ludwig Mises ist, mit der hier die Probleme der Führung in den russischen Gewerkschaften durchleuchtet werden. Viele zum Verständnis des russischen Arbeitslebens unerlässliche Tatbestände fallen durch die groben Maschen dieses Netzes. So bleibt z. B. auch das gegenwärtig zentrale Aufgabengebiet der bolschewistischen Gewerkschaften — die Steigerung des Klassenbewußtseins durch intensive Kulturarbeit — in der Arbeit völlig unberücksichtigt.

Die besondere Leistung des Verf. besteht darin, daß er alle Einwände, die der Liberalismus gegen die bolschewistischen Versuche des Einbaues der Gewerkschaften in ein planwirtschaftliches System erheben kann, vollständig zusammenstellt. Die Spannungen zwischen Führer und Masse, die Spannungen zwischen den Planstellen und der Gewerkschaftspolitik werden aufgezeigt und mit großem Scharfsinn analysiert. Die Auswertung des Materials ist bis zu Ende des Jahres 1930 durchgeführt.

Die Studien über die Gewerkschaften haben K. nunmehr zu einer allgemeinen Darstellung „der proletarischen Führerkontrolle in der bolschewistischen Staatswirtschaft" angeregt. Die Arbeit gelangt zu dem Ergebnis, daß die Führerkontrolle durch die Arbeiterschaft „faktisch sehr eng begrenzt ist". Die Methode, mit der der Verfasser zu diesem Resultat gelangt, ist wiederum die individualistische, die den ökonomischen Einzelinteressen der Wirtschaftssubjekte an den verschiedenen Stellen des planwirtschaftlichen Systems nachspürt und ihre Widersprüche zu den von der Kommandohöhe her ergehenden Richtlinien der Wirtschaftsführung

herausarbeitet. Gegen die Arbeit müssen sich die gleichen prinzipiellen Bedenken erheben, die bei der Kritik des Werkes über die Gewerkschaften schon dargelegt wurden. Franz Hering (Berlin).

Freemann, Joseph, *The Soviet Worker. An account of the economic, social and cultural status of labor in the U. S. S. R. Liveright. New York 1932. (VII u. 408 S.; $ 2.50)*

Der von unverkennbarer Sympathie für die Sowjetunion erfüllte Verfasser unternimmt in diesem anregend gehaltenen Buch den Versuch, ein Gesamtbild der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeiter und Angestellten in der UdSSR. zu geben. Die ersten Abschnitte, welche einen bedeutenden Teil der Darstellung ausmachen, dienen der einführenden Klärung allgemeiner Sachzusammenhänge und berichten insbesondere über die wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse unter dem zaristischen Regime, die Entstehung und den Werdegang der Sowjetwirtschaft sowie die Grundlagen und Auswirkungen der Planwirtschaftspolitik. Als zum engeren Thema gehörig werden namentlich behandelt: das Gewerkschaftswesen, die Arbeitsgesetzgebung, die Planierung der Arbeit, die Arbeitslöhne, Arbeitszeit und Arbeitsproduktivität, die sozialen Leistungen an die Arbeitnehmer, das Wohnungswesen, der Bau sozialistischer Städte, die Stellung der Familie und der Frau, die kulturelle Entwicklung und das Erziehungwesen, die Güterverteilung und der Güterverbrauch, das sozialisierte Ernährungswesen, die Frage der sog. Zwangsarbeit und der Arbeit von Sträflingen. Der Darstellung ist ein größerer Anhang beigegeben, der u. a. den vollständigen Text des vom Zentralgewerkschaftsrat und Obersten Volkswirtschaftsrat der UdSSR. für 1932 aufgestellten Musters eines Gesamtarbeitsvertrags enthält.

F., der ein Jahr zu Studienzwecken in der UdSSR. verbracht hat, beschränkt in der Vorrede seine Absicht dahin, „einiges wichtigere Material über die Lohnarbeit in der UdSSR. einer vergleichenden Prüfung zu unterziehen". Die recht spärliche Benutzung der einschlägigen sowjetrussischen Zeitschriftenliteratur und Tagespresse, die zweifellos einen sehr hohen dokumentarischen Wert besitzen, mag daher gewollt sein. Die Arbeit stützt sich vornehmlich auf größere zusammenfassende Darstellungen, Nachschlagewerke, Gesetzestexte und in englischer Sprache erscheinende Periodika. Das Buch bildet eine gute Einführung in die behandelte Materie, gibt aber infolge gewisser Lücken und einer mancherorts ungenügend durchgeführten Scheidung zwischen Schematik und Realität nicht immer die Möglichkeit, die Dinge so zu sehen, wie ein vertiefteres Studium sie erscheinen läßt. Paul Czechowicz (Genf).

Arbeitszeit und Arbeitslosigkeit. Bericht an die vorbereitende Konferenz Januar 1933. Internationales Arbeitsamt. Genf 1933. (214 S.; Schw. Frcs. 6.—)

Auf der 1932 abgehaltenen Arbeitskonferenz wurde eine Entschließung angenommen, in der die Vergrößerung der Arbeitslosigkeit als Ursache und nicht als Folge der Verschärfung der Krise bezeichnet wird, die ihrerseits auf eine Gleichgewichtsstörung zwischen Produktion und Verbrauch zu-

rückgehe. Die Entschließung betont die Notwendigkeit, durch Kürzung des Arbeitstages eine Abhilfe zu suchen. Später wurde vom Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamtes beschlossen, im Januar 1933 eine Sondertagung einzuberufen, die die Möglichkeit der Durchführung einer 40stündigen Arbeitswoche zu untersuchen hatte. Das I. A. A. erhielt die Aufgabe, der Konferenz an Hand empirischen Materials ein Gesamtbild über die Frage des Zusammenhangs von Arbeitslosigkeit und Arbeitszeit zu geben, und hat seinen höchst instruktiven Bericht bereits nach zwei Monaten vorgelegt.

Er informiert ausführlich über die Möglichkeit von Arbeitsbeschaffung durch Verkürzung der Arbeitszeit, das Verfahren der Verkürzung, tatsächlich durchgeführte Verkürzungen und über Möglichkeiten einer internationalen Regelung. Der Bericht befaßt sich besonders mit der technologischen Arbeitslosigkeit, die neben der zyklischen Arbeitslosigkeit eine der wichtigsten Ursachen für die Freisetzung von Arbeitskräften in Industrie und Landwirtschaft sei. Die Kompensationstheorie wird abgelehnt.

Daß eine bedeutende Kürzung des Arbeitstages in starkem Maße zur Wiedereinstellung von Arbeitern führen kann oder jedenfalls Entlassungen aufschiebt, wird unter Anführung vieler Belege gezeigt. Nachdrücklich wird dargelegt, daß es sich in erster Linie nicht um eine sozialpolitische Maßnahme handele, sondern daß Arbeitszeitverkürzung aus wirtschaftlichen Gründen, zur Hebung der Kaufkraft, unbedingt geboten sei. Aus diesem Grund erklärt sich das Internationale Arbeitsamt „gegen jegliche Lohnkürzung, die den Lebensstandard der Arbeiterschaft zu verschlechtern geeignet ist“. Andries Sternheim (Genf).

Die Arbeitslosigkeit der Gegenwart. Hrsg. v. Manuel Saitzew. Erster Teil: Sachverhalt und Problemstellung. Mit drei Beiträgen von Adolf Agthe u. a. (174 S.; RM. 7.50). Zweiter Teil: Deutsches Reich, I. Mit fünf Beiträgen von Georg Berger u. a. (201 S.; RM. 8.40). Schriften des Vereins für Sozialpolitik 185/I und II. Duncker & Humblot. München u. Leipzig 1932.

Der erste Teil entwickelt den Begriff einer langen Welle der Arbeitslosigkeit in Abgrenzung von mittelwelliger und kurzwelliger Arbeitslosigkeit und versucht einen mathematisch-statistischen Nachweis der Existenz dieser Wellen in der Nachkriegszeit für die drei Länder Deutschland, Österreich, Großbritannien zu erbringen. Faktisch sei zwar erst das Aufsteigen dieser Welle zu erkennen, aber es sei anzunehmen, daß die Arbeitslosigkeit nicht nur mittel-, sondern auch langwellig wieder abnehme.

Die Aufsätze des zweiten Teils, die die Arbeitslosigkeit in einzelnen Industriezweigen (Stein- und Braunkohlenbergbau, Bauwirtschaft, eisenschaffende Industrie und Automobilindustrie) behandeln, sind von sehr unterschiedlicher Qualität und leiden sämtlich darunter, daß die statistischen Unterlagen keineswegs zur Feststellung der Ursachen der Arbeitslosigkeit oder zur Bestimmung von Gewicht und Bedeutung der einzelnen ursächlichen Faktoren ausreichen.

Fritz Burchardt (Frankfurt a. M.).

Die gesundheitlichen Wirkungen der Weltwirtschaftskrise. Denkschrift bearbeitet von der Hygienesektion des Völkerbundes. Sonderabdruck aus: Archiv für soziale Hygiene und Demographie. Bd. VII, Heft 5, 1932. (26 S.)

Anders als erwartet sind die Sterblichkeitsziffer und auch die von der Statistik erfaßten Krankheiten wie Tuberkulose für die meisten Länder nicht höher als vor der Krise, in einigen Fällen sogar niedriger. Ein wichtiger Faktor für die relativ stabile Sterblichkeit ist jedoch die abnehmende Kinderzahl pro Familie und die in der Krise zu beobachtende Verringerung der Eheschließungen. Die Krise wirkt sich vor allem in dem nicht von der Statistik erfaßten physischen und psychischen Elend aus. Die jahrelange Arbeitslosigkeit und das daraus entstehende Elend bedeuten nach dem Memorandum eine ernste Gefahr für die Gesundheit, wenn auch die gesundheitlichen Folgen in der Statistik der Morbidität und Mortalität noch nicht zum Ausdruck kommen. Unter Anführung besonders deutschen Materials wird gezeigt, daß vielfach eine vollkommene physische Ruinierung stattfindet. „Das sind Zustände, die bereits an Beobachtungen erinnern, die während der schlimmsten Kriegsjahre in Deutschland in geschlossenen Anstalten und bei Proletariern gemacht worden sind.“ Der Abschnitt über die psychischen Einwirkungen der Arbeitslosigkeit sieht etwas mager aus; die Genfer Institutionen haben hier noch eine große Aufgabe zu erfüllen. Andries Sternheim (Genf).

Fischer, Ruth und **Franz Heimann,** *Deutsche Kinderfibel. Ernst Rowohlt. Berlin 1933. (311 S.; RM. 4.80, Lw. RM. 6.—)*

Die Verfasser, die beide in der Berliner Fürsorge arbeiten, geben an Hand der nur in den Namen veränderten Akten einen Querschnitt durch das Leben und die Sorgen von Arbeitslosenfamilien. Im Vordergrund stehen Kinder und ihre Mütter. Das soziale Schicksal, Hunger und Krankheit formen die Gestalt der Notleidenden, und sie spiegeln sich wider in ihrer Behandlung im fürsorgerischen Geschäftsbetrieb wie in den Organen der öffentlichen Meinung und in der Haltung der medizinischen Fachleute. Die Verf. zeigen an den Lebensläufen der Menschen, die nur „Fälle“ sind, die Grenzen der Fürsorge: ein Familienschicksal bricht dort ab, wo es aus den Akten der Stadt verschwindet — der weitere Verlauf kann so und anders sein, meist geht es abwärts. — Die stärkste Wirkung haben die Berichte, die den Druck und das Erlebnis der Deklassierung bei Kleinbürger- und Arbeiterfamilien wiedergeben. Denn objektiv findet bei der Mehrzahl der Fälle, wie die Verf. ausführen, eine Senkung des Lebensstandards auf ein unerträgliches Niveau statt, das als Barbarei zu bezeichnen ist, da es das Hinabsinken auf überwundene Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung bedeutet. — Der Zweck des Buches ist klar gezeichnet: es will zeigen, daß die Familie materiell und ideell bedroht ist. Einzelschicksale von Arbeiterkindern und Frauen werden durch typische Lebensumstände verbogen und zerbrochen.

Hilde Weiß (Frankfurt a. M.).

Spezielle Soziologie.

Dunkmann, Karl, *Soziologie der Arbeit. (Handbuch der Arbeitswissenschaft, Bd. VIII/IX, 163 S.; RM. 7.75, geb. 9.—)*
Giese, Fritz, *Philosophie der Arbeit. (Handbuch der Arbeitswissenschaft, Bd. X, 328 S.; RM. 11.90, geb. 13.40). Beide im Verlag Carl Marhold, Halle a. S. 1932 u. 1933.*

Dunkmann gliedert seine „Soziologie der Arbeit" in drei Hauptteile: 1. Arbeit und Gesellschaft, 2. Arbeit und Wirtschaft, 3. Arbeit und Eigentum. Im ersten Abschnitt erfahren wir, daß es außer dem Problem der Arbeitsteilung auch ein Problem der Berufsgliederung gibt. (Zur Charakteristik der Literaturverarbeitung sei darauf hingewiesen, daß Max Webers „Wirtschaft und Gesellschaft" hierbei ganz übergangen wird.) Im zweiten Kapitel findet sich eine große „Auseinandersetzung" mit Karl Marx. Sie bezieht sich lediglich auf die ersten Kapitel des ersten Bandes des „Kapital". Dem Verf. entgeht die marxistische Problematik des Verhältnisses von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, technischem Fortschritt und Arbeitslosigkeit so vollständig, daß seine eigenen Ausführungen über Arbeit und Technik sich auf folgender Ebene bewegen: „Der Mensch ist von der Natur dazu geschaffen, sich mit „seiner Hände Arbeit" zu ernähren und damit auch zu höherer Kultur fortzuschreiten. Indem er nun die Technik und Naturwissenschaft zu Hilfe rief, griff er zu kosmischen Energien und elementaren Kräften, mit denen er nicht nur seine Hände überflüssig machte, sondern seine gesellschaftliche Existenz gefährdete" (S. 97). Im dritten Kapitel erfahren wir: „Ordnung aber des Eigentums ist so unbedingt notwendig, als Ordnung selbst im Sozialobjekt vorhanden ist. Eigentumsordnung ist Sozialordnung überhaupt, ist Kultur selbst als Ordnungssystem" (S. 127). Leicht kommt man von solchen „Analysen" zur Feststellung, daß der Sozialismus eine „absurde Ideologie" (S. 147), der Kapitalismus mit all seinen Härten tausendmal mehr Schicksal als soziales Unrecht sei (S. 151).

Giese bringt ein Literaturverzeichnis von 712 Nummern. Ebenso großartig sieht die Inhaltsübersicht aus, nach der 1. eine Wissenschaftslehre der Arbeit (Logik und Erkenntnistheorie), 2. eine Ästhetik, 3. eine Ethik und 4. eine Metaphysik der Arbeit geboten werden soll. Solchen Aufgaben ist der Autor nicht gewachsen. Der Stil seiner Darstellung ist geschraubt und an vielen Stellen unverständlich. Als Beispiel diene eine seiner Hauptdefinitionen (S. 24): „Arbeit als Begriff ist ein epochales Phänomen, das einer zweckhaft gerichteten Tätigkeit auf berufsbedingte Kulturziele durch Individuum und Gemeinschaft entspricht, auf dem Boden biologischer wie technologischer Energetik erwächst, aber teleologischen Leitlinien folgt." Es erübrigt sich, aus den 300 Seiten des Buches weitere Beispiele herauszuschreiben. Franz Meyer (Breslau).

Poelchau, Harald, *Das Menschenbild des Fürsorgerechts. Alfred Protte. Potsdam 1932. (96 S., br. RM. 2.80)*

Diese im Rahmen der „Sozialpädagogischen Schriftenreihe" erschienene Studie versucht nachzuweisen, wie ganz verschiedene Menschenauffassungen

— verkörpert in den verschiedenen weltanschaulich-politischen Gruppen — beim Entstehen des geltenden Fürsorgerechts mit- und gegeneinander gewirkt haben. Dieses stellt sich danach als ein Kompromiß dar, um so mehr, als Geist und Form der einzelnen Richtungen der freien, charitativen Fürsorge durch den Staat in eigenartiger Weise umgebildet wurden.

Einer umrißhaften Darstellung der Hauptrichtungen des anthropologischen Denkens folgt als Hauptteil die Untersuchung der Auswirkungen dieser Grundlagen im geltenden Fürsorgerecht. Es werden dabei sowohl die sich aus ihnen ergebenden Urteile über allgemeine menschliche Lebensformen wie Ehe, Familie, Eigentum, Arbeit als auch die über die besondere Situation des Hilfsbedürftigen betrachtet. Daraus ergeben sich interessante Untersuchungen über die verschiedenartige Einstellung zu Gegenstand, Grund, Ziel, Haltung und Technik des Helfens. Gerhard Schie (Berlin).

Mowrer, Ernest R., *The Family. Its Organization and Disorganization. The University of Chicago Press. Chicago 1932. (XI. u. 364 S.; $ 3.—)*

Reuter, *Edward Byron and Jessie Ridgway* **Runner,** *The Family. Source Materials for the Study of Family and Personality. McGraw-Hill Book Company New York and London 1931. (X u. 615 S.; $ 4.—)*

Elmer, Manuel Conrad, *Family Adjustment and Social Change. Ray Long & Richard R. Smith, New York 1932. (VI u. 400 S.; $ 3.—)*

Lindquist, Ruth, *The Family in the Present Social Order. A Study of Needs of American Families. The University of North Carolina Press. Chapel Hill 1931. (X u. 241 S.; $ 2.50)*

Monroe, Day, *Chicago Families. A Study of unpublished Census Data. The University of Chicago Press. Chicago 1932. (XV u. 344 S.; $ 3.—)*

Mowrer hat sich durch seine früheren Bücher über „Family Disorganization“ und „Domestic Discord“ einen Namen in der amerikanischen Familiensoziologie gemacht. Sein neues Buch, das wie die früheren in den „Sociological Series“ der Universität Chicago erscheint, gibt die Ergebnisse seiner bisherigen Arbeiten in zusammengefaßter und erweiterter Form wieder. Die Motive der M.schen Arbeit sind etwa folgende: damit die Familie die Bedürfnisse befriedigen kann, um deretwillen sie existiert, muß sie sich den fortwährenden Veränderungen anpassen, denen die Gesellschaft unterworfen ist. Dieser Anpassungsprozeß ist neuerdings durch das Tempo, in dem sich die sozialen Veränderungen abspielen, sehr erschwert worden. Überläßt man ihn dem Zufall, d. h. den natürlichen Reaktionen der Betroffenen, so wird er nur langsam, unvollkommen und unter schwersten Verlusten vor sich gehen. Hier kann die Wissenschaft eingreifen und durch ein am Geist der Naturwissenschaften orientiertes Studium, durch gründliche empirische Untersuchungen eine so genaue Kenntnis der Verhältnisse vermitteln, daß auf ihrer Grundlage eine bewußte Kontrolle der künftigen Entwicklung durchführbar ist (S. 278f.). M. legt seinen Untersuchungen die in der neuesten amerikanischen Soziologie viel beachtete These von E. W. Burgess zugrunde, nach der die Familie als „a unity of interacting personalities“ aufzufassen ist. Das

Wesen der Familie liege nicht in irgendwelchen gesetzlichen Einrichtungen, sondern in den gegenseitigen Beziehungen (interaction) der Mitglieder. Von diesem dynamischen und sozialpsychologischen Gesichtspunkt aus betrachtet M. die Erscheinungen der „organization" und „disorganization" als zwei Seiten desselben Anpassungsprozesses. Unter den zahlreichen vorurteilslosen und geistreichen Ausführungen M.s sind vielleicht die wichtigsten diejenigen über die gesellschaftlichen Funktionen der Familie. M. zeigt in sehr eindrucksvoller Weise, in wie hohem Maße das Funktionieren der heutigen Gesellschaft von der in der Familie geleisteten Vorarbeit abhängt. Eine besondere Hervorhebung verdienen noch die Darlegungen M.s über die nächsten Forschungsziele und die Wege zu ihrer Erreichung, sowie eine übersichtliche Bibliographie von 20 Druckseiten Kritisch sei vor allem angemerkt, daß M. dazu neigt, seinen gewiß fruchtbaren sozialpsychologischen Standpunkt zu verabsolutieren und insbesondere die auf Bestand oder Zerrüttung der Familie wirkenden ökonomischen Faktoren zu vernachlässigen.

Das von der amerikanischen Fachliteratur mit größtem Beifall aufgenommene Quellenbuch von Reuter und Runner stellt einen ausgezeichneten Querschnitt durch die heutige amerikanische Familiensoziologie dar. Die Herausgeber haben aus den einschlägigen amerikanischen Büchern und Zeitschriften über hundert repräsentative Einzelartikel ausgewählt und in achtzehn Kapiteln angeordnet. Die systematische Stellung der einzelnen Probleme wird in den sehr instruktiven einleitenden Seiten jedes Kapitels erörtert und dadurch die Lesbarkeit des Buches wesentlich erleichtert. Die Aufnahme solcher Arbeiten, die auf die amerikanische Familiensoziologie großen Einfluß gehabt haben, wie etwa des Artikels von Burgess, in dem er seine oben erwähnte Theorie der Familie entwickelt, oder der Arbeit von M. M. Knight, der als erster die grundsätzliche Verschiedenheit zwischen kinderloser Ehe (companionate) und Ehe mit Kindern (family) nachzuweisen versucht und daraus gesetzgeberische Konsequenzen gezogen haben will, machen das Buch zu einem besonders wertvollen Hilfsmittel wissenschaftlicher Arbeit. Diese Eigenschaft wird leider dadurch etwas geschmälert, daß die Herausgeber es für notwendig gehalten haben, bei allen Artikeln den gesamten Anmerkungsapparat wegzulassen. Jedem Kapitel ist eine Bibliographie mit ergänzender Literatur beigegeben.

Das Buch von Elmer hält viel weniger als sein Titel verspricht. Der Grundgedanke des Autors ist, daß man die entscheidende Funktion der Familie heute nicht mehr auf ökonomischem und biologischem, sondern auf gesellschaftlichem Boden zu suchen habe. Er wird nicht müde, zu erklären, daß in der Entwicklung der letzten Jahrzehnte immer deutlicher geworden sei, daß die ökonomischen und biologischen Bedürfnisse, welche die Familie zu befriedigen hat, zum mindesten nicht von größerer Bedeutung sind als ihre Funktion „as the most important factor in socialization and in social control" (372). Energisch verwahrt sich E. gegen die Behauptung, daß die Familie in Auflösung sei. Derartige Theorien würden von solchen Leuten aufgestellt, die es in der Regel mit anormalen Familien zu tun hätten und mißlungene Anpassungsversuche an die veränderten

Verhältnisse verallgemeinerten. Der wirkliche Sachverhalt sei genau gegenteilig: „Wir treten gerade in eine Periode gesellschaftlicher Entwicklung ein, in der die Familie auf einer großartigeren (more wonderful) Basis reorganisiert wird als sie jemals vorher innehatte" (90). Die meisten Kapitel des Buches beschränken sich aber auf eine Wiedergabe der verbreiteten Ansichten über Bevölkerungsbewegung, Ehescheidung, sozial benachteiligte Familien, Lebensstandards usw. Auch in diesem Buch ist jedem Kapitel eine kleine Bibliographie beigegeben, die in einigen speziellen Fragen die obengenannten Bibliographien ergänzt.

Die sehr sorgfältige Arbeit von Ruth Lindquist behandelt ebenfalls nur einen kleinen Ausschnitt des im Titel angezeigten Themas. Selbst wenn man sich nur an den Untertitel hält, wird man enttäuscht, da nicht die „Needs of American Families" untersucht werden, sondern nur diejenigen einer „selected group". Diese ausgesuchte Gruppe besteht aus 306 Familien, bei denen mehr als zwei Drittel der Ehemänner Hochschulexamina absolviert und mehr als drei Viertel der Frauen Kurse in „home economics" mitgemacht, alle Eheleute aber eine höhere Schule besucht hatten und mehr als vier Fünftel aller Eheleute unter vierzig Jahre alt war. Die Verfasserin bezeichnet ihre Studie selbst als einen ersten Schritt zu dem angegebenen Ziel und begründet ihre Methode damit, daß die Bedürfnisse der gegenwärtigen Familien in den Vereinigten Staaten so vielfältige seien, daß man mit der Untersuchung einzelner spezieller Gruppen beginnen müsse. Besonderer Wert wird darauf gelegt, daß der Gegenstand dieser Untersuchung nicht in irgendeiner Weise gestörte Familien waren, sondern im Gegenteil besonders „erfolgreiche", also gerade solche, in denen „unsere gegenwärtige Zivilisation an die nächste Generation weitergegeben wird" (VIII). Die Studie soll vor allem zeigen, was in bezug auf die Erziehung für Ehe und Elternschaft in der Praxis am notwendigsten gebraucht wird, dadurch daß solche Familien, in denen die Ehefrauen eine entsprechende theoretische Ausbildung vor der Ehe durchgemacht haben, über ihre Erfahrungen berichten. Die Antworten, die Auskunft über viele Sorgen des täglichen Lebens (Gründe für Ermüdung, Ärger und Streits innerhalb der Familie, Anpassung an wirtschaftliche Notwendigkeiten, Fragen der Kindererziehung), sowie über die Rolle geben, welche die Gesellschaft zur Förderung eines erfolgreichen Familienlebens spielen soll, liefern innerhalb der wegen des kleinen Umfangs und des besonderen Charakters der befragten Gruppe notwendigen Vorbehalte wertvolles empirisches Material.

In unvergleichlich größerem Maße gilt das für das Buch von Monroe. Es werden darin Einzelheiten über mehr als 23000 Chicagoer Familien dargeboten, welche aus den Fragebogen des amtlichen Census von 1920 gewonnen worden sind. Das Material ist in jeder Hinsicht vorbildlich verarbeitet worden, mit dem Erfolg, daß hier Auskünfte über die Familien einer Weltstadt vorgelegt werden können, wie sie sonst nirgends erreichbar sind. Benutzt wurden (unter Ausschaltung der Negerfamilien) die Angaben über jede dreißigste Familie. Ein Vergleich der Ergebnisse, die bereits von der amtlichen Statistik für alle Familien erfaßt worden sind, mit denen, die bei der Bearbeitung des ausgewählten Materials ermittelt

wurden, hat gezeigt, daß sich das Gesetz der großen Zahl darin voll auswirkt. Die Angaben der Untersuchung über Haushalt, Größe und Zusammensetzung der Familie, Verteilung der Lasten des Haushalts, Erwerbstätigkeit der einzelnen Familienmitglieder, Erwerbstätigkeit der Hausfrau usw. dürfen daher mit größter Wahrscheinlichkeit als repräsentativ angesehen werden. Die Ergebnisse können für das Studium der gegenwärtigen Lage der Familie, das in der Regel auf ganz unzureichendem empirischem Material, vagen Schätzungen und (mit Recht von M. scharf kritisierten) Durchschnittszahlen beruht, von unschätzbarem Wert sein. Das gilt insbesondere, wenn die Daten des Census von 1930 in ähnlicher Weise verarbeitet werden. Welche wichtigen Schlüsse ließen sich z. B. für die Einwirkung der Krise auf die Familie dadurch ziehen, daß im Census von 1930 die Folgen der Krise schon ziemlich deutlich zum Ausdruck kommen müssen, während in dem von 1920 nur drei Prozent der Ehemänner als arbeitslos angegeben waren!

Friedrich Pollock (Frankfurt a. M.).

Bäumer, Gertrud, *Familienpolitik. Probleme, Ziele und Wege. Verlag f. Standesamtswesen. Berlin 1933. (77 S.; RM. 2.20)*

Die Entwicklung tendiert nach B. nicht zur Auflösung der Familie, sondern macht gerade „die erstaunliche Festigkeit der zusammenhaltenden Kräfte“ deutlich. Die Familie ist eine biologisch-organische Lebenseinheit, die den sozialen und wirtschaftlichen Ordnungen nicht ausgeliefert werden darf, vielmehr müssen umgekehrt diese Ordnungen in den Dienst der Familie gestellt werden (6f.). Was als Auflösung bezeichnet wird, ist nur eine „Krankheitserscheinung“, die durch eine grundsätzliche „Familienpolitik“ geheilt werden kann. Die bisherige Fürsorge- und Sozialpolitik ist nicht ausreichend, weil sie primär auf das Individuum ausgerichtet ist und daher (wie z. B. die Arbeitslosenversicherung) eine „absichtliche Vereinzelung, also Familienauflösung“ bewirkt (29). B. zeichnet den Grundriß einer künftigen Familienpolitik in den fünf Gebieten der Wirtschafts-, Sozial-, Finanz-, Erziehungspolitik und Wohlfahrtspflege vor. Wirtschaftspolitisch verlangt B. Unterstützung der selbständigen kleinen Landwirtschaft sowie des Handwerks und Gewerbes, wo die Familie noch Produktionseinheit ist; für die Arbeiterfamilien Kinderzuschläge als Kollektivleistung (Ausgleichskassen) und Ausgabenverminderung durch Kleingärten und Stadtrandsiedlung. Die Vorschläge der Verfasserin auf den anderen Gebieten liegen in derselben Richtung. Herbert Marcuse (Freiburg i. B.).

Bonger, Willem Adriaan. *Inleiding tot de criminologie (Einleitung in die Kriminologie). Erven F. Bohn. Haarlem 1932. (236 S.; Hfl. 1.90)*

In diesem Büchlein, das eine populäre Abhandlung über die Bedeutung der Theorien der verschiedenen kriminologischen Schulen für die Ätiologie des Verbrechens darstellt, ist B. seinen bereits 1905 in einer großen Arbeit „Criminalité et conditions économiques“ niedergelegten Auffassungen treu geblieben: das Verbrechen ist in erster Instanz eine Folge ökonomischer Verhältnisse. Unter scharfer Ablehnung der Lehre von der Willensfreiheit sowie der Theorie des „geborenen Verbrechers“ schafft B. interessantes

Material herbei über die Bedeutung des Jugendmilieus für die Kriminalität und über den Zusammenhang zwischen Konjunktur und Verbrechen.

Andries Sternheim (Genf).

Szende, Paul, *Zur Soziologie drakonischer Gesetze. In: „Zeitschrift für soziales Recht“, Bd. 4, Heft 2, 1932.*

Der Verf. zeigt am Beispiel des ungarischen Kartellgesetzes, wie sich die von ihm so genannten „uneigentlichen“ drakonischen Gesetze, die nur bei fortgeschrittener und komplizierterer gesellschaftlicher und ökonomischer Struktur eines Staates zu erscheinen pflegen, zwar in ihren Strafdrohungen und sonstigen Sanktionen gegen die herrschende Klasse oder einzelne Gruppen der herrschenden Klasse richten, insoweit aber regelmäßig nicht vollstreckt werden. Zur Charakteristik derartiger Vorschriften führt er den Begriff des Alibigesetzes ein, der sich nicht nur für diese Untersuchung, sondern auch für die Analyse formal-demokratischer Verfassungsgesetze als fruchtbar erweisen dürfte. Die Arbeit ist um so wichtiger und aufschlußreicher, als sie in eingehender Weise an einem konkreten Beispiel den gesellschaftlich-ökonomischen Mechanismus dieser Art Gesetze aufzeigt, während die große Menge der rechtssoziologischen und rechtsphilosophischen Literatur aus soziologisch begreiflichen Gründen abstraktere Sphären aufzusuchen liebt. Ernst Schachtel (Berlin).

Kautsky, Karl, *Krieg und Demokratie. Eine historische Untersuchung und Darstellung ihrer Wechselwirkung in der Neuzeit. Erstes Buch: Revolutionskriege. J. H. Dietz Nachf. Berlin 1932. (475 S.; geh. RM. 7.—, geb. RM. 8.—)*

K. will in groß angelegter historischer Analyse Verhältnis und Wechselwirkung zwischen Krieg und Demokratie untersuchen. Das vorliegende Werk umfaßt nur den ersten Teil dieser auf 4 Bände veranschlagten Arbeit. Es enthält K.s theoretischen Ausgangspunkt und die Geschichte der modernen Demokratie von den Unabhängigkeitskriegen der Niederlande bis zur Beendigung der Revolutionen von 1848. In polemischer Zuspitzung gegen die psychologische Forschung unterstellt K., daß der Mensch von Natur aus friedlich und blutigen Auseinandersetzungen abhold gewesen sei. Ebenso sei seine gesellschaftliche Verfassung von Natur aus notwendig demokratisch gewesen. Durch seine Entwicklung aber sei der Mensch zum Kriege gezwungen und damit auch seine demokratische Verfassung zerstört worden; der Krieg erheischt die straffe Disziplin der Diktatur; der siegreiche Feldherr aber gewinnt auch im Frieden immer wachsenden Einfluß auf die Gesellschaft. K. bewegt sich hier in der Sphäre reiner Abstraktion und Hypothese; die bekannte Geschichte der Menschheit widerspricht ihm. Von diesem Ausgangspunkt aus unternimmt es K. die Geschichte von Krieg und Demokratie materialistisch zu deuten. Er findet eine Einteilung des Krieges in historische Kategorien: Ausrottungs-, Raub-, Eroberungskrieg, dem eine fortschreitende Unterdrückung der ursprünglich-natürlichen Demokratie entspricht. Der einer bereits vorgeschrittenen Stufe entsprechende Eroberungskrieg, der zum Zwecke ständiger Ausbeutung der Arbeitskraft unterworfener Stämme geführt

wird, schafft die Möglichkeit staatlicher Entwicklung, und damit des dynastischen Krieges. In der Neuzeit endlich aber zeigen sich Kriege eines völlig neuen Charakters: die Revolutionskriege unterdrückter Völker gegen Fremdherrschaft, oder unterdrückter Klassen innerhalb eines Staatswesens. Deren Geschichte untersucht K. nun mit größter Sorgfalt; er zeigt, wie sich aus der mannigfaltigen ideologischen Verhüllung der Revolutionskriege der demokratische Gedanke immer bewußter herausentwickelt und in der Epoche zwischen 1789 und 1848 immer schärfere und bestimmtere Form annimmt.

Emil Grünberg (Frankfurt a. M.).

Bartélemy, Joseph, *La crise de la démocratie comtemporaine. Recueil Sirey. Paris 1931. (225 S.; Frs. 25.—)*

Gibt es eine Krise der Demokratie? B. bejaht diese Frage uneingeschränkt, aber zugleich bekennt er sich ebenso uneingeschränkt zum Gedanken der parlamentarischen Demokratie. Er sieht in ihr die höchste Staatsform, die nur das entwickelte Volk erreichen kann, aber auch die einzige Staatsform, die dem entwickelten Volk angemessen ist. Der französischen Demokratie stellt er die Länder gegenüber, die den Gedanken des selbstbestimmenden freien Volkes verlassen haben und zur Diktatur übergegangen sind. Zwei Formen erscheinen ihm hier von besonderer Wichtigkeit: der italienische Faschismus und der russische Bolschewismus. Daneben behandelt er noch die Militärdiktatur Pilsudskis und die andere Primo de Riveras. Er findet die Erklärung für diese Erscheinungen in den besonderen Gegebenheiten der betreffenden Länder in der Nachkriegszeit. Ihr hervorstechendstes Merkmal sei, daß die freie Bestimmung des freien Volkes durch die unkontrollierte Gewaltregierung ersetzt sei. Aber in diesen Formen sieht B. keinen Fortschritt über die parlamentarische Demokratie, kein Ziel, dem die Entwicklung der Staatswesen zustrebe, sondern Entwicklungsstufen, die noch unterhalb der Demokratie stehen. B. ist allerdings weit davon entfernt, die Demokratie, wie sie augenblicklich gehandhabt wird — er betrachtet vorwiegend sein eigenes Land — für vollkommen zu halten. Er sieht, daß sie zahlreiche Fehler hat, deren einer sich im Problem des Führers, in der Auslese des Besten kristallisiert. Aber er wünscht keine Reform des Staatswesens, sondern Reformen innerhalb des Staatswesens, Reformen, die die der Demokratie anhaftenden Mängel beseitigen sollen. Demokratie ist ihm ein dynamisches Ziel und der Weg zu ihm: unermüdliche, verantwortungsbewußte Reformarbeit. Emil Grünberg (Frankfurt a. M.).

Nell-Breuning, O. v., *Die soziale Enzyklika. Erläuterungen zum Weltrundschreiben Papst Pius XI. über die gesellschaftliche Ordnung. Katholische Tat-Verlag. Köln 1932. (255 S.; RM. 4.20)*

Pieper, Josef, *Die Neuordnung der menschlichen Gesellschaft. Systematische Einführung in die Enzyklika 'Quadragesimo anno'. Buchverlag der Carolusdruckerei. Frankfurt a. M. 1932. (107 S.; RM. 1.90)*

Retzbach, Anton, *Die Erneuerung der gesellschaftlichen Ordnung nach der Enzyklika 'Quadragesimo anno'. Herder. Freiburg 1932. (VIII u. 116 S.; RM. 2.60)*

Die berufsständische Ordnung. Idee und praktische Möglichkeiten. Hrsg. von J. van der Velden. Katholische Tat-Verlag. Köln 1932. (134 S.; RM. 2.40)

Nell-Breuning S. J., der selbst an der Vorbereitung der Enzyklika 'Quadragesimo anno' mitgearbeitet hat, ist am ehesten imstande, einen gründlichen Kommentar zu schreiben und die Intentionen der für diese päpstliche Kundgebung Verantwortlichen zuverlässig wiederzugeben. Er grenzt die Enzyklika polemisch ab gegen faschistische Strömungen, wie sie neuerdings durch die Universalismus-Schule Othmar Spanns auch in den Katholizismus eindringen.

Noch energischer will Pieper die Enzyklika für die sozialfortschrittliche Bewegung im Katholizismus beanspruchen. Er versucht den Nachweis, daß die päpstliche Kundgebung mit der gemäßigt-sozialistischen Forderung nach Vergesellschaftung des Kapitaleigentums nicht in Widerspruch steht und daß die Verwirklichung einer 'berufsständischen Ordnung' im Sinne der Enzyklika nur auf dem Boden einer klassenlosen Gesellschaft, jedoch nicht in der faschistischen Form einer Vergewaltigung der proletarischen Klasse mit diktatorischen Mitteln möglich ist.

Retzbach hat mehrere Einzelaufsätze über prinzipielle Fragen der Enzyklika (Eigentum, Erlösung des Proletariats, Liberalismus, Sozialismus usw.) in Buchform herausgegeben. Seine Interpretation der entscheidenden Kapitel des päpstlichen Rundschreibens zielt harmonistisch auf die Überbrückung der bisherigen Richtungsgegensätze im Sozialkatholizismus ab und ist an der solidaristischen Mittellinie orientiert.

Das Institut für Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung (gegründet im Rahmen des Volksvereins für das katholische Deutschland) arbeitet an der Konkretisierung des berufsständischen Gedankens. Zahlreiche katholische Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler wirken mit. Die Referate auf einer ersten Studientagung dieses Kreises (im Mai v. J.) sind in der vorliegenden Schrift durch J. van der Velden veröffentlicht worden. Aus den zahlreichen Beiträgen (von G. Gundlach S. J., Th. Brauer, G. Briefs u. a.) sind zwar gewisse allgemeinste Grundlinien der vorgestellten berufsständischen Ordnung, nicht jedoch wirklich praktische Vorschläge zu erkennen. Heinrich Mertens (Frankfurt a. M.).

Karrenberg, Friedrich, *Christentum, Kapitalismus und Sozialismus. Darstellung und Kritik der Soziallehren des Protestantismus und Katholizismus Deutschlands seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Junker und Dünnhaupt. Berlin 1932. (334 S.; RM. 14.—)*

Ein ideengeschichtlicher Abriß der protestantischen und katholischen Soziallehren mit besonderer Rücksicht auf die Stellung der jeweiligen Theoretiker zu Kapitalismus und Sozialismus. Das 19. Jahrhundert ist summarisch behandelt; der soziale Katholizismus bis Leo XIII. wird z. B. lediglich durch Kolping und Ketteler repräsentiert.

Fast die Hälfte des Buches ist dem religiösen Sozialismus in seinen theoretischen Hauptvertretern gewidmet. In diesen Kapiteln wird zugleich eine Auseinandersetzung mit den ökonomischen Lehren des Sozialismus versucht.

Der eigene Standpunkt des Verfassers muß aus der kritischen Kommentierung des behandelten Stoffes herausgelesen werden. Gegen sozialistische Bestrebungen rechtfertigt der Verfasser die Freiheit des Eigentums und der privaten Wirtschaftsführung, gegen einen monopolistisch verfestigten Feudalkapitalismus den 'mittelständischen' Kleinunternehmer, der in freier Konkurrenz seine Chancen nützt und zugleich den „sozialen Gedanken" verwirklicht. Es gebe seit Jahrzehnten einen solchen 'sozialen Liberalismus', „der den Lebensspielraum der arbeitenden Massen durch mancherlei Maßnahmen und unter Mitverantwortung der Arbeiterschaft selber fortwährend erweitert hat" (S. 122); es gebe ferner immer noch „massenhaft kleine und mittlere Betriebe", infolgedessen für den Arbeiter „die Chance des Aufrückens in die Selbständigkeit kleinbetrieblicher Wirtschaftsweise" (S. 193/94).

Heinrich Mertens (Frankfurt a. M.).

Knoll, August M., *Der soziale Gedanke im modernen Katholizismus. I. Band: Von der Romantik bis Rerum novarum. Reinholdverlag. Wien-Leipzig 1932. (XIV u. 317 S.; RM. 3.80)*

Jostock, Paul, *Der deutsche Katholizismus und die Überwindung des Kapitalismus. Eine ideengeschichtliche Skizze. Friedrich Pustet. Regensburg 1932. (213 S.; RM. 4.80, Lw. RM. 6.30)*

Beide Arbeiten behandeln die katholisch-soziale Ideenentwicklung im Zusammenhang mit der Gesellschaftsgeschichte. Sie beginnen mit den feudal-restaurativen Bestrebungen der Romantik. K. schließt ab mit einer Inhaltsbeschreibung der Enzyklika 'Rerum novarum' (ein zweiter Band: bis zur Enzyklika 'Quadragesimo anno' soll folgen); J. führt bis in die Gegenwart und handelt besonders ausführlich über die jüngste solidaristische Periode seit Ende des vorigen Jahrhunderts. Sie verfolgen beide die harmonistische Tendenz, die Richtungen der Romantik, des Konservativismus und des Solidarismus auf gemeinsame Prinzipien festzulegen und eine einheitliche Linie der katholischen Sozialtradition nachzuweisen. K.s Buch enthält wertvolles dokumentarisches Material, J.s ist flüssiger und straffer geschrieben. Heinrich Mertens (Frankfurt a. M.).

Schmittmann, Benedikt, *Wirtschafts- und Sozialordnung als Aufgabe. W. Kohlhammer. Stuttgart 1932. (180 S.; RM. 5.80)*

Der Monopol- und Finanzkapitalismus trifft die Unternehmerschaft: ihr entgleitet die Wirtschaftsführung; er trifft den Mittelstand: ihm wird die Existenzgrundlage entogen; er trifft die Arbeiterschaft: sie gerät in immer schärfere Abhängigkeit von der zusammengeballten Kapitalmacht; er trifft die Konsumenten: durch Preisüberhöhung und Qualitätsminderung; er trifft das ganze Volk: durch Verschärfung der Krisen und Steigerung der Arbeitslosigkeit.

Weder Sozialisierung noch Gesinnungspredigt helfen. Ein neues Prinzip muß wirksam werden: die korporative Zusammenarbeit der Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Konsumenten mit dem Staat als Regulator. Den Kapitaleigentümern verbleibt die Besitzfunktion; aber in die Verwaltungsfunktion werden paritätische Körperschaften eingeschaltet. Ein

Wirtschaftskammernsystem, fachlich und territorial gegliedert, von unten nach oben auf Selbstverwaltung begründet, mit dem Reichswirtschaftsrat als Spitze, dient als Instrument zur Durchleuchtung der Wirtschaft.

Der Plan ist organisationstechnisch gut durchdacht. Die Erfahrungen der Nachkriegszeit (Rathenau, Wissell-Moellendorff, Reichswirtschaftsrat, Betriebsräte, Gemeinwirtschaftskörper, wirtschaftsdemokratische Bestrebungen) sind verwertet. Aber diese gründliche Bearbeitung (die sich wohltuend abhebt von den üblichen, heute wieder massenhaft auftretenden ‚berufsständischen' Reformplänen) macht die Leitgedanken nicht glaubwürdiger. Heinrich Mertens (Frankfurt a. M.).

Recent Social Trends in the United States. Report of the President's Research Committee on Social Trends. 2 Vols. McGraw-Hill Book Company, Inc. New York and London 1933. (XCV u. 1568 S.; $ 10.—)

Schon eine erste oberflächliche Durchsicht der mehr als 1600 Seiten, in denen die im Herbst 1929 von Hoover eingesetzte Kommission über die Ergebnisse ihrer Untersuchungen der Entwicklungstendenzen des gesellschaftlichen Lebens in den Vereinigten Staaten berichtet, zeigt, daß es sich um ein für die Sozialforschung epochemachendes Werk handelt. Mit Recht wird erklärt, daß hier zum erstenmal in der Geschichte ein umfassender und von einem Gremium von Autoritäten geschriebener Überblick über eine ganze lebende Kulturwelt gegeben wird. Die Aufgabe dieses Berichtes, der das 1929 erschienene Werk über „Recent Economic Changes in the United States" ergänzt und weiterführt, ist eine doppelte: es sollen die in Umwandlung begriffenen Elemente des amerikanischen gesellschaftlichen Lebens, insbesondere ihre Veränderungen in den letzten 30 Jahren aufgezeigt und die Probleme, die sich daraus ergeben, dargelegt werden, um damit eine solide Basis für ihre bewußte Gestaltung zu schaffen.

Das einführende Kapitel beweist, daß sich die unter Leitung von Wesley C. Mitchell, Professor der Volkswirtschaftslehre an der Columbia Universität, stehende Untersuchungskommission ihrer Aufgabe voll bewußt war; einige Sätze aus der Einleitung mögen eine erste Vorstellung von dem umfassenden Charakter der Untersuchung vermitteln: „Das erste Drittel des 20. Jahrhunderts war mit epochemachenden Ereignissen erfüllt und Probleme von großer Verschiedenheit und Komplexheit häuften sich in ihm an. Der Weltkrieg, Inflation und Deflation von Landwirtschaft und Industrie, unsere Lage als eine Gläubigernation, das außergewöhnliche Anwachsen der technischen Leistungsfähigkeit und der Produktivität, die tragische Verbreitung von Arbeitslosigkeit und geschäftlichem Ruin, das Experiment der Prohibition, Geburtenkontrolle, Konflikte zwischen den Rassen, Eindämmung der Einwanderung, Frauenwahlrecht, die Kämpfe der fortschrittlichen und der bäuerlichen Arbeiterparteien, die Korruption innerhalb der Regierung, Verbrechen und Bandenbildung, das Anwachsen der großen Städte, der Verfall des ländlichen Verwaltungsapparats, die Entstehung des Völkerbundes, die Zunahme öffentlicher Erziehungseinrichtungen, der Aufstieg und der Kräfteschwund der Arbeiterorganisationen, die Anhäufung unglaublicher Vermögen,

die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft, die zunehmende Bedeutung von Sport und Erholung, das neuerwachte Interesse an der Wohlfahrt des Kindes — das sind einige wenige der vielen Ereignisse, welche eine der ereignisreichsten Perioden unserer Geschichte kennzeichnen.

Zusammen mit diesen Geschehnissen sind nationale Probleme entstanden, die dringend besondere Aufmerksamkeit auf vielen Gebieten erfordern . . . Imperialismus, Krieg oder Frieden, internationale Beziehungen, Verstädterung, Trusts und Kartelle, Verbrechen und ihre Verhütung, Besteuerung, Sozialversicherung, der Zustand der Landwirtschaft, fremde und heimische Märkte, staatliche Regulierung der Wirtschaft, Veränderungen der moralischen Grundsätze, neue Führerschaft in der Wirtschaft und in der Regierung, die Lage der Frauen, Probleme der Arbeiterschaft, Kindererziehung, psychische Hygiene, die Zukunft der Demokratie und des Kapitalismus, die Reorganisation unserer öffentlichen Verwaltung, die Verwendung der Freizeit, öffentliche und private Hygiene, die Verbesserung der Wohnungen und des Lebensstandards — alle diese Fragen und viele andere (denn diese sind nur Beispiele, die aus einer langen Reihe schwieriger Probleme herausgegriffen sind) verlangen Aufmerksamkeit, wenn wir nicht in Gefahrenzonen hineintreiben sollen" (S. XIf.).

Das Ergebnis der in 29 Einzelberichten und einem zusammenfassenden Überblick der Kommission niedergelegten Untersuchungen läßt sich kurz dahin charakterisieren, daß im heutigen Amerika auf allen Gebieten die schärfsten Gegensätze unvermittelt dicht beieinander stehen. Die Aufgabe für die Zukunft sei eine derartige Ordnung der verschiedenen Faktoren der komplizierten sozialen Struktur „daß Landwirtschaft, Arbeiterschaft, Industrie, Regierung, Erziehung, Religion und Wissenschaft einen höheren Grad von Koordinierung in der nächsten Phase des nationalen Wachstums entwickeln könne" (XII).

Diese Zeitschrift wird sich in einer ihrer nächsten Nummern noch eingehend mit Ergebnissen und Methoden des wichtigen Werkes zu befassen haben. Friedrich Pollock (Frankfurt a. M.).

Haken, Bruno Nellissen, *Stempelchronik. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg 1932. (119 S.; RM. 2.50)*

Haffner, Ernst, *Jugend auf der Landstraße. Bruno Cassirer. Berlin 1932. (230 S.; geb. RM. 3.80, Lw. 4.50)*

Lamm, Albert, *Betrogene Jugend. Aus einem Erwerbslosenheim. Bruno Cassirer. Berlin 1932. (190 S.; geb. RM. 3.80, Lw. 4.50)*

Hümmeler, Hans, *Jugend an der Maschine. Herder. Freiburg 1932. (XIII u. 315 S.; RM. 3.80, geb. 4.40)*

Haken will in „dokumentarischen Aufzeichnungen" „die inneren Schicksale und die menschlichen Verwirrungen neben den äußeren Veränderungen" festhalten, wie sie das „Volksschicksal" der Arbeitslosigkeit nach konservativer Auffassung kennzeichnen. Derselbe Stoff, den bereits das Buch „Der Fall Bundhund" brachte, wird — moralisierend und sentimental — als Schilderung der „Seele des Volkes" lediglich in Einzelbildern erweitert. Brauchbareres Material liefert das Buch von

Haffner, eine packende Darstellung von dem Leben einer Clique im Berliner Osten, die sich aus verwahrlosten Jugendlichen zusammensetzt. Lamms Schrift führt demgegenüber weiter: sie gestattet teilweise soziologische Erfassung und Auswertung der Gestalt des aus dem gesellschaftlichen Produktionsprozeß herausgeschleuderten jugendlichen Erwerbslosen, der bei Lamm aus der Atmosphäre eines Erwerbslosenheims heraus gesehen wird.

Diese Autoren bewältigen das ihnen, bzw. der durch sie vertretenen Gruppe peinliche Phänomen der Massenarbeitslosigkeit, indem sie es einer überpersönlichen Macht („Volksschicksal", Bürokratie, Staat) zuordnen. Ideologisch geschickter wird dasselbe erreicht, wenn das störende Erlebnis: Massenarbeitslosigkeit in einen allgemeinen Problemkreis hineingenommen und von dort aus säkularisiert wird. So behandelt Hümmeler Krise und Arbeitslosigkeit lediglich als Nebenerscheinung der „harten Wirklichkeit des Industriealltags" überhaupt, wobei diese wieder im Rahmen einer „geschlossenen Lebenskunde und Charakterschule für den jungen katholischen Industriearbeiter" in eine umfassende „Totalität": „das Leben" und zwar das Leben „in katholischer Schau" eingespannt wird. Der gute Wille, die geltende katholische Sozialphilosophie mit pädagogischer Zielsetzung vereinfacht vorzutragen, mag im Sinne dieser Haltung anerkannt werden; im ganzen aber wird die heutige proletarische Situation völlig verkannt. Wilhelm Baldamus (Frankfurt a. M.)

Witsch, Josef, *Weibliche Angestellte in der Schönen Literatur. Verlag des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften. Köln 1932. (66 S.; RM. 1.—).*

Die Broschüre berichtet über eine Reihe deutscher und ausländischer Romane, in denen weibliche Angestellte eine Rolle spielen. Über den Inhalt der einzelnen Werke wird unter Zitierung markanter Stellen referiert und eine kurze Analyse der das Dasein der Angestellten beschreibenden Teile hinzugefügt. Zwar enthalten diese Analysen einige theoretische Bemerkungen; weit fruchtbarer wäre aber eine solche Untersuchung, wenn in ihr die Probleme nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet dargestellt würden. Trotzdem ist die Arbeit ein als Materialsammlung brauchbarer Beitrag zur Soziologie der Angestellten. Ludwig Carls (Berlin).

Calverton, V. F., *The Liberation of American Literature. Charles Scribner's Son. New York 1932. (500 S.; $ 3.75)*

Es geht C. in diesem Buche darum, die amerikanische Literatur als ein Stück der gesamten Kulturentwicklung aufzuzeigen und die Notwendigkeit dieses Verlaufs festzustellen, die sich aus den realen Wirtschafts- und Machtverhältnissen ergibt, die ihr Nährboden waren. Damit ist der Standort festgelegt, von dem aus in diesem Buche die amerikanische Literaturgeschichte interpretiert wird. Es ist eine marxistische Analyse, die in die Zusammenhänge zwischen Wirtschaftsleben und künstlerischer Gestaltung hineinleuchtet. Das Problem der individuellen künstlerischen Persönlichkeit ist kaum einmal hier und dort angedeutet, soll aber in einem folgenden Buch besonders behandelt werden.

Die literarische Entwicklung in Amerika stellt sich für C. etwa folgendermaßen dar:

Das jede eigene Kulturentwicklung hemmende Abhängigkeitsgefühl in Amerika, Kolonie Englands zu sein, wirkte noch lange nach der Unabhängigkeitserklärung dem Entstehen einer selbstsicheren, eigenen Literatur entgegen. So sehr auch schon die früheren Schriftsteller nach geistiger Unabhängigkeit riefen, so waren sie alle in Form und Inhalt doch bis in die letzten Jahrzehnte noch abhängig von England und unterwarfen sich in ihrer eigenen Produktion der Kritik europäischer Literaten.

Wie wenig der Puritanismus in sich selbst die Notwendigkeit zu der rigoros asketischen Lebenshaltung trug, die uns als Geist des Puritanismus durch Weber geläufig ist, beweist Calverton an der Entwicklung in England, wo die Puritaner die höheren Bürgerschichten und selbst zahlreiche Mitglieder der Aristokratie umschlossen. Ihr Kampf galt der Idolisierung von Kunstwerken (gegen die Katholiken), nicht aber den Kunstwerken und einer heiteren Lebensführung. Wichtig ist, daß es die Kleinbürger vornehmlich sind (Dissenters), Söhne von Fleischern, Händlern, kleinen Landbesitzern, die zuerst die amerikanischen Kolonien besiedeln. Sie treffen hier auf ein Land, daß sich ihnen nur in hartem, geduldig zähem Kampf ergibt. Ihre religiösen und moralischen Begriffe wachsen aus diesen Tatsachen heraus. Mögen auch einzelne Führer, „People of substance" ihre Prägung der puritanischen Lehre mitbringen, ihre Worte können keinen Boden finden, da die Natur der Arbeit, dieser Zwang, um überhaupt existieren zu können, unermüdlich zu arbeiten ohne ablenkende Vergnügen oder künstlerische Tätigkeit, diesen Lehren widerspricht. So bleibt ihr Einfluß unwirksam, und die religiösen Ideen der Kleinbürgerschicht, durch straffe Kontrolle einer machtvollen Theokratie unterstützt, herrschen. Bis schließlich diese Disziplin und Arbeitsintensität die Kleinbürger zu reichen Industriellen macht und die Haltungen und Werte sich langsam unter dem Einfluß der neuen Wirtschaftsentwicklung zu verändern beginnen.

Sehr klar und eindrücklich ist auch die Analyse der Entwicklung im Süden. Genau die gleiche Kleinbürgerschicht macht die Hauptmasse der Einwanderer aus. Ihre religiösen Einstellungen und moralischen Gesetze, die Verachtung für die Kunst bedingen, sind so rigoros wie die der ersten Ansiedler von Neu-England. „Ein Mensch muß praktisch sein, Kunst und Unmoral hindern ihn daran." Allerdings gibt es eine kleine Schicht von Aristokraten, die die alten Lebensgewohnheiten in die neue Kolonie übertragen. Wirksam aber werden ihre Ideale erst, als auf Grund der natürlichen Gegebenheiten große Plantagengüter entstehen und die reich gewordenen Kleinbürger nun die Lebensform der früheren „Modellschicht" übernehmen. Da es sich aber um traditionslose Landaristokratie handelt, wird keine bodenständige eigene Kultur produziert, sondern die europäischen, bereits anerkannten Werte werden übernommen. Die religiös starre Haltung ist unter den neuen Verhältnissen umso schneller durchbrochen, als die dünne Besiedlung dieses Landes, der die Stadtentwicklung des Nordens fehlt, keine theokratische oder staatliche Herrschaft hatte zustande kommen lassen, die nun ihre Macht zu verteidigen hätte.

Der Bürgerkrieg ändert die Lage von Grund auf. Bei zunehmender Industrialisierung gewinnt die Kleinbürgerschicht die Hegemonie. Alle Spannungen werden im Gebiet des Religiösen ausgetragen wie im Norden während des 17. Jahrhunderts. In den Nordstaaten hat sich inzwischen durch eine großindustrielle Bourgeoisie der Kampfplatz bereits in die Politik verschoben.

Unrichtig ist es jedoch, wenn C. zum Schluß dieses Kapitels sagt, daß die südliche Literatur auch heute nur beherrscht ist von der „logic of escape" zur glorreichen Zeit der Plantagen oder dem Leben der Neger, das ohne Verbindung mit unserer Zeit ist. Thomas Woolfes „Look Homeward Angel", das Buch eines jungen Dichters aus den Südstaaten, ist ein wirkliches Kunstwerk nach Form und Inhalt, und deren gibt es jetzt mehrere.

Wenn C. dem mühsamen und gigantischen Vorwärtsschreiten der Pioniere, die ihre Grenze immer weiter nach Westen schieben, eine große Bedeutung in der Mobilisierung vitaler Energien, die der Dichtung zufließen, zuschreibt, so ist das nicht neu. Schon vor ihm haben Turner und Parrington die Kraft dieses Erlebnisses und seinen Einfluß auf die amerikanische Kultur betont.

Im letzten Kapitel (Ch. VII), das die eigentliche Befreiung der amerikanischen Kultur von allen alten Fesseln behandelt, mißt C. die neuen Künstler an seinem Wunschbild sozialer Entwicklung.

Das Buch ist nicht nur seiner Probleme, sondern auch der schönen und klaren Sprache wegen bis zur letzten Seite packend.

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

Briffault, Robert, *Breakdown. The Collapse of Traditional Civilisation. Brentano's. New York 1932. (273 S.; $ 2.50)*

B. ist der Verfasser eines sehr bedeutenden Werkes über Mutterrecht (The Mothers, A Study of the Origins of Sentiments and Institutions. London und New York 1927, 3 Bde.), das in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift eine ausführliche Würdigung erfahren soll.

In dem vorliegenden mutigen Buch führt der Autor einen heftigen Angriff gegen die „traditionelle Zivilisation". Er wirft ihr vor, daß sie von Anfang an nicht dazu gedient habe, die Interessen der Menschheit zu fördern, sondern stets im Dienste der privilegierten Inhaber der gesellschaftlichen Machtpositionen gestanden habe. In einer Reihe mit großer Leidenschaft geschriebener Kapitel über die „funeste Rolle der künstlichen Verdummung und der durch nichts als ihr Alter begründeten Tradition . . ." versucht er zu zeigen, wie dieser Mechanismus zeitweise funktionieren kann, schließlich aber wegen seiner Diskrepanz zu den wirklichen Bedürfnissen der Gesellschaft als Ganzes zusammenbrechen muß. Für die Entstehung einer neuen Menschheit bedarf es nicht eines „Übermenschen". Denn die menschliche Natur ist nicht so elend, daß zu ihrer Domestizierung die heutige, auch von ihren Verteidigern als unbefriedigend beurteilte Zivilisation nötig wäre. Vielmehr hat diese Zivilisation erst zu einer solchen Entartung der menschlichen Natur geführt, und es bedarf lediglich der Beseitigung dieser unmenschlichen Einrichtung, um zum erstenmal in der geschriebenen Geschichte die positiven Eigenschaften des Menschen zur vollen Entwicklung kommen zu lassen.

Das Buch B.s ist bei allem Vorbehalt gegenüber Einzelheiten, insbesondere dem Übersehen fortschrittlicher Perioden in der Geschichte und dem gelegentlichen Verkennen der Abhängigkeit ideologischer Faktoren von ökonomischen Kräften, wichtig als Subjekt und Objekt der Sozialforschung: es liefert einen Katalog entscheidender Gesichtspunkte zur Kritik der gegenwärtigen Zivilisation und ist ein Symptom für die Radikalisierung weiter Kreise der amerikanischen Intelligenz.

Ernest B. Fisher (London).

Dahlberg, Arthur, *Jobs, Machines and Capitalism. Mit einem Vorwort von E. A. Roß. The Macmillan Company. New York 1932. (252 S.; 3 $)*

Die Grundthese dieses Buches ist die, daß die Wirtschaftskrise, die uns jetzt in allen Ländern beherrscht, durch kein Mittel geheilt werden kann, wenn der durch die Maschine verengerte Arbeitsraum, der Hunderttausende von Menschen aus dem Produktionsprozeß drängt und dadurch den Markt für eine ständig wachsende Flut von Waren verkleinert, nicht neu aufgeteilt wird. Gesetzliche Festlegung verkürzter Arbeitszeit bei Erhaltung oder Erhöhung eines guten Lebensniveaus allein kann s. E. davor bewahren, daß immer größere Teile des Volkes in die Zone der Erhaltung durch Wohltätigkeit absinken. Es gibt für ihn nur zwei Lösungen unserer äußerst problematisch gewordenen Wirtschaft: die Schaffung einer „labor scarcity" im Rahmen der jetzigen Struktur oder eine zentralisierte Planwirtschaft. Da aber eine Planwirtschaft seiner Theorie nach als ersten Schritt in einem technisch hoch entwickelten Lande auch eine künstliche Verkürzung der Arbeitszeit vornehmen muß, so scheint ihm die Lösung innerhalb unserer jetzt bestehenden Wirtschaft richtig und wirtschaftlicher. Seine ganze Beweisführung entstammt dem Denken eines Ingenieurs: deshalb stellt er auch plastisch seine Beweise in einer Karte zusammen, die den gesamten Wirtschaftsprozeß in der Form einer äußerst komplizierten Maschine sieht. Das Buch ist, selbst wenn man der idealistischen Auffassung vom Menschen, die der Autor hat, nicht beistimmt, sehr anregend.

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

Pitkin, Walter B., *A Short Introduction to the History of Human Stupidity. Simon and Schuster. New York 1932. (574 S.; $ 3.50)*

Diese „kurze" nur 574 Seiten umfassende Einführung in die Geschichte der menschlichen Dummheit — ein gewiß unerschöpfliches Thema — ist leider nicht viel mehr als eine bunte Anekdotensammlung, die hier einen Farmer, dort einen Kleinstädter, dann wieder Napoleon oder Walt Whitman unter die Lupe nimmt. Dazwischen sind gelegentlich prinzipiellere Betrachtungen psychologischer, philosophischer, biologischer und mancher andern Art. Exkurse über die Zeit- und Standortsbedingtheit der Urteile über die Dummheit sind eingestreut. Eine illustre Liste von progressiven Amerikanern, die bei der Materialsammlung halfen, kann sicherlich nicht über die Mängel des Buches hinwegtäuschen.

Margareta Lorke (Frankfurt a. M.).

Cressey, Paul G., *The Taxi-Dance-Hall. The University of Chicago Press. Chicago 1932. (300 S.; $ 3.—)*

Die vorliegende Untersuchung verdient Beachtung als typisches Produkt amerikanischer Soziologie, wie sie von weiten Kreisen, insbesondere von der Universität Chicago, ausgeübt wird. In deskriptiven Monographien werden einzelne soziale Phänomene eingehend dargestellt. Cressey z. B. schildert auf Grund der umfangreichsten Beobachtung durch zahlreiche Mitarbeiter den für das amerikanische Großstadtleben besonders wichtigen Typus eines Vergnügungsetablissements, die Taxi-Dance-Hall, und entwirft ein buntes Bild des nächtlichen Lebens und Treibens, der Besucherschichten und der angestellten Tanzmädchen.

Bei der Sammlung des Materials, von dem der geringste Teil im Buch verwendet sein soll, hat sich C. keinerlei Fragebogen bedient, sondern die Untersuchungen auf Grund umfangreicher Beobachtungen durchgeführt. Er hat aus allen sozialen Schichten Beobachter verschiedensten Alters engagiert, die lange Zeit hindurch die Tanzpaläste aufzusuchen, dort die Menschen zu belauschen und selbst Unterhaltungen mit Gästen und mit Tanzmädchen zu führen hatten. Die Berichte dieser Beobachter wurden durch Berichte von Wohlfahrtsorganisationen, die unter ihrem Gesichtspunkt die Tanzpaläste ununterbrochen kontrollierten, und durch Aktenmaterial über die Tanzmädchen ergänzt. Als Beispiel für die Gründlichkeit dieser Untersuchungen sei darauf hingewiesen, daß die Wohnungen von 700 Tanzmädchen festgestellt und in einem genauen Plan eingetragen wurden.

Man kann sich, wie so häufig bei der Lektüre derartiger amerikanischer Arbeiten, des Eindrucks nicht erwehren, daß zwischen der in den außergewöhnlich umfangreichen Materialsammlungen und Zusammenstellungen investierten Arbeit einerseits und den erarbeiteten theoretischen Gesichtspunkten und wissenschaftlichen Schlußfolgerungen andrerseits ein Mißverhältnis besteht. Es mag aber sein, daß ein solches Buch für bestimmte Forschungen über das amerikanische Sozialleben als Material Verwendung finden kann. Carl Dreyfuß (Frankfurt a. M.).

Steinmetznummer *der Zeitschrift „Mensch en Maatschappij" (Mensch und Gesellschaft). Januar 1933. N. V. Erven P. Noordhoff. Groningen 1933. (260 S.; Hfl. 4.—)*

Anläßlich des 70. Geburtstages und der 25. Wiederkehr seines Amtsantritts als Professor an der Amsterdamer Universität wurde zu Ehren St.s von der Redaktion obengenannter Zeitschrift eine Jubiläumsnummer herausgegeben mit vielen Beiträgen, die die Verdienste des Jubilars auf den Gebieten der Soziologie, Soziographie und Ethnologie zu kennzeichnen versuchen. Eine Reihe von bedeutenden Gelehrten haben zu diesem Heft Beiträge geliefert. Nachdem eine Anzahl seiner holländischen Kollegen seine Bedeutung für die verschiedenen Disziplinen geschildert haben, folgen u. a. Aufsätze von Vierkandt über „Der Wertgehalt primitiver Kulturen", Sorokin über „Life-span, age-composition, and morality of social organizations" (mit interessanten Betrachtungen über Lebensdauer von Institutionen ökonomischer Art, kulturellen Verbänden, Familien,

Universitäten, Städten und religiösen Organisationen), Thurnwald über „Analyse von 'Entwicklung' und 'Zyklus'", von Wiese über „Soziographie und Beziehungslehre", Malinowski über „The work and magic of prosperity in the Trobriand Islands" und Tönnies über „den Selbstmord von Männern in Preußen 1884—1914". Eine Vielgestaltigkeit von Beiträgen, welche zugleich zeigen soll, auf wie vielen Gebieten sich Steinmetz wissenschaftlich betätigt hat. Andries Sternheim (Genf).

Ökonomie.

Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart. Hrsg. von Hans Mayer in Verbindung mit Frank A. Fetter u. a. 4 Bde. Julius Springer, Wien. I. Bd.: Gesamtbild der Forschung in den einzelnen Ländern. 1927. (X u. 280 S.; RM. 18.—) II. Bd.: Wert, Preis, Produktion, Geld und Kredit. 1932. (413 S.; RM. 39.—) III. Bd.: Einkommensbildung, Allgemeine Prinzipien, Lohn, Zins, Grundrente, Unternehmergewinn, Spezialprobleme. 1928. (341 S.; RM. 26.—) IV. Bd.: Konjunkturen und Krisen. Internationaler Verkehr. Hauptprobleme der Finanzwissenschaft. Ökonomische Theorie des Sozialismus. 1928. (375 S.; RM. 32.—)

Das dem Andenken Friedrich von Wiesers gewidmete, jetzt mit dem Erscheinen des zweiten Bandes abgeschlossene Sammelwerk vereinigt etwa 80 Beiträge, davon 55 aus den außerdeutschen Sprachgebieten — zweifellos ein eindrucksvolles Zeugnis für das internationale Ansehen Wiesers und der von ihm so stark geförderten „Grenznutzentheorie". Der erste, dritte und vierte Band sind in der Fachpresse so eingehend gewürdigt worden, daß ein Bericht über die einzelnen Aufsätze heute nicht mehr notwendig erscheint.

Im Vordergrund des zweiten Bandes wie überhaupt des ganzen Werkes steht die Wert- und Preistheorie, der 11 Aufsätze gewidmet sind. Hier beobachtet man eine größere Mannigfaltigkeit, als zunächst zu erwarten wäre. Neben strengen „subjektivistischen" Theorien findet man „bilaterale", so etwa auch die von Bilimovic und auch die „Bemerkungen zu den Gleichungen des wirtschaftlichen Gleichgewichts" von Boninsegni, in denen die mathematische Methode auf die Produktionstheorie angewandt wird. Als besonders interessant erscheint das Vorgehen von Masci, der zunächst die Stufen der Entwicklung der Gleichgewichtstheorie (Walras-Pareto) schildert, dann aber doch die wieder von Pareto abgelehnte Kausalanalyse fordert und nun dessen Gruppen von Bedingungsgleichungen daraufhin untersucht, wo ein Ansatz zur Kausalerklärung möglich sei: als solche sondert er die eigentlichen Nachfrage- und die Kostenfunktionen aus, eliminiert dann aber mit der nirgends analysierten Begründung, die Kosten seien im „Grenznutzen" schon enthalten, auch die Kostenfaktoren und landet so schließlich wieder bei der Grenznutzentheorie. Ein solcher Versuch einer Unterbauung der Paretoschen Theorie ist fruchtbar, aber die Lösung dürfte kaum überzeugen: die Kosten (bzw. die technischen Relationen) sind in den „Grenznutzen" in keinem anderen Sinn „enthalten",

wie das Umgekehrte der Fall ist. Für die bedeutendste Arbeit des ganzen Bandes halte ich die fast hundert Seiten umfassende Studie Hans Mayers „Über den Erkenntniswert der funktionellen Preistheorien", der mit einer bisher unerreichten Eindringlichkeit die Preistheorien von Cournot, Jevons, Walras, Pareto und Cassel darstellt und kritisiert. Der Aufsatz stellt den m. E. bisher interessantesten und schärfsten Angriff auf die (meist mathematisch formulierte) Gleichgewichtstheorie dar, den schärfsten nicht zuletzt deswegen, weil er nicht rein methodologisch von außen her, sondern im Vollzuge einer genauen Analyse vorgetragen wird, den interessantesten, weil er von bisher so eng verbündeter Seite kommt. Mir scheint indessen die entscheidende Gegenüberstellung von „genetisch-kausalen Theorien" einerseits, die den Entstehungsprozeß von Preisen überhaupt erst erklären, d. h. das „Bildungsgesetz der Preise" geben sollen, und „funktionellen Theorien" andererseits, die das Strukturgesetz eines schon bestehenden, zur Ruhe gekommenen Preiskosmos zu beschreiben versuchen, mindestens überspitzt zu sein, obschon M. sich auf Pareto berufen kann. Und wenn man schon das „Bildungs"- und „Veränderungs"gesetz der Preise zum besonderen Problem erhebt, so ist nicht recht einsichtig, warum erstens (wenigstens für das Gesetz der Veränderung) nicht die übliche „kinetische" Theorie auslangen soll und zweitens, warum ursprüngliche „dynamische" Kausalfaktoren (II, 239a) nur im „Bedürfnissystem" gegeben sein sollen, obschon doch die die „Angebotsseite" verändernden Faktoren — vor allem die technischen Fortschritte — mindestens für die Theorie der heutigen Wirtschaft weit größeres Gewicht haben müssen. Für eine konsequent (im Sinne Schumpeters) durchdachte Statik aber läßt sich mit voller Stringenz eine „objektivistische" Bestimmung der Tauschrelationen durchführen. Zu diesem Ergebnis kommt man auch gerade dann, wenn man im Ansatz von der modernen „formalen" Preistheorie ausgeht. Gerade die Arbeit Mayers, die mit vielem Recht auf gewisse Schwächen und Lücken der modernen Funktionaltheorie hinweist, beweist, daß doch noch fundamentale Probleme der „Grenznutzentheorie" offen sind, und vermag damit in den Augen kritischer Leser gerade einer (durchaus am „Marginalprinzip" festhaltenden) erneuerten „objektivistischen" Lehre eine neue Chance zu geben, einer Lehre, die mit Schumpeter als „Unterfall" der Grenznutzentheorie anzusehen nur allenfalls in demselben Sinne richtig ist, wie man gesunde Menschen als Unterfall von zweibeinigen Wesen bezeichnen kann.

Von den übrigen Aufsätzen des zweiten Bandes erwähnen wir noch aus der Gruppe „Produktion" eine Skizze John Maurice Clarks, die in geistreicher Weise die Theorie der Produktionsfaktoren im Sinne der „welfare economics" auszuweiten unternimmt, und endlich aus der Gruppe „Geld und Kredit" Kemmerers Studie „Zur Theorie des Geld- und Kreditwesens", sowie die Arbeit von Bresciani-Turroni „Kapitalmangel und Währungsstabilisierung". Die übrigen Beiträge des Bandes spiegeln z. T. den Stand der Forschung wieder (z. T. nicht einmal das), bringen aber kaum die Forschung weiter.

Jede Würdigung des Gesamtwerkes hat zunächst auf das Verdienst hinzuweisen, das in der Durchbrechung nationaler Wissenschaftsschranken

liegt. Das ist leider gerade in Deutschland sehr nötig. Im Positiven und Negativen kann man aus den Länderberichten und ausländischen Spezialbeiträgen viel lernen. Leider hat man jedoch sofort zwei Einschränkungen hinzuzufügen: eine Reihe ausländischer Beiträge sind nicht „repräsentativ" im Sinne von Spitzenleistungen, auch nicht in der Person des Autors. Aber Mängel der Art liegen wohl im Wesen jedes Sammelwerks und jeder Festschrift. Wichtiger ist das zweite: Die Internationalität der Sammlung hat einen wissenschaftspolitischen Nebenzweck, der sehr deutlich durch Schumpeters Aufsatz dokumentiert wird: das Werk soll ein Manifest nicht etwa bloß der „modernen" Theorie überhaupt, sondern speziell der Grenznutzentheorie sein. Wie Schumpeter selbst ausführt, ist ihre Stellung in Deutschland und Österreich zwar noch stark, aber immerhin bedroht. Die starke Betonung des internationalen Ansehens dieser Theorie soll und wird auf den deutschen Leser eine suggestive Wirkung ausüben, zumal wenn die Verfasser der Beiträge, besonders der Länderberichte, schon unter diesem Gesichtspunkt ausgewählt sind. Nun bleibt es jeder Gruppe unbenommen, sich nachdrücklich zur Geltung zu bringen, aber immerhin muß man Bedenken anmelden, wenn der Herausgeber glaubt, ein „getreues und lückenloses Abbild des Entwicklungsstandes" vermittelt zu haben, und wenn mit einem sehr einfachen Majoritätsargument dem Leser die Überzeugung nahegebracht werden soll, daß die „Grenznutzentheorie" nicht nur die verbreitetste, sondern eigentlich die Markttheorie sei: wenn auch nicht die absolut richtige, so doch die richtigste und unentbehrlichste. Überdies: was man außer „Theorie überhaupt" eigentlich verteidigen und dokumentieren will (wenigstens bei Schumpeter und den meisten Autoren), ist ja zunächst einmal gar nicht spezielle „Grenznutzentheorie" oder spezielle Paretosche Gleichgewichtstheorie oder ihre Verknüpfung, sondern moderne, d, h. „formale" Theorie überhaupt, Theorie als eine Sammlung von Handwerkszeugen der Analyse. Uns scheint es heute nicht nur auf das analytische Handwerkszeug und seine Verfeinerung, sondern vor allem darauf anzukommen, — in Zusammenarbeit mit Soziologie und Geschichte — eine materielle Theorie kapitalistischer Wirtschaft, wie sie (mit z. T. unzureichenden Mitteln) Ricardo und Marx erstrebt haben, zu geben.

Gerhard Meyer (Frankfurt a. M.).

Müller-Armack, Alfred, *Entwicklungsgesetze des Kapitalismus. Ökonomische, geschichtstheoretische und soziologische Studien zur modernen Wirtschaftsverfassung. Junker und Dünnhaupt. Berlin 1932. (VI u. 218 S.; RM. 12.—)*

An die Stelle des vom Marxismus vertretenen mechanischen Entwicklungsmodells, das die Bewegungserscheinungen kausal erklärt, soll von der Basis der modernen Anthropologie aus (Scheler, Pleßner) „eine neuartige Grundformel für die typische Struktur der Wirtschaftsentwicklung und damit gleichzeitig eine neue geschichtstheoretische Position jenseits von Materialismus und Idealismus gefunden werden". Die neue Formel lautet: „Die kapitalistische Entwicklungsweise" ist als geschichtliches Phänomen ebenso wie der Grundvorgang der Geschichte selbst „als Selbstrealisierung anzusprechen". „Spontaneität und Freiheit

sind die wesentlichen Attribute dieser Selbstrealisierung" (S. 21). Für das Gebiet der ökonomischen Theorie will die Selbstrealisierung besagen, daß der dynamische Prozeß, der wirtschaftliche Fortschritt, der zum Baugedanken des Wirtschaftssystems erhoben ist, „weder in Gang gesetzt (wird) durch einen zwangsläufigen Kapitalakkumulationsprozeß noch ... bestimmt vorgezeichneten Bedürfnissen (folgt). Seine Eigenart liegt im spontanen Ansetzen der Entwicklung, er folgt zugleich nicht schon vorhandenen Bedürfnissen, sondern schafft sich selbst die Umwelt, in der er arbeitet. Ermöglicht wird dieser Typ der Fortschrittserzeugung durch den Kreditmechanismus" (S. 18). Ohne dieses dynamische Prinzip würden die spezifisch kapitalistischen Einkommen und damit die kapitalistische Klassenordnung nicht entstehen können. Profite werden für die Ausübung „aktueller Funktionen" bezogen und sind nicht an den Besitz der Produktionsmittel gebunden. „Der Klassenaufbau ist so ohne das Moment eines früheren Gewalteinsatzes zu erklären" (S. 19). Spontan einsetzende Expansionsvorgänge bilden auch den Erklärungsgrund für Konjunktur und Krise, die Periodizität erscheint als historischer Zufall.

Fritz Burchardt (Frankfurt a. M.).

Michels, Roberto, *Introduzione alla storia delle dottrine economiche e politiche. (Einführung in die Geschichte der ökonomischen und politischen Theorien). Zanichelli. Bologna 1932. (310 S.; L. 15.—)*

Das Buch faßt einige in verschiedenen Zeiträumen veröffentlichte Aufsätze zusammen, ohne den Anspruch erheben zu können, ein einheitliches Werk darzustellen. Wertvoll sind die Untersuchungen über den Einfluß, den die italienischen Werke der letzten zwei Jahrhunderte für die Entwicklung der modernen Nationalökonomie gehabt haben, vor allem über die Bedeutung Custodis, ferner die Abhandlungen über den Einfluß, den die Schriften der ausländischen Nationalökonomen auf das Denken in Italien hatten; beide Untersuchungen sind mit größter Genauigkeit und Materialkenntnis, unter Verarbeitung eigener Forschungen, geführt. Wohl der wichtigste Beitrag ist ein Aufsatz über die Kritik der Handelsbilanztheorie, wie sie der Italiener Gian Rinaldo Carli (1769) gab, der sieben Jahre vor Adam Smith Ideen vertrat, die heute noch bei modernen Wissenschaftlern in Geltung sind. Das vorletzte Kapitel setzt sich zum Ziel, die eugenischen Theorien von Thomas Campanella von verschiedenen Seiten zu beleuchten (es sei mir gestattet, dazu auf mein Buch „La filosofia politica di Thomas Campanella", Laterza. Bari 1930, zu verweisen). M. schließt mit einer Analyse der Gründe, warum italienische Werke über die moderne ausländische Nationalökonomie so selten sind.

Paolo Treves (Mailand).

Stucken, Rudolf, *Die Konjunkturen im Wirtschaftsleben. Gustav Fischer. Jena 1932. (XII u. 180 S.; RM. 9.—)*

Stucken untersucht das Konjunkturproblem in drei Stufen. Zunächst analysiert er diejenigen Faktoren, die die Lage einzelner Wirtschaftszweige ändern können, wie Nachfrageänderungen, Kostenänderungen, Ernteausfälle, finanzpolitische Maßnahmen usw. Von diesen „Konjunktur-

veränderungen einzelner Produktionszweige“ unterscheidet er die „Konjunkturen des Wirtschaftslebens“, die das Gros der Industriezweige gleichzeitig und gleichartig treffen, und entwickelt nun einen ganzen Katalog von „konjunkturverändernden Momenten“, deren Zahl „eben schlechthin unbegrenzt“ ist. Im Vordergrund der Betrachtung stehen dabei monetäre Wandlungen und die Rückwirkungen anderer Faktoren auf die Geldsphäre. Unter diesem Gesichtspunkt werden auch die Zyklen der Vorkriegszeit denen der Nachkriegszeit gegenübergestellt.

Fritz Burchardt (Frankfurt a. M.).

Salter, Sir Arthur, *Recovery. The Second Effort. G. Bell and Sons. London 1932. (XVI u. 306 S.; sh 10/6)*

La situation économique mondiale 1931—32. Société des Nations. Genève 1932. (358 S.; Schw. Fr. 7.50)

Smith, J. G., *(ed.), Facing the Facts. An Economic Diagnosis. By E. W. Kemmerer a. o. G. P. Putnam's Sons. New York 1932. (XVI u. 372 S.; $ 3.—)*

Die vorstehenden drei Bücher liefern wichtiges Material zur Beurteilung der Strukturwandlungen des Kapitalismus und seiner gegenwärtigen Lage.

Das viel zitierte Werk des früheren Leiters der Wirtschafts- und Finanzabteilung des Völkerbunds, Sir Arthur Salters, versucht zu zeigen, warum der erste Wiederaufstieg der Wirtschaft nach dem Krieg so bald zusammengebrochen ist und warum es einer zweiten und andersgearteten Anstrengung zur Wiederherstellung der wirtschaftlichen Gesundung der Welt bedürfe. In einem glänzend geschriebenen Kapitel führt er aus, auf welche Weise das System der freien Konkurrenz früher funktioniert hat und wie ihm allmählich der Boden entzogen worden ist. Die Ära des „Laissez-aller“ ist endgültig vorbei. „Wir können vielleicht hier und dort . . . das alte automatisch funktionierende Konkurrenzsystem wiederherstellen. Aber in jeder Sphäre, die wir untersucht haben, finden wir, daß dies allein nicht genügen wird. Wir sind gezwungen, es durch planvolle Leitung, durch eine regulierende Kontrolle zu ergänzen . . . Wir haben faktisch nur die Wahl zwischen kollektiver Führung, kollektiver Kontrolle oder dem Chaos — wobei alle drei Faktoren sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern in der Praxis von jedem etwas da sein wird. Wir müssen unser Bestes tun, um den dritten möglichst auszuschalten und die beste Mischung der beiden ersten zu erzielen“ (208f.). Das Buch enthält sehr übersichtliche Darstellungen der gegenwärtigen Wirtschaftskrise, der Geschichte der Reparationen und ein umfangreiches Reformprogramm, dessen Schwergewicht auf der internationalen Zusammenarbeit auf allen Gebieten der Wirtschaft und der Politik liegt.

Der von I. B. Condliffe verfaßte Bericht des Völkerbundes über die Lage der Weltwirtschaft bildet eine Fortsetzung des von B. Ohlin geschriebenen Völkerbundsberichtes über „Le cours et les phases de la dépression économique mondiale“. Man findet in dem Werk umfassendes Material über alle wichtigen Fragen der Weltwirtschaft für die Zeit von 1929 bis Juli 1932. Darüber hinaus ist es ein eindrucksvolles Dokument der

Ratlosigkeit, mit der Regierungen und Wirtschaftsführer den Naturgewalten der Krise gegenüberstehen.

Zwölf Nationalökonomen der Princeton Universität haben in einem Sammelband die wichtigsten ökonomischen Probleme beschrieben, denen man heute ins Auge sehen müsse und von deren Lösung „die Zukunft des gegenwärtigen Wirtschaftssystems, das man Kapitalismus nennt, abhängt". Wenn es nicht gelinge, das kapitalistische System zu verbessern, dann bleibe nur die Wahl zwischen Gemeinwirtschaft oder privater Plutokratie. Es versteht sich, daß die zwölf Professoren das heutige System für verbesserungsfähig halten, obwohl sie nicht verkennen, daß viele seiner früheren Ideale durch die Entwicklung des letzten Jahrhunderts und insbesondere der letzten zehn Jahre illusorisch geworden sind. In den einzelnen Kapiteln werden mit häufig sehr großer Offenheit drei Problemgruppen besprochen: vier Kapitel handeln über Fragen des Geldwesens, des öffentlichen Budgets, der Außenhandelspolitik und der Reparationen, fünf weitere beschäftigen sich mit der jüngsten Entwicklung in der Organisation der amerikanischen Wirtschaft, insbesondere der Rolle des „big business", der „public utilities", der Verkehrsmittel und des Aktienwesens, und die letzten drei handeln von der „prohibition", von der Verelendung der Farmer und der Arbeitslosigkeit. Das Buch ist als eine relativ vorurteilslose Beschreibung wichtiger Wirtschaftstatsachen der Vereinigten Staaten von heute besonders wertvoll.

Henri Pernet (Lausanne).

Gumperz, Julian, *Die Agrarkrise in den Vereinigten Staaten. Hans Buske. Leipzig 1931. (XII u. 182 S.; RM. 11.—)*

„Die Krise, in der sich die amerikanische Landwirtschaft heute befindet, ist eine Krise der familienwirtschaftlich betriebenen kleinen Farm, die dem Ansturm der industriellen Revolution in der Landwirtschaft nicht mehr standhalten kann. Mit dem Untergang dieser familienwirtschaftlich betriebenen kleinen Farm, deren Schicksal sich im Laufe der beiden nächsten Jahrzehnte erfüllen wird, wenn nicht starke Gegentendenzen auftreten sollten, setzen sich auch in der Landwirtschaft die ökonomischen Gesetzmäßigkeiten des industriellen Kapitalismus durch, die von Karl Marx in klassischer Weise abgeleitet wurden (S. 49)". Wenn G. hier von einer industriellen Revolution in der Landwirtschaft spricht, so will er damit nicht behaupten, daß es sich bei den technischen Fortschritten, die in neuester Zeit vor allem im Getreidebau erzielt wurden, um die erstmalige generelle Einführung maschineller Produktionsmethoden schlechthin handle. Eine weitgehende Maschinisierung der landwirtschaftlichen Arbeitsoperationen war bereits in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgt. Die am Ende der Freilandperiode einsetzenden und in den Kriegs- und Nachkriegsjahren beschleunigten Umstellungen eröffnen nach G. eine zweite Welle der Agrarrevolution, die von der Mechanisierung der Antriebskraft ausgeht. Der empirische Teil der Untersuchung bringt reichliche Belege für die Durchschlagskraft der neuen Technik und ihre umwälzende Bedeutung auch für die gesellschaftliche Struktur des Landes und veranschaulicht damit die Beziehungen zwischen Industrie und Agrikultur, die

in einem einleitenden Kapitel den Gegenstand theoretischer Betrachtung bilden. Kurt Mandelbaum (Frankfurt a. M.).

Die deutsche Landwirtschaft unter volks- und weltwirtschaftlichen Gesichtspunkten, dargestellt unter Verwertung und Ergänzung der Arbeiten des Ausschusses zur Untersuchung der Erzeugungs- und Absatzbedingungen der deutschen Wirtschaft von Max Sering u. a. Paul Parey. Berlin 1932. (II u. 954 S.; RM. 56.—, geb. RM. 62.—)

Deutsche Agrarpolitik im Rahmen der inneren und äußeren Wirtschaftspolitik. Im Namen des Vorstandes der Friedrich-List-Gesellschaft von Fritz Beckmann u. a. Teil I: Die Lage der deutschen Landwirtschaft und die Gestaltung der agrarpolitischen Einzelmaßnahmen. (785 S.;) Teil II: Die deutsche Agrarpolitik im Rahmen einer organisatorischen Förderung der deutschen Gesamtwirtschaft (733 S.); Ergänzungsteil: Landwirtschaft und Agrarpolitik im Ausland (384 S). Reimar Hobbing. Berlin 1932. (RM. 60.—)

Wilbrandt, Hans, *Das deutsche Agrarproblem. Verlag des Deutschen Volkswirt. Berlin 1933. (44 S.; RM. 1.50)*

Es ist nicht Aufgabe dieser Zeitschrift, agrarpolitische Werke ausführlich zu besprechen. Bei der fundamentalen Bedeutung, die die Interessen der Landwirtschaft und insbesondere des Großgrundbesitzes für die Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens in Deutschland von der Reichsgründung bis in die jüngste Gegenwart haben, scheint es jedoch angebracht, auch auf diesen Seiten darauf hinzuweisen, daß im letzten Jahr zwei Standardwerke über die deutschen Agrarprobleme erschienen sind. Die beiden von Sering und der List-Gesellschaft herausgegebenen Sammelwerke geben eine ausführliche Darstellung der deutschen Agrarprobleme unter den verschiedensten Gesichtspunkten. Ihr Studium ist eine unentbehrliche Voraussetzung für die Erkenntnis der gesellschaftlichen Zustände Deutschlands.

Die kleine Schrift von Wilbrandt bietet eine bequeme Einführung in die drängendsten Gegenwartsprobleme der deutschen Landwirtschaft und insbesondere die Gegensätze des körnerbauenden ostelbischen Großgrundbesitzes und der bäuerlichen Veredelungswirtschaft.

Friedrich Pollock (Frankfurt a. M.).

Hoffmann, Friedrich, *Der Ruf nach Autarkie in der deutschen politischen Gegenwartsideologie. In: Weltwirtschaftliches Archiv, 36. Bd., Heft 2. 1932*

Bernstein, Grete, *Abwandlungen des Autarkiegedankens. In: Die Wirtschaftskurve. 11. Jahrg., Heft 3. 1932*

Fried, Ferdinand, *Autarkie. Diederichs. Jena 1932. (159 S.; RM. 3.40)*

Der deutsche Außenhandel unter der Einwirkung weltwirtschaftlicher Strukturwandlungen. Bearb. und hrsg. vom Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel. Veröffentlichungen des Enquete-Ausschusses I. Unterausschuß, 5. Arbeitsgruppe. 2 Bde. E. S. Mittler. Berlin 1932 (XII u. 367 S.; RM. 33.—, IX u. 656 S.; RM. 37.—)

Deutschland und die Weltkrise. Hrsg. von Franz Boese. Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik in Dresden 1932. Duncker & Humblot. München und Leipzig 1932 (221 S.; RM. 9.—)

Eulenburg, Franz, *Großraumwirtschaft und Autarkie. Kieler Vorträge. Hrsg. von B. Harms, 37. Gustav Fischer. Jena 1932 (74 S.; RM. 2.—)*

Röpke, Wilhelm, *Die säkulare Bedeutung der Weltkrisis. In: Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 37, Heft 1. 1933.*

Autarkie? Fünf Vorträge von **Karl Brandt** *u. a. Eingel. von Carl Petersen. Ernst Rowohlt. Berlin 1932 (75 S.; RM. 1.40)*

Colm, Gerhard, *Der Streit um die Autarkie. In: Neue Blätter für den Sozialismus. 4. Jg., Heft 1. 1933*

Der Streit um die Autarkie hat eine beinahe unübersehbare Literatur hervorgebracht. Arbeiten wie die von Hoffmann und Bernstein sind daher besonders nützlich, weil sie die Orientierung über das Schrifttum sehr erleichtern. Beide Aufsätze behandeln die verschiedenen Schattierungen und Wurzeln des Autarkiegedankens, verarbeiten also vornehmlich die Literatur aus diesem Lager. Zu zeigen, wie durch alle Argumentationen immer wieder jene überökonomischen Erwägungen hindurchstrahlen, von denen die Ideologie der Autarkie gedanklich getragen wird, ist das Beweisthema Hoffmanns. Daß diese Ideologie, wo sie nur konkrete Gestalt bekommt, „zu einer Parole für Schutzzöllner und damit zur geistigen Drapierung von Interessenten" wird, stellt Grete Bernstein zusammenfassend (S. 214) mit Recht fest. Nur mühsam wird die interessenpolitische Funktion der Autarkiebestrebungen durch alle die weltgeschichtlichen und weltanschaulichen Betrachtungen verdeckt, wie sie Ferdinand Fried, der Hauptrufer im Streit, neuerdings wieder in seinem Buch über Autarkie anstellt. Der handelspolitischen Zielsetzung einer Abwendung vom Weltmarkt wird hier die Notwendigkeit eines historischen Prozesses untergelegt, der von der freien Weltwirtschaft zur nationalen bzw. übernationalen Raumwirtschaft führte und schon aus konjunkturpolitischen Gründen eine Binnenmarktorientierung erzwinge. Autarkie bedeutet bei Fried mehr als eine quantitative Beschränkung des Außenhandels auf ein theoretisch mögliches Minimum: „Aus der fiktiven Weltwirtschaft löst sich der autarke Staat dadurch heraus, daß er ihre Spielregeln nicht mehr anerkennt. Bei den Spielregeln des Geldes und Kredits (Mechanismus der Goldwährung) führt das zur Binnenwährung, bei den Spielregeln der allgemeinen Wirtschaft (kapitalistischer Mechanismus) zur Planwirtschaft und bei den Spielregeln des Warenhandels zur eigentlichen Auslands-Unabhängigkeit" (46), die gewiß nicht eine Beseitigung des Welthandels erfordert, die aber verlangt, daß der Austausch zwischen den großen Wirtschaftsräumen, in die „die Weltwirtschaft langsam gerinnt" (138), nach neuen natural- und planwirtschaftlichen Gesichtspunkten erfolgt. Nicht immer wird der Autarkiegedanke, für den in Deutschland die Losung der Reagrarisierung und die Theorie der Großraumwirtschaft charakteristisch geworden sind, derart überlastet. Von Dietze, der ihn bei der Dresdener Tagung des Vereins

für Sozialpolitik vertrat, begründete damit im wesentlichen das Ziel der „Nahrungsfreiheit", also den Agrarschutz.

Von den Gegnern der Autarkie wird zunächst bestritten, daß eine zwangsläufige Entwicklung von der Weltwirtschaft wegführe. Eulenburg, Gerloff (in: Autarkie? S. 13ff.), Lederer, Röpke u. a. können sich bei diesem Nachweis nun auch auf die ausgezeichneten Untersuchungen stützen, die unter der Leitung von Colm und Neisser über den deutschen Außenhandel vorgenommen worden sind. Dieses zweibändige Werk, das viel mehr bringt als der Titel besagt — in Wirklichkeit liegt hier ein gut Stück Wirtschaftsgeschichte des Nachkriegskapitalismus vor — stellt u. a. eine leichte Rückläufigkeit der Auslandsabhängigkeit in einer Reihe von Wirtschaftsgebieten fest. Diese verminderte relative Handelsverflechtung ging aber Hand in Hand mit absolut verstärkter gegenseitiger Verbundenheit, so daß insgesamt aus den abnehmenden Außenhandelsquoten kein Schluß auf einen Abbau der Weltwirtschaft gezogen werden kann. Das gilt auch für die Periode der Krisis, in der sich die relative Handelsverflechtung nicht erheblich veränderte. Von einer allgemeinen Tendenz zur Herausbildung übernationaler Wirtschaftsräume läßt sich nach den Ergebnissen dieser Untersuchung nicht sprechen. — Zur Würdigung der konjunkturpolitischen Seite des Autarkiegedankens ist wiederum Colm heranzuziehen, der in seinem Dresdener Referat über „Industrialisierung und Arbeitslosigkeit" u. a. die Auffassung zurückwies, daß die Überindustrialisierung im Sinne überproportionaler Entwicklung des industriellen Überbaus über die Agrarbasis als Ursache der Arbeitslosigkeit anzusehen sei. Strukturelle Krisenerscheinungen seien gerade dadurch aufgetreten, daß die Verlagerung des wirtschaftlichen Schwergewichts zur verarbeitenden Industrie nicht schnell genug erfolgt ist (S. 36f.). Ähnlich meint Röpke, „daß wir nicht zu viel Industrie, sondern zu viel Landwirtschaft oder zu wenig Industrie in der Welt haben, daß der agrarische Unterbau der Welt zu breit und der Industrieüberbau zu schmal ist und nicht etwa umgekehrt" (S. 20). Daß eine Reagrarisierung Deutschlands die Arbeitslosigkeit nicht veringerte, sondern höchstens eine mit vielen Opfern erkaufte Umschichtung der Produktion statt einer „Aufstockung" bewirkte, wurde von Lederer in Dresden (Verhandlungen, S. 134ff,), aber auch von Eucken (Autarkie ?, S. 44ff.) u. a. gezeigt.

Mit der Vorstellung, daß durch eine auf Auslandsunabhängigkeit abgestellte Handelspolitik die Entwicklung zur Planwirtschaft gefördert werde haben sich Hermberg (in der an anderer Stelle dieses Heftes besprochenen Arbeit über Planwirtschaft) und neuerdings Colm auseinandergesetzt. Beide sind der Meinung, daß durch die Autarkisierung Machtpositionen verstärkt werden, die die Planwirtschaft im Inland verhindern. Zwar zieht eine Außenhandelsregulierung, die mit Kontingenten usw. arbeitet, binnenwirtschaftliche Eingriffe nach sich, aber hieraus folgt nur „die Entwicklung zu irgendeiner Art von Verbandssozialismus, dem schlimmsten Sozialismus, der sich wohl denken läßt" (Colm). Daß eine sozialistische Wirtschaft auch den Außenhandel in den Bereich ihrer Planung ziehen muß, ist unbestritten. Weitere Literatur über diese Probleme in dem in diesem Heft veröffentlichten Aufsatz über „Autarkie und Planwirtschaft".

Kurt Baumann (Frankfurt a. M.).

Frederick, J. George, *Readings in Economic Planning. The backgrounds, the details, the tendencies in all kinds of Plannings, left and right. The Business Bourse, New York 1932. (XIV u. 359 S.; $ 3.50)*

Laidler, Harry W. (ed.), *Socialist Planning and a Socialist Programm. Introduction by Norman Thomas. Falcon Press. New York 1932. (XIII u. 155 S.; $ 2.—)*

Haan, Hugo, *Das amerikanische Planning. Eine Bewegung für geplantes Wirtschaften in den Vereinigten Staaten dargestellt durch eine Zitatensammlung. 2. verdeutschte und verm. Ausg. C. L. Hirschfeld. Leipzig 1933. (VII u. 115 S.; RM. 3.—)*

Homan, P. T., *Economic Planning: The Proposals and the Literature. In: The Quarterly Journal of Economics. Vol. 47, Heft 1. Cambridge 1932*

Böhler, E., *Amerikanische Planwirtschaftsprojekte. In: Industrielle Organisation. I. Jg., Heft 1. Zürich 1932*

Hermberg, Paul, *Planwirtschaft. Verlagsges. des Allg. Dt. Gewerkschaftsbundes. Berlin 1933. (64 S.; RM. 1.—)*

Weber, Adolf, *Planwirtschaftsliteratur. In: Weltwirtschaftliches Archiv. Bd. 37, Heft 1. Kiel 1933.*

Die in Heft 3 des 1. Jahrgangs dieser Zeitschrift veröffentlichte Übersicht über Planwirtschaftsliteratur möge — wiederum ohne Anspruch auf Vollständigkeit — durch einige Hinweise ergänzt werden. Die amerikanische Planwirtschaftsdiskussion hat sich in der letzten Zeit sehr verbreitert. Sie wird neuerdings stark genährt — vielleicht mehr zu ihrem Nachteil — durch die sog. „Technocracy" Bewegung. Frederick versucht nach einer Skizze der „Backgrounds" der Planbewegung und einiger Bemerkungen über die tatsächliche Wirtschaftslage in USA. (in der S. 91 eine interessante Aufstellung Dewhursts über die notwendigen statistischen Unterlagen für Wirtschaftsplanung zitiert wird) eine Typologie der Einstellung zur Planwirtschaft überhaupt von den Kommunisten bis zu den Vertretern eines extremen „laissez faire". Diese Typologie ist im wesentlichen politisch orientiert und ordnet den einzelnen Gruppen stets auch eine bestimmte allgemein-politische Stellungnahme zu Demokratie usw. zu. Für F. selber ist am wichtigsten die Mittelgruppe, die er in eine „conservative left group" (Soule) und eine „liberal right group" (vor allem Swope) einteilt. Das Buch stellt im wesentlichen eine Interpretation und Unterstützung des Swopeplans dar, also eines Typus kapitalistischer Planwirtschaft unter Betonung der Unternehmerinitiative und möglichster Einschränkung zentraler Planung. In diesem Sinne sind auch die den zweiten Teil des Werkes bildenden Abschnitte über „Capitalistic and Economic Planning", „The Russian Planning Experiment" und „American Economic Planning Proposals" gehalten. Der letzte Abschnitt gibt in kurzen Zügen eine Fülle von „Plänen" und sehr ausführlich den Swopeplan und seine Kritiken wieder. Das Buch hat dokumentarischen Wert, bringt aber keine wesentliche Vertiefung der amerikanischen Planningdiskussion.

Ähnliches gilt auch von dem von Laidler herausgegebenen interessanten Sammelband sozialistischer Autoren. Eine Reihe dieser Beiträge

ist schon in früher hier besprochenen Büchern erschienen. In dem ersten Abschnitt werden kapitalistische und sozialistische Planung gegenübergestellt, darauf folgt ein Abschnitt „Socialist Planning in Industry and Politics", der entweder nur politische oder nur partielle ökonomische Fragen, niemals aber grundsätzliche Probleme der Planwirtschaft überhaupt diskutiert. Den Abschluß bildet Teil III: „Roads to Socialism", aus dem ein Aufsatz von Norman Thomas„ The Challenge of Peaceful Revolution" hervorgehobens sei.

Die deutsche Ausgabe des Haanschen Überblicks über das amerikanische Planning ist gegenüber der amerikanischen (vgl. S. 381 f. des ersten Jahrgangs dieser Zeitschrift) um die Wiedergabe mehrerer neuer Pläne und eine für die deutschen Leser sehr geeignete Einführung, einen Anhang und ein kritisches Nachwort bereichert. Unter den Zusätzen ist die sehr ausführliche Inhaltsangabe von Soules in dieser Zeitschrift schon gewürdigtem Buche „A Planned Society" besonders zu begrüßen.

In dem Artikel von Homan werden außer den bereits zitierten Schriften eine Reihe anderer Publikationen mehr oder minder scharf kritisiert. Auch H. teilt die Pläne in Unternehmer- und sozialreformerische Pläne. Er hebt nicht nur die großen Unterschiede zwischen den einzelnen Autoren hervor, sondern ganz allgemein auch ihren Mangel an ökonomisch-theoretischer Fundiertheit. Die in vielen wesentlichen Punkten sehr treffende Kritik wird allerdings dem Souleschen Buch und auch dem „Long-Range-Planning" kaum gerecht.

Die Studie Böhlers über die amerikanische Planningbewegung gibt eine Darstellung und Gruppierung und bemängelt vor allem ebenfalls die konjunktur- und allgemein preistheoretischen Grundlagen. B. hält weder die Verwirklichung des Swope-Plans noch der sozialreformerischen Vorschläge für wahrscheinlich und kommt zu dem Ergebnis, daß die amerikanische Planwirtschaftsliteratur vor allem in der theoretischen Klärung der Grundfragen der deutschen noch ziemlich unterlegen sei. Dies dürfte in der Tat zutreffen, zumal hinsichtlich der Arbeiten von Heimann und Landauer, die nach wie vor das theoretische Niveau bestimmen, wenngleich auch sie der liberalen und innersozialistischen Kritik ausgesetzt sind. Über den Versuch Hermbergs, mit seinen Aufsätzen in der Zeitschrift „Die Arbeit" das Bild einer sozialistischen Planwirtschaft mit weitgehender Zurückdrängung der marktwirtschaftlichen Elemente zu zeichnen, wurde schon berichtet. Diese Aufsätze sind jetzt erweitert als Buch erschienen. Die Schwäche dieser viele außerordentlich wichtige Gesichtspunkte wirksam herausarbeitenden Schrift liegt vor allem im dritten, der Auseinandersetzung mit Heimann gewidmeten Abschnitt über die Wirtschaftsrechnung.

Weber bespricht in seiner ebenso loyalen wie lesenswerten Kritik vom liberalen Standpunkt aus die Schriften von Landauer, Heimann, Dobretsberger u. a. Gerhard Meyer (Frankfurt a. M.).

Dobbert, Gerhard *(Hrsg.), Die rote Wirtschaft. Probleme und Tatsachen. Ost-Europa-Verlag. Königsberg und Berlin 1932. (X u. 283 S.; RM. 6.40)*

Hoetzsch, Otto, *Le caractère et la situation internationale de l'Union des Soviets. Publications de l'Institut Universitaire des Hautes Etudes Internationales, Nr. 5. Kundig. Genève 1932. (105 S.; Schw. Frcs. 6.—)*

Lawton, Lancelot, *An Economic History of Soviet Russia. 2 vols. Macmillan & Co. London 1932. (XVII u. 629 S.; sh. 25.—)*

Lederer, Emil, *Das Problem der russischen Wirtschafts- und Sozialverfassung. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. 68. Bd., Heft 3. Dezember 1932. J. C. B Mohr. Tübingen (28 S.)*

Die vorstehenden vier Arbeiten sind aus der Masse der in letzter Zeit erschienenen Rußlandliteratur angesichts ihrer besonderen Wichtigkeit und insbesondere deswegen herausgegriffen, weil sie nicht Spezialgebiete behandeln, sondern ein mehr oder weniger abgerundetes Bild vor allem der sozialökonomischen Seite der russischen Wirklichkeit und Problematik zu entwerfen suchen.

Das von Gerhard Dobbert herausgegebene Sammelwerk enthält 16 Einzelbeiträge namhafter in- und ausländischer Rußlandkenner, Vertreter der Wissenschaft, Presse und Wirtschaft sowie öffentlicher Stellen. Es stellt sich die Aufgabe, „die Sowjetwirtschaft — im weitesten Sinne des Wortes — darzustellen und zu erklären, Licht und Schatten richtig zu verteilen und dem Leser auf Grund eines wegen der nationalen und persönlichen Verschiedenheit der Autoren vielgestaltigen Bildes zu einem Generalurteil zu verhelfen". Der originelle Versuch ist durchaus gelungen. Auf beschränktem Raum und in entsprechend gedrängter Form bietet das Buch einen höchst instruktiven und allseitigen Einblick in das sowjetrussische Wirtschaftsleben, wertet in sachkundiger Weise das Erreichte und umreißt die der Lösung harrenden Aufgaben. Die einzelnen Aufsätze sind in sich geschlossene, selbständige Monographien und viele von ihnen mustergültig in ihrer Art.

Erwähnt seien vor allem: Auhagens Abhandlung über die Landwirtschaft mit einer ausgezeichneten Analyse der Kollektivierungsaktion; Campbells Studie über Geld, Kredit und Banken, in der namentlich die Kreditreform von 1930 und ihre Auswirkungen auf das Sowjetgeldwesen eingehender besprochen werden; Cleinows Darstellung des Werdeganges und der Lage der ausländischen Hilfe in der UdSSR.; Dobberts Untersuchung über die Finanzwirtschaft, die zu der Schlußfolgerung gelangt, daß „als Mittel zur Erreichung des von ihm angestrebten Endzieles das Finanzsystem der UdSSR. sich bis jetzt durchaus bewährt hat"; Jonas' Schilderung des Werdens und Zustands der Sowjetwirtschaftsorganisation, als deren Charakteristikum er „die Tendenz schärfster Zentralisierung in der Wirtschaftsleitung und, mit zunehmendem Ausbau der Volkswirtschaft, weitgehendster Dezentralisierung und Gliederung in der Wirtschaftsverwaltung" bezeichnet; Justs kompetenter Bericht über Wesen und Aufbau der wirtschaftlichen Information und Presse; Posses Aufsatz über das deutsch-russische Wirtschaftsverhältnis mit einer in ihrer Knappheit sehr anschaulichen Darlegung des Wesens und Entwicklungsgangs der Vertragsbeziehungen zwischen den beiden Ländern; Schmidts Ausführungen über das Bau- und Wohnungswesen, denen die Stellung des Verfassers, eines Mitglieds der Architektengruppe May, einen besonderen Zug verleiht.

Der Schrift Hoetzschs liegt ein Vortragszyklus zugrunde, den der Verfasser im Sommer 1932 am Institut Universitaire des Hautes Etudes Internationales in Genf gehalten hat.

Die sehr objektive und lesenswerte Studie behandelt in knapper, klarer Form die Struktur des Sowjetstaatswesens, die geistig-kulturellen Positionen des Bolschewismus, die nationale und asiatische Politik des Sowjetstaates, die internationale Lage und die Vertragsbeziehungen der Union, die Wirtschaftspolitik des „Stalinismus", die Stellung der UdSSR. in den Verhältnissen der gegenwärtigen Weltwirtschaftskrise. Die außenpolitischen Zusammenhänge werden unter besonderer Berücksichtigung der Frage der Beteiligung der Sowjetunion an den Arbeiten des Völkerbunds und des Problems der Organisation des Friedens dargestellt.

Den „Stalinismus" definiert H. als „die durch einen zentralen und brutalen Willen verwirklichte zentralistische Konzeption der sozialen Organisation und des in jeder Hinsicht autarken Sozialismus". Im engeren ökonomischen Sinne ist darunter „die in Form eines auf dem Staatskapitalismus und dem Gemeineigentum an den Produktionsmitteln begründeten Staatssozialismus organisierte Wirtschaft" zu verstehen. Der von der russischen Politik ständig betonte Wunsch zum Frieden ist nach H.s Überzeugung durchaus aufrichtig zu nehmen, denn „um den Sowjetstaat zielgemäß auszubauen, bedarf man des Friedens um jeden Preis und verfolgt eine ausgesprochen friedliche Politik, die selbst gelegentliche Fehlschläge und Demütigungen mit in den Kauf nimmt". Auf die Dauer wird aber Westeuropa nur dann dem Bolschewismus den Weg versperren können, wenn es seinen Staaten gelingt, „dem Ansturm der Ideen des Ostens ihre eigenen moralischen Kräfte, ihre eigenen Gedanken und ihre eigene schaffende Initiative entgegenzusetzen".

Lawtons umfangreiches Werk will „ein eingehender und objektiver Bericht über die hervorstechenden ökonomischen Gedanken und Ereignisse der russischen Revolution in einer nicht nur Volkswirtschaftlern verständlichen Sprache" sein. Es folgt als zweite umfassende Arbeit des Verfassers über Sowjetrußland seiner vor mehreren Jahren unter dem Titel „The Russian Revolution 1917—1926" erschienenen und von der englischen Kritik sehr günstig aufgenommenen Geschichte der bolschewistischen Revolution.

Das Buch ist vor allen Dingen eine mit großer Sachkenntnis zusammengestellte Chronik des sozialökonomischen Werdegangs der Sowjetunion. Das eigentliche Thema wird durch eine längere Abhandlung über das vorbolschewistische Rußland eingeleitet, in der L. u. a. die revolutionären Strömungen des 19. Jahrhunderts und die theoretisch-taktischen Grundlagen der Revolution schildert. Die Wirtschaftsentwicklung Sowjetrußlands wird unter Gliederung in die vier Hauptphasen: Arbeiterkontrolle und Nationalisierung, Kriegskommunismus, Neue Ökonomische Politik, Fünfjahrplan eingehend Jahr für Jahr beschrieben. Die chronologische Darstellung wird durch die Einschiebung einer ganzen Reihe von Sonderabschnitten unterbrochen, so über das Geldwesen und die Preisverhältnisse, die Kontroversen in der Kommunistischen Partei, das Wohnungs-

wesen, die Lage des Proletariats, die Kapitalakkumulation, die Entwicklung der Landwirtschaft, den Fünfjahrplan.

Lederer stellt in seinem Aufsatz zunächst fest, daß die Voraussetzungen zum Aufbau eines sozialistischen Wirtschaftssystems in Rußland sich seit 1928 in wachsendem Maße konsolidiert haben, und charakterisiert diese Voraussetzungen im einzelnen wie folgt: 1. Rußland ist heute ein Arbeiterstaat. 2. Das Nationalitätenproblem ist in sinnvoller Weise gelöst worden. 3. Die antireligiöse Propaganda hat sich tiefgehend ausgewirkt. 4. Die außenpolitische Stellung erscheint gefestigt. 5. Die materialistische Lehre durchdringt das Denken des Volkes und bedingt eine eigenartige geistige Autarkie.

Die historische Bedeutung des russischen Industrieaufbaus sieht L. namentlich in der Tatsache, daß er nicht auf der Auswertung privatkapitalistischer Impulse beruht. Der Industrialisierungsprozeß trägt hier, bei vorerst wesentlich friedlichen Zielen, die Züge einer kriegerischen Erhebung angesichts der Maßlosigkeit der in ihm wirkenden nationalen Energien. Das fieberhafte Tempo und die Überspannung der Zielsetzung scheinen notwendig, da das russische Volk für eine methodische, langwährende Massenleistung noch kaum zu gewinnen sei. L. bezeichnet den gegenwärtigen russischen Wirtschaftsaufbau als einen sozialistischen, weil die Produktionsmittelunterlage für die ausgedehnteste Erzeugung von Verbrauchsgütern hier nicht als privates kapitalistisches Eigentum, sondern zur Verfügung der Gesamtheit geschaffen wird. Da die Gesamtheit Subjekt der Produktion und ihrer Erweiterung ist, darf man die russische Wirtschaft auch bereits als Planwirtschaft ansehen. Noch keine Planwirtschaft ist sie allerdings insofern, als von einer gleichmäßigen Ausgestaltung aller Produktionszweige und einer wohlabgewogenen Befriedigung aller Bedürfnisse vorerst nicht gesprochen werden kann.

Im ganzen gibt der Aufsatz in eindringlicher wissenschaftlicher Deutung der Zusammenhänge einen prägnanten Querschnitt durch den Komplex der Motive und Probleme des heutigen wirtschaftlichen und sozialen Geschehens in Rußland. Paul Czechowicz (Genf).

Die Sovet-Union 1917—1932. Systematische, mit Kommentaren versehene Bibliographie der 1917—1932 in deutscher Sprache außerhalb der Sovet-Union veröffentlichten 1900 wichtigsten Bücher und Aufsätze über den Bolschewismus und die Sovet-Union. Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas unter Mitarbeit von Raissa Bloch u. a. bearbeitet von Klaus Mehnert. Ost-Europa-Verlag. Königsberg u. Berlin 1933. (X u. 186 S.; RM. 4.—)

Die mit großer Sorgfalt aus der Masse der in deutscher, englischer und französischer Sprache erschienenen Literatur über die UdSSR. ausgesuchten Bücher und Zeitschriftenartikel sind in zehn Hauptgruppen (Land und Leute, Geschichte und Politik, Wirtschaft, Recht, Kultur und Leben, Armee, Hilfsmittel, Die Emigranten, Angelsächsische Sovetliteratur, Französische Sovetliteratur) und 169 Untergruppen sehr übersichtlich eingeordnet. Die den wichtigeren Publikationen beigegebenen kurzen Inhaltsangaben bemühen sich um größte Objektivität. Das Buch

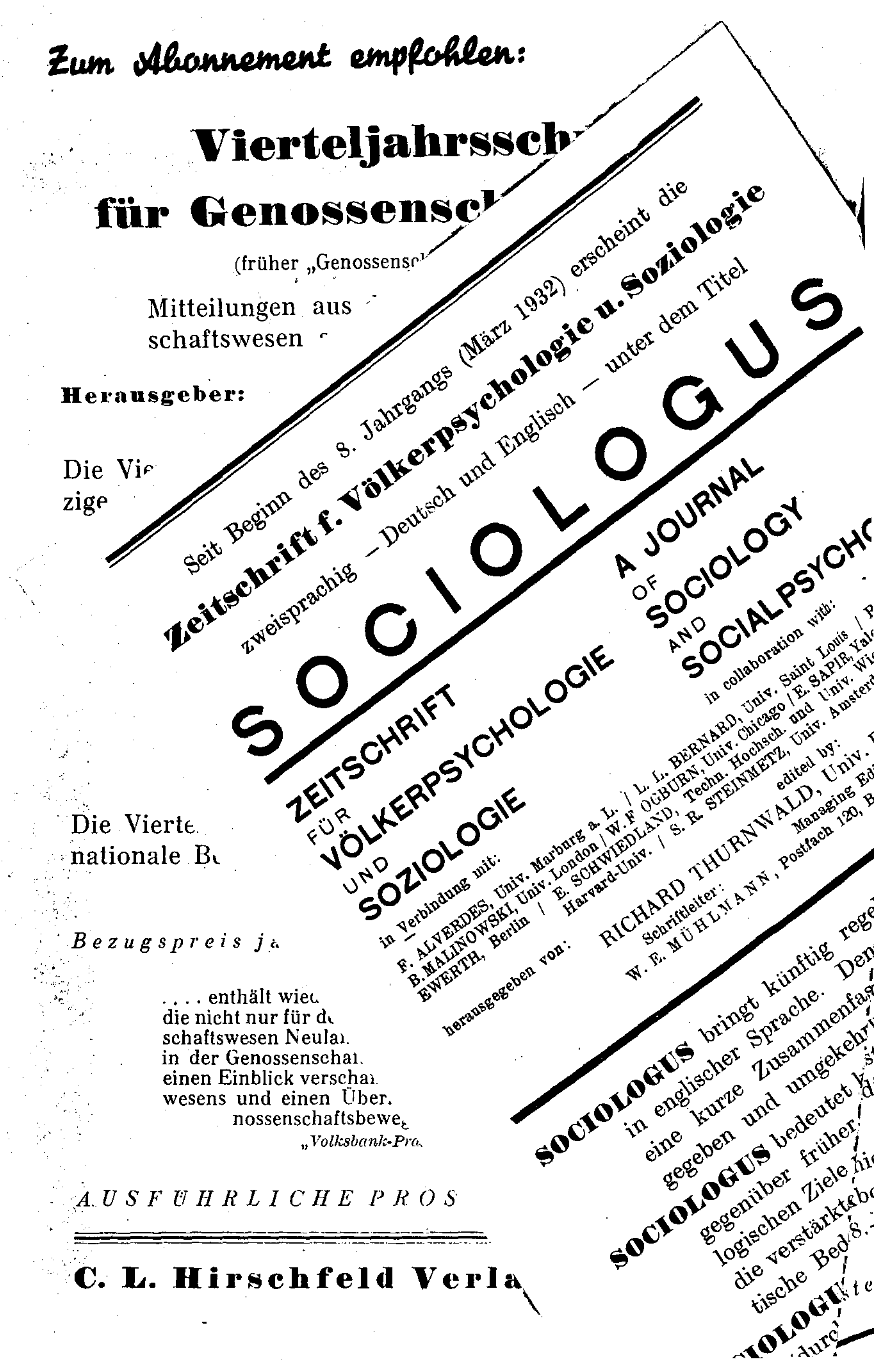
ist eine ausgezeichnete bibliographische Leistung und für die Rußlandforschung ein unentbehrliches Hilfsmittel.

Friedrich Pollock (Frankfurt a. M.).

Cole, G. D. H., *British Trade and Industry Past and Future. Macmillan and Co. London 1932. (XXIV u. 466 S.; sh. 16.—)*

Die Bedeutung des Buches darf nicht im rein Wissenschaftlichen gesehen werden, sondern in seiner politischen Zielsetzung. G. D. H. Cole gehört zu den maßgebenden Beratern der Trade Unions und macht hier den Versuch, die in der Zeit der Hochkonjunktur ausgebildeten reformistischen Vorstellungen in die Krise hinüberzuretten. Nach einer Skizze der britischen Wirtschaftsgeschichte von der industriellen Revolution bis zur Gegenwart untersucht er die Ursachen der Weltkrise: die Wurzel des Übels scheint ihm in dem unzureichenden Ausmaß der Lohnsteigerungen in der Epoche der Hochkonjunktur zu liegen — der Feind jeder Konjunkturtheorie, als der sich C. im ersten Kapitel bekennt, vertritt hier unerwartet eine ganz einfache Form der Unterkonsumtionstheorie. Die Krise sei dann weiterhin verschärft durch eine falsche monetäre Politik, die internationale Verschuldung, den wirtschaftlichen Nationalismus und vor allem den Lohnabbau. Aus diesen Feststellungen ergeben sich dann die bekannten krisenpolitischen Forderungen, die von den Trade Unions vertreten werden. Man ist überrascht, im letzten Kapitel „The parting of the ways" einen Hymnus auf die Planwirtschaft der Sowjetunion sowie die Forderung zu finden, daß schließlich auch einmal England zu einer sozialistischen Planwirtschaft gelangen müsse.

Franz Hering (Berlin).



Zum Abonnement empfohlen:
Vierteljahrssch
für Genossensc
(früher „Genossens
Mitteilungen aus
schaftswesen
Herausgeber:
Die Vi
zige
Die Vierte
nationale B
Bezugspreis j
.... enthält wie
die nicht nur für d
schaftswesen Neula
in der Genossenscha
einen Einblick versch
wesens und einen Über
nossenschaftsbewe
„Volksbank-Pr
AUSFÜHRLICHE PROS
C. L. Hirschfeld Verla
Seit Beginn des 8. Jahrgangs (März 1932) erscheint die
Zeitschrift f. Völkerpsychologie u. Soziologie
zweisprachig — Deutsch und Englisch — unter dem Titel
SOCIOLOGUS
ZEITSCHRIFT FÜR VÖLKERPSYCHOLOGIE UND SOZIOLOGIE
A JOURNAL OF SOCIOLOGY AND SOCIALPSYCH
in Verbindung mit:
in collaboration with:
F. ALVERDES, Univ. Marburg a. L. / L. L. BERNARD, Univ. Saint Louis
B. MALINOWSKI, Univ. London / W. F. OGBURN, Univ. Chicago / E. SAPIR, Yale
EWERTH, Berlin / E. SCHWIEDLAND, Techn. Hochsch. und Univ. Wi
Harvard-Univ. / S. R. STEINMETZ, Univ. Amster
herausgegeben von: RICHARD THURNWALD, Univ.
edited by:
Schriftleiter: W. E. MÜHLMANN, Postfach 120,
Managing Ed
SOCIOLOGUS bringt künftig rege
in englischer Sprache. Den
eine kurze Zusammenfa
gegeben und umgekehr
SOCIOLOGUS bedeutet
gegenüber früher
logischen Ziele
die verstärkte
tische Bed

Psychologie:

Soziale Bewegung und Sozialpolitik:

Spezielle Soziologie:

Ökonomie:

Alle Sendungen **redaktioneller** Art (**Manuskripte, Rezensionsexemplare, Tauschexemplare**) sind **ausschließlich** zu richten an die **Redaktion der Zeitschrift für Sozialforschung, Frankfurt a. M., Viktoria-Allee 17,** alle Sendungen **geschäftlicher** Art **nur** an den Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig C 1, Hospitalstr. 10.

Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich: im März, Juli und November. Der Preis des Jahrgangs — einschließlich der Einbanddecke, die kostenlos geliefert wird — beträgt RM. 18.—, Einzelhefte kosten RM. 6.—.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Leo Löwenthal (Frankfurt a. M.)

DRUCK VON A. HEINE G. M. B. H., GRÄFENHAINICHEN

Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang II 1933 Heft 2

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

INHALT.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

Vorwort.

Dass dieses Heft der Zeitschrift nicht mit grösserer Verspätung herauskommt, ist das Verdienst ihres neuen Verlags. Die Librairie Félix Alcan hat es ihr ermöglicht, als wissenschaftliches Organ in deutscher Sprache weiter zu erscheinen. Die Redaktion ist in die Genfer Zweigstelle des Instituts für Sozialforschung, die als unabhängige Forschungsanstalt weiterbesteht, verlegt worden. Sie schuldet diesem Verlag, der in der ganzen Welt um seiner kulturellen Traditionen willen geachtet ist, besonderen Dank dafür, dass er die Zeitschrift bei sich aufgenommen hat. Das Institut für Sozialforschung wird sich auch weiterhin bemühen, die Theorie der Gesamtgesellschaft und ihre Hilfswissenschaften zu fördern. Sein Mitarbeiterkreis, der sich aus jungen Gelehrten verschiedener Fächer zusammensetzt, erblickt in der Theorie einen Faktor zur Verbesserung der Wirklichkeit. Das begreifende Denken hat für die gesellschaftlichen Mächte keineswegs die gleiche Bedeutung : manchen unter ihnen gilt es mit Recht als schädlicher Ballast; die vorwärts strebenden Kräfte der Menschheit aber werden seiner nicht entraten können.

September 1933.

Max Horkheimer,
Professor der Sozialphilosophie.

Materialismus und Moral.

Von

Max Horkheimer.

Dass die Menschen selbständig die Frage zu entscheiden versuchen, ob ihre Handlungen gut oder böse seien, ist offenbar eine späte geschichtliche Erscheinung. Während ein hoch entwickeltes europäisches Individuum nicht bloss wichtige Entschlüsse, sondern auch die meisten instinkthaften und zur Gewohnheit gewordenen Reaktionen, aus denen sich sein Leben zum grössten Teil zusammensetzt, vor das Licht des klaren Bewusstseins bringen und moralisch bewerten kann, erscheinen die menschlichen Handlungen als umso zwangsmässiger, je früheren geschichtlichen Bildungen ihre Subjekte angehören. Die Fähigkeit, triebhafte Reaktionen moralischer Kritik zu unterziehen und auf Grund individueller Bedenken zu verändern, konnte sich erst mit steigender Differenzierung der Gesellschaft herausbilden. Schon das Autoritätsprinzip des Mittelalters, von dessen Erschütterung die moralische Fragestellung der Neuzeit ihren Ausgang nimmt, ist der Ausdruck einer späten Phase dieses Prozesses. War bereits der ungebrochene religiöse Glaube, welcher der Herrschaft dieses Prinzips vorherging, eine reichlich komplizierte Vermittlung zwischen naivem Erlebnis und triebhafter Reaktion, so bezeichnet das mittelalterliche Kriterium der von der Kirche gutgeheissenen Tradition, dessen ausschliessliche Geltung freilich noch einen stark zwangshaften Charakter trug, bereits einen moralischen Konflikt. Wenn Augustin[1]) erklärt : „Ego vero evangelio non crederem nisi me catholicae ecclesiae commoveret auctoritas", so setzt diese Bekräftigung, wie Dilthey[2]) erkannt hat, bereits den Zweifel im Glauben voraus. Der gesellschaftliche Lebensprozess der neueren Zeit hat nun die menschlichen Kräfte so stark gefördert, dass wenigstens die Mitglieder einzelner Schichten in den fortgeschrittensten Ländern in einem verhältnismässig weiten Bereich ihres Daseins nicht bloss dem Instinkt oder der Gewohnheit folgen, sondern unter mehreren vorgestellten Zielen selbständig zu wählen vermögen. Die Ausübung dieser Fähigkeit geschieht freilich in viel kleinerem Umfang, als gemeinhin

---

1) C. ep. Manich. 6

2) Vgl. Gesammelte Schriften II. Band, Leipzig und Berlin 1921, S. 110 ff.

angenommen wird. Wenn auch die Besinnung über die Technik, die Erwägungen über die Mittel, welche zu einem vorgegebenen Zweck anzuwenden sind, auf manchen Gebieten des gesellschaftlichen und individuellen Lebens sich äusserst verfeinert haben, so pflegen doch die Ziele der Menschen starr festzustehen. Gerade in den Handlungen, welche in ihrer Summe sozial und geschichtlich wichtig sind, verhalten sich die Menschen im allgemeinen ganz typisch, das heisst so, wie es einem bestimmten, für ihre gesellschaftliche Gruppe kennzeichnenden Schema von Beweggründen entspricht. Nur bei nicht lebenswichtigen privaten Angelegenheiten pflegen die Menschen ihre Beweggründe hin und wieder gewissenhaft zu prüfen und ihre intellektuellen Kräfte auf die Zielsetzungen anzuwenden. Immerhin ist innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaftsform, besonders in ihrer Jugend, die Frage nach den richtigen Zielen mit Energie gestellt worden. Als das Prinzip der Autorität erschüttert war und eine bedeutende Anzahl von Individuen die Entscheidung über ihre Lebensführung weitgehend in eigener Hand hatte, entstand das Bedürfnis nach einer geistigen Richtschnur, die bei der Einrichtung des Einzelnen in dieser Welt die Stelle der untergehenden Instanzen einnehmen konnte. Während für die Mitglieder der höheren sozialen Schichten die Gewinnung moralischer Prinzipien deshalb wichtig war, weil sie kraft ihrer Stellung fortwährend eingreifende Entscheidungen zu treffen hatten, die früher durch die Autorität ihnen abgenommen waren, wurde eine rational begründete Moral zur Beherrschung der Massen im Staat umso notwendiger, als eine von ihren Lebensinteressen abweichende Handlungsweise von ihnen gefordert war.

Die idealistischen Philosophen der neueren Zeit sind bestrebt gewesen, diesem Bedürfnis durch die Aufstellung von Grundsätzen zu genügen. Gemäss den Verhältnissen, welche den Menschen seit der Renaissance auf sich selbst anwiesen, suchten sie diese Maximen durch Vernunft, das heisst durch prinzipiell allgemein zugängliche Gründe zu beglaubigen. So verschieden etwa die Systeme Leibnizens, Spinozas und der Aufklärung immer sein mögen, so zeugen sie doch alle von der Bemühung, aus der ewigen Verfassung der Welt und des Menschen ein bestimmtes Verhalten als das ein für allemal angemessene zu begründen. Sie erheben daher Anspruch auf unbedingte Gültigkeit. Die als richtig bezeichneten Masstäbe sind freilich meist allgemein gehalten und geben — abgesehen von einigen materialistischen und kämpferischen Theorien der französischen Aufklärung — nur wenige bestimmte Anweisungen. Das Leben hat in den letzten Jahrhunderten ebenso wie von der Religion auch von der Moral allzuviel Anpassungsfähigkeit verlangt, als dass inhaltlich durchgearbeitete Vorschriften auch nur den

Schein von Ewigkeit hätten bewahren können. Selbst moderne Ethiker, die den Formalismus früherer Morallehren entschieden angreifen, weichen darin keineswegs von ihnen ab. „Ethik lehrt nicht direkt, was hier und jetzt geschehen soll, in gegebener Sachlage“, schreibt Nicolai Hartmann[1]), „sondern allgemein, wie dasjenige beschaffen ist, was überhaupt geschehen soll... Ethik schafft eine allgemeine Grundlage, von der aus das Aktuelle objektiv wie aus der Vogelschau gesehen wird“. Die idealistische Moralphilosophie erkauft den Glauben an ihre eigene Unbedingtheit damit, dass sie selbst nicht auf einen geschichtlichen Augenblick bezug nimmt. Sie ergreift keine Partei. Mögen ihre Anschauungen noch so sehr einer Gruppe der geschichtlich miteinander kämpfenden Menschen entsprechen oder zugute kommen, so schreibt sie doch keine Stellungnahme vor. Hartmann erklärt : „Was der Mensch tun soll, wo er vor den ernsten verantwortungsvollen Konflikt gestellt ist, ist eben dieses : nach „bestem Gewissen“ entscheiden, das heisst nach seinem eigenen lebendigen Gefühl der Werthöhe entscheiden...“[2]). Die Ethik „mischt sich nicht in die Konflikte des Lebens, gibt keine Vorschriften, die auf diese gemünzt wären, ist kein Kodex von Geboten und Verboten wie das Recht. Sie wendet sich gerade an das Schöpferische im Menschen, fordert es heraus, in jedem Fall neu zu erschauen, gleichsam zu divinieren, was hier und jetzt geschehen soll“[3]). Die Moral gilt dabei als ewige Kategorie. Ebenso wie die Beurteilung von Sätzen nach Wahrheit und Unwahrheit, von gegenständlichen Gebilden nach Schönheit und Hässlichkeit zum menschlichen Wesen gehöre, soll auch die Beurteilung von Charakteren und Handlungen, ob sie gut oder böse seien, immer möglich sein. Trotz der heftigsten Diskussionen über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer ewigen Moral verstehen sich die neueren Philosophen über ihren Begriff. Die Wandelbarkeit des Inhalts, das Angeborensein einzelner Sätze wird behauptet und bestritten, aber die Fähigkeit zum moralischen Werturteil gilt in der Regel als ein der theoretischen Erkenntnis mindestens ebenbürtiger Grundzug der menschlichen Natur. Eine neue Kategorie von Tugend ist seit der Renaissance in die Philosophie gekommen : die moralische Tugend. Sie hat weder mit den ethischen Vorstellungen der Griechen, die den besten Weg zur Glückseligkeit betrafen, noch mit der religiösen Ethik des Mittelalters viel gemein. Obgleich Verbindungen zwischen ihr und diesen Erscheinungen

---

[1]) Ethik, Berlin und Leipzig 1926, S. 3.
[2]) A. a. O., S. 422.
[3]) A. a. O., S. 3 f.

bestehen, hat das neuere Moralproblem in den Grundzügen der bürgerlichen Ordnung seine Wurzeln. So wie manche wirtschaftlichen Elemente dieser Ordnung sich auch in früheren Formen der Gesellschaft finden, treten gewiss auch Züge dieses Problems in ihnen auf; es selbst kann jedoch nur aus der allgemeinen Lebenssituation der jetzt zu Ende gehenden Epoche verstanden werden.

In Kants Formulierung des kategorischen Imperativs kommt die Moralvorstellung des Bürgertums zum reinsten Ausdruck. „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde[1]." Handlungen, welche diesem Prinzip entsprechen und unmittelbar um seinetwillen geschehen, unterscheiden sich nach Kant von allen übrigen durch die Eigenschaft der Moralität. Er selbst hat erklärt, worin „das spezifische Unterscheidungszeichen"[2]) dieses Imperativs von allen anderen Regeln des Handelns zu suchen sei: in der „Lossagung von allem Interesse". Mag auch die Vernunft selbst an moralischen Handlungen ein reines und unmittelbares Interesse nehmen[3]), so geschehen sie doch nicht aus Interesse am Gegenstand, nicht aus Bedürfnis. Das Handeln aus Pflicht wird dem aus Interesse entgegengesetzt. Die Tugend besteht zwar nicht darin, dass entgegen den individuellen Zwecken, aber darin, dass unabhängig von ihnen gehandelt werde. Der Mensch soll sich von seinem Interesse freimachen.

Kants Ansicht wurde bekanntlich von den verschiedensten Richtungen, unter anderem von Schiller und Schleiermacher, bekämpft. Interesseloses Handeln wurde sogar für unmöglich erklärt. „Was ist ... ein Interesse anderes als die Einwirkung eines Motivs auf den Willen. Wo also ein Motiv den Willen bewegt, da hat er ein Interesse: wo ihn aber kein Motiv bewegt, da kann er wahrlich so wenig handeln, als ein Stein ohne Stoss oder Zug von der Stelle kann", sagt Schopenhauer[4]). Gewiss wollte Kant unter dem moralischen Handeln keines ohne Motiv verstanden wissen, wenn er auch das Handeln aus Interesse als das natürliche Gesetz des Menschen angesehen hat. Die moralische Triebfeder liegt dagegen in der Achtung vor dem Sittengesetz. Aber das eine hat Schopenhauers Kritik, die er durch die Ausführung seiner eigenen

---

[1]) Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, II. Abschn., Akademie-Ausgabe, Bd. 4, S. 421.

[2]) a. a. O. S. 431.

[3]) a. a. O. S. 448 ff.

[4]) Grundlage der Moral, Sämtl. Werke, herausgegeb. v. Deussen, 3. Bd., München 1912, S. 635.

Ethik ins Positive wandte, richtig getroffen : die wirklichen Gründe seines Tuns bleiben dem im Kantschen Sinn moralisch Handelnden verborgen. Weder ist ihm bekannt, warum das Allgemeine über dem Besonderen stehen soll, noch wie im Einzelfall der Einklang richtig herzustellen ist. Der Imperativ, der „von selbst im Gemüte Eingang findet und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt[1])“, lässt das Individuum in einer bestimmten Unruhe und Unklarheit. In seiner Seele spielt sich ein Kampf zwischen dem persönlichen Interesse und der vagen Vorstellung des Gesamtinteresses, zwischen individueller und allgemeiner Zweckmässigkeit ab. Doch ist nicht zu ersehen, wie eine vernünftige Entscheidung nach Kriterien zwischen beiden möglich sei. Es entsteht eine unendliche Reflexion und fortwährende Bekümmerung, die grundsätzlich nicht zu überwinden ist. Weil diese Problematik, die sich im Innern der Menschen abspielt, notwendig aus ihrer Rolle im gesellschaftlichen Lebensprozess hervorgeht, ist die Kantische Philosophie, als ihr getreuer Spiegel, ein vollendeter Ausdruck ihrer Zeit.

Die Besinnung auf die Struktur der bürgerlichen Ordnung lässt die Grundlage des in Rede stehenden seelischen Zustands leicht erkennen. Das gesellschaftliche Ganze lebt durch Entfesselung der Eigentumsinstinkte aller Einzelnen. Indem sie sich um Gewinn, Erhaltung und Vermehrung von eigenem Besitz bekümmern, wird es erhalten. Jedem ist anheim gegeben, für sich zu sorgen, so gut er kann. Weil er dabei aber notwendig leisten muss, was andere brauchen, setzen sich mittels der scheinbar selbständigen, das eigene Wohl bezweckenden Tätigkeiten die Bedürfnisse der Allgemeinheit durch. Der Sachverhalt, dass in dieser Ordnung die Produktion der gesamtgesellschaftlichen Existenz mit dem Streben der Subjekte nach Besitz zusammenfällt, hat ihren psychischen Apparat geprägt. In allen Perioden haben sich die Menschen ihrem ganzen Sein nach an die Lebensbedingungen der Gesellschaft angepasst ; eine Folge dieser Anpassung in der neueren Zeit ist, dass die menschlichen Kräfte sich auf Beförderung des individuellen Vorteils einstellen. Weder das Gefühl des Individuums noch sein Bewusstsein, weder die Form seines Glücks noch seine Vorstellung von Gott entziehen sich diesem das Leben beherrschenden Prinzip. Selbst in den feinsten und scheinbar entferntesten Regungen der Person macht sich die Funktion noch geltend, welche sie in der Gesellschaft ausübt. Der ökonomische Vorteil ist in dieser Epoche das natürliche Gesetz, unter dem das individuelle Leben steht. Diesem natürlichen Gesetz der Einzelnen hält der

[1]) Kritik der praktischen Vernunft, Ausg. v. 1788, S. 154, Ak.-Ausg. Bd. 5, S. 86.

kategorische Imperativ das „allgemeine Naturgesetz“, das Lebensgesetz der menschlichen Gesellschaft als ein Richtmass vor. Dies wäre sinnlos, wenn die besonderen Interessen und die Bedürfnisse der Allgemeinheit nicht höchst ungenau, sondern mit Notwendigkeit ineinander griffen. Dass dies aber nicht geschieht, ist der Mangel der bürgerlichen Wirtschaftsform : Zwischen dem freien Wettbewerb der Individuen als dem Mittel und der Existenz der Gesamtgesellschaft als dem Vermittelten besteht keine vernünftige Beziehung. Der Prozess vollzieht sich nicht unter der Kontrolle eines bewussten Willens, sondern als Naturvorgang. Das Leben der Allgemeinheit ergibt sich blind, zufällig und schlecht aus der chaotischen Betriebsamkeit der Individuen, der Industrien und der Staaten. Diese Irrationalität drückt sich in dem Leiden der Mehrzahl aller Menschen aus. Der Einzelne, ganz von der Sorge um sich selbst und das „Seine“ in Anspruch genommen, fördert daher das Leben des Ganzen nicht bloss ohne klares Bewusstsein, sondern er bewirkt durch seine Arbeit ausser dem Glück der anderen auch noch ihr Elend ; nie kann es ganz offenbar werden, inwieweit und für welche Individuen seine Arbeit das eine oder das andere bedeutet. Der Gedanke an die Allgemeinheit lässt sich in kein eindeutiges Verhältnis zur eigenen Arbeit bringen. Dieses Problem, das nur die Gesellschaft selbst durch planmässige Einbeziehung jedes Mitglieds in ihren bewusst geleiteten Arbeitsprozess vernünftig lösen könnte, taucht in der bürgerlichen Epoche als Konflikt im Innern ihrer Subjekte auf.

Bei der Befreiung des Individuums aus den übergreifenden Einheiten des Mittelalters hat es zwar das Bewusstsein von sich als einem selbständigen Wesen erhalten. Dieses Selbstbewusstsein ist jedoch abstrakt : die Weise, in der jeder Einzelne durch seine Arbeit den Gang der Gesamtgesellschaft mitbewirkt und wiederum von ihm beeinflusst wird, bleibt ganz im Dunkeln. Alle sind an der guten oder schlechten Entwicklung der Gesamtgesellschaft mitbeteiligt, und doch erscheint sie als Naturgeschehen. Die Rolle in diesem Ganzen, ohne die kein Individuum in seinem Wesen zu bestimmen ist, wird nicht gesehen. Jeder hat daher notwendig ein falsches Bewusstsein von seiner Existenz, die er bloss als Inbegriff vermeintlich freier Entschlüsse mit psychologischen Kategorien zu begreifen vermag. Mangels vernünftiger Organisation des gesellschaftlichen Ganzen, dem doch seine Arbeit gilt, kann er sich in seiner wahren Beziehung zu ihm nicht erkennen und weiss von sich nur als einem Einzelnen, den auch das Ganze etwas angeht, ohne dass ihm jemals klar wird, was und wieviel er wirklich durch sein egoistisches Tun an ihm bewirkt. Das Ganze erscheint daher als Mahnung, als Forderung und beunruhigt

im Ruf des Gewissens, im moralischen Bedenken gerade die fortschrittlichen Individuen bei ihrer Arbeit[1]).

Der Materialismus versucht — und zwar nicht bloss so allgemein, wie es soeben angedeutet wurde, sondern den verschiedenen Perioden und Gesellschaftsklassen besonders Rechnung tragend — die wirklichen Verhältnisse aufzuzeigen, aus denen das moralische Problem hervorgeht und die sich, wenn auch in verzerrter Weise, in den moralphilosophischen Lehren spiegeln. Die Idee der Moral, so wie Kant sie formuliert hat, enthält die Wahrheit, dass die Handlungsweise unter dem natürlichen Gesetz des ökonomischen Vorteils nicht zugleich notwendig die vernünftige ist. Sie setzt dem Interesse des Einzelnen nicht etwa das Gefühl oder gar die Rückkehr zum blinden Gehorsam entgegen; weder das Interesse noch die Vernunft wird verlästert, sondern die Vernunft erkennt, dass sie nicht bloss dem natürlichen Gesetz, dem Vorteil des Einzelnen, zu dienen braucht, dann nämlich, wenn sie das Naturgesetz des Ganzen mit in ihren Willen aufnimmt. Der Einzelne kann freilich die Forderung, das Ganze vernünftig zu gestalten, nicht erfüllen. Die Beherrschung des Gesamtprozesses der Gesellschaft durch den Menschen lässt sich nur vollziehen, wenn diese ihre anarchische Form überwindet und sich als reales Subjekt konstituiert, das heisst also durch geschichtliche Tat. Diese entspringt nicht dem Einzelnen, sondern einer Konstellation gesellschaftlicher Gruppen, in deren Dynamik das Gewissen freilich eine wichtige Rolle spielt. Die moralische Unruhe belastet keineswegs bloss die Arbeit der Individuen im Produktionsprozess, ihr gesamtes Dasein wird davon getroffen. Wo immer die Menschen dem Gesetze folgen, das ihnen in dieser Gesellschaft natürlich ist, besorgen sie unmittelbar bloss die Angelegenheiten des Interessensubjekts, das ihren eigenen Namen trägt. Sofern die Vernunft des bürgerlichen Einzelnen über seine Sonderzwecke hinausreicht, sofern er nicht bloss dieser bestimmte X mit seinen privaten Sorgen und Wünschen ist, sondern sich zugleich fragen kann, was ihn diese Sorgen des X, selbst wenn sie unmittelbar sein persönliches Dasein betreffen, eigentlich angehen, sofern er also nicht bloss dieser X, sondern ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft ist, regt sich in ihm der „autonome" Wille, den Kants Gebot formuliert. Fremdes Interesse gilt dabei, wie Kant folgerichtig auseinandersetzt[2]), als

[1]) Die psychologische Theorie des Gewissens, wie sie Freud zum Beispiel in der Schrift „Das Ich und das Es" (Gesammelte Schriften, Wien, Bd. 6, S. 372 ff., bes. S. 381) unternommen hat, ist mit dieser Erklärung durchaus zu vereinbaren. Die Psychologie gibt Auskunft über den Mechanismus, durch welchen der Sinn für Moral sich fortpflanzt und im Individuum feste Wurzeln schlägt. Der Existenzgrund für diesen Mechanismus liegt jedoch tiefer als in der Einzelseele.

[2]) Vgl. z. B. Grundlegung, a. a. O. S. 433.

ebenso zufällig wie das eigene, denn auch das Verhältnis der Bestrebungen des Y zum Leben der Allgemeinheit ist in der Regel für den X nicht durchsichtiger als seines. Wer in der ökonomischen Situation des Bürgers den ganzen Konflikt nicht zu erleben vermag, ist hinter der Entwicklung zurückgeblieben, es fehlt ihm eine Reaktionsform, die zum Menschen dieser Epoche gehört.

Die Moral wird vom Materialismus daher keineswegs etwa als blosse Ideologie im Sinne falschen Bewusstseins verworfen. Sie gilt als menschliche Erscheinung, die während der Dauer des bürgerlichen Zeitalters gar nicht zu überwinden ist. Ihr philosophischer Ausdruck ist jedoch in vieler Hinsicht verzerrt. Vor allem liegt die Lösung des Problems nicht in der Befolgung fest formulierter Gebote. Bei dem Versuch, den Kantischen Imperativ wirklich anzuwenden, stellt sich sogleich heraus, dass damit der Allgemeinheit, um welche der moralische Wille ja bekümmert ist, gar nicht zu helfen wäre. Selbst wenn alle ihm nachkämen, selbst wenn alle in seinem Sinn ein tugendhaftes Leben führten, herrschte dieselbe Verwirrung wie zuvor. Nichts Wesentliches wäre verändert.

Die vier Beispiele, die Kant selbst für moralisches Handeln bringt, setzen diese Ratlosigkeit und Ohnmacht des guten Willens in helles Licht: Im ersten wendet sich ein Verzweifelter im Hinblick auf das moralische Gesetz vom Selbstmord ab. Die Fragwürdigkeit seines Entschlusses ist jedoch so offenkundig, dass der Leser darüber erstaunt, warum Kant nicht ernsthaft auf sie eingeht. Warum sollte ein Mensch, „der durch eine Reihe von Übeln, die bis zur Hoffnungslosigkeit angewachsen ist, einen Überdruss am Leben empfindet[1])“, nicht zugleich wollen können, dass die Maxime dieser Handlung ein allgemeines Gesetz werde? Ist diese Welt nicht vielmehr so beschaffen, dass der Vernünftige die Möglichkeit jenes Auswegs als Trost empfinden muss? Humes Abhandlung über den Selbstmord, in welcher dieser Philosoph sich als wahrer Aufklärer erweist, ist freilich vor der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ veröffentlicht und lange vorher geschrieben worden, sie mutet jedoch wie eine Antwort auf Kants absonderliche Meinung an. „Ein Mensch, welcher sich aus dem Leben zurückzieht“, heisst es dort, „fügt der Gesellschaft kein Leid zu, er hört bloss auf, ihr Gutes zu tun, was, wenn es ein Unrecht ist, ein Unrecht von der geringsten Art ist... Aber man setze den Fall, dass es nicht mehr in meiner Macht steht, das Interesse der Gesellschaft zu fördern, dass ich ihr eine Last bin, dass mein Leben eine andere Person verhindert, der Gesellschaft viel mehr zu nützen: in solchem Fall muss mein Verzicht auf das Leben nicht bloss schuldlos, sondern

[1]) a. a. O., S. 421.

löblich sein. Und die meisten Menschen, welche in die Versuchung kommen, das Dasein zu verlassen, sind in solcher Lage ; diejenigen, welche Gesundheit und Kraft und Ansehen haben, neigen gewöhnlich zur Zufriedenheit mit der Welt"[1]). Wie gewunden erscheint gegen diese Stimme die von Kant angeführte Überlegung, welche von den Gegensätzen in der Gesellschaft keine Notiz nimmt ! Im zweiten Beispiel vermeidet einer, sich durch das falsche Versprechen späterer Rückgabe Geld zu verschaffen. Wenn dies jeder so machen wollte — so lässt ihn Kant moralisch reflektieren —, würde am Ende kein Versprechen mehr ernst genommen. Um das Beispiel zu prüfen, bedürfte es des Wissens, zu welchem Zweck das Geld verwendet werden soll und wie das Verhältnis der beiden Kontrahenten beschaffen ist. Es gibt Fälle, in denen Kant die von ihm als moralisch bezeichnete Lösung nur mit ebenso viel Künstlichkeit zu verteidigen vermöchte, wie er es bei anderer Gelegenheit aus Anlass der Lüge überhaupt versucht hat.[2]) Im dritten Beispiel erweist sich das Absehen von der Wirklichkeit noch verhängnisvoller als im ersten. Ein reicher Mann findet in sich ein Talent, ist aber zu bequem, es auszubilden. Kant meint, er könne unmöglich wollen, dass alle anderen in seiner Lage müssig blieben, und müsse deshalb sich der Mühe unterziehen. Doch entgegen der Ansicht Kants hielte die Vorstellung, dass der Wille des begabten Mannes alle Konkurrenten — wenn solche überhaupt vorhanden sind — auf den Plan riefe, ihn sicher davon ab, sich im entferntesten mit dieser Sache abzugeben. Soll er sich der harten Schule unterziehen, so muss er im Rahmen dieser Konkurrenzgesellschaft gerade wünschen, dass sein Wille nicht zur allgemeinen Regel werde. Das vierte Beispiel handelt von der Wohltätigkeit. Sie wird darin weniger durch die Achtung vor dem Sittengesetz als durch den nicht sehr zugkräftigen Hinweis, dass auch der Reiche ihrer selbst einmal bedürfen könne, zu empfehlen gesucht. Wenn es sich in diesem Beispiel nicht um einen Bettelpfennig, sondern um wirklich verlockende Beträge handeln soll, dann wird der Reiche ganz mit Recht die sichere Gegenwart der fraglichen Zukunft vorziehen. Sollte das Problem aber nicht egoistisch, sondern im Kantschen Sinn moralisch, das heisst im Hinblick auf die Allgemeinheit zur Erörterung stehen, so wird sich die Theorie des Reichen, was für diese gut sei, gar sehr von der des Bettlers unterscheiden : aufrichtigen Herzens wird er grosse Abgaben als schädlich erklären. Geht es gar um Höheres, etwa um

[1]) Hume, Abhandlung über den Selbstmord. Uebers. v. Paulsen, Philos. Bibl. bei Meiner, Leipzig, Bd. 36, 3. Aufl., S. 154.
[2]) Vgl. Ak.-Ausg., Bd. 8, S. 425 ff.

soziale Lasten oder den Arbeitslohn, dann wird es ebenso viele Überzeugungen darüber geben, was zum allgemeinen Gesetz tauge, wie es gesellschaftliche Gruppen gibt.

Damit, dass jeder nach seinem Gewissen handelt, hört weder das Chaos noch das Elend auf, welches daraus hervorgeht. Die formale Anweisung, mit sich selbst im reinen zu bleiben, einen widerspruchslosen Willen zu haben, bildet keine Richtschnur, welche den Grund der moralischen Unruhe beheben könnte. Gibt es eine Schandtat, die nicht schon einmal mit gutem Gewissen begangen worden wäre? Nicht dass die Einzelnen ihr Handeln mit dem Naturgesetz der Allgemeinheit für vereinbar halten, sondern inwieweit es auch in Wirklichkeit damit vereinbar ist, gibt den Ausschlag für das Glück der Menschheit. Die Meinung, dass der gute Wille — ein wie wichtiger Impuls er immer sein mag — das einzig Gute sei, die Bewertung der Handlung bloss nach dem, was sie meint, und nicht auch nach dem, was sie im jeweiligen historischen Augenblick real bedeutet, ist idealistischer Wahn. Von dieser ideologischen Seite des Kantischen Moralbegriffs führt ein unmittelbarer Weg zu der modernen Mystik des Opfers und Gehorsams, die sich sonst nur mit Unrecht auf Kant beruft. Wenn als höchstes Ziel Entfaltung und glückliche Betätigung der in der Allgemeinheit angelegten Kräfte gelten soll, so genügt es keineswegs, auf ein tugendhaftes Innere, auf den blossen Geist, etwa auf Unterdrückung der Eigentumsinstinkte durch Disziplin, zu sehen, sondern darauf, dass die äusseren Veranstaltungen, welche jenes Glück bewirken können, auch wirklich geschehen. Nicht allein, wie die Menschen etwas tun, sondern was sie tun, ist wichtig : gerade wo alles auf dem Spiel steht, kommt es weniger auf die Motive derer an, die dem Ziel nachstreben, als darauf, dass sie es erreichen. Gewiss lassen sich auch Gegenstand und Situation nicht ohne das Innere der handelnden Menschen bestimmen, denn Inneres und Äusseres sind in der Gesamtgeschichte ebenso wie im Leben des Einzelnen Momente vielfältiger dialektischer Prozesse. Aber die in der bürgerlichen Moral herrschende Tendenz, ausschliesslich auf die Gesinnung Wert zu legen, erweist sich, besonders in der Gegenwart, als eine den Fortschritt hemmende Einstellung. Nicht Pflichtbewusstsein, Begeisterung, Opfer schlechthin, sondern Pflichtbewusstsein, Begeisterung, Opfer wofür entscheidet angesichts der herrschenden Not über das Schicksal der Menschheit. Opferbereiter Wille mag freilich im Dienst jeder Macht, auch der rückschrittlichsten, ein gutes Mittel sein; über das Verhältnis, in welchem sein Inhalt zur Entwicklung der Gesamtgesellschaft steht, gibt aber nicht das Gewissen Auskunft, sondern die richtige Theorie.

Bei Kant bildet dieser idealistische Zug, nach welchem die Welt schon in Ordnung sein soll, wenn nur im Geiste alles in Ordnung sei, dieser Mangel an Unterscheidung zwischen Phantasie und Wirklichkeit, durch den die idealistische Philosophie sich als verfeinerte Form des primitiven Glaubens an die Allmacht der Gedanken, das heisst die Zauberei, erweist, bloss eine Seite seiner Lehre. Sie hat auch eine sehr aktive Beziehung zur Wirklichkeit. Der kategorische Imperativ stösst, wie oben zu zeigen versucht wurde, in dieser Gesellschaft von isolierten Einzelnen auf die Unmöglichkeit seiner sinnvollen Verwirklichung. Die Veränderung dieser Gesellschaft ist daher seine notwendige Konsequenz. Mit ihr müsste auch eben dieser Einzelne, an den der Imperativ sich wendet und in dessen Formung er sein einziges Ziel zu haben scheint, verschwinden. Die bürgerliche Moral treibt zur Aufhebung der Ordnung, von der aus sie erst möglich und notwendig ist. Wenn die Menschen so handeln wollen, dass ihre Maxime zum allgemeinen Gesetz taugt, müssen sie eine Ordnung herbeiführen, in der diese Erwägung nicht so fragwürdig bleibt wie in den von Kant genannten Fällen, sondern in der sie wirklich nach Kriterien anzustellen ist. Die Gesellschaft muss dann so beschaffen sein, dass sie ihre eigenen Interessen und zwar aller ihrer Mitglieder auf rationalem Wege feststellt : nur unter dieser Voraussetzung ist es für den Einzelnen, der sich selbst an einem solchen Plan subjektiv und objektiv beteiligt findet, sinnvoll, sein Leben danach einzurichten. Wenn in der modernen Ethik anstatt dieses dynamischen, über die gegebenen Verhältnisse hinausweisenden Zugs von Kants Ansicht gerade ihr negativer entfaltet wird, nämlich der die Veränderung hintertreibende Subjektivismus, so liegt der Grund weniger bei Kant als in der seither abgelaufenen Geschichte.

Die Kantische Lehre enthält zwar den unmöglichen Begriff eines ewigen, an das freie Subjekt ergehenden Gebots, aber sie schliesst zugleich Tendenzen ein, in welchen das Ende der Moral vorweggenommen ist. In ihr kommt der Widerspruch zum Ausdruck, mit dem das Bürgertum während seiner ganzen Epoche behaftet war : es hat eine Ordnung geschaffen und an ihr festgehalten, die zu seinem eigenen Begriff von Vernunft in Spannung steht. Kant behauptet die Absolutheit der Moral und muss notwendig ihre Aufhebung verkünden, sie als vergänglich ansehen. Die Moral beruht auf dem Unterschied von Interesse und Pflicht. Die Aufgabe, beide zu vereinigen, ist der bürgerlichen Gesellschaft von ihren Vorkämpfern gestellt worden, aber kaum die philosophischen Vertreter des „wohlverstandenen Selbstinteresses“ (Bentham) haben gewagt, sie als erfüllt zu erklären. Dies ist in der herrschenden Gesellschaftsform unmöglich, denn in ihr hat die

Menschheit weder Stimme noch Bewusstsein, es sei denn als Theorie, welche die jeweils fälschlich sich als Allgemeinheit aufspreizenden partikularen Interessen und Mächte im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung kritisiert. Dass die Voraussetzung der Moral im bürgerlichen Sinn, der Unterschied von besonderen und allgemeinen Interessen, durch geschichtliche Tat verschwinden könne, ist eine Lehre, die der materialistischen Anthropologie des Bürgertums schon früh geläufig war. Man kann die Menschen, sagt Helvetius[1]), „nur glücklich machen, wenn man ihr persönliches Interesse mit dem allgemeinen vereinigt. Unter Voraussetzung dieses Prinzips ist es offenbar, dass die Moral nur eine eitle Wissenschaft ist, wenn man sie nicht mit der Politik und der Gesetzgebung verschmilzt, woraus ich schliesse, dass die Philosophen, wenn sie sich dabei nützlich erweisen wollen, die Gegenstände vom gleichen Gesichtspunkt aus wie der Gesetzgeber betrachten müssen. Ohne freilich vom gleichen Geist beseelt zu sein. Des Moralisten Sache ist es, die Gesetze zu bezeichnen, der Gesetzgeber sichert ihre Ausführung, indem er ihnen das Siegel seiner Macht aufdrückt." Auch Kant hat die Vereinigung von Glück und Pflicht in einer besseren Gesellschaft für möglich gehalten. Es gibt für ihn „keinen Streit der Praxis mit der Theorie[2])", „die reinen Rechtsprinzipien haben objektive Realität, d. i., sie lassen sich ausführen[3])". Es ist seine Überzeugung, dass die Politik es zu ihrer eigentlichen Aufgabe habe, mit „dem allgemeinen Zweck des Publikums (der Glückseligkeit)"[4]) zusammenzustimmen. Keineswegs dürfen politische Maximen freilich „von der aus ihrer Befolgung zu erwartenden Wohlfahrt und Glückseligkeit eines jeden Staats, also nicht vom Zweck, den sich ein jeder derselben zum Gegenstand macht... ausgehen[5])". Als Allgemeinheit darf sich also weder ein einzelner Staat noch irgendeine Machtgruppe hinstellen. Auf die Übereinstimmung der Einzelinteressen mit denjenigen solcher Partikularitäten kommt es nach Kant in der echten Politik letzten Endes gar nicht an, sondern vielmehr auf die Erreichung des Zieles, dessen Prinzip durch reine Vernunft gegeben ist. Wenn er dieses Ziel nicht als Zustand des grösstmöglichen Glücks, sondern als Verfassung der grössten menschlichen Freiheit nach Gesetzen bestimmen wollte[6]), so hat er doch zwischen dieser Freiheit und jenem Glück keinen Gegensatz

---

[1]) De l'esprit. Œuvres complètes, T. I. London 1780, S. 206.
[2]) Zum ewigen Frieden, Anh. I, Ak.-Ausg., Bd. 8, S. 370.
[3]) a. a. O., S. 380.
[4]) a. a. O., S. 386.
[5]) a. a. O., S. 379.
[6]) Vgl. Kritik der reinen Vernunft. I. Ausg., S. 316. Ak.-Ausg. Bd. 4, S. 316.

gelten lassen, sondern erklärt, dass das eine von selbst aus der anderen folge. Nicht im Hinblick auf die vollkommene Ordnung selbst, sondern im Hinblick auf die Menschen, welche sie erstreben, hat Kant immer den grundsätzlichen Unterschied von Interesse und Pflicht betont. In der als Ziel betrachteten Gesellschaft können die Zwecke eines jeden Individuums mit den Zwecken aller übrigen zusammen bestehen, in ihr wären zwar die Privatzwecke der Einzelnen dem Inhalt nach verschieden, aber es bestünde keine Notwendigkeit der gegenseitigen Behinderung. Das moralische Handeln fiele mit dem natürlichen Gesetz zusammen, führte jedenfalls nicht zum Konflikt mit ihm. Trotz klarer Sätze über die Möglichkeit dieser künftigen Gesellschaft mag Kant über das Mass ihrer Verwirklichung geschwankt haben; bei der Abfassung der Kritik der reinen Vernunft war es seine Überzeugung, dass die Durchführung des Ideals „jede angegebene Grenze übersteigen kann[1]". Er hat gegen die sogenannten staatsklugen Männer, die sich ihrer Praxis rühmen und in Wirklichkeit den herrschenden Gewalten nach dem Munde reden, harte Worte gefunden, weil sie davon sprächen, dass die menschliche Natur die Verbesserung im Sinne der Idee unmöglich mache. Ihnen werde „jede jetzt vorhandene gesetzliche Verfassung und, wenn diese höhern Orts abgeändert wird, die nun folgende immer die beste sein[2]". Der Philosoph beruft sich nicht skeptisch darauf, die Menschen zu kennen, sondern er kennt den Menschen und weiss, „was aus ihm gemacht werden kann"[3]. Es gibt keinen stichhaltigen Einwand der Anthropologie gegen die Überwindung schlechter gesellschaftlicher Verhältnisse. Kants Argumente wider die psychologische Verteidigung des Absolutismus gelten für jede Epoche, in der unter anderen Wissenschaften auch die vom Menschen zum Kampf gegen den Fortschritt ausgenutzt werden. Was Schopenhauer die „Aufstellung eines moralischen Utopiens"[4] genannt hat, die Erfüllung der Moral und zugleich ihre Überwindung ist für Kant keine Illusion, sondern das Ziel der Politik.

Freilich weist auch die Philosophie Kants utopische Elemente auf: sie liegen nicht im Gedanken an eine vollkommene Verfassung, sondern in der undialektischen Vorstellung einer stetigen Annäherung an sie. Nach seiner Überzeugung finden sich alle Bestimmungen der bürgerlichen Gesellschaft als identisch in jenem Endzustand wieder, nur fügen sie sich besser ineinander als in der Gegenwart. Auch Kant verewigt die Kategorie des herrschenden

[1]) a. a. O., S. 317, Ak.-Ausg., S. 202.
[2]) Zum ewigen Frieden, a. a. O., S. 370.
[3]) a. a. O., S. 374.
[4]) Grundlage der Moral, a. a. O., S. 635.

Systems. Die von ihm als Ziel vorgestellte Ordnung wäre wiederum eine solche von selbständig handelnden Personen, aus deren individuell getroffenen Entschlüssen sich freilich die Wohlfahrt des Ganzen reibungslos ergäbe. Dieses Ideal ist in der Tat eine Utopie; wie in jeder Utopie formt der sehnsüchtige Gedanke aus den unveränderten Elementen der Gegenwart ein schönes Bild. Die Übereinstimmung der Interessen aller Einzelnen kann in Kants Utopie bloss als prästabilierte Harmonie, als wohltätiges Wunder verstanden werden. Im Unterschied dazu trägt die Wissenschaft dem Umstand Rechnung, dass die geschichtliche Umwälzung auch die Elemente des früheren Zustands mitverwandelt.

Um den utopischen Charakter der Kantischen Vorstellung von einer vollkommenen Verfassung aufzuheben, bedarf es der materialistischen Theorie der Gesellschaft. Die verschiedenen Interessen des Einzelnen sind ja keine letzten Tatsachen, sie haben ihren Grund nicht in einer unabhängigen psychologischen Konstitution, sondern in den materiellen Verhältnissen und in der realen Gesamtlage der gesellschaftlichen Gruppe, zu der das Individuum gehört. Die schlechterdings unausgleichbare Verschiedenheit der Interessen geht aus der Verschiedenheit der Eigentumsverhältnisse hervor; die Menschen stehen heute gegeneinander als Funktionen verschiedener ökonomischer Potenzen, deren jede den anderen widersprechende Entwicklungstendenzen zeigt. Erst wenn diese gegensätzliche Wirtschaftsweise, deren Einführung einmal einen ausserordentlichen Fortschritt, unter anderem die Entwicklungsmöglichkeit selbstbewusster Menschen bedeutet hat, von einer Lebensform der Gesellschaft abgelöst sein wird, in der das produktive Eigentum nicht bloss der guten Absicht nach, sondern mit vernünftiger Notwendigkeit im allgemeinen Interesse verwaltet wird, hört die Zusammenstimmung der Einzelzwecke auf, als Wunder zu erscheinen. Dann hören aber auch die Individuen auf, bloss Exponenten privater Zwecke zu sein. Jedes ist nicht mehr nur Monade, sondern in Kants Sprache ein „Glied“ der Allgemeinheit.

Dieser Ausdruck, mit dem er ein dynamisches Element im moralischen Phänomen bezeichnet, das über es selbst hinaus auf eine vernünftigere Gesellschaft hinweist, hat in der modernen Soziologie eine traurige Funktion erhalten: er soll die Menschen, die in diesem aus den Fugen geratenen Mechanismus der gegenwärtigen Gesellschaft verzweifeln, dazu antreiben, sich dem partikularen „Ganzen“ blind zu überlassen, in dessen Bereich sie durch Geburt oder Schicksal geraten sind, gleichviel welche Rolle es gerade in der menschlichen Geschichte spielt. Die organologische Wendung wird dabei in einem Sinn verstanden, der Kant genau zuwiderläuft. Anstatt auf ein Zeitalter, in dem die menschlichen Verhältnisse

wirklich durch Vernunft geregelt werden, deutet sie nach zurückliegenden Stufen der Gesellschaft hin, auf denen jeder Vorgang bloss durch Instinkt, Tradition, Gehorsam vermittelt war. Kant benutzt das Bild des Organismus, um das reibungslose Funktionieren der künftigen Gesellschaft anzuzeigen; dabei wird die Rolle des rationalen Denkens nicht im geringsten verneint. Heute dagegen bezeichnet das Bild des Organismus ein System der Abhängigkeit und der ökonomischen Ungleichheit, das sich vor dem gewachsenen kritischen Verstand der Menschen nicht mehr zu rechtfertigen vermag und daher metaphysischer Phrasen bedarf, um sie mit ihm auszusöhnen. Der Organismus wird herbeigezogen, um den durch das Wachstum aller Kräfte fragwürdig gewordenen Tatbestand, dass die einen bloss bestimmen und die anderen bloss ausführen, als ewiges Verhältnis aus der blinden Natur zu begründen : die leidenden Menschen sollen sich heute wie zur Zeit Menenius Agrippas mit dem Gedanken zufrieden geben, dass ihre Rolle im Ganzen ihnen angeboren sei wie den Gliedern die ihre im tierischen Körper. Die sture Abhängigkeit in der Natur wird den Gliedern der Gesellschaft als Beispiel vorgehalten. Entgegen dieser idealistischen Soziologie, die das Unrecht zu beseitigen vermeint, indem sie das steigende Bewusstsein davon durch sogenannte geistige Erneuerung aus den Köpfen zu entfernen trachtet, geht die Tendenz der Kantischen Morallehre auf eine Gesellschaft, in der zwar die sachlichen Verrichtungen aufs feinste gegliedert sind, aber die Entfaltungsmöglichkeiten und das Glück der Individuen keiner Stufenfolge unterworfen und dem Schicksal nicht preisgegeben werden. „Auf dass nicht eine Spaltung im Leibe sei, sondern die Glieder für einander gleich sorgen", wie es auch im Neuen Testament heisst[1]). Bei Kant ist der Organismus gerade durch den Begriff des Zwecks bestimmt. Organisches Geschehen verweist nach ihm stets auf „die Kausalität eines Begriffs[2])", das heisst auf Absicht und Plan.

In der zukünftigen Gesellschaft, wie sie das moralische Bewusstsein intendiert, ergibt sich das Leben des Ganzen wie der Einzelnen nicht bloss als natürlicher Effekt, sondern als Wirkung von vernünftigen Entwürfen, die dem Glück der Individuen in gleicher Weise Rechnung tragen. An die Stelle des blinden Mechanismus der ökonomischen Kämpfe, welche gegenwärtig das Glück und für den grösseren Teil der Menschheit das Unglück bedingen, tritt die zweckmässige Anwendung des unermesslichen Reichtums an menschlichen und sachlichen Kräften der Produktion. Jedes Individuum soll nach Kant „zwar allgemein gesetzgebend, aber

---

[1]) I. Korinther, Kap. 12, Vers 25.

[2]) Vgl. Kritik der Urteilskraft, §§ 10 u. 64, Ak.-Ausg., Bd. 5, S. 219 f. u. S. 369 ff.

auch diesen Gesetzen selbst unterworfen[1])" sein. „Gesetzgebend" ist es nicht bloss in dem öffentlich-rechtlichen Sinn der formalen Demokratie, sondern so, dass es selbst mit seinen Möglichkeiten in der gesamten gesellschaftlichen Wirklichkeit ebensoviel Rücksicht findet wie alle anderen. Im Sinne Kants gebührt keiner besonderen Ganzheit die Ehre, als absoluter Zweck zu gelten, sondern den Individuen : nur sie haben Vernunft. Die Idee dieser menschenwürdigen Gesellschaft, in der die Moral ihren Grund verliert, hat Kant durch die Analyse des moralischen Bewusstseins aufgewiesen, sie erscheint als seine Forderung und Konsequenz. Hegel hat sie zur Grundlage seiner Philosophie gemacht. Nach ihm besteht die Vernünftigkeit konkret in der Einheit von objektiver und subjektiver Freiheit, das heisst in der Einheit des allgemeinen Willens und der ihre Zwecke verfolgenden Individuen[2]). Freilich hat er diesen Zustand — ähnlich wie seine liberalistischen Lehrer der Nationalökonomie — zu seiner Zeit schon für verwirklicht angesehen. Die Moral als eine vom Interesse unterschiedene menschliche Kraft spielt in seinem System keine grosse Rolle ; ihrer wird nach dieser abschliessenden Geschichtsmetaphysik als vorwärtstreibender Kraft nicht mehr bedurft. Hegels Begriff des Geistes enthält jedoch das gleiche Ideal, das die bürgerliche Welt so wie in der Kantischen Philosophie in allen denkenden Köpfen angelegt hat. Die Theorie seiner Verwirklichung führt von der Philosophie zur Kritik der politischen Ökonomie.

Durch die Erkenntnis, dass Wille und Aufruf zu ihr in der gegenwärtigen Produktionsweise ihre Wurzeln haben und wie andere Lebensformen sich mit ihr verändern, wird die Moral zugleich begriffen und verendlicht. Sie bedeutet in einer Epoche, in welcher die Herrschaft der Eigentumsinstinkte das natürliche Gesetz des Menschen ist und jeder im anderen nach Kants Bestimmung zunächst ein Mittel für seine eigenen Zwecke sieht, die Sorge um die Entfaltung und das Glück des Lebens überhaupt. Auch die Gegner der traditionellen Moral setzen in ihrer Kritik ein unbestimmtes moralisches Gefühl mit solchen Strebungen voraus. Wenn Nietzsche in der Vorrede zur „Genealogie der Moral" sein eigenes Problem klarlegt, so folgt auf die materialistische Frage : „unter welchen Bedingungen erfand sich der Mensch jene Werturteile gut und böse ?" sogleich die moralische : „und welchen Wert haben sie selbst ? Hemmten oder förderten sie bisher das menschliche Gedeihen ? Sind sie ein Zeichen von Notstand, von Verar-

[1]) Grundlegung, a. a. O., S. 433.
[2]) Vgl. u. a. Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 258.

mung, von Entartung des Lebens? Oder umgekehrt, verrät sich in ihnen die Fülle, die Kraft, der Wille des Lebens, sein Mut, seine Zuversicht, seine Zukunft?" Als Masstab gilt hier ebenso die allgemeine Vorstellung der Menschheit wie bei Kant. Freilich hat Nietzsche in einer Periode, in der die Bedingungen für eine gedeihlichere Form ihrer Organisation schon deutlich sichtbar waren, sehr verkehrte Mittel zu ihrer Befreiung empfohlen; seine Forderung an die gegenwärtige Menschheit, sie müsse „ihr Ziel über sich hinauslegen — aber nicht in eine falsche Welt, sondern in ihre eigene Fortsetzung"[1]), trifft ihn selbst, denn seine praktischen Vorschläge beruhen alle auf einer falschen Extrapolation. Aus seiner psychologischen Erforschung der Individuen, die unter dem natürlichen Gesetz ihres persönlichen Interesses handeln, hat er geschlossen, dass die allgemeine Erfüllung dessen, wonach sie streben, nämlich Sicherheit und Glück, eine Gesellschaft von Spiessbürgern, die Welt der „letzten" Menschen erzeugen müsste. Er erkannte nicht, dass die ihm verhassten Eigenschaften in der Gegenwart gerade aus dem Mangel an günstigen Bedingungen für die Allgemeinheit hervorgehen. Mit der von ihm gefürchteten Ausbreitung der Vernunft, mit ihrer Anwendung auf die gesamten Verhältnisse der Gesellschaft müssen jene Eigenschaften, die in Wahrheit auf der Zentrierung aller Instinkte um den privaten Vorteil beruhen, umschlagen und die Vorstellungen, ja selbst die Triebe anders werden. Nietzsches Unkenntnis der Dialektik lässt ihn den gleichen „Mangel der Gerechtigkeit" wie Kant voraussehen. „Wäre sie so, wie wir wünschen, so würde alle Moralität sich in Eigennutz verwandeln[2])". Aber wirklich verwandelte sich zugleich der Eigennutz in Moralität, oder vielmehr beide gingen in einer neuen, dem vernünftigeren Zustand entsprechenden Form des menschlichen Interesses auf. Nietzsches Geschichtstheorie geht fehl; er legt das Ziel, wenn auch nicht in eine jenseitige, so doch in eine verkehrte Welt, weil er die Bewegung der gegenwärtigen aus Unkenntnis der ökonomischen Gesetze missversteht. Seine eigene Moral enthält jedoch dieselben Elemente wie die von ihm bekämpfte. Er wütet gegen sich selbst.

Auch nach Bergson enthält die Moral den Gedanken an den Fortschritt der Menschheit. „...de la société réelle dont nous sommes nous nous transportons par la pensée à la société idéale, vers elle monte notre hommage quand nous nous inclinons devant la dignité humaine en nous, quand nous déclarons agir par respect

---

[1]) Aus dem Nachlass. Werke, Taschenausg. Leipzig, Bd. 7, S. 488.
[2]) Kant, Reflexionen zur Metaphysik. Handschriftlicher Nachlass, Ak.-Ausg., Bd. 18, S. 454.

de nous-mêmes[1])". Die Moral hat nach ihm zwei Seiten : eine „natürliche", die aus der Anpassung der Gesellschaft an ihre Lebensbedingungen hervorgeht — sie besteht in den zu Gewohnheiten verfestigten, sozial zweckmässigen Reaktionen, welche den Mitgliedern von primitiven Stämmen und von zivilisierten Nationen ähnlich zu eigen sind wie den Exemplaren tierischer Verbände — und eine in Wahrheit menschliche Seite, den „élan d'amour". Er enthält in sich „le sentiment d'un progrès"[2]) und geht nicht mehr bloss auf die Erhaltung und Sicherung des partikularen Verbands, zu dem das Individuum zufällig gehört, sondern auf die Menschheit. Der Unterschied beider Seiten, deren eine als „pression sociale" und deren andere als „marche en avant" erscheint, ist kein anderer als der zwischen dem natürlichen Gesetz und der Achtung vor der Humanität bei Kant. Der Blick Bergsons reicht heute noch tief genug, um den Unterschied von öffentlich geachtetem Gefühl und nach vorwärts weisender Moral zu treffen. Die „tendances innées et fondamentales de l'homme actuel[3])" gehen auf Familie, Interessenverband, Nation, sie schliessen die mögliche Feindschaft von Gruppe zu Gruppe notwendig ein. Zu dieser zweckvollen Liebe gehört der Hass, keineswegs zur Solidarität des nach vorwärts gerichteten moralischen Gefühls. „C'est qu'entre la nation, si grande soit-elle, et l'humanité, il y a toute la distance du fini à l'indéfini, du clos à l'ouvert[4])". Ebenso wie Nietzsche verliert freilich Bergson bei der Frage, wie die von der echten Moral vorgezeichnete ideale Gesellschaft zu verwirklichen sei, welche gegenwärtigen Mächte ihr entgegenarbeiten und wer sie verkündet und sich für sie einsetzt, die Schärfe seines Blicks. Er wiederholt hier die Theorie der Heroen, „dont chacun représente, comme eût fait l'apparition d'une nouvelle espèce, un effort d'évolution créatrice[5])". Nach altem Aberglauben sollen sie nur einzeln und zu Beginn langer Zeiträume aufstehen, sie seien äusserst selten. In der Gewissheit ihrer Seltenheit vergisst Bergson allerdings zu fragen, ob heute dieser Helden der „société idéale" nicht am Ende viele existierten und im Kampfe stünden, ohne dass die Philosophen von ihnen eine andere Kenntnis nähmen als jene, die der „geschlossenen Seele" eigentümlich ist. In diesem Vergessen, in der Gleichgültigkeit gegenüber den irdischen Kämpfen um jene Gesellschaft, die in der Moral gedanklich vorweggenommen wird, in der mangelnden Verbindung mit den nach vorwärts treibenden

---

[1]) Les deux sources de la morale et de la religion. Paris, 1932, S. 66.
[2]) a. a. O., S. 48.
[3]) a. a. O., S. 54.
[4]) a. a. O.
[5]) a. a. O., S. 98.

Kräften liegt das Stück Unmoral, wie es gegenwärtig auch in der echten Philosophie zu entdecken ist.

Der Materialismus sieht in der Moral eine Lebensäusserung bestimmter Menschen und versucht sie aus den Bedingungen ihres Entstehens und Vergehens zu begreifen, nicht um der Wahrheit an sich willen, sondern im Zusammenhang mit bestimmten geschichtlichen Antrieben. Er versteht sich selbst als die theoretische Seite der Anstrengungen zur Abschaffung des vorhandenen Elends. Die Züge, die er an dem historischen Phänomen der Moral bezeichnet, treten für die Betrachtung nur unter der Voraussetzung eines bestimmten praktischen Interesses hervor. Der Materialismus vermutet hinter der Moral keine überhistorische Instanz. Die Angst, welche moralische Vorschriften — seien sie auch noch so sehr spiritualisiert — von ihrer Abkunft aus religiöser Autorität her noch mit sich führen, ist ihm fremd. Die Folgen aller menschlichen Handlungen verlaufen ausschliesslich in der raum-zeitlichen Welt. Soweit sie in dieser nicht auf ihren Urheber zurückwirken, hat er nichts von ihnen zu fürchten. Selbst der Glanz, mit dem die Philosophen wie die öffentliche Meinung überhaupt das „ethische" Handeln umkleiden, alle Argumente, durch die sie es empfehlen, halten vor der Vernunft nicht stand. Die moderne „Wertforschung" von Scheler und Hartmann hat mit der Meinung, man könne das „Feld der eigentlichen Werte"[1]) ähnlich wie ein anderes Sachgebiet erforschen, nur eine andere Methode zur Lösung einer unmöglichen Aufgabe eingeschlagen : der Begründung von Handlungsweisen aus blosser Philosophie. Die Behauptung einer Wissenschaft von „Struktur und Ordnung des Wertreiches" stellt notwendig den Versuch einer solchen Verkündigung von Geboten dar. Denn auch wenn dieses Wissen als „noch ganz im Stadium des Suchens und Tastens steckendes"[2]) bezeichnet wird, so haftet doch an allen Werten, die der Ethiker aufzuweisen strebt, ein „Sollensmoment"[3]), das sich in bestimmten Fällen „in das Tunsollen des Subjekts"[4]) umsetzt. Trotz der Erklärung, dass die Entscheidung stets im Gewissen des Subjektes liege, trotz der Allgemeinheit, die ja zum Wesen der philosophischen Morallehre hinzugehört, wird behauptet, dass Rangunterschiede bestünden, denen das Verhalten gemäss sein soll : „so ist z. B. Nächstenliebe im Wertcharakter höher als Gerechtigkeit, Fernstenliebe höher als Nächstenliebe, persönliche Liebe aber (wie es scheint) höher als beide. Ebenso steht Tapferkeit höher als Beherrschung,

---

[1]) Hartmann, Ethik a. a. O., S. 43.
[2]) a. a. O., S. 227.
[3]) a. a. O., S. 154
[4]) a. a. O., S. 163.

Glaube und Treue höher als Tapferkeit, schenkende Tugend und Persönlichkeit wiederum höher als diese“[1]). Solche Behauptungen, deren Inhalt übrigens infolge der seit Kant stark rückschrittlich gewordenen Funktion der Philosophie nur sehr weitläufig mit dem moralischen Gefühl zusammenhängt, haben Gebotscharakter wie der kategorische Imperativ. Sie sind der mystifizierte Ausdruck von seelischen Tatbeständen, in denen freilich „pression sociale“ und „élan d'amour“ eine schwer zu analysierende Verbindung eingegangen sind. Es gibt kein ewiges Wertreich. Bedürfnisse und Wünsche, Interessen und Leidenschaften der Menschen ändern sich im Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Prozess. Psychologie und andere Hilfswissenschaften der Geschichte haben sich zur Erklärung der jeweils anerkannten Werte und ihres Wandels zu vereinigen.

Verbindliche moralische Gebote bestehen nicht. Der Materialismus findet keine die Menschen transzendierende Instanz, die zwischen Hilfsbereitschaft und Profitgier, Güte und Grausamkeit, Habgier und Selbsthingabe unterschiede. Auch die Logik bleibt stumm, sie erkennt der moralischen Gesinnung keinen Vorrang zu. Alle Versuche, die Moral anstatt durch den Hinblick auf ein Jenseits auf irdische Klugheit zu begründen — selbst Kant hat, wie die erörterten Beispiele beweisen, dieser Neigung nicht immer widerstanden — beruhen auf harmonistischen Illusionen. Vorerst fallen sie und die Klugheit in den meisten Fällen auseinander. Sie ist keiner Begründung fähig — weder durch Intuition noch durch Argumente. Vielmehr stellt sie eine psychische Verfassung dar. Diese zu beschreiben, in ihren persönlichen Bedingungen und Mechanismen der Fortpflanzung von einer Generation zur anderen verständlich zu machen, ist Sache der Psychologie. Kennzeichnend für das moralische Gefühl ist ein Interesse, das vom „natürlichen Gesetz“ abweicht und nichts mit privater Aneignung und mit Besitz zu tun hat. In der Gegenwart werden fast alle menschlichen Regungen, sei es durch dieses Gesetz, sei es durch blosse Konvention bestimmt. Aus den Definitionen der bürgerlichen Denker geht hervor, dass selbst die Liebe in dieser Periode unter der Kategorie des Eigentums steht. „Videmus... quod ille, qui amat necessario conatur rem, quam amat, praesentem habere et conservare“, sagt Spinoza[2]). Als „Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenswierigen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften“ beschreibt Kant die Ehe[3])

[1]) a. a. O., S. 497.
[2]) Ethica, Pars III, Propos. XIII, Schol.
[3]) Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre, § 24, Ak.-Ausg., Bd. 6, S. 277.

und spricht von der „Gleichheit des Besitzes" der Gatten nicht bloss an dinglichen Gütern, sondern auch „der Personen, die einander wechselseitig besitzen"[1]). Auch soweit die modernen Darstellungen nicht ganz ideologisch geworden sind, enthalten sie ähnliche Definitionen. Nach Freud besteht das Sexualziel des infantilen Triebs, in dem nach seiner Lehre auch die wesentlichen Züge des Triebs der Erwachsenen schon zu entdecken sind, darin, „die Befriedigung durch die geeignete Reizung der... erogenen Zonen hervorzurufen"[2]). Die geliebte Person erscheint danach hauptsächlich als das Mittel, jene Reizung auszuüben. Freuds Theorie mutet in dieser Hinsicht wie eine nähere Ausführung zu Kants Definition der Ehe an.

Von dieser Art der Liebe ist das moralische Gefühl verschieden, und Kant hat recht, wenn er es nicht bloss vom Egoismus, sondern auch von jeder solchen „Neigung" unterscheidet. Durch seine Lehre, dass im Gegensatz zu dem, was in der bürgerlichen Welt die Regel ist, der Mensch in der Moral nicht bloss ein Mittel, sondern stets zugleich der Zweck sei, bezeichnet er den psychischen Tatbestand. Das moralische Gefühl hat etwas mit Liebe zu tun, denn „im Zweck liegt die Liebe, die Verehrung, das Vollkommen-sehn, die Sehnsucht[3])". Aber diese Liebe betrifft nicht die Person als ökonomisches Subjekt oder als einen Posten im Vermögensstand des Liebenden, sondern als das mögliche Mitglied einer glücklichen Menschheit. Sie geht nicht auf Funktion und Ansehen eines bestimmten Individuums im bürgerlichen Leben, sondern auf seine Bedürftigkeit und Kräfte, welche in die Zukunft weisen. Ohne dass die Richtung auf ein künftiges glückliches Leben aller Menschen, die sich freilich nicht auf Grund einer Offenbarung, sondern aus der Not der Gegenwart ergibt, in die Beschreibung dieser Liebe aufgenommen wird, lässt sie sich keinesfalls bestimmen. Allen, sofern sie überhaupt Menschen sind, wünscht sie die freie Entfaltung ihrer fruchtbaren Kräfte. Es scheint ihr, als hätten die lebenden Wesen einen Anspruch auf Glück, und sie frägt nicht im geringsten nach einer Rechtfertigung oder Begründung dafür. Strenge steht zu ihr ursprünglich im Widerspruch, auch wenn es psychische Prozesse geben mag, die beide Momente an sich tragen. In der bürgerlichen Gesellschaft stand Erziehung zur strengen Moral öfter im Dienste des natürlichen Gesetzes als unter dem Zeichen der Befreiung von ihm. Nicht der Stock des Korporals, sondern der Schluss der Neunten Symphonie ist ein Ausdruck des moralischen Gefühls.

---

[1]) a. a. O., § 26, S. 278.
[2]) Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Ges. Schriften, Bd. 5, S. 59.
[3]) Nietzsche, Nachlass, a. a. O.

Dieses betätigt sich heute in doppelter Gestalt. Zuerst als Mitleid. Während in der Periode Kants die durch private Aneignung vermittelte gesellschaftliche Produktion fortschrittlich war, bedeutet sie heute sinnlose Lahmlegung der Kräfte und ihren Missbrauch zu Zwecken der Zerstörung. Der im Weltmasstab sich austragende Kampf der grossen ökonomischen Machtgruppen wird unter Verkümmerung guter menschlicher Anlagen, unter Aufbietung von Lüge im Inneren und Äussern und unter Entwicklung eines unermesslichen Hasses geführt. Die Menschheit ist in der bürgerlichen Periode so reich geworden, gebietet über so grosse natürliche und menschliche Hilfskräfte, dass sie geeinigt unter würdigen Zielsetzungen existieren könnte. Die Notwendigkeit, diesen allenthalben durchscheinenden Tatbestand zu verhüllen, bedingt eine Sphäre der Heuchelei, die sich nicht bloss auf die internationalen Beziehungen erstreckt, sondern auch in die privatesten eindringt, eine Minderung kultureller Bestrebungen einschliesslich der Wissenschaft, eine Verrohung des persönlichen und des öffentlichen Lebens, so dass sich zum materiellen noch das geistige Elend gesellt. Nie stand die Armut der Menschen in schreienderem Gegensatz zu ihrem möglichen Reichtum als gegenwärtig, nie waren alle Kräfte grausamer gefesselt als in diesen Generationen, wo die Kinder hungern und die Hände der Väter Bomben drehen. Die Welt scheint einem Unheil zuzutreiben oder sich vielmehr schon in ihm zu befinden, das innerhalb der uns vertrauten Geschichte nur mit dem Untergang der Antike verglichen werden kann. Die Sinnlosigkeit des Einzelschicksals, die durch den Mangel an Vernunft, durch die blosse Natürlichkeit des Produktionsprozesses schon früher bedingt war, hat sich in dieser gegenwärtigen Phase zum eindringlichsten Kennmal des Daseins gesteigert. Wer Glück hat, könnte seinem inneren Wert nach auch am Platz des Unglücklichsten stehen und umgekehrt. Jeder ist dem blinden Zufall preisgegeben. Der Ablauf seines Daseins steht in keinem Verhältnis zu seinen inneren Möglichkeiten, seine Rolle in der gegenwärtigen Gesellschaft hat meist keine Beziehung zu dem, was er in einer vernünftigen leisten könnte. Das Verhalten des moralisch Handelnden zu ihm vermag sich daher nicht nach seiner Würdigkeit zu richten; wie weit Gesinnungen und Taten wirklich verdienstvoll sind, stellt sich in der chaotischen Gegenwart nicht heraus, „die eigentliche Moralität der Handlungen (Verdienst und Schuld) bleibt uns..., selbst die unseres eigenen Verhaltens, gänzlich verborgen."[1]) Wir sehen die Menschen nicht als Subjekte ihres Schicksals, sondern als Objekte eines blinden Naturgesche-

[1]) Kant, Kritik der reinen Vernunft, 2. Aufl., S. 579, Ak.-Augs., Bd. 3, S. 373.

hens, und die Antwort des moralischen Gefühls darauf ist Mitleid.

Dass Kant das Mitleid auf dem Grund des moralischen Gefühls nicht sah, ist aus der geschichtlichen Lage zu erklären. Er durfte vom ungebrochenen Fortschritt des freien Wettbewerbs die Steigerung des allgemeinen Glücks erwarten, denn er erblickte die Welt unter der Herrschaft dieses Prinzips im Aufstieg. Trotzdem war auch zu seiner Zeit das Mitleid nicht von der Moral zu trennen. Soweit Individuum und Ganzes nicht wirklich eins geworden sind, soweit nicht der leichte Tod des von der Angst befreiten Einzelnen ihm selbst als Äusserliches gilt, weil er seine wesentlichen Zwecke mit Recht bei der Allgemeinheit aufgehoben weiss, solange also die Moral noch einen Existenzgrund hat, wohnt ihr das Mitleid ein. Ja, es mag sie überdauern; denn die Moral gehört zu der bestimmten Form der menschlichen Beziehungen, welche diese auf Grund der Wirtschaftsweise des bürgerlichen Zeitalters angenommen haben. Mit der Veränderung dieser Beziehungen durch ihre vernünftige Regelung tritt sie zum mindesten in den Hintergrund. Die Menschen mögen dann gemeinsam ihre eigenen Schmerzen und Krankheiten bekämpfen — es ist nicht abzusehen, was die von den gegenwärtigen gesellschaftlichen Fesseln befreite Medizin zustande bringen wird —, in der Natur aber herrscht weiter das Leiden und der Tod. Die Solidarität der Menschen ist jedoch ein Teil der Solidarität des Lebens überhaupt. Der Fortschritt in der Verwirklichung jener wird auch den Sinn für diese stärken. Die Tiere bedürfen des Menschen. Es ist die Ehre der Schopenhauerschen Philosophie, dass sie die Einheit von uns und ihnen ganz ins Licht gerückt hat. Die grösseren Gaben des Menschen, vor allem die Vernunft, heben die Gemeinschaft, die er mit den Tieren fühlt, durchaus nicht auf. Die Züge des Menschen haben zwar eine besondere Prägung, aber die Verwandtschaft seines Glücks und Elends mit dem Leben der Tiere ist offenbar.

Die andere Gestalt, in welcher heute die Moral einen angemessenen Ausdruck findet, ist die Politik. Ihr richtiges Ziel ist von den grossen Moralphilosophen als Glück der Allgemeinheit immer wieder bezeichnet worden. Über die Struktur der künftigen Gesellschaft hat sich Kant selbst freilich täuschen müssen, weil er die Form der gegenwärtigen für ewig hielt. Erst die materiaistische Kritik der politischen Ökonomie hat ergeben, dass die Verwirklichung des Ideals, mit dem die gegenwärtige Gesellschaft ins Leben getreten ist, nämlich eben die Vereinigung von besonderem und allgemeinem Interesse, nur unter Aufhebung ihrer eigenen Bedingungen erfolgen kann. Heute wird behauptet, die bürgerlichen Ideen Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit hätten sich als schlecht erwiesen; aber nicht die Ideen des Bürgertums, sondern

Zustände, die ihnen nicht entsprechen, haben ihre Unhaltbarkeit gezeigt. Die Losungen der Aufklärung und der französischen Revolution haben mehr als je ihre Gültigkeit. Gerade in dem Nachweis, dass sie ihre Aktualität bewahrt und nicht auf Grund der Wirklichkeit verloren haben, besteht die dialektische Kritik an der Welt, die sich unter ihrem Mantel birgt. Diese Ideen und Werte sind nichts anderes als die einzelnen Züge der vernünftigen Gesellschaft, wie sie in der Moral als notwendiger Zielrichtung vorweggenommen ist. Eine ihr entsprechende Politik hat darum diese Forderungen nicht zu verlassen, sondern zu verwirklichen — freilich nicht, indem sie zeitbedingte Definitionen utopistisch festhält, sondern in Übereinstimmung mit ihrem Sinn. Der Inhalt der Ideen ist nicht ewig, sondern dem geschichtlichen Wandel unterworfen, nicht etwa weil der „Geist“ aus sich selbst heraus willkürlich das Identitätsprinzip verletzte, sondern weil die menschlichen Impulse, die nach Besserem verlangen, je nach dem geschichtlichen Material, an dem sie sich betätigen, eine andere Gestalt annehmen. Die Einheit solcher Begriffe ergibt sich weniger aus der Konstanz ihrer Elemente als aus der geschichtlichen Entwicklung der Lage derer, für die ihre Verwirklichung notwendig ist.

In der materialistischen Theorie kommt es nicht darauf an, Begriffe unverändert durchzuhalten, sondern das Los der Allgemeinheit zu verbessern. In dem Kampf darum haben die Ideen ihren Inhalt verändert. Die Freiheit der Individuen bedeutet heute die Aufhebung ihrer ökonomischen Selbständigkeit in einem Plan. Die Voraussetzung der bisherigen Ideen von Gleichheit und Gerechtigkeit war die gegenwärtige Ungleichheit der ökonomischen und menschlichen Subjekte; sie muss in der geeinten Gesellschaft verschwinden: damit verlieren diese Ideen ihren Sinn. „Gleichheit besteht bloss im Gegensatz zu Ungleichheit, Gerechtigkeit zu Unrecht, sind also noch mit dem Gegensatz zur alten bisherigen Geschichte belastet, also mit der alten Gesellschaft selbst“[1]). Alle diese Begriffe empfingen bisher ihren bestimmten Inhalt aus den Verhältnissen der freien Wirtschaft, die mit der Zeit für alle günstig funktionieren sollte. Heute haben sie sich zur konkreten Vorstellung einer besseren Gesellschaft verwandelt, die aus der gegenwärtigen geboren wird, wenn die Menschen nicht vorher in Barbarei versinken.

Der Begriff der Gerechtigkeit, der als Losung im Kampf um die vernünftige Einrichtung der Gesellschaft eine entscheidende Rolle

---

[1]) Engels, Vorarbeiten zum „Anti-Dühring“, Marx-Engels-Archiv, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1927, S. 408.

spielt, ist älter als die Moral. Er ist so alt wie die Klassengesellschaft, das heisst wie die bekannte europäische Geschichte selbst. Als allgemeiner, im Diesseits zu verwirklichender Grundsatz hat die Gerechtigkeit im Zusammenhang mit Freiheit und Gleichheit erst in der bürgerlichen Moral Anerkennung gefunden ; erst heute freilich sind die Hilfsmittel der Menschheit gross genug geworden, dass ihre angemessene Verwirklichung als unmittelbare geschichtliche Aufgabe gestellt ist. Das Ringen um ihre Erfüllung kennzeichnet unsere Epoche des Übergangs.

In der bisherigen Geschichte war jede Kulturarbeit nur auf Grund einer Spaltung in herrschende und beherrschte Gruppen möglich. Das Leid, das mit der stetigen Erneuerung des Lebens der Völker auf einer bestimmten Stufe, besonders aber mit jedem Fortschritt verbunden ist und gleichsam die Kosten darstellt, welche die Gesellschaft aufwendet, hat sich niemals gleichmässig auf ihre Mitglieder verteilt. Der Grund liegt nicht, wie die edelmütigen Philosophen des 18. Jahrhunderts dachten, in der Habgier und Bosheit der Herrschenden, sondern in dem Missverhältnis zwischen den Kräften und Bedürfnissen der Menschen. Der allgemeine Bildungsgrad der Gesamtgesellschaft einschliesslich der Oberklasse bedingte in Anbetracht der vorhandenen Werkzeuge bis in die Gegenwart hinein die Abhängigkeit der Massen bei der Arbeit und damit im Leben überhaupt. Ihre Rohheit entsprach der Unfähigkeit der Herrschenden, sie auf einen höheren Grad der Bildung zu heben, und beide Momente wurden mit der Härte der gesellschaftlichen Existenz, welche sich nur langsam veränderte, stets wieder erzeugt. Die geschichtliche Menschheit hatte bei Gefahr des Versinkens in das Chaos keine Wahl, das Herrschaftsverhältnis aufzugeben. Entstehen und Verbreitung der Kulturwerte ist von dieser Spaltung nicht zu trennen. Abgesehen von den materiellen Gütern, die aus dem arbeitsteiligen Produktionsprozess hervorgehen, verweisen die Erzeugnisse von Kunst und Wissenschaft, die verfeinerten Formen des Umgangs zwischen den Menschen, ihr Sinn für eine geistige Existenz auf den Ursprung aus einer Lasten und Genüsse ungleich verteilenden Gesellschaft.

Man hat oft versichert, die Klassenspaltung, die der bisherigen Geschichte ihr Gepräge verleiht, sei eine Fortsetzung der Ungleichheit in der Natur. Die Tiergattungen lassen sich in Verfolger und Verfolgte einteilen, so dass zwar manche zugleich beides, andere aber vornehmlich nur eines von beiden sind. Auch innerhalb der Gattungen gibt es räumlich getrennte Gruppen, die teils vom Glück gesegnet, teils von einer Reihe unbegreiflicher Schicksalsschläge verfolgt erscheinen. Schmerzen und Sterben der Individuen innerhalb der Gruppen und Gattungen sind wiederum

ungleich verteilt und hängen von Umständen ab, die jedes sinnvollen Zusammenhangs mit dem Leben der Betroffenen entbehren. Die durch den Lebensprozess der Gesellschaft fortwährend bedingte Ungleichheit ist derjenigen in der gesamten Natur verwandt. Im Leben der Menschheit durchdringen sich beide, indem die natürliche Verschiedenheit der äusseren Gestalt, der Begabung, ferner die Krankheiten und die näheren Umstände des Todes die gesellschaftliche Ungleichheit noch komplizieren. Freilich hängt auch der Grad, in dem diese natürlichen Unterschiede in der Gesellschaft wirksam sind, von der geschichtlichen Entwicklung ab ; sie haben in den verschiedenen Etagen des jeweiligen Gesellschaftsbaus verschiedene Folgen : Das Auftreten derselben Krankheit kann für Angehörige sozial verschiedener Kreise ganz Verschiedenes bedeuten. Dem schlecht begabten reichen Kind geben Rücksicht, pädagogische Kunst und eine Reihe von Befriedigungen Gelegenheit zur Entfaltung der Anlagen, die noch vorhanden sind, während das zurückgebliebene Kind kleiner Leute im Daseinskampf geistig und körperlich zugrunde geht; seine Fehler werden durch das Leben gesteigert, die guten Ansätze zugrunde gerichtet.

In dieser Geschichte der Menschheit, in der die Ungleichheit einen so grundlegenden Zug darstellt, hat sich aber, sei es als ihre andere Seite, sei es als ihre Wirkung, immer wieder eine bestimmte menschliche Reaktion bemerkbar gemacht. Zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten ist die Abschaffung der Ungleichheit gefordert worden. Nicht bloss die beherrschten Schichten, sondern auch Überläufer aus den herrschenden haben sie für schlecht erklärt. Die herzustellende Gleichheit, deren Begriff sich nach materialistischer Ansicht mit dem Tauschverhältnis entwickelt hat, ist auf die verschiedenste Weise verstanden worden ; von dem einfachen Anspruch, dass jeder an den von der Gesellschaft hervorgebrachten Konsumgütern gleichen Anteil erhalte (z. B. im Urchristentum), über den Vorschlag, dass jedem sein Mass entsprechend seiner Arbeit zugemessen werde (z. B. Proudhon), bis zum Gedanken, dem sensibelsten Individuum sollten am wenigsten Lasten zugemutet werden (Nietzsche), gibt es eine äusserst reichhaltige Reihe von Vorstellungen über den richtigen Zustand. Alle zielen daraufhin, dass das Glück, soweit es jedem Menschen im Verhältnis zu den anderen auf Grund seines Schicksals in der Gesellschaft möglich ist, nicht durch zufällige, willkürliche, ihm selbst äusserliche Faktoren bestimmt werde, mit andern Worten : dass die Ungleichheit in den Lebensbedingungen der Individuen wenigstens nur so gross sei, wie es bei Aufrechterhaltung der gesamtgesellschaftlichen Versorgung mit Gütern auf der gegebenen Stufe unvermeidlich ist. Das ist der allgemeine Inhalt des Gerech-

tigkeitsbegriffs; nach ihm bedarf die jeweils herrschende soziale Ungleichheit rationaler Begründung. Sie hört auf, als Gut zu gelten, und wird etwas, das überwunden werden soll.

Dieses Prinzip zum allgemeinen gemacht zu haben, ist eine Leistung der neueren Zeit. Es hat auch in ihr nicht an Verteidigern der Ungleichheit, an Lobrednern der Blindheit in Natur und Gesellschaft gefehlt. Aber wenn repräsentative Philosophen der vergangenen Epochen wie Aristoteles und Thomas von Aquin die Unterschiede im Schicksal der Menschen als ewigen Wert verherrlicht hatten, so stellte die Aufklärung, freilich im Anschluss an alte humanistische Lehren, die Ungleichheit als ein abzuschaffendes Übel dar, und in der französischen Revolution wurde die Gleichheit zu einem Prinzip der Verfassung erhoben. Diese Anerkennung war nicht blosse Eingebung oder, um mit Bergson zu reden, der Einbruch der offenen Moral in den Kreis der geschlossenen, sondern sie gehörte in jener Epoche zur Anpassung der Gesamtgesellschaft an die sich verändernden Lebensbedingungen, welche diese kraft der ihr einwohnenden Dynamik wie jedes Lebewesen sowohl kontinuierlich als auch sprunghaft vollzieht. Die Idee der Gleichheit „résulte logiquement des transformations réelles de nos sociétés“[1]). Mit der Idee der Gleichheit ist die der Freiheit notwendig gesetzt. Wenn kein Individuum ursprünglich unwürdiger ist als ein anderes, sich in der Wirklichkeit zu entfalten und zu befriedigen, so ist damit auch die Anwendung des Zwanges von einer Menschengruppe gegen die andere als Übel erklärt. Der Begriff der Gerechtigkeit ist ebenso wenig von dem der Freiheit wie von dem der Gleichheit zu trennen.

Die Verkündigung der Gleichheit als Prinzip der Verfassung bildete von Anfang an für das Denken nicht bloss einen Fortschritt, sondern auch eine Gefahr. Indem sich in der neuen Gestaltung der Rechtsverhältnisse tatsächlich eine Aufhebung bestimmter, bei den gewachsenen Kräften der Menschen nicht mehr notwendiger, ja hinderlicher Ungleichheiten vollzog, wurde dieser Schritt dabei auch als Verwirklichung der Gleichheit überhaupt proklamiert. Es war unklar geworden, ob die gesellschaftliche Gleichheit der Menschen noch eine zu erfüllende Forderung oder schon eine Beschreibung der Wirklichkeit sei. Die französische Revolution hat dem allgemeinen Gerechtigkeitsbegriff nicht bloss zur theoretischen Anerkennung verholfen, sondern ihn auch zu ihrer Zeit weitgehend verwirklicht. Er beherrscht die Vorstellungen des 19. Jahrhunderts und ist als massgebender Zug in das gesamte Denken, ja sogar schon in das Gefühl der europäischen und amerika-

---

[1]) Bouglé, Les idées égalitaires, Paris 1925, S. 248.

nischen Welt übergegangen. Die Institutionen aber, die zur Zeit jener Revolution das Prinzip angemessen verkörperten, die Gesamtverfassung der bürgerlichen Gesellschaft ist alt geworden. Die Gleichheit vor dem Gesetz hatte damals trotz Ungleichheit der Vermögen einen Fortschritt im Sinne der Gerechtigkeit bedeutet — sie ist heute wegen dieser Ungleichheit unzulänglich geworden. Die Freiheit der öffentlichen Rede war eine Waffe im Kampf für bessere Zustände — heute kommt sie vor allem den veralteten zugute. Die Unverletzlichkeit des Eigentums war ein Schutz der bürgerlichen Arbeit gegen den Zugriff der Behörden — heute hat sie Monopolisierung, Enteignung weiter bürgerlicher Schichten und Brachlegung des gesellschaftlichen Reichtums zur Folge.

Die Verbindung, welche die Ideen des Bürgertums seit dem Sieg der französischen Revolution mit der herrschenden Macht eingegangen sind, verwirrt daher die Gedanken : diese vorwärtstreibenden Ideen werden ihren sinngemässen Trägern, den fortschrittlichen Kräften der Gesellschaft entfremdet und entgegengesetzt. Gerade in der Gegenwart ist aber der Menschheit bei Gefahr des Untergangs die Verwirklichung aufgegeben. Heute bedeutet zum ersten Mal die Abschaffung der ökonomischen Ungleichheit, die in kurzer Zeit zu einer weitgehenden Aufhebung des Unterschieds von herrschenden und beherrschten Gruppen führen müsste, nicht nur keine Preisgabe von Kulturwerten, sondern im Gegenteil ihre Rettung. Während die ungleiche Machtverteilung in den früheren Epochen zu den Voraussetzungen der Kultur gehörte, ist sie heute zu ihrer Bedrohung geworden. Doch diejenigen Kräfte, welchen die schlechten gesellschaftlichen Verhältnisse zugute kommen, bedienen sich nun jener Ideen, um die mögliche Veränderung, die der Menschheit not tut, abzuwehren. Sie entreissen sie denen, die an ihrer Verwirklichung ein wahrhaftes Interesse haben. Daraus ergibt sich die besondere gegenwärtige Ratlosigkeit auf weltanschaulichem Gebiet. Die Bestimmungen der Gerechtigkeit, die heute in den Institutionen einer lediglich formalen Demokratie und in den Vorstellungen der in ihrem Geist erzogenen Menschen zum Ausdruck kommen, haben den klaren Zusammenhang mit ihrem Ursprung verloren — sonst richteten sie sich jetzt genau so gegen herrschende Mächte, welche die Entwicklung der Menschheit fesseln, wie zu der Zeit, als sie das Bürgertum selbst in produktivem Sinn verstand — nur dass die Veränderung heute einen ungleich entscheidenderen Schritt bedeutete. Doch obgleich die Mächtigen selbst jahrhundertelang die Prinzipien einer guten Ordnung als heilig verkündet haben, sind sie sogleich bereit, sie umzubiegen oder zu verraten, wo ihre sinnvolle Anwendung ihrem Interesse nicht mehr dient, sondern zuwiderläuft. Ja, sie sind bereit, die ganzen Ideale, als deren Träger

die Väter der bürgerlichen Revolution gekämpft und gearbeitet haben, über Bord zu werfen und aus der Erziehung zu entfernen, wenn die Menschen entwickelt und verzweifelt genug sind, um sie nicht mehr mechanisch auf die Konservierung von Einrichtungen, sondern dialektisch zur Verwirklichung einer besseren Ordnung zu gebrauchen. Bedürfnisse der Macht nach aussen und innen bringen es mit sich, dass alles, was in der bürgerlichen Moral nach vorwärts weist, an vielen Orten erstickt oder absichtlich beseitigt wird. Die Zahl der Länder, in denen noch nicht alle Werte, die auf Steigerung des Glücks der Individuen gehen, verpönt sind, verringert sich immer mehr; es zeigt sich, dass der Zeitraum, in dem die bürgerliche Welt Moral erzeugte, zu kurz gewesen ist, um der Allgemeinheit in Fleisch und Blut überzugehen. Nicht nur die weltliche Moral allein, sondern sogar was vom Christentum, der ihr vorausgehenden zivilisatorischen Macht, an Güte und Menschenliebe im Lauf der Generationen in die Seele eingedrungen war, sitzt so wenig tief, dass in einigen Jahrzehnten auch diese Kräfte verkümmern können. Das moralische Gefühl bei Regierungen, Völkern und vielen Wortführern der gebildeten Welt ist so schwach, dass es sich zwar bei Erdbeben und Grubenkatastrophen in Sammlungen ausdrückt, jedoch angesichts schreienden Unrechts, das um reiner Eigentumsinteressen willen, also in Durchführung des „natürlichen Gesetzes“ und unter Verhöhnung aller bürgerlichen Werte sich vollzieht, sehr leicht verstummt und vergisst.

Der Aufruf zur Moral ist machtloser denn je, aber es bedarf seiner auch nicht. Im Unterschied zum idealistischen Glauben an den Ruf des Gewissens als entscheidende Kraft in der Geschichte ist diese Hoffnung dem materialistischen Denken fremd. Weil es jedoch selbst zu den Bemühungen um eine bessere Gesellschaft hinzugehört, weiss es auch sehr wohl, wo die nach vorwärts treibenden Elemente der Moral heute wirksam sind. Sie werden unter dem ungeheueren Druck, der auf einem grossen Teil der gegenwärtigen Gesellschaft lastet, immer wieder als Wille zu vernünftigen, dem heutigen Entwicklungszustand angemessenen Verhältnissen erzeugt. Dieser Teil der Menschheit, der durch seine Lage notwendig auf diese Veränderung hingewiesen ist, enthält bereits Kräfte und zieht immer neue an, denen es im Ernst auf die Verwirklichung der besseren Gesellschaft ankommt. Er ist auch psychologisch dazu vorbereitet, denn seine Rolle im Produktionsprozess verweist ihn weniger auf die doch aussichtslose Vermehrung von Eigentum als auf den Einsatz seiner Arbeitskraft. Die Erzeugung von Charakteren, in denen die Eigentumsinstinkte nicht ausschlaggebend sind, wird unter diesen Bedingungen erleichtert.

Wenn so das Erbe der Moral an neue Schichten übergeht, so weisen doch viele Proletarier selbst die bürgerlichen Züge unter der Herrschaft des natürlichen Gesetzes auf, wie er in dieser Zeitschrift früher gezeichnet worden ist[1]); auch bilden noch die Werke später bürgerlicher Schriftsteller wie die von Zola, Maupassant, Ibsen, Tolstoi echte Zeugnisse moralischer Güte. Jedenfalls enthalten aber die gemeinsamen von Erkenntnis geleiteten Anstrengungen jenes Teils der Menschheit zu seiner und ihrer Befreiung soviel echte Solidarität, soviel Unbekümmertheit um die private Existenz, so wenig Gedanken an Besitz und Eigentum, dass sich in ihnen schon das Lebensgefühl der künftigen Menschheit anzuzeigen scheint. Während das vermeintliche Gleichheitsbewusstsein in der bestehenden Gesellschaft im allgemeinen den Makel an sich hat, über die tatsächliche Ungleichheit in der Existenz der Menschen hinwegzusehen, und dadurch die Unwahrheit einschliesst, stellen die auf Veränderung drängenden Kräfte die tatsächliche Ungleichheit in den Vordergrund. Zum gültigen Begriff der Gleichheit gehört das Wissen um seine Negativität: die heutigen Menschen sind nicht bloss den ökonomischen Vermögen, sondern auch ihren geistigen und moralischen Qualitäten nach verschieden. Ein bayrischer Bauer unterscheidet sich gründlich von einem Berliner Fabrikarbeiter. Aber die Gewissheit, dass die Unterschiede auf vergänglichen Bedingungen beruhen und dass vor allem die Ungleichheit an Macht und Glück, wie sie heute durch die Struktur der Gesellschaft sich befestigt hat, den gewachsenen Produktivkräften nicht mehr entspricht, erzeugen eine Achtung vor den inneren Möglichkeiten des Menschen und dem, „was aus ihm gemacht werden kann“ (Kant), ein Gefühl der Unabhängigkeit und Hilfsbereitschaft, an das die Politik, wenn es ihr um den Bau einer freien Gesellschaft zu tun ist, positiv anzuknüpfen hat.

Es gibt keine Verpflichtung zu dieser Politik, ebenso wenig wie es eine Verpflichtung zum Mitleid gibt. Verpflichtungen weisen auf Gebote und Verträge zurück, und solche bestehen in diesem Fall nicht. Doch erkennt der Materialismus sowohl im Mitleid als in der nach vorwärts gerichteten Politik produktive Kräfte, die mit der bürgerlichen Moral geschichtlich zusammenhängen. Nicht bloss die ausdrücklichen Gebotsformen, sondern auch die Vorstellungen von Pflicht und metaphysischer Schuld, vor allem auch die Verlästerung der Lust und des Genusses üben nach ihm dagegen in der heutigen gesellschaftlichen Dynamik hemmende Wirkungen aus. Die materialistische Theorie gewährt dem poli-

---

[1]) Die psychoanalytische Charakterologie und ihre Bedeutung für die Sozialpsychologie. In : Zeitschrift für Sozialforschung, 1932, S. 268 ff., bes. S. 274.

tisch Handelnden noch nicht einmal den Trost, dass er notwendig zum Ziele kommen müsse; sie ist keine Geschichtsmetaphysik, sondern das sich verändernde Bild der Welt, wie es im Zusammenhang der praktischen Bemühungen um ihre Verbesserung sich entwickelt. Die Erkenntnis von Tendenzen, welche in diesem Bild enthalten ist, gewährt keine eindeutige Voraussage für den geschichtlichen Verlauf. Auch wenn diejenigen recht hätten, welche meinen, dass die Theorie sich „nur" über das Tempo der Entwicklung und nicht über die Richtung täuschen könne — ein furchtbares „Nur", denn es betrifft die Höllenqualen von Generationen —, könnte doch die bloss formal verstandene Zeit schliesslich umschlagen und die Qualität des Inhalts betreffen, das heisst, die Menschheit könnte, bloss weil der Kampf zu lange gedauert hat, auf frühere Stufen der Entwicklung zurückgeworfen werden. Doch es gäbe die blosse Gewissheit, dass jene Ordnung kommen müsse, allein auch nicht den leisesten Rechtsgrund dafür ab, aus dem sie zu bejahen oder zu beschleunigen wäre. Dass etwas auf der Welt Macht gewinnt, ist kein Grund, es zu verehren. Der uralte Mythos der Herrschenden, dass das, was Macht hat, auch gut sein müsse, ist durch die Lehre des Aristoteles von der Einheit zwischen Realität und Vollkommenheit in die abendländische Philosophie übergegangen, der Protestantismus hat ihn im Glauben an Gott als Herrn der Geschichte und Ordner der Welt bekräftigt, und in der europäischen und amerikanischen Gegenwart ist das gesamte menschliche Leben davon beherrscht. Die blinde Anbetung des Erfolgs bestimmt die Menschen noch in der privatesten Lebensäusserung. Für den Materialisten bildet das Vorhandensein einer geschichtlichen Grösse allein oder die Chancen, welche sie hat, noch keinerlei Empfehlung. Er fragt danach, in welchem Verhältnis diese Grösse in einem gegebenen Zeitpunkt zu den von ihm bejahten Werten stehe, und handelt je nach der konkreten Situation. Dieses Handeln steht bei den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen unter dem Unstern, dass sich Mitleid und Politik, die beiden Formen, in denen das moralische Gefühl heute seinen Ausdruck findet, nur selten in ein vernünftiges Verhältnis bringen lassen. Rücksicht auf die Menschen der Nähe und der Ferne, Hilfe für den Einzelnen und für die Menschheit widersprechen sich zumeist. Selbst die Besten verhärten sich an einer Stelle ihres Herzens.

Die Einsicht, dass die Moral nicht bewiesen werden kann und auch kein einzelner Wert rein theoretischer Begründung fähig ist, teilt der Materialismus mit idealistischen Strömungen der Philosophie. Aber sowohl Ableitung wie konkrete Anwendung des Prinzips in der Wissenschaft sind ganz verschieden. In der

idealistischen Philosophie steht es mit ihrer Lehre vom absolut freien Subjekt in notwendigem Zusammenhang. Ebenso wie das Subjekt — wenigstens nach den späteren Vertretern — die Erkenntnis aus sich selbst erzeugen soll, wird auch die Wertsetzung als subjektiv betrachtet. Grundlos entspringt sie dem autonomen Geist, dem „intellectus". Schon Nikolaus Cusanus lehrt : „Ohne die Kraft der Beurteilung und des Vergleichens hört jegliche Schätzung auf, und mit ihr müsste auch der Wert wegfallen. Hieraus ergibt sich die Köstlichkeit des Geistes, da ohne ihn alles Geschaffene ohne Wert gewesen wäre"[1]). Wenn auch das autonome Subjekt nach Cusanus die Wesenheit des Wertes nicht selbständig erzeugt, so entscheidet es doch frei darüber, wie viel jedem Ding davon zukommt. Es soll in dieser Schöpfertätigkeit Gott ähnlich, gleichsam selbst ein anderer Gott sein. Seit Cusanus ist diese Lehre in Wissenschaft und Philosophie bestimmend gewesen. Nach ihr sind die Wertunterschiede der Dinge gar keine sachlichen, der Gegenstand ist an sich selbst wertindifferent. Die Wissenschaft kann zwar die wertsetzenden menschlichen Akte beschreiben, jedoch selbst darüber nicht entscheiden. In der modernen Methodenlehre wurde dieser Grundsatz als Forderung der Wertfreiheit formuliert. Für die Hauptrichtungen der idealistischen Philosophie mit Ausnahme der objektiven Werttheorien, die zumeist romantische, jedenfalls antidemokratische Tendenzen zeigen, ist die Ansicht Max Webers kennzeichnend, „dass wir Kulturmenschen sind, begabt mit der Fähigkeit und dem Willen, bewusst zur Welt Stellung zu nehmen und ihr einen Sinn zu verleihen... Ohne alle Frage sind nun jene Wertideen ‚subjektiv'"[2]). Zufolge dieser Lehre gilt daher in der idealistischen Philosophie und Wissenschaft jedes Werturteil als unerlaubt, ja es wurde in den letzten Jahrzehnten den Geistes- oder Kulturwissenschaften immer mehr zur Pflicht gemacht, das Material nicht im Zusammenhang mit grossen gesellschaftlichen Zielsetzungen aufzunehmen und zu entwickeln, sondern „theoriefreie" Tatsachen festzustellen und zu klassifizieren. Die Anwendung der früheren Zielsetzungen des Bürgertums, vor allem des grössten Glücks der Allgemeinheit, auf die Probleme jener Wissenschaften hätte notwendig in steigendem Mass zu Konflikten führen müssen. In den ursprünglichen Werken des Bürgertums sind jene Gesichtspunkte noch durchaus massgeblich ; selbst die Schöpfer des Positivismus haben

---

1) De ludo globi II, 236f., zit. nach Cassirer, Individuum und Kosmos in der Philosophie der Renaissance, Berlin 1927, S. 46.

2) Max Weber, Die „Objektivität" sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In : Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1922, S. 180 u. 183.

sich im Gegensatz zu manchem späteren Schüler gegen die neutralistische Entartung der Wissenschaft gewehrt. „Die ‚spécialité dispersive' des jetzigen Geschlechts der Gelehrten", schreibt John Stuart Mill in seinem Werk über Auguste Comte, „die ungleich ihren Vorgängern einen tatsächlichen Widerwillen gegen umfassende Ansichten hegen und die Interessen der Menschheit jenseits der engen Grenzen ihres Berufs weder kennen noch beobachten, behandelt Herr Comte als eines der grossen und wachsenden Übel unserer Zeit und erblickt darin das Haupthindernis der moralischen und intellektuellen Wiedergeburt. Der Kampf dagegen ist eines der Hauptziele, denen er die Kräfte der Gesellschaft dienstbar machen möchte"[1]). Solche Stimmen sind gerade unter den fortschrittlichen Gelehrten unserer Tage sehr selten geworden; sie müssen froh sein, ihre Arbeit gegen die steigende Übermacht jener zu verteidigen, welche die Wissenschaft ohne Achtung vor Strenge und Lauterkeit durch Unterstellung unter fragwürdig gewordene Ziele hinter den erreichten Stand zurückführen und zur Sklavin der jeweils herrschenden Macht erniedrigen möchten. Jene Gelehrten leisten dadurch, dass sie die Wissenschaft und den Sinn für die Wahrheit vor der gegenwärtig eindringenden Barbarei zu bewahren suchen, der Zivilisation einen ähnlichen Dienst wie die Stätten, in welchen heute noch die echten bürgerlichen Werte für das öffentliche Bewusstsein durch die Erziehung in Ansehen gehalten werden[2]).

Der Materialismus erkennt die unbedingte Achtung vor der Wahrheit als notwendige, wenn auch nicht als hinreichende Bedingung wirklicher Wissenschaft. Er weiss, dass aus der gesellschaftlichen und persönlichen Lage stammende Interessen, gleichviel ob sie der Urheber der Wissenschaft jeweils kennt oder nicht, die Forschung mitbestimmen. Nicht bloss bei der Wahl der Objekte, sondern auch in der Richtung der Aufmerksamkeit und Abstraktion wirken im kleinen und grossen historische Faktoren. Das Ergebnis entspringt jeweils einem bestimmten Zueinander von forschenden Menschen und Gegenständen. Aber im Gegensatz zur idealistischen Philosophie führt der Materialismus die auf der Subjektseite wirksamen Interessen und Zielsetzungen keineswegs auf die unabhängige Schöpfertätigkeit dieses Subjekts, auf seinen freien Willen zurück, vielmehr werden sie selbst als Ergebnisse einer Entwicklung angesehen, an der subjektive und objektive Momente beteiligt sind. Auch der Tauschwert in der Wirtschaft beruht nicht auf freier

[1]) Gesammelte Werke, übers. von Gomperz, Leipzig 1874, Bd. 9, S. 67.

[2]) Vgl. z. B. die von Ed. Claparède geführte Diskussion in der Sitzung der Société française de Philosophie vom 12.3. 1932 (s. das Bulletin dieser Gesellschaft, Juli/September 1932, erschienen bei Armand Colin in Paris).

Schätzung, sondern ergibt sich aus dem Lebensprozess der Gesellschaft, in dem die Gebrauchswerte mitbestimmend sind. Der undialektische Begriff des freien Subjekts ist dem Materialismus fremd. Er ist sich auch seiner eigenen Bedingtheit wohl bewusst. Abgesehen von den persönlichen Nuancen ist sie in der Verbindung mit jenen Kräften zu suchen, die auf Verwirklichung der oben dargelegten Ziele gehen. Weil die materialistische Wissenschaft von diesen Zielen nirgends absieht, trägt sie nicht den Charakter scheinbarer Unparteilichkeit, sondern ist bewusst akzentuiert. Ihr kommt es nicht so sehr auf Originalität als auf Weiterführung der theoretischen Erfahrung an, die auf diesem Wege schon gemacht ist.

Dadurch dass er der Theorie im Gegensatz zur blossen Faktensammlung entscheidende Bedeutung zuerkennt, ist der Materialismus vom gegenwärtigen Positivismus getrennt, freilich nicht von der konkreten Forschung, die häufig zu den gleichen Erkenntnissen wie er selbst gelangt. Manche ihrer Vertreter haben das Verhältnis von Moral und Praxis zur Theorie auf Grund des Umgangs mit den gesellschaftlichen Problemen gut erfasst. „Loin que la pratique se déduise de la théorie, c'est la théorie qui, jusqu'à présent, est une sorte de projection abstraite de la morale pratiquée dans une société donnée, à une époque donnée"[1]. Theorie ist ein Zusammenhang von Erkenntnissen, der aus einer bestimmten Praxis, aus bestimmten Zielsetzungen herrührt. Wer die Welt unter einheitlichem Gesichtspunkt betrachtet, dem zeigt sie auch ein einheitliches Bild, das sich freilich in der Zeit, der die handelnden und erkennenden Menschen unterworfen sind, verändert. Die Praxis organisiert schon das Material, das jeder zur Kenntnis nimmt, und die Forderung, theoriefreie Tatsachen festzustellen, ist falsch, wenn sie besagen soll, dass in den objektiven Gegebenheiten nicht schon subjektive Faktoren wirksam seien. Produktiv gefasst kann sie nur heissen, dass die Beschreibung wahrhaftig sei. Die erkenntnismässige Gesamtstruktur, von welcher aus jede Beschreibung ihren Sinn erhält und der sie wieder dienen soll, die Theorie gehört selbst mit zu den Bestrebungen der Menschen, die sie machen. Diese können entweder aus privaten Schrullen oder aus den Belangen nach rückwärts gewandter Mächte oder aus den Bedürfnissen der werdenden Menschheit hervorgehen.

---

[1]) Lévy-Bruhl, La morale et la science des mœurs, 9. Aufl. Paris, 1927, S. 98.

Le matérialisme et la morale.

L'idéalisme comprend le devoir moral comme une catégorie éternelle et le formule en lois qui s'adressent aux sentiments de chaque individu. Le matérialisme, au contraire, cherche à expliquer la conscience morale par les conditions sociales et à l'exposer historiquement. L'article ci-dessus donne les grandes lignes d'une telle analyse. Il distingue entre la morale, phénomène de notre temps, l'éthique de l'antiquité et la conception autoritaire du moyen âge. La morale se base essentiellement sur la société bourgeoise, dans laquelle l'intérêt particulier et l'intérêt général sont distincts. L'individu qui, dans l'activité quotidienne, ne recherche que son propre avantage, éprouve à l'appel de sa conscience, le souci de la société. L'auteur démontre ce fait au moyen d'une analyse de l'impératif catégorique de Kant.

La morale bourgeoise contient déjà les germes de sa victoire sur elle-même. Elle tend vers une société dans laquelle le devoir et l'intérêt ne seront plus séparés. On retrouve cette tendance non seulement chez Kant, mais encore chez d'autres grands philosophes bourgeois. Les idées de justice, d'égalité et de liberté prennent peu à peu, au fur et à mesure que la société bourgeoise se développe, une autre signification que celle qu'elles paraissent avoir eue au début ; elles exigent aujourd'hui la modification des conditions pour l'introduction desquelles elles ont pourtant été proclamées à l'origine. Cette dialectique est une des raisons de la perplexité actuelle en matière d'idées sur le monde et la vie. Dans l'exposition de cette dialectique, l'auteur montre comment les idées bourgeoises ne vivent plus aujourd'hui dans la pensée idéaliste, mais bien plus dans la pensée matérialiste. Les deux formes principales d'expression de la morale ont actuellement, d'après M. Horkheimer, la pitié et la politique. Elles ne peuvent pas être rationnellement liées l'une à l'autre, mais le sens moral se manifeste dans toutes deux.

L'impulsion morale est vivante non seulement dans la vie pratique, mais aussi dans la science. Le matérialisme nie la possibilité d'une science entièrement objective : les intérêts des hommes influencent la recherche scientifique. Il est vrai que ces intérêts, si sublimes qu'ils puissent être, ne sont pas l'émanation d'un sujet libre, comme l'enseigne l'idéalisme, mais la conséquence nécessaire du processus historique. Aussi le matérialisme n'exige-t-il nullement, pour autant que le respect de la vérité reste l'élément de base, le manque de chaque jugement moral dans la science. La croyance du positivisme actuel à la possibilité de faire des constatations affranchies de toute théorie, comme d'ailleurs son aversion envers toute théorie en général, sont dues à ce qu'il ne possède pas lui-même de grandes idées directrices. La théorie naît partout où les connaissances sont sciemment rapportées à un but, c'est-à-dire strictement en relation avec des valeurs de la pratique.

Materialism and Ethics.

Philosophical idealism conceives moral obligation as an eternal category, and formulates it in commandments that appeal to individual sentiment. Philosophical materialism on the other hand, endeavours to explain moral consciousness in terms of social conditions, and to present it in its historical perspective. This essay attempts to furnish the main features for such an analysis. It distinguishes ethics, as a phenomenon of modern times, from that of ancient times, and from the authoritative attitude in the middle ages. Its foundation rests on bourgeois society in which individual and collective interests become sharply separated from each other. The individual, who in his daily work looks to his private interests, experiences through his conscience, concern for the public welfare. H. proves this through his analysis of Kant's categorical imperative.

Bourgeois morality already contains within itself the seeds of its own dissolution. It indicates a society in which duty and interest are no longer separate. This tendency in ethics becomes manifest, not only in Kant, but also in other great philosophers of bourgeois society. With the development of the latter the ideas of Justice, Equality, and Freedom acquire a content other than that they seem to have possessed in their genesis, and to-day require that change in conditions, to effect which, they were originally introduced. This dialectical process is one of the causes of the present-day philosophical uncertainty. H. shows in his exposition of this dialectical process, how bourgeois ideas are no longer active in idealist thought, but are so in materialist thought.

The two main forms in which contemporary ethics expresses itself, are according to H. pity and politics, which cannot indeed, in a rational way, be connected one to the other. Both arise out of a moral sentiment. This moral impulse is active not only in practical life, but also in knowledge. Philosophical materialism denies the possibility of completely objective knowledge : men's interests find expression also in their cognition. Indeed, however sublime these interests are, they do not spring from „free" beings, as idealism maintains, but are the necessary results of historical processes.

Accordingly, materialism in no way claims for knowledge, freedom from all subjective valuations, but only that a consideration for truth, remain the dominant characteristic. The belief of modern positivism in the possibility of attitudes free from all valuations, as well as its disinclination for all theory, is due to the fact that it possesses no great leading ideas. In all cases is theory vindicated, only when knowledge has a definite aim, that is, when it is related to practical values.

Zugtier und Sklaverei.

Zum Buch Lefebvre des Noettes' : „L'attelage. Le cheval de selle à travers les âges".

Von

Leo Löwenthal.

Zu den Epochen, denen bisher die Wissenschaft durch eine einseitige geistesgeschichtliche Einstellung am wenigsten gerecht wurde, gehört das Mittelalter. Sieht die Aufklärung, die ihm den Namen gibt, darin bloss den Rückfall des Menschengeistes in Dumpfheit und Unverstand, so scheint für die Romantik die Blüte der menschlichen Kultur damals aufgegangen zu sein. Lefebvre des Noettes, ein ehemaliger französischer Kavallerieoffizier, der sich während und nach seiner Dienstzeit technologisch-historischen Spezialstudien gewidmet hat, gibt in seinem Lebenswerk wichtige Beiträge zu einer sachgerechteren Beurteilung der mittelalterlichen Geschichte[1]). Er hat zu zeigen vermocht, dass in dieser sogenannten „Nacht" der menschlichen Geschichte Kulturleistungen vollbracht worden sind, die das menschliche Leben auf allen Kulturgebieten umgewälzt haben[2]). Zweifelsohne ist es von entscheidender Bedeutung für das Studium der Bewegungsgesetze in der mittelalterlichen Gesellschaft, dass im 12. Jahrhundert die Wasser -und Windmühlen, die mechanische Sägerei, Eisenhammer und Blasebalg, Fensterglas und Wachskerze, Steinpflasterung und Spitzbogengewölbe, dass im 13. Jahrhundert u. a. der Räderpflug und das bewegliche Steuer am Hintersteven der Schiffe, dass im 14. Jahrhundert Schleuse und Kanonenpulver, Pendeluhr und Hobel erfunden wurden. Der Fortschritt in der Arbeitsteiligkeit und Spezialisierung aller handwerklichen und industriellen Zweige durch solche neu erschlossene technische Möglichkeiten, die Höherentwicklung eines Verkehrsnetzes, die Kultivierung in der Wohnungsweise bedingen auch Veränderungen im gesellschaftlichen Leben hinsichtlich der Verteilung des Sozial-

---

[1]) Eine Bibliographie seiner Schriften, insbesondere der zahlreichen zerstreuten Aufsätze gibt Georges Moulinier in dem im April 1933 erschienenen „Bulletin de l'Association Guillaume Budé", N° 39, S. 33-52.

[2]) Vgl. vor allem seinen Aufsatz „La „Nuit" du moyen âge et son inventaire". In : Mercure de France, 1er mai 1932.

produkts und hinsichtlich der geistigen Produktionen bis hinein in das private Gefühlsleben des Individuums; ohne Kenntnis vom Eindringen der technischen Neuerungen ist die Epoche nicht zulänglich zu verstehen. Mit der Darbietung dieses Materials hat der französische Gelehrte wichtige Anregungen der mittelalterlichen Geschichtsforschung gegeben[1]).

Die Datierung einzelner der erwähnten Dinge mag sich in manchem Spezial- und Nachschlagewerk finden. Vollkommenes wissenschaftliches Neuland aber ist die Entdeckung L. d. N.' s, dass im 9. Jahrhundert die im wesentlichen noch heute gebräuchliche Art des Pferdegeschirrs und Pferdesattelns mit Sattel, Steigbügel, Zügelgebiss und Hufeisen und im 10. Jahrhundert das moderne System des Anspannens der Tiere erfunden worden ist. Der Nachdruck, den wir auf die Entdeckung dieser technischen Spezialität legen, mag zunächst befremden. Welche allgemeinen geschichts- und gesellschaftswissenschaftlichen Interessen sollen sich an die verschiedene Beschaffenheit von Gegenständen aus Leder, Holz oder Stricken knüpfen, mit denen man Pferde und Ochsen vor irgendwelchen Arbeitsgeräten, Wagen, Pflügen und dergleichen anzuschirren pflegt? Die Antwort darauf hat L. d. N. zum grössten Teil selber zu geben versucht: in einigen Aufsätzen, vor allem aber in seinem Werk „L'Attelage. Le cheval de selle à travers les âges", das den zunächst erstaunlichen Untertitel „Contribution à l'histoire de l'esclavage"[2]) trägt, zeigt er in einem technischen Detailstudium, welche Erkenntnisse für Geschichte und Soziologie grundsätzlich aus der genauen Analyse und Interpretation einer technischen Einzelheit gewonnen werden können[3]). Ein ausführlicher Bericht über diese Arbeiten steht unsres Erachtens nicht nur im Dienst der Bereicherung unsrer geschichtlichen Kenntnisse, sondern auch in dem der Förderung geschichtstheoretischer Erkenntnisse.

---

[1]) In seiner vor kurzem erschienenen „Histoire sincère de la Nation française" schreibt darum auch Charles Seignobos, freilich ohne dabei ausdrücklich L. d. N.' s Erwähnung zu tun: „L'admiration inspirée aux historiens par la Renaissance a donné l'habitude de considérer le moyen âge comme une longue période de barbarie stérile en inventions. Mais l'étude détaillée de la technique du travail a récemment amené à constater que plusieurs procédés de travail, inconnus des anciens, étaient d'un usage courant avant la fin du xv[e] siècle, souvent même dès le xiii[e], sans qu'on puisse toujours préciser le moment et le pays où ils ont été inventés. On a énuméré une vingtaine de ces inventions". (folgt eine Aufzählung der im oben genannten Artikel L. d. N.' s gedachten Erfindungen.)

[2]) 2 Bände (Text- und Abbildungsband). A. Picard. Paris, 1931.

[3]) Der Bericht, den wir über die Forschungen L. d. N.' s geben, stützt sich im wesentlichen auf dieses Buch, gelegentlich auch auf seinen Aufsatz „L'esclavage antique devant l'histoire", in: Mercure de France, 1[er] février 1933. — Von einer fortlaufenden Angabe der Seiten, auf denen sich die Ausführungen L. d. N.' s jeweils vorfinden, wurde abgesehen.

Wir beginnen mit der nüchternen Darstellung und Aufzählung der technischen Tatbestände : Während das Anschirren von Tieren im Orient bereits um 4000 vor unsrer Zeitrechnung bekannt war, begegnet es uns in Europa nicht vor dem ersten vorchristlichen Jahrtausend. Die Rinder werden in der Antike in ungefähr gleicher Weise wie noch heute angeschirrt; aber die damalige Art der Einspannung von Pferden unterscheidet sich sehr erheblich von der gegenwärtig geübten Praxis. Das antike Pferdegeschirr bestand aus fünf Hauptteilen : dem Kummet, dem Gurt, dem Joch, der Deichsel und dem Gebiss, die - in ganz bestimmter Weise kombiniert und verbunden - die Aufgabe des Zugs, des Wendens und Bremsens, der Wagenstützung und des Lenkens zu erfüllen hatten. Diese Kombination sah im einzelnen folgendermassen aus : das Kummet war ein schmiegsames Lederband ohne Beschläge, das um den Pferdehals geführt war und zwar gerade an der Stelle, an der die Luftröhre unmittelbar an die Haut dringt. Dieses Band war am Joch oberhalb des Pferdewiderrists festgemacht. Die Schultern berührte es nicht. Auch der Gurt war ein schmiegsames Lederband, welches die Brust dicht an den Vorderschenkeln umgürtete und an der gleichen Stelle wie das Kummet mit dem Joch verknüpft war. Das Joch selbst war eine gerade oder gebogene Holzstange, die man durch einen Zapfen und einen Kupferbeschlag am vorderen Teil der Deichsel befestigte. Es ruhte auf den Widerristen der Deichselpferde, und Bänder verknüpften es an den beiden äusseren Enden mit Kummet und Gurt jedes einzelnen Pferds. Die Deichsel war eine lange, elastische gerade oder gebogene Holzstange, die das Joch mit der Achse unter dem Radkasten verknüpfte. Das Gebiss endlich ähnelte im grossen und ganzen der auch noch heute gebräuchlichen Vorrichtung. Das Gespann bestand im allgemeinen aus zwei Pferden in Stirnanordnung unter einem Joch. Verwandte man mehr als zwei Pferde, so waren auch diese in Stirnanordnung angeschirrt; faktisch aber zogen nur die zwei Deichselpferde, die unter dem Joche waren. Ein Joch für mehr als zwei Pferde herzustellen, wurde zwar stets versucht, bewährte sich aber nicht.

Das Anschirren der Ochsen in der Antike unterscheidet vom modernen System sich darin, dass man sie ebensowenig wie die Pferde jemals mit Hilfe eines Leitseils hintereinander in langer Linie vor den Wagen spannte, sondern auch bei ihnen nur eine Stirnanordnung kannte. Ein anderer Mangel, den Ochs und Pferd teilen, ist das Fehlen von Hufeisen. Aus dieser Mitteilung wird vielleicht am ehesten der Nichtfachmann den unmittelbaren Zugang zum Verständnis der grossen Bedeutung der hier in Rede

stehenden Fragen finden[1]). Es ist ja klar, dass der die ganze Antike bei allen Völkern durchziehende Mangel an Eisenbeschlag die Tierhufe sehr leicht erheblichen Verletzungen aussetzt, die ihren Nutzwert beschränken. Noch viel wesentlicher aber ist die Beeinträchtigung der tierischen Zugkraft durch die übrigen geschilderten Eigentümlichkeiten. Der Arbeitsertrag angeschirrter Tiere hängt nicht nur von der Widerstandsfähigkeit der Füsse, sondern vor allem von dem Kraftaufwand ab, den das einzelne Tier aufbringen kann, und von der zahlenmässigen Grösse des Gespanns. Ochsengespanne schieden für weitere Transporte schon deswegen aus, weil ihre besonders empfindlichen Füsse das harte antike Strassenpflaster nicht vertrugen. Zogen die Pferde gemäss dem oben beschriebenen System, so ergab sich folgendes : das Kummet drückte auf die Kehle und behinderte infolgedessen die Atmung des Tieres und zwar vor allem dann, wenn es den Kopf senkte ; die auf diese Weise entspannten und schlaffen Halsmuskeln vermochten die Luftröhre nicht zu schützen. Darum warf das Tier unwillkürlich den Kopf in die Höhe und nahm die aufbäumende Haltung ein, wie wir sie bei Pferden auf antiken Darstellungen häufig zu finden pflegen. Gerade diese Haltung aber verringert in ganz erheblicher Weise die Zugkraft, denn das Tier verlegt auf diese Weise sein Körpergewicht nach hinten und kommt so nicht dazu, sein Eigengewicht einzusetzen. Infolgedessen ist die Zugkraft des einzelnen Pferdes in der Antike ausserordentlich gering gewesen. Nun hätte sie sich dann vermehren lassen, wenn man die Tiere statt in Stirnanordnung hintereinander angeschirrt hätte. Auf diesen technischen Einfall ist aber das Altertum niemals gekommen. Die drei grossen technischen Mängel : Halskummet, Mangel an Hufeisen, Stirnanordnung bringen es mit sich, dass der Nutzwert der tierischen Zugkraft im Altertum überraschend gering gewesen ist. In der Tat hat das Höchstgewicht, das mit den stärksten Wagen jemals zu befördern gewesen ist, nicht einmal ganz 500 kg betragen.

An diesem Punkt unserer Ausführungen ist es vielleicht nicht mehr so überraschend, wenn wir den Fachmann der Geschichte und Technik von Zuggeschirr, Strassenmaterial und Wagenbau im Laufe seiner Darlegungen folgende Fragen aufwerfen hören :

---

[1]) Die französische Tagespresse hat viel dazu beigetragen, die Forschungen L. d. N. s unter Hinweis auf einige sich daraus ergebende allgemeine Gesichtspunkte einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Vom Pariser „Temps" bis zur „Dépêche Tunisienne" wird die Schrift über „L'attelage" und der Aufsatz über das Mittelalter zum Packendsten der zeitgenössischen historischen Literatur gezählt. — Einsicht in die zahlreichen Besprechungen in wissenschaftlichen und populären Zeitschriften und in Zeitungen verdanken wir der liebenswürdigen Hilfe von Herrn Lefebvre des Noettes selbst.

warum entstand die Sklaverei ? welches war ihre Rolle in der Antike ? warum wurden so viele Millionen unglücklicher Menschen den entsetzlichsten Leiden ausgeliefert und als blosse Maschinen mit Menschengesichtern betrachtet ? warum hat die antike Welt nicht diese grauenhafte Wunde beseitigt, die an ihr nagte und die für den Sklavenhalter wie für den Sklaven in gleicher Weise unwürdig war ? warum verteidigte sogar die Kirche das Prinzip einer Einrichtung, von der wir heute noch die allerletzten Spuren zu tilgen haben ?

Die Antwort darauf hat nach L. d. N. folgendermassen zu lauten : Kulturleistungen wie Häuser, Tempel, Pyramiden, Strassen, Wasserleitungen und sonstige Baumonumente verlangen den Transport schwerer und schwer zu handhabender Rohstoffe. Dieser Transport ist unmöglich mit dem der Antike bekannten tierischen Zugapparat auszuführen. Er erzwingt also notwendigerweise menschliche Arbeitskraft. Die Bewegung schwerer Materialien von der Rohstoffquelle zum Verwertungsort und ihre mechanische Handhabung an dieser Verwertungsstelle ausschliesslich durch menschliche Körperkraft übersteigt aber dasjenige Mass an Arbeitsmühe und Kraftanstrengung, dem sich Menschen, ohne mit physischer Gewalt dazu getrieben zu werden, auszusetzen pflegen. Eine andere durch menschliche Arbeitskraft in der antiken Welt zu bewältigende Leistung ist das Getreidemahlen. Wind- und Wassermühle sind zwar im Prinzip erfunden, aber der jämmerliche Zustand des tierischen Zugapparats macht ihre Verwendung in der Mehlproduktion fast zunichte ; denn der Transport von Getreide- und Mehlsäcken in grossem Umfang wäre überaus umständlich und kostspielig gewesen. Die Handmühle stellt jedoch mit ihren Ansprüchen an die menschlichen Körperleistungen nicht wesentlich geringere Mühen als der Transport von Lasten dar. So ergibt sich also, dass wesentliche Gründe, wenn nicht für die Entstehung, so doch mindestens für die Beibehaltung und unbedingte Notwendigkeit der Sklaverei für den Lebensprozess der antiken Gesellschaft in der mangelhaften Beherrschung des tierischen Zugapparats zu suchen sind.

Dieses historische Faktum lässt sich über den blossen Charakter der Feststellung hinaus für ein soziologisches Gesetz verwerten : überall da, wo Zug- und Arbeitstiere entweder nicht zur Verfügung stehen oder sich mit ihnen nur ein geringer Nutzeffekt erzielen lässt, ist in der Geschichte menschliche Zwangsarbeit an der Tagesordnung gewesen. Diesen Zusammenhang zwischen der Rolle der tierischen Kraft und den Formen des gesellschaftlichen Lebens beim historischen und gesellschaftlichen Studium ausser Acht zu lassen, ist ein ebenso gewichtiger Fehler, wie es eine

Darstellung der modernen Gesellschaft und ihrer Lebensweise ohne Berücksichtigung der Eisenbahnen, der Dampfschiffe, der Automobile und der Maschinen überhaupt wäre. Die Revolutionen der Transportmittel sind ein entscheidend wichtiges Kapitel, nicht nur der Technologie, sondern der Geschichte überhaupt.

„Die Technologie enthält das aktive Verhalten des Menschen zur Natur, den unmittelbaren Produktionsprozess seines Lebens, damit auch seiner gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und der ihnen entquellenden geistigen Vorstellung. Selbst alle Religionsgeschichte, die von dieser materiellen Basis abstrahiert, ist — unkritisch". Es ist, als ob die Darstellung L. d. N.' s sich diese gelegentliche Bemerkung von Marx zum Leitfaden genommen hätte. In der Tat stellt sein Werk einen wichtigen Beitrag zu einer „kritischen Geschichte der Technologie" dar. L. d. N. betrachtet sämtliche antiken Völker von China bis zu den Römern, von dem Reiche Elam aus dem vierten vorchristlichen Jahrtausend bis zum oströmischen byzantinischen Kaiserreich, ferner aber auch die Geschichte der Kolonisation von der Erschliessung Amerikas bis zu den modernen Besiedlungen Madagaskars und des Kongogebiets. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Unmenge an Einzelheiten, die der Verfasser vor uns ausbreitet, an interessanten und aufschlussreichen Bemerkungen hier wiederzugeben. Nur auf einiges Wichtige aus diesen geschichtlichen Forschungen sei hingewiesen. Es ergibt sich so u. a. : je höher entwickelt eine Epoche ist, je mehr Kulturbauten sie aufführt, um so härter ist die Behandlung, die die Sklaven erfahren[1]). Die Araber, die fast überhaupt nichts gebaut haben, die Japaner, deren Baumaterial aus leichten und leichtbeweglichen Stoffen besteht, viele Barbarenstämme, die z. T. nomadisierend herumziehen, z. T. keine entwickelte Wohnkultur aufweisen, können sich eine relativ patriarchalische und milde Behandlung der Sklaven leisten. Umgekehrt fordern Riesenbauten, wie sie die assyrischen Städte, die ägyptischen Königsgräber, die griechischen Tempel, die römischen Nutz- und Prunkbauten aufweisen, ein besonders schweres Los der Zwangsarbeiter. Nun könnte eingewandt werden, China habe so gut wie keine Sklaverei gekannt, dabei weise es aber zahlreiche grosse Bauwerke, vor allem die berühmte chinesische Mauer auf ; trotzdem kannten die Chinesen nicht das moderne

---

[1]) Geahnt hat das auch Gustav Schmoller, Grundriss der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1908, S. 362 : „Es war eine Institution, die sich da notwendig zeigte, wo mit einfacher Technik grosse oder gar riesenhafte Leistungen nötig waren : nur mit harter Disziplin und unbarmherziger Behandlung liessen sich so wohlgeschulte Arbeiterkompagnien aus den meist auf tiefster Stufe stehenden Rasseelementen herstellen. Die Verschärfung des Sklavenrechts war vielfach die Voraussetzung, Grosses und technisch Besseres als bisher zu leisten".

Zugsystem der Tiere, vielmehr hat seine Einführung in neuerer Zeit infolge des ungenügenden Zustands des chinesischen Strassenbaus wenig Nutzen gebracht. Gegen die Schwierigkeiten, die seiner These hier erwachsen könnten, argumentiert L. d. N. folgendermassen : Die Hauptursachen, warum die Chinesen trotz ihrer mangelhaften Geschirrtechnik nur ausnahmsweise die Zwangsarbeit gekannt haben, liegen darin, dass die wichtigsten Baumaterialien, vor allem Ziegelsteine und Holz, an Ort und Stelle gefunden wurden und dass die Chinesen als Reisesser nicht die furchtbare Arbeit der Handmühle Tausenden von Sklaven zumuten mussten.

Als gegen Ende des weströmischen Kaiserreichs die Sklavenzufuhr nachlässt, tritt eine grosse Zerfallsepoche im öffentlichen und privaten Bauwesen ein, die in Europa bis in die Karolingerzeit anhält, d. h. genau bis zu jener Zeit, in der kurz vorher die revolutionäre Schöpfung des neuen tierischen Zugapparats geleistet worden ist. In der gleichen Zeit zerfällt die Einrichtung der Hörigkeit und des Kolonats, eine abgemilderte Fortsetzung der antiken Sklaverei, deren die Landwirtschaft solange bedurfte, als Pferd und Ochse unzureichende Helfer der Feldbestellung waren. In der gleichen Zeit setzt eine ausserordentlich rege Bautätigkeit ein ; Klöster, Kirchen, Königspfalzen, feste Städte entstehen in rascher Abfolge : aber die technische Geschichte des Mittelalters weiss viel von freien Handwerkern aller Art zu berichten, von Sklaven jedoch meldet sie uns nichts. Ihre geschichtliche Notwendigkeit war untergegangen, sie stellten keine ökonomische Produktivkraft mehr dar, wären vielmehr umgekehrt hindernd und kostenverteuernd im Vergleich mit der Ertragskraft der Zugtiere gewesen. In der gleichen Zeit erfolgt die Umwandlung des Instituts des römischen Kolonen und Hörigen in den freien Bauern, der erst durch die gesellschaftlichen Revolutionen seit Beginn des 15. Jahrhunderts wieder in Unfreiheit gerät. Das letzte Wort über die Sklaverei in der Geschichte war noch nicht gesprochen. Die wirtschaftliche Erschliessung Amerikas vom 16. bis weit hinein in das 19. Jahrhundert ist aufs engste mit der Einfuhr von Negersklaven verknüpft. Ihre Behandlung unterscheidet sich in nichts von der ihrer römischen Leidensgefährten, aber auch die sozialen Ursachen sind die gleichen. Die europäischen Eroberer fanden weder Pferd noch Ochsen ; doch bedurften sie für alle ihre wirtschaftlichen Unternehmungen, insbesondere die Kultivierung agrarischer Rohprodukte, die Anlage von Strassen, die Errichtung von Wohngebäuden und Magazinen, starker Zugkräfte. Eingeführte Nutztiere, deren zweckmässige Anschirrung den Kolonisatoren zweifellos bekannt war, gingen an Krankheiten ein. Man

versuchte in der Zwangsarbeit der Eingeborenen Ersatz zu finden; als die Indianer wie die Fliegen dabei wegstarben, entstand das Institut des Sklavenimportes aus Afrika[1]). Die besiegten Südstaaten konnten aber nach den Sklaven-Kriegen sehr wohl auch auf die Sklaverei verzichten, weil unterdessen durch die landwirtschaftskundlich hoch entwickelten nordamerikanischen Quäker Tiere und ihre sachgerecht ausgenutzte Zugkraft in ausreichendem Mass zur Verfügung standen. Ebenso erhellend ist der Zusammenhang zwischen mangelnder tierischer Zugkraft und menschlicher Zwangsarbeit, den L. d. N. für Afrika nachweist[2]). In Madagaskar gab es zwar Ochsen, aber weder die notwendige Kenntnis der richtigen Anzäunung, noch die dafür erforderliche Apparatur; im äquatorialen Afrika ist die Tse-tse-Fliege der Todfeind des Rindes: bis zur Einführung brauchbarer Ochsenkarren einerseits, der Schaffung von Eisenbahnen und Automobilstrassen andererseits ist die ökonomisch notwendige Folge dieses, sei es kulturell, sei es aus natürlichen Bedingungen zu erklärenden Mangels das Trägersystem gewesen, das L. d. N. mit Recht einen euphemistischen Ausdruck für Sklaverei nennt[3]).

Diese Beispiele müssen genügen, um eine Vorstellung von dem Reichtum an Stoff und Anregung zu vermitteln, der von den Forschungen L. d. N.' s ausgeht. Sie liessen sich erheblich vermehren. Äusserst interessant z. B. sind seine Forschungen über die Entstehung von Rad und Wagen, wobei es sich zeigt, dass das Rad eine lange und differenzierte Geschichte hat, bis es zu dem Gebilde wird, das wir uns unter ihm vorzustellen pflegen, über den ausschliesslichen Gebrauch von zweirädrigen Kriegswagen, da erst im späten Mittelalter eine drehbare Vorderachse erfunden wurde, so dass das Wenden von Wagen bis dahin mit sehr grosser Um-

---

[1]) Eine der eindruckvollsten Darstellungen über die Sklaverei in Amerika ist das Buch von Lucien Peytraud, L'esclavage aux Antilles Françaises avant 1789, Paris, 1897.

[2]) Interessant ist übrigens die Bemerkung bei Ch. Letourneau, L'évolution de l'esclavage dans les diverses races humaines, Paris, 1897, p. 252 : „... pourtant Barth a vu, sur les confins méridionaux du Sahara, trois esclaves attelés à une charrue et excités au travail par leur maître touareg, exactement comme des bêtes de somme". Freilich sind daran keine Folgerungen geknüpft. Auch Karl Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft, Tübingen, 1908, S. 51, wertet folgende Feststellungen nicht aus : „Das Rind findet sich nur bei einem Teile der Malaien und in einem bald breiteren, bald schmäleren Streifen Ostafrikas, der sich fast durch den ganzen Erdteil hindurchzieht... Aber die meisten dieser Völker benutzen das Rind nicht als Zugtier... Vereinzelt dient im äquatorialen Afrika der Ochse als Reit- und Packtier; aber im allgemeinen ist den Negervölkern der Rinderbesitz... bloss Liebhaberei."

[3]) Vgl. auch Charles-J. Fayet, Esclavage et travail obligatoire. La main-d'œuvre non volontaire en Afrique (Thèse), Paris, 1931, S. 19 : „Ce qui était de toute nécessité, dans cette A. E. F. qui n'a contre elle que son immensité, c'était la supression totale du portage par la création de voies d'accès audacieuses et des moyens de communications modernes."

ständlichkeit verknüpft war, über die Unzulänglichkeit der antiken Strasse einschliesslich der römischen, die durch einen viel zu harten Oberbau nicht nur, wie gezeigt, die Hufe der Tiere verletzte, sondern auch rasch rissig wurde und sich nicht mehr ordentlich reparieren liess, schliesslich über die vielen und sehr häufig völlig ergebnislosen Reformversuche, die im Laufe der Jahrtausende an den Transportmitteln und ihrem sämtlichen Zubehör vorgenommen wurden.

Alle diese Untersuchungen sind mit einer vorbildlichen methodischen Exaktheit durchgeführt[1]). L. d. N. hat allen modernen quellenkritischen Gesichtspunkten Rechnung getragen. Niemals stützt er sich auf Zeichnungen oder Quellen aus zweiter Hand, vielmehr wird alles aus dem Studium der literarischen und Monumentalquellen nachprüfbar demonstriert. Die 500 beigegebenen Photographien seines Hauptwerks bringen sämtliche wichtigen antiken Darstellungen der Transport- und Zugtechnik mittels Tier- und Menschenkraft. Eine Reihe von Texten sind wörtlich wiedergegeben und in ihrer Bedeutung genau analysiert. Der interessanteste Text, welcher der gelehrten Welt im übrigen schon lange bekannt war, ohne dass man nur im geringsten seinen geschichtlichen Erkenntniswert zu begreifen wusste, ist das Gesetz des Kaisers Theodosius De cursu publico. Dieses Dokument enthält genaue Anweisung für das Maximalgewicht, das mit den verschiedenen gebräuchlichen römischen Wagenarten transportiert werden darf. Das Höchstgewicht beträgt wiederum nur 500 kg, ein Gewicht, welches mit einem modernen Drückkarren dank seiner Federung und Festigkeit leicht von einem einzelnen Menschen bewegt werden kann. L. d. N. hat sich nicht mit dem Stu-

[1]) Das wird auch durchweg von der wissenschaftlichen Kritik anerkannt, die — von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen (z. B. Syria, 1931, p. 256) — den Einzelforschungen L. d. N.' s hohes Lob spendet. Vgl. z. B. Roger Picard (In : Revue de l'histoire économique et sociale, 1932, nº 1) ; von Versuchen, die Forschungsresultate L. d. N.' s anzuzweifeln, urteilt Victor Chapot (In : Journal des Savants, mai 1932, p. 209) : „... aucune du reste... n'a ébranlé la doctrine du livre depuis la première édition". Vgl. ferner u. a. Paul Couissin (in : Revue des études anciennes, 1932, p. 70). Einen geistreichen Beitrag zur Diskussion des Problems gibt L. Levillain (in : Le Moyen Age, 1932, nº 3, p. 123) : „On pourrait même soutenir à l'inverse de la thèse... que la raréfaction du matériel humain servile dans les grandes exploitations rurales à l'époque franque par le tarissement de la principale source où s'était intérieurement alimenté le recrutement des esclaves, les guerres d'asservissement, et par la pratique des franchissements, rendit nécessaire les améliorations de l'outillage économique, en particulier des moyens de transports, et que cette amélioration elle-même par réaction, favorisa dans une certaine mesure une transformation sociale dont les racines s'enfoncent dans le passé bien antérieurement au xᵉ siècle" (p. 225). Dieser Hinweis auf die gesellschaftliche Bedingtheit des Zeitpunkts von Erfindungen, vor allem desjenigen ihrer geschichtlichen Wirksamkeit ist eine wichtige Ergänzung der These L. d. N.' s, dürfte aber auch wohl ganz in der Linie seiner historischen Auffassung liegen..

dium der Dokumente begnügt, sondern auch praktische Experimente durchgeführt. Er hat im Jahre 1910 an Pferd und Wagen die antike Anschirrung anwenden und dabei die Richtigkeit seiner technischen Thesen sowie seiner Deutung der antiken Dokumente experimentell beweisen können. Damit hat er die quellenkritische Apparatur der Geschichtswissenschaften in bedeutsamer Weise bereichert und mit zum Abbau der Legende beigetragen, die historischen Wissenschaften wären naturwissenschaftlicher Exaktheit schon deswegen entrückt, weil sie kein Experiment zur Verfügung hätten.

Die Zerstörung von Legenden ist überhaupt Aufgabe und Kennzeichen fortgeschrittener Geschichtsbetrachtung. In dieser Hinsicht haben die Forschungen L. d. N.' s ganz besondere Bedeutung. Freud hat einmal gesagt, die Widerstände, denen seine psychologischen Erkenntnisse begegneten, seien zum grossen Teil darauf zurückzuführen, dass sie den Narzismus der Menschen kränkten; es sei schwer, annehmen zu müssen, dass auch die sublimsten Leistungen des seelischen Apparats, die Gefühle der Liebe, das Religiöse und anderes eine materielle Grundlage in den gleichen Trieben fänden, die auch alle anderen und weniger vom Bewusstsein geschätzten menschlichen Lebensäusserungen bedingten. Eine narzistische Kränkung im gesellschaftlichen Sinne stellt auch bis zu einem gewissen Grade die Behauptung L. d. N.' s dar, dass die Sklaverei keineswegs unter dem Einfluss neuer moralischer oder religiöser Lehren, sondern ausschliesslich aus ökonomischer Notwendigkeit verschwunden sei. Er weist nicht nur auf die unbarmherzige und unmenschliche Stellungnahme der erlesensten Geister der antiken Philosophie zur Sklavenfrage hin, sondern zeigt auch, wie das frühe Christentum und die Kirchenväter die Einrichtung der Sklaverei nicht nur nicht bekämpften, sondern die unterdrückten Individuen zu weiterem Gehorsam aufriefen. Er zeigt, dass, als in Amerika die Sklaverei aus den oben dargelegten Gründen ökonomisch wieder notwendig wird, die Sklaven den gleichen rückständigen moralischen Anschauungen wieder ausgesetzt sind. Die Rechtfertigung der Sklaverei, mag sie das brutale Gesicht der aristotelischen Philosophie oder die erhabenen Züge religiöser Lehren annehmen, ist nichts anderes als der ideologische Schein, mit dem eine ökonomisch notwendige, gesellschaftlich allerdings furchtbare Einrichtung verklärt wird.

Im Vorbeigehen sei noch auf einige andere Erklärungen, die L. d. N. gelingen, hingewiesen. Die vielgerühmten technischen Errungenschaften des römischen Reiches entpuppen sich in ihrer relativen Ärmlichkeit, und damit zerfallen viele traditionelle Gemälde, wie sie die Wissenschaft bisher etwa über die römischen

Strassen[1]) oder die gewaltigen Transporte mit Hilfe von Zugtieren[2]) oder die rasenden Wagenrennen auf den Quadrigas[3]) mitgeführt hat. Zerfallen ist die Auffassung von der technischen Rückständigkeit des Mittelalters[4]), zerfallen der kunsthistorische Irrtum über die Bedeutung der aufbäumenden Haltung der Pferde auf antiken Darstellungen, die aus rein ästhetischen Gründen erklärt wurde.

Wesentlicher als diese Einzelheiten aber ist das Prinzipielle. Die Arbeiten L. d. N.' s stellen nämlich einen theoretisch wichtigen Beitrag zum Studium der gesellschaftlichen Lebensgesetze überhaupt dar. Sie gehören zu den Forschungen über den Prozess der Auseinandersetzung zwischen Mensch und Natur. L. d. N. beginnt als technischer Spezialist; aber die innere Gesetzlichkeit des Gegenstands treibt ihn darüber hinaus, und er kommt so dazu, an einem überaus illustrativen Punkt den Aufbau des gesellschaftlichen Lebens im ganzen zu studieren. Die unterste tragende Grundlage des menschlichen Lebens sind die Produktivkräfte, d. h. dasjenige Stück inner-und aussermenschlicher Natur, das die Menschen zu beherrschen verstehen. Zu ihr gehören auch die Tiere. Das Ausmass und die Art und Weise, in der die beherrschten Naturkräfte zur Verfügung stehen, zeichnet die Grundlinien vor, wie die Menschen ihr Leben reproduzieren müssen. Die Verhältnisse einer Produktion, in der durch die Naturbedingung des Klimas oder anderer Feinde das Tier keine Arbeitskraft darstellt oder in der durch den Tiefstand der technologischen Kenntnisse sein Ertrag nicht jene Höhe erreicht, die eine bestimmte Gesellschaftsschicht benötigt, unterscheiden sich grundlegend von solchen, in denen eine rationale Technik neue Naturkräfte in jeder Weise zu erschliessen vermag. Die Frage der Sklaverei ist damit einer geschichtswissenschaftlichen Behandlung unterzogen, die unmittelbar auf die wirklichen Quellen des menschlichen, gesellschaftlichen

---

[1]) Von Spezialwerken, die wir eingesehen haben, seien genannt : Campredon, Le rôle économique et social des voies de communications, Paris 1899, p. 10, der „les voies romaines... une des gloires de l'empire des Césares" nennt, während angeblich „le moyen âge connut à nouveau les chemins rudimentaires des premiers siècles" ; ferner ähnlich Curt Merckel, Die Ingenieurstechnik im Altertum, Berlin, 1899, S. 313 ; schliesslich Heinrich Nissen, Italische Landeskunde, 2 Bd., I. Hälfte, Berlin 1902, S. 150 : „Die dem römischen Wegebau gezollte Bewunderung ist vollauf verdient".

[2]) L. d. N. weist selbst auf die in diesem Punkt unkritischen Darstellungen von Mommsen und Marquardt hin.

[3]) L. d. N. zeigt, dass niemals solche Geschwindigkeiten erreicht werden konnten, wie sie heute durch populäre, auch vom Film vermittelte Darstellungen verbreitet werden.

[4]) P. Boissonnade, Le travail dans l'Europe chrétienne au moyen âge, nouv. éd. Paris, 1930, p. 11 weiss übrigens auch : „Une des périodes les plus brillantes et les plus fécondes du passé historique pendant laquelle le travail affranchit l'une des étapes les plus décisives vers le bien-être, la justice et la liberté."

Lebens zurückführt[1]), und muss sich nicht mehr mit bloss politischen[2]) oder ökonomistischen[3]) oder moralistischen[4]) Erklärungen begnügen. Die Geschichte des tierischen Zugapparats reicht gewiss nicht aus, um ein historisch so gewichtiges und verwickelt gelagertes Phänomen wie die Sklaverei zu erklären; in richtiger Erkenntnis dieser Sachlage nennt L. d. N. selbst sein Buch nur eine „contribution" zur Geschichte der Sklaverei. Dieses technisch überaus bedeutsame Detail muss vielmehr eingefügt werden in die Gesamtstruktur des Unterbaus vergangener Epochen, es ist ein Kapitel aus der Organisation der Produktivkräfte, der gesamten natürlichen und technischen Basis einer bestimmten Zeit. Aber prinzipiell ist die Bedeutung der Forschungsweise L. d. N.' s hoch einzuschätzen.

In der gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Literatur herrscht die Neigung, in vager Weise von einer „gesellschaftlichen" Bedingtheit aller historischen Erscheinungen zu reden. Doch der Mangel des Positivismus, einer Theorie des Zusammenhangs geschichtlicher Phänomene zu entraten, wird nicht durch eine leere und unbestimmte Formel, die beliebigen geschichtsmetaphysischen Deutungen Raum lässt, überwunden. Die legitime geschichtliche Theorie verwirklicht sich vielmehr nur da, wo ihre Methode so konkretisiert wird, dass die Erforschung der Veränderungen in der kulturellen Sphäre auf ganz bestimmte grundlegende Vorgänge gesellschaftlicher Relevanz hinzuweisen vermag. Keineswegs stellt sich etwa die Geschichte als ein einheitlicher Prozess dar, in dem auf Grund des menschlichen Wesens bestimmt geschich-

---

[1]) Die Anschauungen L. d. N.' s sind, soweit sie die Antike betreffen, nunmehr auch in der neuesten Auflage von Gustave Fougères, Les premières civilisations, Paris, p. 404 anerkannt.

[2]) Z. B. Boissonnade, l. c., S. 304, der die Freilassung im 11. und den folgenden Jahrhunderten deswegen als „nécessités d'ordre économique et sociale" ansieht, weil die Grundherren sonst ihre Leibeigenen an die Städte, Fürsten und Kirchenherren verloren hätten, die ihnen ihre Tore öffneten. Merkwürdig stimmt es dazu, dass er kurz vorher selbst — wohl nicht ohne Einfluss L. d. N.' s — feststellt: „A côté du travail à la houe ou à la bêche, on pratique dès lors, à l'aide de la charrue à soc de fer, des labours profonds répétés jusqu'à sept ou huit fois; on l'attire avec de puissants attelages de chevaux ou de bœuf." (S. 290.)

[3]) So meint z. B. Peytraud, l. c., p. 451: „Pour la charrue par exemple, elle avait été importée aux Antilles par les premiers colons. Mais elle fut à peu près complètement délaissée, dès que la main-d'œuvre fut tombée à vil prix."

[4]) Augustin Cochin, L'abolition de l'esclavage, 2 Bde, Paris 1861, S. 456; Aehnliche Anschauungen vertritt H. Wallon, Histoire de l'esclavage dans l'antiquité, 3 Bde, Paris 1879. Einer naturrechtlich-humanitären Theorie huldigt Turgot in seiner berühmten Abhandlung „Sur la formation et la distribution des richesses" (Œuvres, Paris 1844, Bd. 1) S. 18: „Et quoiqu'on supplée au travail des hommes par celui des bestiaux, il vient un temps où les terres ne peuvent plus être travaillées par des esclaves. L'usage ne s'en conserve que pour le service de l'intérieur des maisons, et à la longue il s'anéantit, parce qu'à mesure que les nations se policent elles font entre elles des conventions pour l'échange des prisonniers de guerre."

tete Gesellschaftsgruppierungen von andern abgelöst werden. Auch die jeweiligen Kämpfe und Auseinandersetzungen der Klassen sind nicht letzte, irreduzible Einheiten der menschlichen Geschichte, vielmehr sind diese Kämpfe weiter zu erklären aus den bestimmten Formen, in denen sich das Verhältnis der Menschen zur Natur entwickelt. Genau diese Absage an eine innermenschliche sinngebende Einheit, wie sie auch noch im Dogma von der autonomen Dynamik der sozialen Gruppen als einer letzten Geschichtsdeutung sich manifestiert, einem Dogma, das nur scheinbar eine Überwindung der logisch ganz ähnlich konstruierten geistesgeschichtlichen Anschauung darstellt, unterscheidet die materialistische Auffassung von jedem Soziologismus. Die Theorie des Klassenkampfs ist für sie nicht bloss eine Arbeitshypothese, aber gewiss auch nicht ein Schema historischer Darstellung, das sich dem Zugriff wissenschaftlicher Arbeitsweisen entzieht; vielmehr ist diese Theorie eine jeweils nachzuprüfende Anschauung von den Konsequenzen, die sich in der menschlichen Geschichte in dem Auseinandersetzungsprozess mit der Natur ergeben. Indem L.d.N. zur Erklärung der Sklaverei ein ganz bestimmtes Kapitel aus der Geschichte der Technik heranzieht, hat er mit dazu beigetragen, die Auffassung von der gesellschaftlichen Bedingtheit durch ein wichtiges Kapitel von wissenschaftlich nachprüfbarem Sinn zu bereichern. Die Kulturgeschichte wird auch hier mitbegriffen als ein Teil der grossen Auseinandersetzung von Mensch und Natur, in der jener sein Leben gewinnt; dieser Ausschnitt aus der Gesamtgeschichte ist ohne Verständnis der Bedeutung der Technik nicht zu begreifen.

Die kulturgeschichtlichen Ergebnisse, die die Arbeitsweise L. d. N.'s gezeitigt hat, sind auch ein gutes Beispiel für den Sinn und die Grenzen der wissenschaftlichen Arbeitsteilung. Diese ist mit ihrer immer mehr zunehmenden Spezialisierung zweifellos berechtigt und notwendig, um der wachsenden Mannigfaltigkeit von Erscheinungen gerecht zu werden, die die Menschen wahrnehmen. Genau so aber wie in der Naturwissenschaft ergeben sich auch in der Geschichtswissenschaft nur dann fruchtbare Ergebnisse, wenn das Detailstudium von dem theoretischen Bild einer Gesamtstruktur getragen wird. Mit den Forschungen L. d. N.' s ist abgesehen von den bereits oben skizzierten geschichtsphilosophischen Anregungen auch die spezielle Bedeutung der Technologie als Hilfsdisziplin der Geschichtswissenschaft aufs neue bestätigt: eine „kritische Geschichte der Technologie" vermag mit dazu beizutragen, die dogmatische Trennung von „Natur"- und „Kultur"wissenschaft zu überwinden; die Technologie des tierischen Zugapparats ist einerseits angewandte Physik, andererseits notwendige Vorausset-

zung einer materialen Soziologie der menschlichen Gesellschaft. L. d. N. beginnt damit, die Mechanik des Pferdegeschirrs zu beschreiben, und am Ende seiner Forschungen steht die Erkenntnis, dass die Theoretiker der französischen Revolution sich in einem Irrtum befanden, wenn sie im alten Griechenland und Rom das Beispiel menschlicher Solidarität finden zu können glaubten. In einem nicht minderen Irrtum befinden sich allerdings diejenigen Kritiker der Schriften L. d. N.' s, die aus ihnen folgern zu müssen glaubten, so wie Pferd und Ochse einst den Menschen von der Sklaverei erlöst hätten, so müsse auch jetzt mit Notwendigkeit der Hochstand maschineller Technik diejenigen Lasten von den Menschenmassen nehmen, die infolge des technischen Rückstands noch auf ihnen ruhten. Die Technologie ist zwar eine Hilfswissenschaft der Gesellschaftslehre, aber nicht ihr Schlüssel.

L'animal de trait et l'esclavage

Cet article étudie l'aspect sociologique des recherches de Lefebvres des Noëttes, plus particulièrement son ouvrage : „L'attelage. Le cheval de selle à travers les âges". Comme le sous-titre de cet ouvrage („Contribution à l'histoire de l'esclavage") l'indique déjà, le savant français y étudie la technique de l'attelage des animaux de trait. Il tend à démontrer que ce fut l'insuffisance de ces derniers, phénomène resté inchangé jusqu'au VIIe siècle de l'ère chrétienne, qui joua un rôle principal dans le maintien de l'esclavage. Les travaux les plus pénibles, le transport des grosses charges en particulier, qui furent accomplis plus tard par les animaux et qui le sont aujourd'hui essentiellement par des moyens mécaniques, ne pouvaient en effet être exécutés à cette époque qu'en recourant au travail forcé, élément caractéristique de l'esclavage. L'histoire nous montre qu'il existe un rapport direct entre l'ampleur des réalisations de l'homme, tout particulièrement des constructions et des routes, et la rigueur avec laquelle on traitait les êtres privés de liberté. Même dans les temps modernes, l'institution de l'esclavage réapparaît, sous une forme ou sous une autre, partout où la force animale est insuffisante (plantations en Amérique du Sud, portage en Afrique centrale). La question de l'esclavage peut donc aujourd'hui être traitée comme une branche de l' „histoire critique de la technique", comme un chapitre de la grande controverse entre l'homme et la nature, retirant ainsi tout fondement aux vagues explications politiques ou morales concernant l'origine et le déclin de l'esclavage.

The Draught-Animal and Slavery.

This essay deals with the sociological significance of Lefebvres des Noettes' researches, in particular with his work „Harnessing. The Saddle-Horse throughout the Ages". As the sub-title of his book „Contribution to the History of Slavery" indicates, the French scholar studies the technical art of harnessing draught-animals, and endeavours to show how its inadequacy, which remained unchanged right into the seventh century A. D. was an essential condition for the maintenance of slavery. For the heavy labour-tasks, above all the transport of huge loads, which later were based on animal-power and to-day are largely accomplished by mechanised locomotion, were then only to be achieved by man-power, by the use of force, as exemplified in slavery. In history there obtains a direct relationship between the extent of cultural achievements, shown especially in buildings and roads, and the severity in the treatment of slaves. Wherever in more recent times, there was not at hand, an extensive draught-animal apparatus, there arose, in some form or other, the institution of slavery (plantations in South America, porters in Central Africa). Such an interpretation makes it possible to consider the question of slavery, as a part of the „critical history of technology", and as a chapter in the struggle of man against nature. In this way, vague political or moral explanations of the rise and fall of slavery lose all their force.

Recent Social Trends in U. S. A.

Gesichtspunkte zur Kritik des gleichnamigen „Report".

Von

Julian Gumperz.

Epochen tiefgreifender wirtschaftlicher und sozialer Umwälzungen, welche die Lebensgrundlagen einer ganzen Generation erschüttern und in Frage stellen, orientieren ihre geschichtliche Fahrt neu an dem Kompass der Geschehnisse, die sie von den gewohnten Routen des Lebens abgerissen haben. Über die kleinen Fragen des Daseins hinaus wird ihnen das Ganze ihrer Existenz zum Problem, das sie zu einer Besinnung über die Richtung des sie fortreissenden geschichtlichen Stromes, über den Sinn der Reise, über den Aufstieg oder Verfall ihrer Lebenskraft zwingt. Perioden, deren Verlauf sich stationär in dem vorgeformten Bett einer scheinbar unerschütterlichen Tradition bewegt, versuchen auch ihre Erkenntnisse zu erweitern, ihre Herrschaft über Natur und Mensch zu festigen und zu vertiefen; aber sie stellen nicht die Bewegung selbst, die sie trägt, den Wechsel, den sie in ihren Fundamenten spüren, in das Zentrum ihrer Fragestellung. Radikale Probleme, Fragen dagegen, die von den Wurzeln der Existenz ausgehen, haben alle jene Zeiten bewegt, welche, von sozialen Umformungen und Krisen ergriffen, sich von den gewohnten geschichtlichen Ufern und Wegzeichen abgetrieben fühlten.

Wenige Länder sind so stark von der jetzigen Wirtschaftskrise durchschüttelt worden wie die Vereinigten Staaten von Amerika, weil wenige vor dem Absturz einen solch steilen Anstieg erlebt hatten, der den Gedanken an ein Ende der guten Zeit fast auszuschliessen schien. In keinem Land war der Glaube an die innere Harmonie der wirtschaftlichen Entwicklung, an die Möglichkeit, die Krisenbewegungen der Gesellschaft überwinden zu können, so tief in das allgemeine Bewusstsein eingedrungen wie gerade in den Vereinigten Staaten; umso aufwühlender musste daher gerade hier das Erlebnis wirken, dass die Krise durch keine der so angepriesenen Zauberformeln zu bannen war, dass ihre Hartnäckigkeit im Mass, wie man sie zu überwinden hoffte, zunahm und dass alle Erklärungsversuche an dem Kern des Phänomens vorbeigingen. Das Bild der Wirtschaft und Gesellschaft, wie es sich vor dem Einbruch

der Krise dem öffentlichen Bewusstsein darstellte, als eines im Grunde reibungslos funktionierenden Organismus — vorausgesetzt nur, dass man ihn seiner eigenen Gesetzmässigkeit überliess und von solchen störenden und von aussen in ihn hineingetragenen Faktoren wie Kriegen, Missernten, Fehlspekulationen und Fehlinvestitionen absieht — war zerstört, und im Mass seiner Auflösung machte sich das Bedürfnis nach einer Neuorientierung geltend, die aus den Zerstörungen der Gegenwart in den Aufbau der Zukunft weist.

Dieses Bedürfnis — in allen hochentwickelten kapitalistischen Ländern wenigstens dem Keime nach vorhanden — verbindet sich in den Vereinigten Staaten mit einer anderen, tief in den Strukturbedingungen der amerikanischen Gesellschaft verwurzelten Tendenz. Amerika ist für den Sozialwissenschaftler wie eine grosse chemische Retorte, in der er verhältnismässig ungetrübt die sozialen Prozesse einer sich entwickelnden Gesellschaft beobachten kann : die physischen und geographischen Voraussetzungen der Vorgänge sind bekannt, ebenso die Institutionen, welche die Einwanderer aus der Alten Welt in die Neue importieren ; die — geschichtlich gesehen — kurze Dauer der Reaktionen und ihre sichere und umfangreiche Beurkundung in historisch zuverlässigen Zeugnissen erlauben eine einzigartige Möglichkeit, die Gesetzmässigkeit sozialer Vorgänge zu studieren und festzustellen, wie sich eine gegebene gesellschaftliche Situation unter dem Einfluss neu auftretender Faktoren verändert.

Der amerikanische Historiker F. J. Turner, dem wir wichtige Beiträge zur amerikanischen Geschichte verdanken, hat in dieser Situation den wesentlichen Beitrag amerikanischer Historie zu einer allgemeinen Weltgeschichte erkannt : „Der eigentümliche Beitrag, den die Untersuchung amerikanischer Geschichte zur Erforschung der Geschichte in allgemeiner Absicht liefern kann, ist — schreibt er — durch ihre besondere Bedeutung bestimmt, die ihr in der Erkenntnis der Prozesse gesellschaftlicher Entwicklung zukommt. Hier haben wir einen riesigen Kontinent vor uns, der ursprünglich eine Wildnis darstellt, der zuerst nur dünn von primitiven Völkern besiedelt ist und der durch Entdeckung europäischer Besiedlung eröffnet wird, die mit sich Institutionen und Ideen der Alten Welt nach Amerika bringt. Diese europäischen Kolonisten müssen ihre alten Institutionen den Bedingungen ihrer neuen Umwelt anpassen ; sie müssen neue schaffen, um den neuen Bedingungen zu genügen ; sie müssen in dem Kontakt mit diesen Bedingungen neue Lebensanschauungen wie auch neue ethnische und soziale Typen entwickeln ; sie erheben sich ständig in aufeinanderfolgenden Stadien ökonomischer, politischer und sozialer

Entwicklung zu einer höchst komplexen Zivilisation : sie werden erneut Bezwinger neuer Wildnisse, die sich hinter den Sphären erster Besiedlung erstrecken ; sie müssen an ihren neuen Grenzen wieder mit primitiveren Völkern in Beziehung treten — kurz, sie entwickeln fast unmittelbar unter den Augen der Gegenwart die sozialen und industriellen Stadien, die in der Alten Welt dem Historiker schwer erreichbar und nur mittels unvollständiger Dokumente verständlich sind...“[1]).

Was dem Sozialwissenschaftler aber das Resultat langer methodischer Überlegungen ist, das findet sich in dem allgemeinen Bewusstsein des Landes in dem Bedürfnis reflektiert, sich ständig über das Wachstum des gesellschaftlichen Organismus, seine Veränderungen und die Richtung seines Wachstums Rechenschaft abzulegen. Mit der ständig fortschreitenden Zentralisation der ökonomischen Prozesse und der auf diese Weise wachsenden Übersichtlichkeit der Märkte, mit der steigenden Möglichkeit der inneren Planung der Trusts und Riesenkonzerne, die besonders in der Nachkriegszeit auch realisiert wird, erfährt dieses Bedürfnis subjektiv einen neuen grossen Auftrieb und objektiv eine in den strukturellen Bedingungen des gesellschaftlichen Organismus begründete Realisierungsmöglichkeit.

So ergeben sich in den Jahren nach Beendigung des Krieges und besonders in der Zeit nach der ersten grossen industriellen Krise des Jahres 1920/21 Versuche unterschiedlicher Art, den sozialen Gesamtorganismus in seinen verschiedenen Bewegungsaspekten zu untersuchen und zu erfassen. Von isolierten Fragestellungen ausgehend[2]), erhalten diese Untersuchungen einen immer allgemeineren Charakter, bis sie schliesslich nach einer umfassenden Behandlung der Vorgänge in der ökonomischen Sphäre[3]) sich das Ganze des gesellschaftlichen Organismus und seiner Veränderungen zum Gegenstand nehmen[4]).

---

[1]) Turner, Frederick Jackson, The Significance of Sections in American History New York 1932, S. 5 f.

[2]) Vgl. z. B. Waste in Industry. By the Committee on Elimination of Waste in Industry of the Federated American Engineering Societies, with a Foreword by Herbert Hoover. New York 1922; oder besonders: Business Cycles and Unemployment, including an Investigation made under the auspices of the National Bureau of Economic Research, with a Foreword by Herbert Hoover. New York 1923.

[3]) Recent Economic Changes in the United States. Report of the Committee on Recent Economic Changes of the President's Conference on Unemployment including the Reports of a Special Staff of the National Bureau of Economic Research. New York 1929.

[4]) Recent Social Trends in the United States. Report of the President's Research Committee on Social Trends. With a Foreword by Herbert Hoover, President of the United States. 2 vols. New York 1933. Dieser Bericht wird hier immer unter dem Titel „Report“ zitiert werden. (s. auch die Anzeige in Jahrg. II, Heft 1, S. 139 dieser Zeitschrift.)

I.

Eine Untersuchung, die sich die Aufgabe stellt, die Gesellschaft nicht in ihren Teilen, sondern als Ganzes, nicht als Zustand, sondern in ihrer Veränderung, nicht in den Phänomenen, die ihre Oberfläche bewegen, sondern von den Gesetzmässigkeiten her, welche jene bestimmen, zu analysieren, hat sich wohl die schwierigste und ehrgeizigste Aufgabe gewählt, die vor dem Forum der Sozialforschung auftreten kann. Der Forschungsausschuss, der jetzt die amerikanische Gesellschaft in ihren dynamischen Bewegungstendenzen zu untersuchen hatte, war bei seiner Arbeit auch tatsächlich von dieser Absicht erfüllt, wie er ausdrücklich feststellt[1]). Während der 1929 veröffentlichte ökonomische Report nur die in der Untersuchungsperiode vor sich gegangenen ökonomischen Veränderungen behandelt hatte, wird jetzt darüber hinaus der Trend der Veränderung zum Gegenstand der Forschung, wie es bereits der Titel der Untersuchung ankündigt. Mit diesem Fortschritt der wissenschaftlichen Fragestellung ist deutlich die Absicht ausgesprochen, sich nicht mit der Feststellung oberflächlicher Veränderungen zu begnügen, sondern darüber hinaus zu der sie bestimmenden Gesetzmässigkeit vorzustossen. Es ist klar, dass eine solche Aufgabe nicht von einem einzelnen Forscher bewältigt werden kann, auch wenn ein enzyklopädisches Genie seine individuelle Kraft fast zu einer kollektiven steigern könnte; denn die Schnelligkeit, mit der sich heute soziale Strukturwandlungen durchsetzen, fordert eine korrespondierende Raschheit der Arbeit, die schon physisch die Fähigkeit eines einzelnen übersteigt. Und in der Tat hat die Kommission, die im September 1929 vom Präsidenten Hoover zusammengerufen wurde und die im Dezember des gleichen Jahres den Auftrag erhielt, die gesellschaftlichen Veränderungen in den Vereinigten Staaten zu untersuchen und über sie in einem Sinne

---

[1]) „The various inquiries which have been conducted by the Committee are subordinated to the main purpose of getting a central view of the American problem as revealed by social trends... The meaning of the present study of social change is to be found not merely in the analysis of the separate trends, many of which have been examined before, but in their interrelation — in the effort to look at America as a whole, as a national union the parts of which too often are isolated, not only in scientific studies but in everyday affairs.

The Committee's procedure, then, has been to look at recent social trends in the United States, to scrutinise the functioning of the social organisation as a joint activity. It is the express purpose of this review of findings to unite such problems as those of economics, government, religion, education, in a comprehensive study of social movements and tendencies, to direct attention to the importance of balance among the factors of change. A nation advances not only by dynamic power, but by and through the maintenance of some degree of equilibrium among the moving forces." Report, S. XIII (Sperrungen von mir. G.).

zu berichten, der die Formulierung weitschauender politischer Richtlinien für die nächste Phase in der Entwicklung der Nation[1]) erlauben sollte, ihre Arbeit mit ausserordentlicher Schnelligkeit zu Ende geführt. Ihre Ergebnisse legt sie jetzt in zwei umfangreich dokumentierten Bänden von insgesamt 1662 Seiten vor, die durch dreizehn Einzelmonographien zu den Themen verschiedener Einzelkapitel ergänzt werden sollen.

Die Arbeit ist von ungefähr vierzig Mitarbeitern durchgeführt worden, den qualifiziertesten und erfahrensten Kräften, welche die hochentwickelten sozialwissenschaftlichen Disziplinen in den Vereinigten Staaten für solch grosse Aufgaben zur Verfügung stellen konnten. Dazu kommt noch, dass Einzelpersönlichkeiten und Institutionen des öffentlichen Lebens an den Arbeiten der Kommission in engerer oder loserer Form teilgenommen haben, deren Aufzählung allein dreizehn eng bedruckte Seiten des Berichtes umfasst. So wurde zum Beispiel das Kapitel über die Künste im gesellschaftlichen Leben (S. 958-1008 des Reports) in seinem ersten Entwurf zweiundsechzig mit dem künstlerischen Leben der Nation eng verknüpften Persönlichkeiten zur Kritik und Ergänzung vorgelegt, um so die subjektiven Gesichtspunkte von Autor und Kommission möglichst zu eliminieren.

Das Gesamtwerk, das so zustandekam, darf also wohl als das Beste betrachtet werden, was die amerikanische Soziologie auf diesem Gebiet heute zu leisten imstande ist. Seine Vorzüge sind ebensowenig die Leistungen seiner einzelnen Mitarbeiter, wie seine etwa vorhandenen Fehler und Irrtümer den einzelnen Forschern zur Last gelegt werden können. Es stellt sozusagen den Kollektivausdruck der sozialwissenschaftlichen Forschung in den Vereinigten Staaten dar, sowohl in Hinsicht der Ergebnisse der Untersuchung und der Methoden, welche die Resultate beeinflussten, wie auch der Perspektiven, die sich in diesen Ergebnissen wiederfinden und die zugleich die Zustände widerspiegeln, die analysiert werden sollen.

Die Untersuchung selbst muss daher unter einem doppelten Gesichtspunkt betrachtet werden : unter dem der Ergebnisse und der Methoden, die zu ihnen geführt haben, und unter dem, dass diese selbst ein Element der Situation darstellen, die sie zu analysieren suchen.

---

[1]) Report, S. XI.

II.

Die beiden Bände, welche die Kommission vorlegt, stellen eine wahre Enzyklopädie der amerikanischen Gesellschaft dar. Neunundzwanzig Kapitel behandeln Fragen wie Bevölkerung, Bodenschätze, Entdeckungen und Erfindungen, Verkehrswesen, Probleme der ökonomischen Organisation, der Erziehung, der Ideologie, des kommunalen und ländlichen Lebens, rassenmässiger und ethnischer Gruppierungen, der Familie, der Frau, der Arbeiterbewegung, der Konsumtion, der Freizeitgestaltung, der Künste, der Veränderungen des religiösen und kirchlichen Lebens, der Volksgesundheit, des Verbrechens, des Staates und der Regierung, des Steuerwesens, der öffentlichen Verwaltung, des Rechts und schliesslich des Verhältnisses zwischen Regierung und Gesellschaft. Gegenüber dieser verwirrenden Vielfalt der Themen und Problemstellungen hätte die Untersuchung die Einheit ihrer Methoden, gegenüber der unendlichen Verschlingung von Zusammenhängen und Wechselwirkungen, welche die gesellschaftliche Oberfläche der Phänomene durchkreuzen, hätte sie den Zentralgesichtspunkt ihrer Anschauung zu bewähren ; denn nur auf diese Weise könnten die Strömungen des amerikanischen Lebens zu einem Ganzen zusammengefasst werden. Eine Untersuchung, die sich zum Ziel setzt, den Bewegungsgesetzen einer bestimmten Gesellschaft auf die Spur zu kommen, müsste diese Gesetze, die Resultate ihrer Forschung, formulieren und in dem konkreten Stoff, in dem jene in Erscheinung treten, nachweisen ; sie müsste die Methoden deutlich werden lassen, mittels derer sie zur Erkenntnis dieser Bewegungsgesetze gelangt ist. Sie müsste mit einem Wort von einer Theorie der gesellschaftlichen Veränderung ausgehen und zu ihr wieder zurückkehren, nachdem sie das Konkrete und Empirische ihres Stoffs mit ihrer Hilfe geordnet und jene selbst auf diesem Wege mit reicherem und gegliederterem Inhalt erfüllt hat.

An einer solchen Theorie fehlt es dem Forschungsausschuss der „Recent Social Trends“ tatsächlich auch nicht, er spricht sie bereits an der Schwelle seiner Untersuchungen klar aus. Er konstatiert zunächst die verwirrende Geschwindigkeit und Vielfalt der sozialen Veränderungen, die sich in Amerika in den letzten Jahrzehnten durchgesetzt haben, die jedoch eine völlig unzusammenhängende und ungleichmässige Entwicklung aufweisen : neben einer bewunderungswürdigen Organisation findet sich eine deprimierende Desintegration des amerikanischen Lebens, neben der technischen Vollkommenheit, die sich in grossartigen Wolkenkratzern manifestiert, findet sich eine monströse Rückständigkeit, die

in den menschenunwürdigen Lebensbedingungen der Slums ihren Ausdruck findet. Das Zentralproblem, das Amerika in der nächsten Periode seiner Entwicklung zu lösen hat, besteht in einer Verknüpfung der einzelnen Teilabschnitte seines sozialen Lebens und ihrer Vorwärtsbewegung. Diesem Zentralproblem entsprechen auch die Ursachen, denen dieses selbst seine Existenz verdankt : „Nicht alle Teile unseres Organismus", stellt der Bericht fest, „verändern sich gleichzeitig oder mit der gleichen Geschwindigkeit. Manche bewegen sich mit grosser Geschwindigkeit vorwärts, während andere zurückbleiben. Solche ungleichen Raten der Veränderung im ökonomischen Leben, in der Regierung, in der Erziehung, in Wissenschaft und Religion schaffen Gefahrenzonen und Spannungspunkte. ... Unsere Fähigkeit, Waren zu produzieren, wächst schneller als unsere Kaufkraft, der Beschäftigungsgrad hält nicht mit der Verbesserung der Produktionsmaschinerie Schritt ; das interozeanische Verkehrswesen verändert sich schneller als die Reorganisation der internationalen Beziehungen ; die Fabrik entzieht der Familie Arbeitsfunktionen, ehe diese sich den neuen Bedingungen anpassen kann"[1]).

Die verschiedene Geschwindigkeit in der Entwicklung lässt sich darauf zurückführen, dass wissenschaftliche Erfindungen und Entdeckungen sich zunächst im ökonomischen Leben und jenen sozialen Gegebenheiten auswirken, die ihm am nächsten stehen. So haben sie zunächst Fabriken und Grosstädte, Kapitalassoziationen und Arbeiterorganisationen geschaffen. Später ergeben sich jedoch erst die entsprechenden Veränderungen in den Institutionen der Familie, der Regierung, der Erziehung und der Kirche. Und zuletzt erst spiegelt sich dieser Prozess in den Lebensanschauungen und -gewohnheiten und der gesamten Mentalität wider. Man kann hier zwar nicht von einem allgemeingültigen sozialen Gesetz sprechen, aber die Ereignisse treten mit solcher Häufigkeit in der bezeichneten Reihenfolge auf, dass man sich dieser Abfolge als Richtlinie bei der Erklärung sozialer Phänomene mit ziemlicher Sicherheit bedienen kann. Gerade in der gegenwärtigen Periode, in der die ökonomische und politische Organisation der Gesellschaft sich mit grosser Geschwindigkeit verändert, während die soziale Bedeutung von Kirche und Familie abgenommen hat, wirken sich die verschiedenen Veränderungsgeschwindigkeiten auch innerhalb der einzelnen Teilgebiete aus, so dass Disproportionalitäten entstehen. So gibt es in der ökonomischen Organisation der Gesellschaft keine synchrone Schaltung zwischen dem Umfang der Produktion und dem des Kredits. Disproportio-

[1]) Report, S. XIII.

nalitäten der Veränderung wiederholen sich im Verhältnis der Teile zum Ganzen wie innerhalb der Teile selbst. Es entsteht das Phänomen des Zurückbleibens des einen Glieds des kulturellen Organismus hinter dem anderen, das Phänomen des „kulturellen Lags".

Diese Theorie der sozialen Veränderung, die von dem Forschungsausschuss seiner Arbeit zugrundegelegt wurde, ist zuerst und mit grösstem Nachdruck von W. F. Ogburn, der auch die Forschungsarbeiten dieser Untersuchung geleitet hat, in die theoretische amerikanische Soziologie eingeführt worden. Es interessiert hier aber weniger diese Theorie in der ihr von Ogburn gegebenen Ausarbeitung, sondern wichtig ist der hier unternommene Versuch, auf ihrer Basis das Ganze der gegenwärtigen amerikanischen Gesellschaft und ihrer Bewegungsrichtung zu erklären.

Der skizzierten Grundauffassung entsprechen die Vorschläge, welche die Kommission dem Lande unterbreitet. Sollen die Reibungen beseitigt werden, die aus der Unterschiedlichkeit der verschiedenen sozialen Beschleunigungskoeffizienten in den verschiedenen Organisationen des sozialen Lebens sich ergeben, so müssen diese aneinander angeglichen werden. Das kann auf zweierlei Weise geschehen : indem man die einen verkleinert oder die anderen vergrössert. Für den letzten Weg spricht sich der Bericht aus, indem er nicht ein Moratorium physikalischer Forschung und technischer Erfindung, sondern eine Anpassung der übrigen sozialen Sphären an diese empfiehlt. Soll sie aber stattfinden, so muss sie offenbar durch einen bewussten gesellschaftlichen Akt eingeleitet und organisiert werden. Es ergibt sich die Notwendigkeit, ein Organ zu schaffen, das wie eine Uhr die sozialen Veränderungen in allen Sphären reguliert und ihre Gleichzeitigkeit kontrolliert. Als gesellschaftliche Organe dieser Art werden ausser dem wachsenden Bewusstsein der Öffentlichkeit und ihrer aktiven Unterstützung, die an sich schon in dieser Richtung wirken, eine Erweiterung der bereits zu ähnlichen Zielen konstituierten staatlichen und städtischen Institutionen sowie die Schaffung eines nationalen Beirates vorgeschlagen, der wissenschaftliche, politische, Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Mitglieder zu einer planvollen Gestaltung der Gesellschaft in dem oben bezeichneten Sinn vereinigen soll[1]).

Der Bericht bezweifelt allerdings, wie weit eine solche nach seiner Auffassung notwendige bewusste Koordinierung der gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen unter den gegenwärtigen Bedingungen realisiert werden kann, obwohl er überzeugt ist, dass bei einem Laissez-faire weitere Erschütterungen mit ihren Begleitumständen

---

[1]) Vgl. Report, S. LXXII ff.

wie „gewaltsame Revolutionen, dunkle Perioden entschiedener Unterdrückung freiheitlicher und demokratischer Formen, Ächtung und Verlust vieler wertvoller Bestandteile des gegenwärtigen Produktionssystems“ sich ereignen[1]).

Der Grundanschauung des Berichtes entsprechen auch die Methoden zur Gewinnung seiner Ergebnisse. Geht man von der Überzeugung aus, dass zwischen der Entwicklung der verschiedenen sozialen Sphären ein Geschwindigkeitsunterschied besteht, so wird man sich, um ihn feststellen zu können, im wesentlichen der quantitativen Methode bedienen müssen. Denn sind die Beschleunigungskoeffizienten der Entwicklung verschieden und beruht darauf die Unebenheit gesellschaftlicher Prozesse, so reduziert sich die soziologische Aufgabe im wesentlichen darauf, eine Masseinheit zu finden, in der die verschiedenartigen sozialen Prozesse ausgedrückt werden können, und in ihr die Unterschiedlichkeit der Entwicklung zu messen. Und in der Tat, indem der Bericht eine wissenschaftliche objektive Darstellung der amerikanischen Gesamtgesellschaft zu geben versucht, wendet er die quantitative Methode an, welche allein die Objektivität seiner Ergebnisse sichern soll. In einer ungeheuren Anzahl von statistischen Tabellen und graphischen Darstellungen kommt die Vielfalt der gesellschaftlichen Phänomene zum Ausdruck, deren Bewegungsrichtung der Bericht feststellen will.

III.

Entspricht die Grundkonzeption des Berichtes, entsprechen die Methoden, die er bei der Ordnung und Durchleuchtung seines Materials anwendet, den Zielen, die er sich selbst gestellt hat? Hat er seine Aufgabe erfüllen können, Amerika als Ganzes und in dem Gesetz seiner Bewegung zu erfassen?

Um grundsätzlich Stellung nehmen zu können, wird man zunächst zur Vereinfachung feststellen, welche Fragen der Bericht selbst dem von ihm behandelten Problemkomplex als Aufgabe entzieht. Im Vorwort wird nun mit Nachdruck erklärt, dass eine Reihe von Themen nicht behandelt wurden, die aus dem einen oder anderen Grunde dem Plan des Forschungsausschusses nicht eingepasst werden konnten. Neben grundlegenden Aspekten der

---

[1]) Vgl. Report S. LXXIV. In Bezug auf das Problem der rein ökonomischen Planwirtschaft akzentuiert der Bericht mehr Skepsis als Hoffnung; Planwirtschaft repräsentiert heute, um in den Worten des Berichtes zu sprechen, „mehr ein soziales Bedürfnis als eine gesellschaftliche Fähigkeit. Das Beste, was Planwirtschaftler heute leisten können,... besteht darin, Pläne zu dem Zweck zu schaffen, dass man einmal Pläne machen kann.“ Report, S. XXXI.

Veränderung in der ökonomischen Sphäre, neben den „schicksalsvollen Fragen von Krieg und Frieden“, neben dem Einfluss ausländischer Vorgänge auf das amerikanische Leben, neben den Problemen, die die Beziehung zwischen der Wissenschaft im allgemeinen und der Sozialwissenschaft im besonderen zur Gesellschaft betreffen, wird das Phänomen der Wirtschaftskrise nicht in den Kreis der Betrachtung gezogen[1]). Besonders die Eliminierung dieser Frage ist nicht zufälliger Natur, da sie mit Notwendigkeit der Grundkonzeption des Berichtes entspringt und bereits eine bestimmte Auffassung über das Wesen der Krise implicite verrät, die sich zwangsläufig aus der theoretischen Gesamthaltung ableitet. Ergeben sich tatsächlich mit dem Wachstum eines sozialen Organismus Disproportionalitäten zwischen den Wachstumskoeffizienten seiner Glieder, so kann es sich nur um vorübergehende Störungen handeln, die das Verhältnis der Teile zueinander betreffen, nicht aber den sozialen Organismus als Ganzes ergreifen. Die Störungen sind daher zufälliger Natur, ein Gleichgewichtszustand zwischen den verschiedenen Wachstumskoeffizienten muss sich bald wieder herstellen, die Ursachen für die Störungen des Gleichgewichtzustandes der Gesellschaft liegen nicht in der inneren Natur des Systems; dies selbst wächst vielmehr annähernd geradlinig an, von krisenhaften Krankheiten vielleicht einmal in seinem Wachstumsprozess gehemmt, aber nie entscheidend vom Trend seiner Entwicklung abgedrängt.

Schliesst eine Untersuchung, die in der gegenwärtigen Periode einen Gesellschaftskörper in seinen Wachstumsprozessen analysieren will, das Phänomen der Krise aus, so darf daraus entnommen werden, dass nach ihrer Anschauung dieses Phänomen nicht notwendig mit jenen Prozessen verbunden ist[2]). Dagegen könnte man vom Standpunkt der Untersuchung einwenden, dass sie zeitlich nur die sozialen Prozesse bis zum Eintritt der Krise zum Gegenstand hat, da das Material in den meisten Fällen nicht über 1930 hinausreicht. Aber dieser Einwand kann nicht über den Umstand hinwegtäuschen, dass die Entwicklung bis zu dieser Zeit, aus der ganzen historischen Evolution herausgerissen und ihrem geschichtlichen Milieu entfremdet, nicht die Linien enthält, die schliesslich zwangsläufig zur Krise führen. Es ist auch

---

[1]) Vgl. Report, S. XCIII f.

[2]) Die Auffassung, dass die Krise, besonders ihre Tiefe und Dauer, auf Faktoren nicht-zyklischen Charakters zurückzuführen ist, findet offenbar die Zustimmung des Forschungsausschusses (vgl. Report, S. XXIX). Wenn dem hinzugefügt wird, dass man, um die Krise zu vermeiden, neben den Übertreibungen und Exzessen der Hochkonjunktur auch Irrtümer anderen Typs zu vermeiden lernen muss, so wird auch ökonomisch die Krise als eine Teilstörung des Systems charakterisiert, die mit ihm nicht zwangsläufig verknüpft ist.

bezeichnend, dass der Bericht nur wenige Worte und Angaben über die Phänomene der Massenarbeitslosigkeit bringt, die die Periode des Aufschwungs vor dem eigentlichen Einbrechen der Krise charakterisiert haben[1]). Unter solchen Umständen kann der Bericht natürlich auch keine Interpretation oder Deutung dieser fundamentalen Erscheinung der modernen Gesellschaft geben.

Es wird heute allgemein zugegeben, dass die ökonomischen Veränderungen und Erschütterungen, die unsere Epoche kennzeichnen, von grundlegender Bedeutung für die Dynamik der gegenwärtigen Gesellschaftsformation sind, gleichgültig wie gross man im allgemeinen ihr spezifisches Gewicht in der geschichtlichen Entwicklung einschätzt. Wenn der vorliegende Bericht ebenfalls, wie bereits ausgeführt, den ökonomischen Veränderungen grundlegende Bedeutung beimisst und in dieser Sphäre die stärkste Reagibilität für gesellschaftliche Veränderungen feststellt, so hätte hier die soziologische Analyse ihr entscheidendes Material zu finden. Tatsächlich aber sind die ökonomischen Kapitel die unzureichendsten des ganzen Werkes. Schon rein quantitativ gesehen nehmen sie nur einen unbedeutenden Platz ein und behandeln ausschliesslich einige ökonomische Teilprobleme, wie die Fragen der ökonomischen Organisation (Kapitel V), der Veränderung in der berufsmässigen Gliederung der Gesellschaft (Kapitel VI), der Stellung der Arbeiter im gesellschaftlichen Gefüge (Kapitel XVI) und der Konsumtion (Kapitel XVII). Aber auch unter einem qualitativen Gesichtspunkt werden in ihnen die Kanäle nicht deutlich, durch die sich die im wirtschaftlichen Gerüst der Gesellschaft sich ankündigenden Änderungen über die anderen sozialen Sphären verbreiten. Dieser Zusammenhang bleibt ungeklärt und zufällig. Ungeklärt und zufällig bleibt infolgedessen auch der rein ökonomische Teil der Krise, herausgerissen aus den wirtschaftlichen Entwicklungsprozessen, getrennt und ohne Zusammenhang mit den Krisenerscheinungen in den übrigen gesellschaftlichen Sphären.

Entsteht die Krise nicht in den ökonomischen Lebensbedingungen, lässt man, wie der Bericht es tut, in der praktischen soziologi-

---

[1]) In dem ökonomischen Hauptkapitel des Berichtes (Chapter V „Trends in Economic Organisation" by Edwin F. Gay and Leo Wolman) wird nur ein einziges Mal, und dann auch nur nebenbei, die Arbeitslosigkeit und zwar im Zusammenhang mit dem Preissturz erwähnt (Report S. 228.). Das von W. F. Ogburn verfasste Kapitel über Erfindungen bringt einen kleinen Abschnitt von 14 Zeilen über das Problem der technologischen Arbeitslosigkeit (Report, S. 128 f.). Dieser Abschnitt wird durch einige im Zusammenhang mit dem Problem der amerikanischen Arbeiterbewegung eingeflochtenen Bemerkungen zu dieser Frage noch ergänzt (vgl. Report, S. 806-811). Dazu kommen einige Seiten über Arbeitslosigkeit in dem Kapitel über die berufliche Gliederung des amerikanischen Volkes (vgl. Report, S. 308 ff.). Dies ist ungefähr alles, was sich auf 1600 Seiten über diese Frage findet.

schen Analyse das Primat der ökonomischen Determiniertheit der Vorgänge fallen, so hat dieser Standpunkt nicht nur einen ökonomischen Agnostizismus in bezug auf die Krise, sondern auch einen soziologischen zur Folge. Es sind eben letzten Endes die ökonomischen Prozesse, die sich auch in allen übrigen Sphären der Gesellschaft durchsetzen; verzichtet man auf eine Analyse der ökonomischen Entwicklungstendenzen, so gibt man damit den Versuch, die gesellschaftliche Totalität in ihrer Bewegungsrichtung zu erklären und zu interpretieren, auf. Indem der Bericht die Krise aus seiner Untersuchung verbannt und ihre Entstehung in den ökonomischen Lebensprozessen der amerikanischen Gesellschaft als einen Zufall erscheinen lässt, versperrt er sich selbst den Zugang zu den wesentlichen Problemen und stösst auf eine Erkenntnisschranke, die wir bereits bei der Anatomie seiner Grundkonzeption aufgespürt haben.

Dazu kommt noch, dass die Aufgabe der durchgängigen ökonomischen Determiniertheit der Prozesse in allen sozialen Sphären zu einer Abreissung dieser Sphären von einander führt, solange nicht methodisch und inhaltlich der Zusammenhalt der Gesellschaft durch ein anderes Prinzip garantiert wird. Die verschiedenen sozialen Sphären, die der Bericht behandelt, führen in ihm ein Eigenleben, das auch durch die Vereinigung in diesen beiden Bänden nicht zu einer wirklichen Einheit zusammengeführt wird. Dies ist schon äusserlich dadurch gekennzeichnet, dass in der Aufeinanderfolge der verschiedenen Kapitel keine Systematik sichtbar wird, dass zwischen ihnen nur der Zusammenhang der Nummerierung besteht. Darüber hinaus wird die Gesellschaft in ihrem Lebensprozess aus einer Summe unzusammenhängender Teile aufgebaut, deren Zusammenhalt in einem einheitlichen Bewegungsvorgang unverständlich bleibt.

Wenn der Entwicklungsprozess der amerikanischen Gesellschaft, wie der Bericht annimmt, tatsächlich in einer relativ geraden aufsteigenden Linie verläuft, wenn auch, ökonomisch gesehen, die Krise den Bewegungsgesetzen der Wirtschaft nicht immanent ist, so ergibt sich daraus eine optimistische Grundkomponente für die Beurteilung der Zukunftsperspektiven. In dieser Haltung trifft sich der Bericht mit der Grundauffassung, die vier Jahre vor ihm „Recent Economic Changes" beherrscht hatte. Dieses Werk, publiziert zu einer Zeit, da sich der Schatten der kommenden Krise bereits abzeichnete, hatte auch nur in zufälligen Faktoren wie in der Ignoranz grundlegender ökonomischer Prinzipien, selbstischer Gier und unzureichender Führung die Gefahr einer Störung des wirtschaftlichen Gleichgewichtes gesehen und in ihrer progressiv bereits realisierten Ausschaltung ein Equilibrium zwischen

Produktion und Konsumtion[1]) in einem Augenblick bereits garantiert geglaubt, da sich seine heftigste Störung vorbereitete. Nachdem die Wirtschaftskrise mehrere Jahre lang die Selbsttäuschung dieses Standpunktes demonstriert hatte, rezipiert dieser neue anspruchsvollere Bericht jene optimistische Grundhaltung von neuem, indem er die Schwankungen und Störungen der amerikanischen Entwicklung durch bessere Erkenntnis und Abstimmung der Teile aufeinander zu überwinden hofft. Dem entspricht auch die Darstellung des Berichtes, das Volumen der Erfindungen habe nicht abgenommen und werde voraussichtlich auch in der Zukunft nicht abnehmen. Es ist doch nicht so, dass jede Erfindung sozial gesehen das gleiche Gewicht hat, und wenn man das Volumen der Erfindungen rein quantitativ an der Zahl während bestimmter Perioden ausgegebener Patente misst, wie es die Autoren dieses Berichtes tun, so addiert man Äpfel und Johannisbeeren. Die Anzahl der ausgegebenen Patente kann ein Index für Erscheinungen verschiedenster Art sein. Es ist zum Beispiel klar : je mehr die Warenzirkulation in einer Gesellschaft dominiert, desto mehr werden die kleinsten selbständigen Veränderungen gegebener Produktionsprozesse als Erfindung angesehen und zur Patentanmeldung gebracht. Was in einem primitiveren Stadium der Gesellschaft eine kaum beachtete, weil fast zufällig sich aus dem Arbeitsprozess ergebende Neuerung war, erscheint jetzt als Ware und Handelsobjekt in den Registern der Patentämter. Dem läuft heute auch eine Tendenz entgegen. Je mehr der Konkurrenzkampf die wirtschaftlichen Gebilde in Trusts und Riesenkonzerne zusammenballt, desto mehr wird die Erfindung zu einer organisierten Tätigkeit der wissenschaftlichen Büros der Konzerne und zu einem sorgsam gehüteten Betriebsgeheimnis, das nicht mehr als Patent zur Anmeldung kommt. Es erweist sich hierbei wieder, dass die qualitative Analyse nicht durch die rein quantitative zu ersetzen ist. Indem hier Erfindungen und Entdeckungen im luftleeren Raum einer abstrakten Gesellschaft vor sich gehen, die weder ein gegliedertes Ganzes darstellt, noch von irgendeiner spezifischen Lebenssphäre her ihre Formbestimmtheit empfängt, kann es den Anschein bekommen, dass die Rate, mit der Erfindungen gemacht werden, vom gesellschaftlichen Willen abhängt[2]).

Wie allerdings dieser gesellschaftliche Wille zustandekommt und in welcher Weise er die Rate der Erfindungen und über die rein quantitative Seite hinaus ihre qualitative Bedeutung bestimmt, bleibt unerklärlich.

---

[1]) Vgl. Recent Economic Changes, S. XX/XI.
[2]) Vgl. Report, S. 165 f.

Ob in dem so sich manifestierenden Optimismus das Echo einer untergehenden Epoche nachklingt oder sich die noch ungebrochene Lebenskraft einer Klasse verkündet, deren historische Mission noch nicht erfüllt ist, diese Frage wäre nur durch eine wirkliche Analyse der amerikanischen Gesellschaft in ihrer gegenwärtigen Gestalt zu entscheiden.

IV.

Eine Gesellschaft, die sich nur durch ständige und ununterbrochene Umwälzung ihrer Produktions- und Arbeitsweise entwickeln kann, deren Bewegungsmechanismus in einer fortschreitenden Beschleunigung aller Elemente der Veränderung besteht, muss in dem Versuch einer Selbstverständigung das Problem der gesellschaftlichen Bewegung zur Achse ihrer Forschung machen. Das gilt in erhöhtem Masse von einem sozialen Organismus, in dem wie in dem amerikanischen die historischen und aus seiner Tradition sich reproduzierenden Hemmungen verhältnismässig gering sind. In solcher Situation wird die gesellschaftliche Veränderung das Zentralproblem der Soziologie.

Indem zum Gegenstand der sozialwissenschaftlichen Forschung das Problem der gesellschaftlichen Bewegung wird, erhebt sich die Frage nach dem Subjekt der Bewegung wie nach ihren Triebkräften. Näher gesprochen, indem eine bestimmte Gesellschaft in einer bestimmten Phase ihrer Entwicklung zum Gegenstand der Analyse erhoben wird, muss die empirische Vielfalt der sich in ihr durchkreuzenden Bewegungen auf die wirkliche Bewegung und ihre Einheit, das heisst auf ihre Gesetzmässigkeit zurückgeführt werden, muss „die sichtbare, bloss erscheinende Bewegung auf die wirkliche innere Bewegung reduziert" werden. Diese Erwägung bringt uns in das methodische Zentralproblem der vorliegenden Untersuchung. Während der vor drei Jahren veröffentlichte ökonomische Report sich die Analyse nur der ökonomischen Veränderung zum Gegenstand nahm, will dieser soziologische Bericht darüber hinaus den Trend der Entwicklung feststellen, das heisst aus der unendlichen Vielzahl der Bewegungen und Veränderungen ihre Richtung und die Faktoren, welche diese bestimmen, herauslösen.

Der Begriff des Trends hat in der Sozialwissenschaft seine stärkste Ausprägung auf dem Gebiet der Konjunkturforschung erhalten, wenn er auch hier nie eine wissenschaftlich eindeutige Bestimmung erfahren hat. Indem man nämlich aus einer statistischen, zeitlich geordneten Tatsachenfolge, zum Beispiel dem Volumen des Roheisenkonsums in bestimmten Monaten und

Jahren, zunächst die saisonmässigen, dann die zyklischen und die etwaigen zufälligen Komponenten zu eliminieren suchte, dachte man die zugrundeliegende Trendbewegung freilegen zu können.

Gleichgültig, welche mathematisch-statistischen Hilfsmittel verwandt wurden und ob die den Oberflächenbewegungen als zugrundeliegend gedachte Trendbewegung durch eine lineare Gleichung oder eine solche höheren Grades wiedergegeben werden sollte, der Trend verkörperte — wir sehen von der komplizierteren Frage des Preistrends ab — eine Aufstiegs-, eine Expansionsbewegung; es kam bewusst oder unbewusst in dem wissenschaftlichen Begriff des Trends die Überzeugung zum Ausdruck, dass das kapitalistische System unbeschränkt ausdehnungsfähig sei, dass es einen natürlichen jährlichen Zuwachskoeffizienten gebe, der sich durch alle Wechsellagen der ökonomischen Bewegung durchsetze. Eine gleiche oder ähnliche Überzeugung schwingt mit, wenn dieser Bericht von „Social Trends", den den Oberflächenbewegungen zugrundeliegenden Fundamentalkomponenten der gesellschaftlichen Veränderung spricht.

Leistet nun der Begriff des „social trend" das, was zu leisten seine Aufgabe ist, reduziert er tatsächlich die sichtbare, bloss erscheinende Bewegung auf die wirkliche innere Bewegung? Wenn schon die Konjunkturforschung in den Trends ihrer ökonomischen Bewegungsreihen eine Klarstellung darüber vermissen lässt, ob diese die wirkliche innere Gesetzmässigkeit der Reihe oder nur einen idealen Durchschnitt ausdrücken, so enthält der Begriff des soziologischen Trends diese Unklarheit in potenzierter Form. Prüft man zunächst das gedankliche Modell durch, das der vorliegende Bericht benutzt, so bemerkt man sofort, dass der Charakter des mit dem Terminus „lag" umschriebenen Phänomens nicht untersucht wird, dass zum Beispiel die Frage überhaupt nicht gestellt wird, ob in dem „lag" eine Kausalbeziehung zum Ausdruck kommt und wenn ja, welcher Art sie sei. Dem entspricht, dass der Begriff des soziologischen Trends überhaupt unanalysiert bleibt und die konkreten Analysen des Berichtes in den meisten Fällen methodisch hinter das bereits von der Konjunkturforschung Erreichte zurückfallen, da sie der Natur des zu analysierenden Materials nach nicht in der Lage sind, die zufälligen und zyklischen Komponenten von den Trendkomponenten zu trennen. Ein Beispiel : Zum Schluss des Kapitels über die Familie wird festgestellt, dass die wirtschaftliche Tätigkeit des privaten Haushaltes abnehme und es wenig Anzeichen dafür gebe, dass sie in der Zukunft wieder wachsen werde[1]). Dagegen behauptet das Kapitel XVII (The People as

[1]) Vgl. Report, S. 707.

Consumers), dass die amerikanischen Hausfrauen während der Krise Ersparnisse zu machen gesucht haben, indem sie Waren in einem Zustand geringerer Konsumnähe kauften, um sie selbst konsumfertig zu machen. So hat das Konservieren von Nahrungsmitteln in der Hauswirtschaft solche Dimensionen angenommen, dass die Nachfrage nach Einmachgläsern 1931 grösser war als in irgendeinem der vorausgegangenen elf Jahre[1]).

Wir führen diese beiden gegensätzlichen Behauptungen nicht an, um einen Widerspruch festzustellen. Wir wollen damit unsere Behauptung illustrieren, dass der Begriff des „sozialen Trends" eine gesellschaftliche Totalanalyse voraussetzt, in die einander scheinbar entgegenlaufende Bewegungen widerspruchslos eingeordnet werden können.

So macht sich der Umstand geltend, dass der Forschungsausschuss mit methodisch unzureichenden Mitteln an seine Aufgabe herangetreten ist: da die Kausalbeziehungen zwischen den verschiedenen Faktoren der gesellschaftlichen Veränderung nicht untersucht werden, so reduziert sich die Untersuchung auf die Konstatierung rein quantitativer Relationen und löscht auf diese Weise den spezifisch gesellschaftlichen Charakter der zu analysierenden Phänomene aus.

Indem der soziologische Begriff des Trend die qualitativen Bestimmtheiten in einem homogenen Meer von Grössenbeziehungen untergehen lässt, löst er tendenziell die Soziologie in Statistik auf. Will man eine gegebene Gesellschaft in ihrer Totalität und in ihrer Bewegungsgesetzlichkeit untersuchen, so hat man davon auszugehen, dass sie ein reich gegliedertes System vieler Bestimmungen und Beziehungen ist, die geschichtlich sowohl eine Wurzel wie eine Richtung haben. Dieser Bericht jedoch reisst die amerikanische Gesellschaft aus der geschichtlichen Bewegung und Umwelt, aus denen heraus sie allein verständlich wird, heraus und ersetzt die geschichtlich gerichtete Bewegung durch ein Nebeneinander von statistischen Grössenbeziehungen. Die separaten Bewegungen der gesellschaftlichen Oberfläche, vielfältig, einander oft widersprechend und entgegenlaufend, verschieden in den verschiedenen Lebens- und Produktionssphären, verschieden aber auch in den unterschiedenen geographischen Räumen, aus denen sich das Territorium einer gegebenen Gesellschaft zusammensetzt, verschlingen und verknüpfen sich; es ergeben sich so Bewegungstendenzen, die mit grösseren oder geringeren Geschwindigkeiten nach verschiedenen Richtungen hin divergieren, aber trotz ihrer Divergenz in den *einen* Strom der gesellschaftlichen Totalität münden, der sie

[1]) Vgl. Report, S. 907.

alle zusammenfasst und mitreisst. Es erfolgt sowohl zwischen den verschiedenen Sphären wie auch den unterschiedenen geographischen Räumen und ihren divergierenden Bewegungstendenzen eine Ausgleichsbewegung, welche die Gegensätzlichkeit der separaten Sphären und Räume in einer Dominante, einer die gesellschaftliche Entwicklung total beherrschenden und sie zu einer Einheit integrierenden Bewegung aufhebt. Weil die Untersuchung den amerikanischen Kapitalismus nicht aus seiner geschichtlichen Entwicklung begreift, kann sie auch nicht verstehen, dass er nur eine geschichtlich entstehende und vergehende Form ist, die an einem bestimmten Punkt ihres Daseins in ein qualitativ Anderes umschlagen muss.

Wie der Begriff des soziologischen Trends die gesellschaftlichen Phänomene in ihrer Geschichtlichkeit zu einer unterschiedslosen Flüssigkeit statistisch-quantitativen Charakters verdünnt, so löst er auch den vielfach gegliederten gesellschaftlich-geographischen Raum, aus dem sich eine gegebene Gesellschaft zusammensetzt, in eine unterschiedslose Einheit auf. Die Anwendung einer solchen Methode auf eine Gesellschaft wie die amerikanische, die sich über einen ganzen Kontinent ausgebreitet hat, birgt die Gefahr in erhöhtem Masse, die vorhandenen gesellschaftlichen Bewegungstendenzen in einer ungegliederten Einheit zusammenzufassen. Der geographischen Grösse nach, der Vielgestaltigkeit der geographischen, klimatischen und kulturellen Bedingungen nach entsprechen die Vereinigten Staaten nicht einer einzelnen europäischen Nation, sondern eher der Gesamtheit der europäischen Staaten. Die Gegensätzlichkeit der Interessen und Entwicklungstendenzen der verschiedenen geographischen Regionen ist fast ebenso gross und ausgesprochen wie die zwischen den verschiedenen europäischen Nationen, wenn sie sich auch in anderen Formen äussert. Der Uniformierung des gesellschaftlichen und nationalen Lebens steht die Tendenz der Differenzierung gegenüber, die in der geschichtlichen und geographischen Differenziertheit des Landes ihre Basis hat. Alle diese Erscheinungen unberücksichtigt lassen, weil sie sich nicht in messbaren Grössenbeziehungen ausdrücken lassen, heisst aber gerade die wesentlichen Aufgaben einer sozialökonomischen Analyse vernachlässigen. Da ferner gerade diese geschichtlich-geographischen Faktoren die Triebkräfte der Veränderung enthalten und formen, versperrt man sich mit dem Absehen von der geschichtlich bedingten Gliederung die Einsicht in die Ursprünge und Richtungen der gesellschaftlichen Veränderung. So wird der Prozess des gesellschaftlichen Wechsels zu einer Art abstrakten Naturprozesses, der unabhängig von einer gegebenen Gesellschaft vor sich geht und von aussen auf sie einwirkt, indem er die grossen

sozialen Sphären verschieden affiziert. Der Prozess der gesellschaftlichen Veränderung wirkt hier von aussen auf die Gesellschaft ein, statt dass diese jenen gestaltet.

Dem entspricht auch, dass die Gesellschaft in diesem Bericht im wesentlichen als ein einheitliches Objekt betrachtet wird und es infolgedessen unverständlich bleiben muss, wie der Prozess der gesellschaftlichen Veränderung überhaupt zustandekommt. Die Gesellschaft aber ist ein in Klassen und Klassengruppen aufgegliedertes Ganzes, dessen Existenz unlöslich mit der gegebenen Produktionsweise verbunden ist. Erst aus ihren aktiven und passiven Beziehungen zueinander wird der Prozess des gesellschaftlichen Formwechsels verständlich. Die einzige Schicht, die in diesem Bericht eine gesonderte Behandlung erfährt, ist die Arbeiterklasse; aber es ist schon bezeichnend, dass hier keine wirkliche Abgrenzung gegen andere Klassen der Gesellschaft vorgenommen wird. Dass das in vieler Beziehung ausgezeichnete Kapitel eine solche wichtige Erscheinung, auf die mit vollem Recht aufmerksam gemacht wird, wie die Tatsache der Abnahme von Streiks und Aussperrungen, nicht erklären kann, ist in diesem Lichte ganz verständlich. Dass diese Abnahme beträchtlich gewesen ist, ergibt sich aus den angeführten Ziffern. Setzt man nämlich die Zahl der von Streiks und Aussperrungen betroffenen Arbeiter in der Fünfjahrperiode 1916 — 21 gleich 100, so beträgt die entsprechende Zahl für die Zeit von 1926 — 30 nur noch 13[1]). Wenn die Erklärung dieses Phänomens auch entscheidende Schwierigkeiten bergen dürfte, so liegen doch gerade an solchen Punkten die wesentlichen Ausgangsstellen einer sozialwissenschaftlichen Analyse. Ein anderes Beispiel bietet die Bevölkerungsfrage, welche der vorliegende Bericht in einem umfangreichen ersten Kapitel behandelt. Nach dieser Darstellung hat es den Anschein, als ob das Wachstum der Bevölkerung eine unabhängige Variable sei, der sich die industrielle und ökonomische Entwicklung anzupassen habe[2]). Dementsprechend wird als wahrscheinlich ein Rückgang der Bevölkerung vom Jahre 1970 ab vorausgesagt, nachdem sie in diesem Jahre ein Maximum von ungefähr 146 Millionen erreicht haben werde[3]). Ob und welche Gesetzmässigkeiten in der Bevölkerungsbewegung zum Ausdruck kommen, diese Frage wird hier überhaupt nicht gestellt. Es ist jedoch auf den ersten Blick hin klar, dass, von anderen Faktoren abgesehen, die ökonomische Lage einer Bevölkerungsschicht auf die Dauer für ihr Wachstum bestimmend ist. Hätte man daher die Bevölkerung zunächst aufgespalten in be-

---

[1]) Vgl. Report, S. 841.
[2]) Vgl. Report, S. 50.
[3]) Vgl. Report, S. 57.

stimmte Gruppen, deren ökonomische Lebensbedingungen eine gewisse Gleichartigkeit aufweisen, und die Faktoren analysiert, die hier wirksam sind — man wäre zu wesentlicheren und neueren Einsichten gekommen. Die Aufteilung der Gesamtbevölkerung, die dieses Kapitel vornimmt, in städtische und ländliche, in weisse und schwarze, in eingeborene und eingewanderte, eine Aufteilung, in die natürlich auch Elemente der Gleichartigkeit der ökonomischen Lage eingehen, genügt nicht.

Je mehr man sich bei der Analyse in diesem Bericht von der materiellen Basis entfernt, umso deutlicher wird die Unzulänglichkeit der angewandten Methode. Ein Beispiel für viele möge hier genügen. Das Kapitel des Berichtes, das sich ausschliesslich die Diskussion ideologischer Fragen zur Aufgabe macht (Changing Social Attitudes and Interests, Report S. 382-442), geht methodisch von der Überzeugung aus, dass die gesammelten Bände der führenden Zeitschriften „in der gleichen Weise betrachtet werden können, wie der Geologe die Schichten der Erdkruste studiert. Hier finden wir Zeugnisse über das intellektuelle und emotionale Leben vergangener Jahre niedergeschlagen. Um erfolgreich zu sein, müssen Herausgeber von Zeitschriften (unter anderem) die Einstellungen entdecken und ausdrücken, die ihre Leser akzeptieren können. Das Problem, dem wir uns daher hier gegenübersehen, besteht darin, uns diesen ideologischen Sedimenten in dem unparteiischen und systematischen Geist der Naturwissenschaft zu nähern...[1])". Zu diesem Zweck wurde im wesentlichen eine Bibliographie der in den Vereinigten Staaten erscheinenden periodischen Literatur benutzt; aus diesem Verzeichnis wurden nach bestimmten thematischen Stichworten gewisse Problemkreise ausgesondert, die dann in statistische Indices umgewandelt wurden. So zum Beispiel wird die Zahl der über die Frage der Ehescheidung in bestimmten Zeitperioden erschienenen Artikel festgestellt, diese Zahl in Beziehung gesetzt zur Gesamtzahl der verzeichneten Artikel, wobei noch die befürwortenden und die ablehnenden von einander getrennt werden. Der so aufgestellte Index soll dann die herrschende Einstellung zu dieser Frage wiedergeben[2]). Das Ergebnis dieser mühseligen, mit einem grossen wissenschaftlichen Apparat veranstalteten Untersuchungen fasst der Autor selbst in folgenden Punkten zusammen: aus der Durchsicht der amerikanischen Zeitschriftenliteratur seit 1900 lassen sich folgende Trends feststellen: 1. Religiöse und kirchliche Argumentationen sind in weitem Umfang durch wissenschaftliche ersetzt worden. 2. Leichte Schei-

[1]) Report, S. 382.
[2]) Vgl. Report, S. 417, Tabelle.

dungsmöglichkeiten und sexuelle Freiheit haben im Vergleich zur Periode 1900-05 weite Zustimmung gefunden. 3. Die Gegnerschaft gegen die Prohibition ist im Jahre 1931 auf das fünffache ihrer Stärke vom Jahre 1914 gestiegen. 4. Die Diskussion ökonomischer und politischer Institutionen hat die folgenden Tendenzen gezeigt: steigendes Interesse für soziale Reformen in den ersten beiden Jahrzehnten des Jahrhunderts. Nach dem Weltkrieg eine Diskussionswelle über Sozialismus, Kommunismus und andere radikale Vorschläge. Dann bis 1928 Prosperity. Von 1929 Arbeitslosigkeit und ökonomische Fragen im Vordergrund. 5. Auf dem internationalen Gebiet ergab sich nach dem Weltkrieg eine steigende Begeisterung für internationale Gerichtsbarkeit und schliesslich die allgemeine Forderung nach Abrüstung[1]).

Mit diesen mageren, vorher wohl nicht unbekannten Ergebnissen schliesst eine Untersuchung, die mit dem Entdeckungseifer des Geologen begonnen hatte.

Wie nun zu alledem noch mit den gegebenen methodischen Hilfsmitteln ein Geschwindigkeitsunterschied zwischen der Entwicklung auf ökonomischem und ideologischem Gebiet festgestellt werden soll, bleibt ein völliges Geheimnis. Denn um einen solchen Unterschied zu messen, bedarf es eines gemeinsamen Masstabes; in welchen Einheiten sollen nun die Raten der Veränderung in den verschiedenen gesellschaftlichen Sphären ausgedrückt werden?

Diese Frage führt jedoch noch weiter. Um überhaupt eine gesellschaftliche Bewegung festzustellen, die eine totale Veränderung des sozialen Gesamtorganismus bedeutet und sich nicht mit einer Verschiebung seiner Teile gegeneinander erschöpft, muss ein Ruhendes mitgedacht werden. Da voraussetzungsgemäss keine materiellen, von der Veränderung nicht mit ergriffenen und ruhenden Punkte innerhalb der Gesellschaft vorhanden sind, so können diese nur in dem ideellen Bezugssystem zu suchen sein, das von der Betrachtung an die sich verändernde Gesellschaft herangebracht wird. Mit anderen Worten: jede Analyse, welche die Veränderung eines totalen gesellschaftlichen Organismus zum Gegenstand hat, muss, ob sie sich dessen bewusst ist oder nicht, einen interpretativen Standpunkt einschliessen. Schliesst man ihn bewusst aus, so wird er in irgendeiner Form, ob man es will oder nicht, sich überall dort trotzdem äussern müssen, wo man tatsächlich das Ganze der Gesellschaft und ihre Veränderung zu untersuchen unternimmt.

Wenn man in diesem Licht die praktischen Vorschläge betrachtet, welche der Forschungsausschuss der amerikanischen Nation

---

[1]) Report, S. 441 f.

vorlegt und die in der Forderung der Anpassung der zurückgebliebenen Sphären an die fortgeschritteneren gipfeln, so ergibt sich ein eigenartiger Widerspruch zwischen dem Glauben an die weiteren Möglichkeiten der amerikanischen Gesellschaft, der die Arbeiten dieses Werkes geleitet hat, und der Forderung der Synchronisierung der Entwicklungsfaktoren in den verschiedenen sozialen Sphären. Denn eine solche Synchronisierung hebt die Entwicklung selbst auf. Das gesellschaftliche Wachsen ist nicht ein kontrollierter Prozess, der in einer gleichmässigen Aufwärtsbewegung erfolgt, er setzt sich vielmehr in widerspruchsvoller Form durch, in ständiger Herstellung eines Gleichgewichts, die ihrerseits nur eine Reaktion gegen die beständige Aufhebung dieses Gleichgewichts ist. Wie jede Entwicklung in der ökonomischen Sphäre die Aufhebung eines gegebenen Gleichgewichtszustandes voraussetzt, so auch in der gesellschaftlichen. Indem der vorliegende Bericht eine Anpassung der Entwicklungsgeschwindigkeiten in den verschiedenen gesellschaftlichen Sphären aneinander empfiehlt, kehrt er damit nicht zu den Antworten zurück, die Sismondi vor hundert Jahren den Fragen der gesellschaftlichen Disproportionalitäten gegenüber fand, beantwortet er nicht die Probleme, welche die heutige amerikanische Gegenwart bedrängen, zutiefst doch in einem Sinne, der seinem eigenen Zukunftsglauben und Optimismus widerspricht?

Examen critique du rapport américain : „Recent social trends".

Le but de cette encyclopédie en deux volumes, rédigée à l'instigation du président Hoover, était d'exposer tous les aspects de la vie sociale américaine, dans le dessein bien arrêté de saisir les rapports existant entre les différentes sphères sociales et de déterminer les transformations qui se produisent au sein de la société. Ces transformations devaient non seulement être constatées, mais on voulait encore essayer de trouver leur tendance générale, leur „trend", c'est-à-dire la loi qui les détermine. Dans une critique des résultats et des méthodes de cette „expression collective de la recherche sociale aux États-Unis", M. G. s'efforce de montrer qu'en dépit de l'ampleur considérable de l'ouvrage, qui est également, en quelque sorte, une encyclopédie de la société américaine, le but scientifique visé n'a pas été atteint, et qu'il ne pouvait pas l'être. En effet, la théorie d'Ogburn, qui est à la base de l'ouvrage, et d'après laquelle les crises sont dues à des disproportions dans la vitesse de développement des différentes régions sociales, est insuffisante. Elle présuppose un ordre social relativement stable, dans lequel les dérangements peuvent être considérés comme de simples oscillations autour d'un noyau sain en lui-même. Comme le phénomène fondamental, la crise économique, n'est pas traité, on renonce à reconnaître méthodiquement que tous les processus sociaux sont incontestablement influencés par les faits

économiques. Une autre objection importante, illustrée par M. G. au moyen d'une série d'exemples, concerne la notion du „trend", empruntée à l'étude de la conjoncture. Le „trend" ne peut pas avoir une loi sociale adéquate, parce qu'il tend à transformer tous les rapports sociaux qualitatifs en rapports mathématico-statistiques de valeurs. Le système actuel de la société, avec ses multiples ramifications, ne pourra toutefois jamais être saisi à l'aide de méthodes uniquement quantitatives ; il exige au contraire, dans son ensemble, une interprétation dynamique de la société. Comme le „Report" y a renoncé, son intention théorique devait nécessairement échouer. Plus encore : les propositions pratiques qu'il fait pour l'élimination des défauts de la société américaine n'arrivent pas à la racine du mal.

„Recent Social Trends". A criticism of the „Report"

The joint report written at the request of president Hoover undertakes to present every aspect of social life in America. It has more over the special purpose of comprehensing the inter-relationships between these separate social compartments, and determining what social changes are taking place. Not only are these changes to be ascertained but the attempt made to grasp their trend, or in other words, to grasp the law determining these changes. G. seeks to show in a criticism of the results and methods of this „collective expression of sociological research in the United States", that notwithstanding the extraordinary experience these 40 leading social scientists could draw upon, and the admirable comprehensiveness of this work-indeed an encyclopedia of American social life-, the scientific aim was not achieved, and could not be achieved. This is due to the insufficiency of Ogburn's theory which underlies the work, that phenomena of crisis are to be traced to the disproportionate rates of change of the various provinces of social life. It presupposes a relatively stable social order in which upheavals are felt as mere oscillations around an intrinsically firm nucleus. Because the fundamental phenomenon of the economic crisis is not considered, the Report dispenses with the approach to a methodological standpoint, according to which all social processes are decisively determined by economic processes. Another important objection, which G. illustrates by a series of examples relates to concept of the trend borrowed from the business cycle. This can in no way furnish a suitable social law, because it tends to resolve all qualitative social relationships into mathematical-statistical formulae. Present day society, with its manifold divisions, can never be understood by quantitative methods only, but presumes a dialectical point of view for social life as a whole, which is ever in a state of flux. Since such a theoretical aim vitiated, but even its practical proposals, which it puts forward to rectify the shortcomings of American social life, fail to touch the root of the evil.

La famille et la société dans la sociologie française[1]).

par

Jeanne Duprat

I.

La question de la fonction familiale a fait en France depuis 1789, l'objet des préoccupations de nombreux philosophes, réformateurs et sociologues. Avant cette date, la famille dominait les individus. La puissance de l'esprit de groupe, „une véritable solidarité d'honneur et de déshonneur'" entre les divers membres[2]) de l'agrégat familial et entre les générations successives imposait une subordination très nette de l'intérêt individuel à l'intérêt collectif familial[3]). On admettait, après Platon[4]), que la famille a pour fonction „d'assurer en un certain sens l'immortalité en remplaçant une génération par une autre en sorte que l'espèce est toujours la même", c'est pourquoi Montaigne insiste sur la tâche éducative de la famille pour préparer la continuité sociale et familiale, le père devant „acheminer lui-même l'ancien honneur et ordre de sa maison en la main de ses successeurs" ; Montesquieu demande à la famille d'assumer la charge de maintenir la tradition par une certaine hiérarchie familiale, le respect pour les pères et la déférence pour les maris[5]). Cette solidarité dans le souci de la puissance et du renom collectifs maintenait diverses formes héritées du patriciat romain : respect des ancêtres, patrimoine transmissible de mâle en mâle avec droit d'aînesse, autorité du chef de famille analogue à celle du „pater familias[6])" — et la forme patriarcale, correspondant aux conceptions traditionnelles et bibliques, apparaissait comme la forme naturelle de l'organisation familiale, en même temps que la forme antique de la société humaine et le type de l'État hiérarchisé. La théorie juridique, d'après laquelle la société est le développement de la famille — cellule première et type dernier irréductible des formes sociales les plus simples — par sphères concentriques de plus en plus étendues, est, ainsi que l'a montré

---

[1]) Wir beginnen mit dem vorliegenden Aufsatz eine Reihe von dogmengeschichtlichen Darstellungen über die Rolle, die in den soziologischen Theorieen jeweils der Familie innerhalb der Gesamtgesellschaft zugewiesen worden ist.

[2]) Cf. Cheysson et Le Play, L'Organisation de la famille selon le vrai modèle signalé par l'histoire de toutes les races et de tous les temps. (Paris, Dentu, 1875), p. 283.

[3]) G.-L. Duprat, Science sociale et Démocratie, p. 315.

[4]) Cf. G.-L. Duprat, Le lien familial (Paris, Alcan, 1924), p. 224.

[5]) Montesquieu, Esprit des lois, L. VIII, chap. II. Ceci tout en pensant comme Aristote que rien ne permet d'établir que les parents puissent disposer de la vie morale de leurs enfants en leur inculquant le respect des préjugés et erreurs dogmatiques.

[6]) Cf. G.-L. Duprat, Le lien familial, p. 108-110.

M. Posada, essentiellement une construction logique[1]) ; elle correspond bien au rationalisme du XVIIIe siècle, et en particulier des Encyclopédistes, qui l'adoptèrent. Pour eux l'autorité maritale est la plus ancienne de toutes, ayant précédé celle du père sur les enfants, celle des maîtres sur leurs serviteurs et celle des princes sur leurs sujets (Boucher d'Argis). Ils expliquent la société par l'extension du groupement familial (résultant lui-même de la nature biologique de l'homme), ou par la réunion et la juxtaposition de familles (Boucher d'Argis). L'autorité politique est conçue sur le modèle de la puissance paternelle d'où dérive la souveraineté monarchique[2]), ou d'un contrat en vertu duquel les familles établissent l'État et le délimitent.

Cependant l'industrialisme naissant, la centralisation politique et le développement de la bourgeoisie ébranlent les anciennes formes d'organisation familiale, corporative et provinciale ; on sent le désaccord entre les conceptions patriarcales et les aspirations éthico-politiques. On se demande si la famille patriarcale est bien la seule possible. Montesquieu estime que dans toute forme politique, chaque famille doit être gouvernée sur le plan de la grande famille nationale qui les comprend toutes ; ainsi, dans une monarchie, la famille repose sur l'obéissance à l'autorité paternelle et sur la tradition, mais dans une république, la famille se dépassant en quelque sorte elle-même doit cultiver chez ses membres des sentiments de modération, de dévouement et de solidarité. L'ordre patriarcal est encore troublé, ainsi que l'indique Condorcet, par l'égalité des sexes en tant que personnalités morales (devant par conséquent avoir des droits égaux)[3]), responsables en commun du soin et de la protection des enfants. C'est pourquoi, l'Encyclopédiste de Jaucourt pense que les époux doivent se partager l'autorité parentale et que la subordination de la femme à l'autorité maritale est simplement le résultat de la coutume et de la législation, que des conventions particulières pourront modifier[4]).

Quand „l'ancien régime" disparaît, la Révolution française a beau maintenir le cadre familial à l'état de réalité économique et morale, elle ouvre la porte aux discussions en instituant le partage égal et promulguant la loi du divorce. Après la période de domination de la famille et de respect des formes patriarcales, l'heure de la libération des individus a sonné en même temps que celle de toutes les critiques.

II.

Comme l'ont montré Le Play et ses disciples, le souci des droits individualistes s'oppose au système du groupe familial „autonome", replié sur lui-même, de l'„ancienne société", où „la fonction du chef consiste surtout à se sacrifier pour la prospérité commune[5])" et où la famille

---

[1]) Théories modernes sur les origines de la famille, de la société et de l'État.

[2]) Diderot, art. cit.

[3]) Esquisse du progrès de l'esprit humain.

[4]) Article „Pouvoir paternel" de l'Encyclopédie.

[5]) Le Play, op. cit., p. 39.

„consomme" les individus[1]) tout en les entourant d'un „faisceau" protecteur d'habitudes d'entr'aide et de solidarité[2]). „L'ancienne société se présente à l'observateur avec un ensemble de forces, de groupements, qui lui donnent une grande cohésion. Aujourd'hui les groupements se sont dissous, le courant a été détruit, le granit s'est désagrégé, et il est devenu une poussière que soulève le vent des révolutions : l'individu règne à la place de la famille[3])". Or, „la famille est la véritable molécule sociale et non l'individu"[4]). „Que dans notre société en voie de désagrégation mortelle, le noyau de la famille se reconstitue, dit Le Play..., tout le reste suivra par voie de conséquence"[5]).

Aussi les contempteurs du nouveau régime, les monarchistes, les traditionnalistes, laudatores temporis acti, liant le sort de la famille à celui d'un gouvernement plus ou moins théocratique[6]) et autoritaire, professèrent-ils un véritable „culte" pour la famille et opposèrent-ils à la conception d'un contrat entre individus primitivement libres celle d'une „organisation providentielle ou naturelle, foncièrement la même pour les collectivités domestiques et nationales[7])".

Pour de Bonald, la famille est le prototype de l'État, la base de la vie sociale, la cellule irréductible, l'élément le plus simple de la société[8]). L'autorité paternelle est le modèle du pouvoir[9]). Il y a identité entre les trois éléments de la cellule familiale (père, mère et enfants), les trois éléments de la société politique (pouvoir, ministre et sujets) et les trois éléments de la société religieuse (Dieu, le prêtre et les hommes) ; partout, dit de Bonald[10]), „je vois toujours des pouvoirs qui commandent, des sujets qui obéissent" et entre eux des ministres ou intermédiaires, „j'en conclus que cette hiérarchie de personnes et de fonctions forme la constitution naturelle de toute société" et que la cellule familiale est de constitution naturelle et nécessaire.

Or, la famille durera, si elle est fortement gouvernée, si la continuité du pouvoir „qui agit pour la conservation de la société" y est assurée par l'hérédité et le droit d'aînesse comme dans les dynasties royales[11]).

Le Play, qui beaucoup moins dogmatique que de Bonald, redoute l'autoritarisme patriarcal et les risques de stagnation qui en résultent[12]), estime cependant comme lui qu'afin d'éviter les „excès d'individualisme",

---

1) De Bonald, Théorie du pouvoir.
2) Le Play et Cheysson, op. cit., p. 281-282.
3) Ibid., p. 286.
4) P. 287. Cf. Proudhon : „L'unité sociale est le groupe".
5) P. 289.
6) De Maistre.
7) G.-L. Duprat, Lien familial, p. 234.
8) Cf. P. Bourget, Bonald, p. xv.
9) Cf. De Bonald, Pensées politiques et religieuses, p. 140.
10) Id., Principe constitutif.
11) Parler ici „de droit divin ou de droit naturel est une absurdité", c'est „un moyen d'ordre établi par la société" pour „la conservation et la perpétuité de la famille". Cf. Principe constitutif.
12) Cf. Edmond Demolins : la soumission à l'autorité d'un ancêtre commun comprime l'initiative individuelle et l'aptitude au travail pénible (Bulletin de la Soc. int. de Science sociale, 23e liv.).

d'une *famille instable* dans laquelle „personne ne s'attache à un foyer", la transmission des biens doit se faire à l'un des enfants qui aura pour tâche de perpétuer la communauté[1]). C'est pourquoi dans la *famille-souche* — qui concilie les tendances des deux autres types, la tradition et le perfectionnement des coutumes, la transmission et la persistance du groupe domestique — „les parents associent à leur autorité celui de leurs enfants adultes qu'ils jugent le plus apte à pratiquer de concert avec eux, puis à continuer après leur mort l'œuvre de la famille[2])". La conservation du „bien patrimonial" est le désir primordial et chaque membre de la communauté „subordonne à ce sentiment toute sa conduite[3])", sous la direction de *l'héritier* choisi librement par le père comme le plus digne et „le plus capable de défendre les libertés de la famille et de la province[4])". Le partage égal entre les enfants, qui correspond au type de la famille particulariste[5]) ou instable, entraîne l'individualisme et le morcellement, la stérilité des unions et la rivalité des héritiers ; il fait que la propriété n'est plus un bien de famille, mais un bien personnel[6]) et ruine la famille et la société.

En effet, le système familial de la communauté d'efforts et d'intérêts se poursuivant à travers plusieurs générations est celui qui convient à toutes les époques pour l'organisation foncière et le travail agricole. De Bonald, Le Play, Proudhon l'ont également bien compris et ont également lutté contre les dispositions du Code civil français qui, imposant e partage et le morcellement du sol[7]), ruine la petite propriété, multiplie les classes nécessiteuses, crée les „propriétaires-indigents[8])" et fait tomber les agriculteurs „de la condition de paysan à celle de salarié" ce qui est bien inférieur „sous le rapport moral comme sous le rapport matériel[9])". Un pays agricole demande une vie familiale adaptée à ses exigences.

La famille-souche, „institution par excellence des peuples sédentaires[10])", — qui par le travail et l'épargne ont lutté contre l'oppression féodale pour constituer des groupes familiaux stables et libérés, de franc-alleu[11]), dont la préoccupation constante fut de conserver leur indépendance[12])" — évite „d'abroger, en morcelant le foyer et le domaine, les habitudes de travail et de vertu... Ils ne mettent point en lambeaux l'œuvre des ancêtres[13])",

---

[1]) Le Play, *op. cit.*, p. 8.

[2]) P. 29.

[3]) P. 177.

[4]) P. 70.

[5]) Cf. Henri de Tourville : type qui correspond aux peuples chasseurs ou de milieux désintégrés (Demolins).

[6]) Demolins, *Bull.* 24e liv.

[7]) Cf. Proudhon : „le morcellement du sol aboli par la constitution de l'héritage" (*Justice*, II, p. 156), „au lieu d'abolir l'hérédité, songeons plutôt à faire cesser la déshérence„ (*Contr. écon.*, II, p. 205).

[8]) Le Play, *op. cit.*, p. 102.

[9]) P. 177.

[10]) Le Play, *op. cit.*, p. 30.

[11]) Cf. Proudhon, dont „les ancêtres de père et de mère" étaient tous paysans de franc-alleu. Sur la conception de la famille paysanne chez Proudhon et chez Le Play, voir J. Duprat, *Proudhon sociologue et moraliste* (p. 61).

[12]) Le Play, *op. cit.*, p. 70.

[13]) P. 98.

et considérant la propriété comme un fideicommis, les détenteurs successifs du sol se le passent comme un dépôt sacré : „Cursores vitae lampada tradunt[1]“. Ces familles, „soumises à Dieu et vouées au travail, restent stables dans leur état d'aisance et de frugalité. Elles sont la vraie force des nations libres et prospères[2]“. Elles, qui ont l'ancienneté, la dignité, la simplicité et l'honneur, peuvent donner „l'exemple de toutes les vertus et de toutes les décences[3]“ ; elles trouvent un appui dans le régime établi, la pression de l'opinion publique, les conseils des plus notables et des plus éclairés, enfin l'influence du clergé[4] et, constituant de véritables „autorités sociales“.

Cependant „cette organisation sociale... ne peut guère compter sur l'avenir[5]“, par suite des progrès incessants de l'industrialisme et de sa conséquence : l'exode rural.

En effet, comme l'a montré De Bonald, si la famille agricole est un corps stable, il n'en est pas de même dans les milieux urbains, industriels et commerçants : „les membres travaillent isolément et souvent dans différentes industries“, ils ne sont que „posés sur le sol, prêts à l'abandonner s'ils trouvent ailleurs une industrie plus fructueuse“, il n'y a plus de communauté domestique, plus de stabilité[6]. Comment dans une famille constituée ainsi d'individus au lieu de former une unité réelle, les frères verraient-ils „en leur aîné le soutien de leur nom, le représentant de leur père, souvent la dernière ressource de leur vieillesse[7]“ ? Ils ne trouvent plus sous le toit paternel... un abri hospitalier et affectueux, supprimant „ce problème du paupérisme, qui est l'épouvantail et l'angoisse de notre temps[8]“. „L'individu affronte seul les combats de la vie ; s'il est vaincu, il tombe misérablement sur le pavé des villes“ et comme l'industrie ne nourrit pas tous les âges, souvent le vieillard „n'a de pain que celui qu'il prend sur le salaire de ses enfants ou qu'il reçoit de la charité publique[9]“. Ainsi, „il n'y a jamais de famille ; je dirai plus, il n'y a jamais de société parce qu'à chaque génération la société finit et recommence[10]“, il n'y a aucun désir de stabilité politique, de tranquillité et de conservation du gouvernement[11]. Avec l'individualisme, la *res publica* est „trop souvent livrée à l'influence de gens, sans passé, sans lendemain et sans intérêt à la conservation de la chose publique[12]“.

Toutefois, même pour les milieux industriels, de Bonald pense trouver un élément de stabilité dans l'hérédité des professions : par suite de la „disposition naturelle de l'homme à contracter dès son enfance des habi-

[1] Cf. Le Play et Cheysson, Appendice, p. 259.
[2] *Ibid.*, Le Play, p. 7.
[3] De Bonald, *De la famille.*
[4] Le Play, *op. cit.*, p. 177.
[5] P. 177.
[6] De Bonald, *De la famille et du droit d'aînesse.*
[7] *Ibid.*
[8] Le Play et Cheysson, *op. cit.*, p. 283.
[9] De Bonald, *op. cit.*
[10] *Ibid.* A rapprocher de G. Richard, *L'Évolution des mœurs*, p. 50 : „sans une organisation domestique, ni l'État, ni l'Église, ni la société économique ne pourraient durer plus longtemps que la moyenne d'une génération“.
[11] Monarchique pour de Bonald, par représentation corporative pour Le Play.
[12] Le Play, *op. cit.*, p. 285.

tudes qu'il conserve toute sa vie". Il demeure, dit-il, un attachement au „corps"[1]) de métier, une sorte de stabilité professionnelle „sans laquelle une société ne peut subsister longtemps et qui assure la perpétuité des métiers les plus vils et les plus périlleux comme celle des fonctions les plus honorables"[2]). De Bonald semble ici précéder Durkheim dans la conception d'une solidarité professionnelle corporative susceptible de remplacer la solidarité familiale.

Les partisans de la famille, en tant qu'unité base de la vie sociale, considèrent évidemment le mariage comme un lien indissoluble. Ce fut de Bonald qui combattit la loi de 1792 autorisant le divorce en France et qui réussit à la faire abroger le 8 mai 1816 (le divorce ne fut admis à nouveau que par la loi du 27 juillet 1884). Contrairement à l'opinion de Fourrier, la raison universelle „a fondé la société sur une base moins fragile que les affections de l'homme", or, le mariage n'est pas „un contrat ordinaire, puisqu'en le résiliant les deux parties ne peuvent se remettre au même état où elles étaient avant de la former", il crée une société[3]). „Le mariage, qui précède la famille et qui la produit est une société éventuelle" qui devient „actuelle" au moment où il y a des „enfants, c'est-à-dire des hommes à conserver et à former", ceux-ci étant lors de l'union matrimoniale „représentés par le pouvoir public, garant des engagements que prennent les époux de former une société". Ainsi le lien du mariage légitimement et légalement contracté est indissoluble, parce que les parties réunies en un corps social... ont perdu leur individualité et n'ont plus de volonté particulière, qui sépare, à opposer à la volonté sociale qui réunit, ...le divorce suppose des individus, le mariage fait, il n'y en a plus[4])".

En particulier pour l'éducation des enfants, l'État doit veiller à ce quelle reste „surtout l'œuvre de la famille". C'est une „tradition héréditaire, uniforme et jamais interrompue d'habitudes et de sentiments. Si cette tradition s'arrête, le fil de l'éducation se rompt". Le promoteur de l'enseignement public obligatoire, Condorcet, et avant lui Turgot ne voulaient d'ailleurs en rien remplacer la famille dans la fonction éducative, ni suivre Rousseau de l'Encyclopédie[5]) lorsqu'il déclarait que l'éducation de l'enfant relevant expressément de l'État, elle doit être soustraite à l'autorité du père de famille. A. Comte estime de même que l'éducation publique ne constitue que le complément systématique de l'éducation domestique, qui revient surtout à la mère.

Ainsi la société peut seconder et fortifier la famille, que Le Play appelle „la plus naturelle et la plus féconde des autonomies, celle qui conserve le mieux le lien social"[6]), mais doit veiller à ne pas tomber dans cette „fatale

---

[1]) Cf. Théorie du pouvoir (I, livre XII, chap. XI) et De la famille.

[2]) Législation primitive, part. III, chap. IV.

[3]) Du divorce considéré au XIXe siècle, chap. XI, cf. Résumé sur la question du divorce.

[4]) Législation primitive, I, liv. II, chap. VI. Proudhon a noté (Contr. écon. Rivière, p. 238) son accord sur ce point avec De Bonald : „dans la famille, comme l'avait très bien observé M. de Bonald, il n'existe qu'un seul être moral, un seul esprit, une seule âme, je dirais presque avec la Bible une seule chair„.

[5]) Article Economie politique.

[6]) Le Play, op. cit., p. XIII.

erreur“ de „désorganiser“ la famille „par les empiétements de l’État“, la législation maladroite et le Code civil[1]) : l’oppression de l’État tue le régime familial, l’autonomie du groupe ; ce n’est pas une protection, c’est une suppression des liens utiles[2]).

III.

L’autonomie du groupe est ce à quoi s’oppose le plus nettement la conception jacobine, étatiste, tendant à supprimer tout intermédiaire entre l’individu et l’État. De plus, la famille considérée comme partie intégrante d’un système périmé et détesté ne pouvait qu’être combattue par les révolutionnaires ; aussi sous la Convention, „la citoyenne fit oublier la mère, les enfants se séparèrent des parents ; l’homogénéité sociale passagère ruina les modes de solidarité jugés trop étroits ; à cadres trop restreints tels que la solidarité familiale“[3]). La tendance traditionnaliste et réactionnaire (des de Maistre, de Bonald, Le Play...), qui correspondait à une véritable „autarchie“ familiale, fut battue violemment en brèche par les tendances communistes, étatistes et socialistes.

„Dans le système de morale sociale correspondant à l’étatisme la place assignée à la famille ne peut être que celle d’un organe au service de l’État“[4]). Un Babeuf, par exemple, se rattachant à l’idée spartiate, selon Rousseau et Mably, ne voit en la femme qu’une mère, qui, chargée „d’engendrer par ordre et pour le bien exclusif de la société“[5]) des citoyens robustes et laborieux, doit être elle-même „endurcie à la fatigue par le travail et l’occupation“[6]).

Cabet estime que dans le régime communautaire, la collectivité se chargeant de l’entretien et de l’éducation en commun, l’unité économique est non la famille mais l’État. La famille, ayant perdu toutes ses fonctions religieuse, juridique, politique, etc., n’en reste pas moins une unité morale basée uniquement sur des rapports et des liens d’affection entre époux égaux, ayant une personnalité économique, civile et morale équivalente, mais où néanmoins l’homme aurait voix prépondérante (dans la famille comme dans la cité) selon le désir de la femme, qui „est trop raisonnable et connaît trop bien son véritable intérêt pour vouloir que son mari se ridiculise“ en lui obéissant[7]). Paul Lapie notait récemment que la famille moderne n’est plus en effet ni une entité religieuse[8]), ni une entité politique[9]), ni — par suite de la grande industrie — un groupe producteur[10]),

---

[1]) P. XIII et XV.
[2]) P. 289, sqq.
[3]) G.-L. Duprat, op. cit., p. 113. Cf. Lalande, La dissolution opposée à l’évolution (Paris, Alcan, 1899) : le lien familial se dissout au sein même de la civilisation.
[4]) G.-L. Duprat, ibid., p. 232.
[5]) Aristote, critique du communisme platonicien; cf. G.-L. Duprat, Lien familial, p. 224.
[6]) Cf. E. Fournière, Les théories socialistes.
[7]) Voyage en Icarie, p. 299 sqq.
[8]) Paul Lapie, La femme dans la famille (1908), p. 46.
[9]) P. 49.
[10]) P. 55.

que la vie urbaine et les progrès techniques réduisant le rôle de la ménagère[1]) tendent à supprimer sa fonction économique, que par les crèches, les écoles... la société tend à lui enlever sa fonction éducative „comme toutes les autres“[2]), mais qu'elle demeure unité morale et intellectuelle, élément social d'affection, sauvegarde et réconfort[3]). „Ce n'est pas se faire de la vie de famille une idée médiocre“ ajoute P. Lapie ; mais, comme l'a remarqué M. Berth[4]), si l'éducation des enfants revient à la société et que la femme par son travail au dehors devienne économiquement l'égale de l'homme, toute assise matérielle étant enlevée à la famille, celle-ci ne pourra guère que tomber dans le vide. Sans foyer, sans héritage, sans le ménage „cette pierre du foyer“, disait Proudhon, la famille ne peut subsister ; et, il situait ainsi la position du socialisme en ce qui concerne la famille : „le socialisme veut abolir le ménage parce qu'il coûte trop cher, la famille parce qu'elle fait tort à la patrie, la propriété parce qu'elle préjudicie l'État. Le socialisme veut changer le rôle de la femme : de reine que la société l'a établie, il veut en faire une prêtresse de Cotytto“[5]).

Les reproches portent, non contre les socialistes français en général (parmi lesquels se trouve, au premier rang, Proudhon lui-même), mais contre Babeuf, les saint-simoniens — surtout en ce qui concerne l'héritage[6]) — et Fourier, dont les excès de langage doivent souvent être laissés de côté.

Fourier est essentiellement désireux de supprimer toute entrave à la liberté individuelle, toute contrainte ; or, le système politique et économique de son époque a trouvé dans la famille un moyen d'opprimer la masse au profit de quelques-uns : il se sert de l'amour comme „fournisseur de viande à canon“[7]), excite la „pullulation de la populace“ pour „stimuler les pauvres gens au travail par l'aspect de leur progéniture en haillons“[8]) et multiplie les „fausses doctrines qui légitiment les spéculations ambitieuses d'un conquérant“ et de quelques magnats désireux d'avoir „abondance de conscrits et d'ouvriers faméliques travaillant à vil prix pour enrichir quelques chefs“[9]). A cette fin, les moralistes représentent les pères de famille nécessiteux, comme les „vrais citoyens“, „les colonnes du système

---

[1]) P. 64.
[2]) P. 89.
[3]) P. 92.
[4]) Du Capital aux Réflexions sur la violence (1932), p. 141.
[5]) Contradictions économiques, p. 200.
[6]) Il est à remarquer d'ailleurs que si Babeuf estime que „la loi de l'hérédité est souverainement abusive et produit des malheureux dès la seconde génération„ (Tribun du Peuple, n° 35), si Bazard pense qu'il faut „transporter à l'État devenu association de travailleurs le droit d'héritage aujourd'hui renfermé dans la famille„ (Doctrine de Saint-Simon, 1re année, p. 145), les autres socialistes demandent, avec Louis Blanc, que dans la famille conjugale, l'hérédité naturelle et légale s'arrête à la ligne directe, c'est-à-dire à ceux qui constituent une véritable unité, un groupe de collaborateurs ; Proudhon ajoute en faveur du maintien de cette forme restreinte d'héritage : „l'hérédité est l'espoir du ménage, le contrefort de la famille, la raison dernière de la propriété“ (Contr. écon., II, p. 201).
[7]) Théorie de l'unité universelle, IV, p. 462.
[8]) Nouveau monde industriel et sociétaire.
[9]) Ibid.

social" et „l'économisme prouve qu'une fourmilière de populace est l'enseigne de la sagesse administrative". Il leur faut le maintien de la famille et de ses servitudes. Fourier, dans son opposition violente à de tels calculs, souhaite affranchir du „même coup les nations et les individus, les grands et les prolétaires, les hommes et les femmes, les enfants comme les pères"[1]) en supprimant, dans l'organisation sociétaire, par la ruche, le réfectoire et les crèches, la servitude des travaux domestiques, non seulement pour la femme, mais pour tous.

Fourier s'oppose en outre à la famille parce qu'il la considère comme l'antagoniste de la société : en tant qu'elle est „la plus petite et la moins libre des réunions", l'„assemblage le plus restreint et le plus contraint"[2]) elle oppose sa solidarité étroite au reste de la société.

Les familles sont si égoïstes, si jalouses, si âpres qu'aucun scrupule ne résiste quand il s'agit de subvenir aux frais du ménage et des enfants[3]).

Ainsi „la famille", que de Bonald présentait comme l'élément de stabilité sociale, observée par Fourier et dans la vie industrielle, constitue la „source de tous les désordres sociaux", parce qu'elle n'est point libre. Pour faire œuvre durable, œuvre sociale par conséquent, il faudrait pouvoir choisir ses successeurs et former des groupes assez vastes pour maintenir une continuité d'action collective que ne troublerait en rien la disparition d'un individu[4]) ; il faudrait „absorber" le groupe familial dans une solidarité plus étendue, „noyer l'égoïsme familial à force de ramifications et d'extensions..." en faire un commencement de collectivités sans cesse élargies, d'„engrenages industriels" au lieu de la conserver cellule fermée qui ne tend qu'à rompre les liens sociaux.

On le devine, ce que le sarcastique détracteur de la famille redoute et veut détruire, c'est cet „ordre familial où tout n'est qu'arbitraire, fausseté, injustice, désunion, oppression, contrariété des intérêts collectifs et individuels de chaque ménage"[5]). Plus le milieu est restreint, plus il y a d'oppression et moins il y a de liberté, surtout en ce qui concerne la plus gracieuse des passions : l'amour. La famille restreinte, jalouse, persécutrice, dont la forme la plus ancienne et la plus complète est ce régime patriarcal, „germe des passions viles", qui fait des peuples qui l'ont conservé „les plus fourbes et les plus vicieux du monde", est au contraire l'ennemie du progrès. Ici, par suite de la dot et des préjugés, le mariage n'est qu'un marché odieux : les femmes ne peuvent répondre à „une union que la nature

---

[1]) Fausse industrie.

[2]) Nouveau monde industriel et sociétaire.

[3]) Proudhon voit au contraire dans cette „âpreté" un stimulant moral : „la famille... n'est-ce pas la chose sans laquelle l'homme cesserait de travailler, aimant mieux être chevalier d'industrie et voleur" (Contradictions économiques, II, p. 403). Cf. De la Justice dans la Révolution et dans l'Église, III, p. 448.

[4]) Le même désir conduit Proudhon à des conclusions favorables au maintien de la famille, devenant elle-même association de collaborateurs : „L'humanité qui se renouvelle continuellement dans ses individus est immuable dans sa collectivité, dont la famille est une image. Qu'importe alors que le gérant responsable change, si le vrai propriétaire et usufruitier c'est la famille perpétuelle ?" (Justice, III, p. 549).

[5]) Fourier, op. cit.

commande impétueusement... avant qu'elles n'aient été légalement vendues"[1]).

Au point de vue des enfants, la famille traditionnelle est également injuste et dangereuse. Le „familisme" établit des préférences entre eux, le favoritisme et le droit d'aînesse sont aussi nuisibles à la paix sociale qu'odieux en eux-mêmes. La famille, dit Fourier, est „un groupe qui a besoin d'échapper à lui-même" ; l'individu ne fuit pas la famille pour s'enfermer en un égoïsme plus étroit, mais pour s'agréger à des groupes qui correspondent mieux à son âge, à ses besoins et aspirations. Dans la mesure où la famille s'oppose à cette sociabilité spontanée, elle est un obstacle à la vie sociale.

Ainsi, Fourier lui-même, précédant ici par certaines intuitions géniales les remarquables observations d'Espinas, constate que l'homme n'est pas fait pour rester isolé et que sa sociabilité s'étend bien au delà de la famille, et par conséquent bien au delà du „couple", qu'il a considéré comme l'individu au point de vue social[2]), conception à laquelle les saint-simoniens ont donné une importance particulière.

„L'individu social, aurait dit Saint-Simon d'après Olinde Rodrigues, c'est l'homme et la femme" ; et Enfantin ajoute que chacun séparément n'est qu'une moitié d'individu social ; aussi toute la vie sociale repose-t-elle sur leur union : „le gouvernement dans la famille, dans les fonctions de la cité... ne comporte jamais l'homme seul, mais le couple homme et femme" dont les parties sont parfaitement égales. Les saint-simoniens (à l'exception des conceptions transactionnelles d'Enfantin après 1831)[3]) font reposer la famille sur l'indissolubilité du mariage et annoncent l'émancipation des femmes, „mais sans prétendre pour cela abolir la sainte loi du mariage proclamée par le christianisme ; ils viennent au contraire pour accomplir cette loi, pour lui donner une nouvelle sanction, pour ajouter à la puissance et à l'inviolabilité du lien qu'elle consacre"[4]) ; ils demandent la monogamie et l'association des époux „dans l'exercice de la triple fonction du temple, de l'État et de la famille"[5]). L'exaltation d'un Enfantin en ce qui concerne l'émancipation des femmes, entraîna promptement une scission parmi les anciens saint-simoniens ; la plus bruyante fut celle de Pierre Leroux et de Jean Renaud, qui estimèrent que tout ce qui est immoral ne peut qu'aggraver le sort des femmes et reprochèrent à Enfantin de prêcher leur émancipation comme une insurrection, alors que „la femme ainsi transformée en Vénus impudique perd à la fois sa dignité comme personne humaine et sa

---

[1]) Turgot s'était déjà élevé contre la morale de l'intérêt et la dot qui transforment „cette union ineffable" qu'est le mariage en un marché. Les mariages se font „avec bassesse par des vues d'ambition et d'intérêt et comme par cette raison il y a beaucoup de malheureux, nous voyons s'établir de jour en jour une façon de penser, bien funeste aux États, aux mœurs, à la durée des familles, au bonheur et aux vertus domestiques" (Œuvres de Turgot, t. II, p. 789). De même Proudhon, Solution du problème social, p. 156 : „Il ne vous appartient pas, bourgeois, qui achetez vos femmes et qui vendez vos filles... de nous parler de la famille... ; avant que vous prononciez le nom sacré de famille, laissez-moi passer le charbon ardent sur vos lèvres".

[2]) Cf. Charléty, Enfantin, p. 7.

[3]) Enfantin ne conçoit pas que la femme puisse être à la fois affranchie et soumise à la loi de fidélité. (Ibid.)

[4]) Œuvres de Saint-Simon et d'Enfantin, t. IV, p. 123.

[5]) Cf. Fournière, op. cit., p. 70.

dignité comme femme"[1]) ; la plus grave fut celle d'Auguste Comte, qui put voir dans leur œuvre, comme dans celle de Fourier, en ce qui concerne la famille, „un symptôme effrayant de désorganisation sociale".

Pour Auguste Comte, „l'esprit scientifique ne permet point de regarder la société humaine comme étant réellement composée d'individus. La véritable unité sociale consiste certainement dans la seule famille"[2]). Celle-ci, „bien loin d'être invariable, reçoit progressivement de toute nécessité, des modifications plus ou moins profondes" en rapport avec le changement total de la société correspondante, mais sous toutes ses formes on peut regarder „la vie domestique comme la base constante de la vie sociale"[3]), et „l'esprit de famille" (dont ont parlé de Bonald et Le Play), malgré les justes reproches mérités par une „abusive prépondérance passagère", „n'en constituera pas moins toujours et à tous égards, la première base essentielle de l'esprit social"[4]). C'est pourquoi le maintien de la famille, qui n'est pas seulement le couple[5]), mais le foyer, la vie domestique, le groupe formant un tout dans son organisation hiérarchique, est indispensable à la vie sociale. Deux ordres fondamentaux de relations : „la subordination des sexes et ensuite celle des âges, dont l'une institue la famille tandis que l'autre la maintient"[6]) font de la vie de famille „l'école éternelle de la vie sociale"[7]) grâce à „cette heureuse subordination spontanée, qui après avoir ainsi constitué la famille humaine devient ensuite le type nécessaire de toute sage coordination sociale"[8]).

Le rapprochement des conceptions d'A. Comte avec celles de de Bonald est aisé ; toutefois le type familial autoritaire et patriarcal que de Bonald propose comme base et modèle de la société, n'est point cette hiérarchie d'individus ayant à remplir des fonctions spéciales et permanentes, qui concourent spontanément „au but commun par des voies profondément distinctes" et assurent à chacun „un sage développement de sa propre nature"[9]), dont A. Comte fait la base de „toute existence sociale". On sait combien A. Comte résista à la pression de Stuart Mill[10]) et s'opposa aux saint-simoniens dans sa négation de l'égalité des sexes ; il n'y a pas plus d'égalité des sexes, disait-il, que d'égalité des âges, que „d'égalité univer-

---

[1]) Pierre Leroux, De l'Égalité, p. 47.

[2]) Auguste Comte, Cours de philosophie positive, 51e leçon (Schleicher, t. IV, p. 294).

[3]) Ibid., p. 297.

[4]) Cours de philosophie positive, p. 296.

[5]) Cf. Proudhon, Contradictions économiques, p. 198 : „Otez le ménage... il reste des couples, il n'y a plus de familles". La famille est totalement éloignée du concubinage „où seul l'égoïsme préside" (ibid., II, p. 300).

[6]) A. Comte, op. cit., 51e leçon, p. 297.

[7]) Ibid., p. 304.

[8]) P. 303.

[9]) P. 300. Trop souvent ceux qui ont parlé d'égalité ont confondu celle-ci avec une prétendue „identité" ; or, il est bien évident comme le montre M. Jean Finot (Le problème des sexes, p. 488-489) qu'en ce qui concerne la femme „aucun édit humain ne pourra la faire identique à l'homme", ce qui serait d'ailleurs lui enlever toute personnalité et raison d'être. Cf. Proudhon : „les qualités de l'homme et de la femme sont des valeurs incommensurables ; les apprécier les unes par les autres, c'est les réduire également à rien" (Contr. écon.).

[10]) Cf. Lettres d'Aug. Comte à John Stuart Mill, 1841-1846.

selle des races animales"[1]) ; il y a partout une subordination nécessaire au maintien de l'ordre. „S'il n'y avait qu'à aimer, la femme régnerait, mais il faut agir et penser pour lutter... dès lors l'homme doit commander malgré sa moindre moralité". A chacun sa fonction dans la famille : „les femmes constituent l'élément le plus direct et le plus pur du pouvoir modérateur destiné à moraliser de plus en plus l'empire nécessaire de la force matérielle", mais „en aucun genre, ni la direction, ni l'exécution ne leur conviennent", à l'homme d'assumer les charges du pouvoir temporel, à la femme celles du pouvoir moral par son action à l'intérieur de la famille. „Le vrai caractère social de la femme"[2]), sa participation à l'universelle coopération, c'est en tant qu'épouse et que mère de remplir son rôle de „gardienne du foyer" et „d'éducatrice morale de l'humanité". C'est pourquoi A. Comte estime que „la femme occupée au dehors perd sa principale raison d'être en même temps qu'une partie de l'influence qu'elle doit exercer sur son mari pour le bien et le progrès de l'humanité"[3]). „L'exhérédation féminine, ajoute A. Comte, fournit le seul moyen de supprimer l'usage des dots, si pernicieux à tant de familles et directement contraire à la véritable institution du mariage", qui doit résulter d'un choix sans préoccupation de rang, ni de classe, ni de fortune[4]).

La procréation consolide le lien familial et fortifie la tendresse mutuelle des époux — et, par réaction contre le malthusianisme, A. Comte préconise la pluralité des enfants (trois normalement) — mais comme la mère est moins celle qui enfante que celle qui élève, l'adoption peut suppléer à la stérilité. Enfin pour que la famille puisse remplir pleinement sa fonction sociale, il convient d'ajouter à l'indissolubilité du mariage[5]), à l'exhérédation féminine, à la possibilité d'adoption, la „faculté de tester" (afin que les enfants cessent de convoiter l'héritage).

Alors, l'homme trouvera dans la vie domestique „le plein et libre essor de ses affections sociales" ; le lien conjugal conduit à la bonté et à l'altruisme, „la paternité enseigne à aimer les inférieurs, la fraternité à vivre pour autrui selon la maxime fondamentale du positivisme"[6]), la famille dans son ensemble „prépare et seconde l'activité civique", formant la „transition naturelle de la pure personnalité à la vraie sociabilité, de l'égoïsme initial à l'altruisme final"[7]), c'est elle qui constitue le mieux une indispensable préparation à la vie sociale proprement dite, assure „l'éducation graduelle du sentiment social en nous faisant sentir à tous la continuité et la solidarité"[8]). Ainsi „la famille présente spontanément le véritable germe nécessaire des dispositions essentielles qui caractérisent l'organisme social".

---

[1]) Cours de philosophie positive, t. IV, p. 303.

[2]) Cours de philosophie positive, 54e leçon, p. 117.

[3]) G.-L. Duprat, op. cit., p. 235.

[4]) Jules Payot, Éducation de la volonté, p. 194 (Alcan, 1918) — critique les mariages tardifs, qui sont faits surtout en vue de la dot.

[5]) A. Comte demande non seulement l'indissolubilité du mariage (sauf pour des cas tout à fait exceptionnels), mais encore „l'inaltérable perpétuité" des liens intimes même dans le veuvage, la „fusion des âmes" persistant au-delà de la mort.

[6]) G.-L. Duprat, Le lien familial, p. 235.

[7]) A. Comte, 51e leçon du Cours de Philosophie positive.

[8]) Ibid.

En effet, entre l'individu égoïste et la société „l'antagonisme deviendrait vite irréparable rupture" sans le groupe familial, qui est une „initiation à l'esprit civique"[1]), pense Proudhon comme A. Comte. „La première loi sociale, c'est la personnalité, l'individualité collective", dont la forme la plus restreinte est le foyer familial[2]), auquel Proudhon demande d'être non le berceau de l'autorité, non une école de fraternité, mais un organe de la justice. „Nous voulons la famille, a-t-il dit, où sont ceux qui la respectent plus que nous ? Mais nous ne prenons pas la famille pour type de la société"[3]) elle en est simplement un élément, un élément indispensable d'ailleurs, car elle est le groupement organique[4]) où l'homme acquiert sa dignité — la „dignité" humaine n'étant pas celle de l'individu égoïste, mais celle de la personnalité socialisée par le mariage, la vie de famille, l'organisation sociale, le dévouement à des intérêts communs[5]). La famille n'est pas le „type" de la société civile, mais elle est à la base de la vie sociale, et toute atteinte à la famille — „la fornication, la prostitution, l'adultère, le divorce, la polygamie, le concubinage, le débordement de tous ces crimes et délits contre le mariage" — est redoutable pour la vie sociale, source de la plupart de ses maux[6]). „La famille n'est-elle pas le cœur de l'économie sociale, l'objet essentiel de la propriété, l'élément constitutif de l'ordre, le bien suprême vers lequel le travailleur dirige toute son ambition, tous ses efforts ? ...Point de famille, point de société, point de travail"[7]).

La famille pour Proudhon — quoi qu'on en ait dit — n'est pas, comme pour Fourier, „en réalité égoïste" ; loin de renforcer l'égoïsme de l'individu, elle lui apprend le dévouement, le sacrifice même[8]), surtout quand la paternité ajoute son influence hautement moralisatrice à l'affection conjugale : „Par la génération, l'idée de droit prend un premier accroissement, d'abord dans le cœur du père. La paternité est le moment décisif de la vie morale"[9]) et par là même de la vie sociale.

On a accusé Proudhon d'être „paralysé" par d'„inutiles préjugés" sur le maintien de la famille et le rôle de la femme au foyer[10]) à une époque où l'industrialisme, la bureaucratie, la société capitaliste entraînent la dissolution du lien familial, et créent de nouvelles exigences économiques

---

1) G.-L. Duprat, op. cit., p. 237.

2) Relevé en marge de la Bible familière de Proudhon. Cf. Notre ouvrage sur Proudhon, sociologue et moraliste, p. 200 sqq.

3) Proudhon, Le Peuple, 15 novembre 1848, p. 191.

4) Proudhon, De la capacité politique des classes ouvrières, p. 230.

5) Voir Proudhon sociologue et moraliste, p. 67 sqq. M. Jules Payot (L'Éducation de la volonté, p. 194) voit dans le mariage la source d'une „absolue solidarité" et d'une douce entr'aide faites d'affection et d'efforts communs.

6) Proudhon, Justice, op. cit., III, p. 486. M. C. Bouglé, La sociologie de Proudhon, p. 227, a rapproché ainsi les conceptions de Proudhon et d'A. Comte quant à l'unité familiale : „ces deux penseurs demeurent aussi intransigeants l'un que l'autre. Tous deux convaincus, semble-t-il, que si la moindre fissure s'ouvre dans le groupement domestique tous l'édifice social est ébranlé".

7) Schatz, L'individualisme économique et social, p. 501.

8) Cf. Justice, op. cit., III, p. 471.

9) Proudhon, ibid., p. 458.

10) Cf. Andler, Préface au Proudhonisme dans l'Internationale, p. XIII.

et sociales[1]). „Dans une société qui se constitue pour le travail et pour une grande création de richesses, dit Pecqueur[2]), le préjugé des mœurs qui consacrent les femmes (la moitié de la population !) à une quasi oisiveté et les condamnent à la réclusion, sont impossibles et doivent tomber en désuétude". Cependant la liberté sociale pour les femmes n'est „compatible, pour leur bonheur même, qu'avec une plus grande rigidité de conduite et avec la retenue la plus vraie".

De son côté, Pierre Leroux, s'opposant au parasitisme féminin d'ancien régime, écrit : „Si vous refusez aux femmes la fonction dans l'action scientifique, artistique, industrielle, il faudra bien que leurs facultés s'atrophient et tournent à mal, vous en faites des monstres par arrêt de développement"[3]). On doit donc les émanciper, les instruire, leur permettre de gagner honnêtement leur vie et effacer des codes les nombreux articles relatifs à la femme mariée qui violent ouvertement la justice ; cette action est liée „au progrès général du genre humain". Elle est toutefois entièrement différente du „féminisme" tel qu'on l'entend parfois[4]) et qui tend à justifier théoriquement et pratiquement l'abandon du foyer (conception „plus dangereuse pour la famille que l'adultère lui-même")[5]) : l'émancipation se fera dans la famille. „Il s'agit de nous émanciper les uns par les autres... et non pas de nous diviser en deux camps ennemis"[6]). Vouloir „émanciper" la femme du ménage, comme Fourier, c'est vouloir émanciper le travailleur du métier, c'est vouloir lui refuser la véritable liberté, celle de l'autonomie dans la fonction. La femme ne deviendra „personne" que le jour où sur la base de son métier qu'est le ménage, elle pourra donner l'essor à toutes les facultés qui sont de sa nature[7]) ; le foyer est nécessaire à l'expression de sa personnalité[8]), sa liberté morale est sous la loi du mariage[9]), cette union de deux moitiés[10]) qui fait passer la femme au rang d'épouse, être complet, assure l'achèvement de sa personnalité. Aussi „c'est par le mariage que la condition des femmes a été améliorée, c'est par le mariage qu'elle le sera encore, c'est par la perfection du mariage que l'émancipation des femmes aura lieu véritablement"[11]) c'est sur la sainteté du mariage et sur la

---

[1]) Mais, dit M. Berth, op. cit., p. 151, le socialisme ne ferait-il alors que se montrer le „simple héritier et l'humble suiveur du capitalisme, se contentant de lui emboîter le pas" dans la destruction de la famille ?

[2]) Pecqueur, Des intérêts du commerce, t. I, p. 377-389.

[3]) Pierre Leroux, L'Espérance, p. 99.

[4]) Celui dont Sorel a dit qu'il est „si ridicule souvent... et si réactionnaire au fond" (Cf. Avenir socialiste des syndicats, p. 83).

[5]) G.-L. Duprat, op. cit., p. 139.

[6]) Pierre Leroux, op. cit.

[7]) Cf. Berth, op. cit., p. 160.

[8]) On peut voir sur ce point comme sur beaucoup d'autres l'accord foncier de Proudhon et de Pierre Leroux. Cf. le chapitre sur Pierre Leroux dans Proudhon sociologue et moraliste, p. 263 sqq.

[9]) Cf. Henri Joly, Le droit féminin ; il estime que de plus en plus le droit féminin devrait se confondre avec le droit familial et s'incorporer en lui.

[10]) On se souvient que Pierre Leroux a été saint-simonien.

[11]) Pierre Leroux, De l'Égalité, § 4 : Le mariage qui fait un seul être de deux les confond dans l'égalité. Cf. G. Deherme, Le pouvoir social des femmes, p. 187 : „le mariage comme toute institution sociale est une garantie pour le doux et le faible". Voir aussi F. Thomas, Pierre Leroux, chap. IX, p. 274-282.

fidélité dans le mariage, moralement indissoluble, que repose la famille, et par la famille la cité tout entière. C'est pourquoi Pierre Leroux défendit à la Chambre les droits du mariage et fit écarter comme inéligibles les individus condamnés pour adultère[1]).

La famille, qui développe un double amour, l'amour conjugal et l'amour paternel, répond en effet non seulement au progrès de nos facultés, mais encore à l'éclosion des vertus sociales : le dévouement à la cité n'est que l'élargissement des vertus familiales. Or, pour que la famille remplisse pleinement sa fonction sociale, il faut qu'elle soit la base de la „communion indéfinie de l'homme avec ses semblables et avec l'univers, solidarité et amour indéfiniment extensibles"[2]) ; donc qu'elle ne soit ni oppressive pour ses membres[3]), ni égoïste, organisée selon une solidarité restreinte „en vue d'elle seule et contre le genre humain"[4]), ni brutale. Si elle ne sert pas de base au développement du sentiment de justice[5]), si en son sein l'égalité est méconnue, si la personne humaine, traitée en esclave, n'y est pas respectée, elle correspond à un état social passé et oppressif, elle est mauvaise ; il n'y a en elle que „licence, dépravation morale, passions grossières et dévastation brutale de la plus belle des facultés humaines"[6]). Cette forme doit être combattue, comme le fit Fourier, mais ceci afin de rétablir la famille dans toute son ampleur et sa stabilité, selon cet „idéal de mariage" dont parlait Proudhon[7]), que les riches ignorent, que la crapule méconnaît, mais qu'on trouve profondément enraciné dans le peuple.

Renouvier, entrant dans la lignée des réformateurs sociaux inquiets des erreurs du Code civil français, demande d'abord au législateur de ne pas empêcher l'esprit de justice de se manifester par la modification des rapports sociaux existants. Il redoute l'ingérance de l'État dans l'organisation familiale, parce que le „caractère routinier des lois civiles" consacre les erreurs et inégalités dans le mariage, les rapports entre époux et les relations de parents à enfants, tandis qu'il „laisse sans défense et sans garantie les droits qui naissent de faits écartés par l'idéal qu'il veut imposer"[8]), d'où le libertinage, la prostitution, les unions clandestines et la bâtardise.

La famille repose sur une union entre époux égaux en tant que personnes morales, malgré les différences d'aptitudes et de fonctions entre eux[9]) ; union qui devrait être perpétuelle, parce que fondée sur un consentement qui persévère par les devoirs de justice, prudence, tempérance, rapports de fidélité et d'assistance mutuelle et envers les enfants, qu'il comporte. Les futurs parents s'obligent par leur union envers l'enfant et par là même envers la société[10]). C'est pourquoi au point de vue social, dans l'état

---

[1]) Cf. E. Thomas, op. cit., p. 281.
[2]) Ibid., Pierre Leroux, De l'Humanité, I, p. 168-173.
[3]) Opposition à de Bonald et aux partisans de la famille patriarcale autoritaire.
[4]) Accord sur ce point avec Fourier.
[5]) Cf. Proudhon.
[6]) L'amour, Pierre Leroux, op. cit., § 4.
[7]) Proudhon, Le Peuple, Manifeste, 2 septembre 1848, p. 137.
[8]) Cf. Roger Picard, La philosophie sociale de Renouvier, p. 273.
[9]) Renouvier, Philosophie analytique, IV.
[10]) Cf. de Bonald, voir plus haut.

actuel[1]), il est juste que la liberté des unions soit en quelque mesure „contrainte et réglée par l'État", du moins quant à la publicité, à la durée et aux modes de rupture. Mais quand, pour assurer la monogamie[2]), il impose de force la perpétuité du lien à des personnes en général incapables de la réaliser, il devient injuste, engendre l'hypocrisie des époux, et au point de vue social pousse à une effroyable corruption des droits et des devoirs. „Les mœurs se font et ne se supposent pas" : le divorce doit être possible sous réserve des droits des tiers[3]) ; des unions temporaires libres où sont observés les devoirs de justice, fidélité et tempérance, où les droits des enfants sont déterminés dès leur naissance par des responsabilités précises, sont beaucoup plus proches de l'„idéal de mariage" (union contractée le plus clairement possible, où tous les engagements même tacites sont observés) que cette apparence d'indissolubilité que la loi a voulu imposer et où elle n'a réussi qu'à préparer les injustices et les hontes les plus odieuses ; la contrainte, immorale en elle-même, ne pouvant être que source d'immoralité[4]).

IV.

A côté de tous ceux qui, essentiellement préoccupés des problèmes pratiques de leur époque, ont surtout cherché quel devait être le rôle social de la famille, les sociologues se sont efforcés de fonder leurs inductions sur l'analyse des faits en ce qui concerne la nature de la famille et de la société ainsi que leurs rapports.

Espinas en étudiant „les sociétés animales" a pu constater que la société domestique, née de la projection de l'amour de soi-même sur les petits — partie des parents ayant besoin de leurs soins pour se développer[5]) — fait de l'attrait sexuel[6]) une union durable, une structure sociale, par suite du désir commun d'élever les petits et de la fonction éducative „qui consolide l'union des parents en spécialisant leurs activités et en rendant par là leurs concours nécessaire"[7]). L'histoire de la famille animale[8]) est celle de la tendance des consciences individuelles „vers la formation d'une conscience unique"[9]) ou d'un organisme moral, suscitant les énergies

---

[1]) „État de guerre" entre hommes encore incapables de se respecter mutuellement. Cf. G.-L. Duprat, op. cit., p. 232.

[2]) Seule moralement possible à cause du caractère de fidélité et de respect de la personne. Cf. Renouvier, Science de la morale, I.

[3]) Actuellement encore la législation concernant le divorce est insuffisante sur ce point. (Cf. Dr. Prettenhofer : La désagrégation de la famille et G.-L. Duprat, op. cit., p. 203.)

[4]) Renouvier, op. cit., cf. G.-L. Duprat : l'État a simplement à sanctionner le lien familial (non à l'imposer).

[5]) Espinas, Les sociétés animales, p. 444.

[6]) Ainsi la société conjugale „est la condition de la famille, mais non la famille même", Espinas, op. cit., p. 331. Il ne s'agit évidemment pas ici de „la société conjugale", constituée par le mariage légal et religieux, telle que l'a conçue Durkheim et qui ne peut apparaître que tard dans l'évolution sociale.

[7]) Espinas, op. cit., p. 275 et 333.

[8]) Les sociétés animales, S. III, p. 275 sqq. et 412 sqq.

[9]) Ibid., p. 332 et 333.

nécessaires à l'accomplissement de la fin commune[1]). On arrive ainsi, par la différenciation et l'industrie (une faible intelligence individuelle étant multipliée, comme chez les fourmis par exemple, par l'imitation et le concours), le concert des travaux et l'entr'aide interne, à une unité sociale remarquable. Mais cette individualité collective très forte est „fermée" ; elle s'oppose très violemment à toute autre individualité analogue[2]), ce qui ne permet pas de passer à une solidarité plus vaste, celle de l'État : collectivité de familles, avec division du travail comportant exercice des différents métiers.

On peut penser que la famille patriarcale étendue est, par analogie à la ruche ou à la fourmilière, très forte en tant qu'organisme familial, mais peu apte à une organisation sociale plus vaste. Telle est aussi la pensée de Tarde, qui estime que dans ce cas la formation du lien social est impossible, la famille fermée omnifonctionnelle et autarchique constituant une solidarité restreinte où „l'imitation ne fonctionne qu'à l'aide de l'hérédité"[3]).

La famille monogame, dit Espinas, ayant de faibles moyens d'action, „peut entrer comme élément dans une société plus étendue, mais elle ne se prête à aucune organisation collective" interne[4]) et de plus le concours des familles, qui créerait une société, manque le plus souvent. Toutefois, plus l'éducation des jeunes est longue, plus le groupe est durable et organisé[5]), et plus chaque membre du groupe „puise dans l'individu collectif les éléments de sa personnalité. C'est la vie sociale — familiale — qui développe en lui le germe de la conscience comme le germe de l'organisme"[6]) ; par elle il devient un individu social, et les jeunes se trouvent „façonnés dès leur naissance, par leur éducation commune, à la vie sociale"[7]). Ceci par la famille, grâce à elle, mais à l'encontre d'elle-même : la société n'a pu se constituer sans la famille, la famille est la condition prochaine de la peuplade, mais la famille par l'attachement du père à la mère (la jalousie agissant comme un „dissolvant énergique" des groupes ethniques), et des parents aux petits, se ferme aux influences extérieures et devient même — comme l'avait senti Fourier — antagoniste du milieu. Elle voudrait s'isoler, avoir des affections exclusives, alors que les jeunes cherchent à avoir des relations entre eux, à se former en bandes... ceci par suite de la sympathie, qui est la source de la conscience collective ; d'où ce conflit latent non seulement entre les générations, mais entre la famille et la société[8]). „Partout la cohésion de la famille et la probabilité pour la naissance des sociétés

---

[1]) P. 364.

[2]) P. 392.

[3]) Ibid., p. 354.

[4]) Espinas, op. cit., p. 442.

[5]) Cf. Dr. Henri Joliat, L'Antéhistoire, p. 211 : la famille „persiste au moins tant que les rejetons sont inaptes à se tirer seuls d'affaire". Espinas, p. 275 et 444.

[6]) Espinas, p. 457. L'école de Le Play, en particulier Pinot, note de même que c'est la famille qui fait de l'enfant un être social et sociable : „elle transforme un être biologique en un élément social".

[7]) Espinas, p. 474.

[8]) Id., p. 468. Le rapprochement des „jeunes" à l'école, dans l'internat, la caserne... s'oppose à l'étroite solidarité familiale. Cf. G.-L. Duprat, op. cit., p. 215.

sont inverses. Il faut pour que la horde prenne naissance que les liens domestiques se soient détendus en quelque sorte et que l'individu ait repris sa liberté"[1]).

La famille n'est donc pas la source et le modèle de la société : „la conscience collective de la peuplade ne peut pas avoir à sa naissance de plus grande ennemie que la conscience collective de la famille... N'hésitons pas à le dire : si une société supérieure à la famille s'est établie ce ne peut être qu'en s'incorporant des familles profondément altérées, sauf à leur permettre plus tard de se reconstituer dans son sein à l'abri de conditions infiniment plus favorables"[2]). Est-ce ce mouvement de „reconstitution", dont parle Espinas, qui a pu permettre à Durkheim de considérer la famille comme un produit de la société ? Durkheim a réservé exclusivement le nom de famille à une réunion d'individus entre lesquels existent des liens juridiques et moraux d'un caractère particulier ; dans ces conditions la famille ne peut se constituer qu'autant que des contraintes exercées par le milieu social imposent aux conjoints l'observation de règles et rapports juridiques déjà établis ; c'est pourquoi, à ses yeux, la société doit précéder la famille, se constituer avec des règles stables, être capable de créer et de maintenir le lien conjugal[3]). Il n'y a aucune analogie entre les deux pensées, car si pour Espinas, ce n'est à l'origine ni le couple, „ni la famille, en qui nous devons voir l'élément essentiel d'une société supérieure"[4]), il n'en reste pas moins que la forme de solidarité familiale est antérieure à la forme de solidarité ethnique[5]).

Sans doute, quand l'individu se trouve amené à former avec ses semblables, un groupe permanent, ce n'est ni le penchant sexuel, ni l'amour familial qui l'y pousse, mais une disposition de sympathie et de solidarité, qui „rencontre le plus souvent dans les affections domestiques, non des appuis, mais des obstacles"[6]) ; mais le germe de cette disposition se trouve dans l'éducation familiale elle-même. La famille, dit Espinas, assure „la vie en commun à un certain nombre de jeunes", elle constitue un milieu où éclot ce sentiment de solidarité de tout individu avec son semblable d'où doit sortir la société[7]). „La sympathie se trouve dans la famille mêlée en une large proportion à tous les penchants qui relient entre eux les parents et ceux-ci aux jeunes ; mais elle n'est pas le ressort principal

[1]) Espinas, p. 472.
[2]) P. 473.
[3]) Cf. G.-L. Duprat, Auguste Comte et Durkheim.
[4]) Espinas, op. cit., p. 473.
[5]) H. Joliat, op. cit., chap. VIII, § 99, montre qu'il serait téméraire d'induire de certaines mœurs „la promiscuité et la non-existence de la famille" dans les périodes primitives. Cf. A. Fouillée, Les éléments sociologiques de la morale, p. 111.
[6]) Espinas, op. cit., p. 474.
[7]) Pourvu que des conditions favorables, qui sont celles d'une sécurité relative, soient réalisées. En cas d'extrême péril, dit Espinas, p. 495, il n'y a plus ni société ni famille (Jacques Valdour (Ouvriers parisiens d'après-guerre) a montré de même comment dans les périodes de guerre, de chômage, de troubles économiques, le sentiment d'insécurité, d'incertitude de l'avenir, le manque de confiance... nuisent à la famille comme à tout groupement stable) ; il n'y a pas de possibilité d'effort collectif, car „on ne s'associe pas pour mourir, mais pour vivre et pour améliorer la vie" (Espinas, p. 495). Cf. Proudhon : „On ne s'engage pas sur le néant".

de cette association, elle y apparaît comme le couronnement, comme la forme ultime de tous les sentiments domestiques ; elle n'est pas un sentiment domestique. Au contraire, elle est la cause première essentielle de la société ethnique"[1]). Ce n'est qu'en se dépassant elle-même que la famille pourrait favoriser l'action concertée de tous en faveur de l'organisation sociale. En général, „les penchants domestiques" y jouent leur rôle, „mais seulement pour constituer au sein de l'organisme total les groupes partiels qui entrent dans sa composition. Ils affermissent la base d'un édifice vivant dont la sympathie occupe le sommet"[2]). La famille n'est donc ni l'embryon, ni le modèle de la société civile, mais c'est un élément de son organisation dont il ne convient ni d'exagérer, ni de méconnaître la place.

Tarde montre le premier type de solidarité correspondant au lien du sang dans la famille, seul groupe social à l'origine, devenant progressivement une solidarité plus étendue — par assimilation dans la mesure où les familles se démembrent[3]), ce qui, par „déplacement de l'autorité sociale" permet le passage de la vie de famille à une vie plus large, à une imitation plus libre[4]) pour former un second degré de sociabilité[5]). C'est ainsi que l'imitation s'affranchissant de l'hérédité, les liens familiaux s'effacent devant les rapports entre étrangers[6]).

La famille n'en reste pas moins „le berceau de l'imitation"[7]), d'abord par suite des liens physiologiques — malgré l'opposition apparente entre les sexes et les âges — et des similitudes étroites dues à l'éducation et à la transmission imitative[8]), puis par suite du prestige du père, roi-prêtre[9]), de cette puissance du pater-familias, qui est l'origine de la justice pénale[10]), et de la force irrésistible qui en résulte. Ainsi le père est le premier prêtre, le premier maître, le premier modèle, „toute société même aujourd'hui commence par là"[11]). Mais quand apparaissent soudain des prestiges extérieurs, ils font échec à l'autorité du père, les barrières des familles tombent — comme plus tard celles des tribus et des peuples — et le champ de l'imitation s'élargit[12]) [affranchi qu'il fut de l'hérédité depuis l'heure où la famille „plus artificielle que naturelle commença à être et à vouloir être une société et non uniquement un groupe physiologique"[13])].

Ainsi Tarde, tout en faisant de la famille „la cellule sociale" primitive, note, comme Espinas, la différence entre la solidarité familiale restreinte et le développement du sentiment de sociabilité d'un degré supérieur. Il estime lui aussi que l'affaiblissement du lien familial primitif autoritaire

---

[1]) Espinas, op. cit., p. 508.
[2]) Id., ibid.
[3]) Tarde, op. cit., p. 341 et 311.
[4]) P. 93.
[5]) P. 311.
[6]) P 386.
[7]) Cf. Tarde, Les deux éléments de la sociologie, p. 80-90.
[8]) Tarde, Les lois de l'imitation, p. 67.
[9]) Tarde, op. cit., p. 340 et 292.
[10]) P. 84.
[11]) P. 293.
[12]) P. 397.
[13]) P. 353. G. Durkheim (Année sociologique, t. V, p. 128).

et étroit est nécessaire à un processus supérieur d'assimilation. Pour lui, comme pour Espinas, comme pour Proudhon, la famille est un élément de la vie sociale, qui par conséquent ne peut jouer son rôle normal que dans la mesure où au lieu de se replier sur lui-même, il concourt avec d'autres éléments à une organisation plus vaste.

V.

Durkheim a dit[1]) que la famille est sociale dans la mesure où elle ne se prend pas pour fin, et il estime que le caractère social du mariage est manifeste parce qu'au moment de la naissance des enfants, le couple conjugal n'est plus sa propre fin mais un moyen en vue de la conservation de la société. La famille est en outre à ses yeux un préservatif contre certains „courants" sociaux : la „vertu prophylactique de la famille n'est pas douteuse" tant au point de vue du suicide que de la criminalité[2]) et de l'immoralité, voire du penchant à l'égoïsme morbide[3]). Il a montré que déjà la société conjugale a sur les hommes „une action préservatrice qui lui est propre" (sauf dans les cas de mariages trop précoces[4]), mais que „le facteur essentiel de l'immunité des gens mariés[5]) est la famille, c'est-à-dire le groupe complet formé par les parents et les enfants"[6]), au sein duquel l'élément le plus puissant est l'enfant, car „les veufs avec enfants sont encore dans une meilleure situation que les époux sans enfants" en ce qui concerne l'immunité au suicide[7]).

Durkheim, on le sait, n'a placé la famille ni à la base de la société, ni à celle de la justice, de l'art et de la religion, comme Tarde ou Fustel de Coulanges ; pour lui les diverses formes de vie domestique et familiale[8]), qui aboutissent de nos jours à la famille conjugale et à la monogamie légale sont des effets de contraintes sociales établissant des régimes juridiques qui varient avec les modes de solidarité grégaire. Seul le pouvoir social

---

[1]) Durkheim, Revue bleue, 1916.

[2]) Les „méfaits de la désagrégation familiale" ont été mis en relief par M. Duprat dans La Criminalité dans l'adolescence, qui montre comment le défaut de tutelle familiale accroît le nombre d'adolescents criminels ou délinquants.

[3]) Nous avons déjà vu l'importance que Proudhon attribue sur ce point à la famille.

[4]) Durkheim, Le suicide, p. 182.

[5]) Cf., p. 176 : „l'état de mariage diminue de moitié environ le danger du suicide".

[6]) P. 207. On voit que tous les penseurs français (à l'exception des saint-simoniens) considèrent l'existence de l'enfant comme un élément essentiel de la famille.

[7]) P. 201.

[8]) Par suite des études d'ethnologie et d'ethnographie comparée on a pu voir que la forme patriarcale était loin d'être primitivement la plus générale : Bachofen, Mazzarella, Letourneau (L'Évolution de la famille) Durkheim et son école, Giraud-Teulon (Origines du mariage et de la famille), Paul Descamps (État social des peuples sauvages), etc., ont montré le rôle du matriarcat. Durkheim étudie les „familles maternelles", la forme ambilienne, puis „la participation croissante des mâles" aux affaires de la communauté dans une „société agnatique indivise" — avec exogamie, peur de l'inceste... — entraînant les formes patriarcales, puis conjugales (car le mariage n'est pas à la base de la famille, pour Durkheim, il en résulte). Cf. Durkheim, Les formes élémentaires de la vie religieuse et La famille conjugale (Revue philosophique, 1921).

peut faire naître et imposer la vie familiale[1]). Sans doute aujourd'hui la solidarité sociale soumet l'agrégat domestique aux lois et décrets de l'État[2]), lui impose des cadres et des formes fixes, intervient de plus en plus dans sa vie interne, si bien que l'on peut dire que l'État est devenu un „facteur de la vie domestique", mais, par cette raison même, la famille n'est plus l'agrégat fortement constitué dont la vie sociale a besoin pour intégrer et soutenir les volontés défaillantes. D'ailleurs, la solidarité organique qui se manifeste dans des systèmes où les individus sont groupés non d'après leur degré de parenté ou leurs liens mystiques, mais selon les occupations, les métiers, les professions, les modes variés de participation à une même activité sociale, qui correspond au développement du droit contractuel par opposition au droit pénal et familial (se rattachant à la solidarité mécanique), doit par son progrès détruire les formes qui, telles que la famille et la religion, relèvent d'une solidarité sociale périmée[3]).

La famille est donc appelée à disparaître devant une solidarité organique née du métier ou de la fonction.

Telle ne saurait être la pensée de M. Gaston Richard. Pour lui „les conditions morales de la formation et de la persistance de la famille sont indirectement celles de toutes les autres sociétés, si supérieures qu'elles puissent paraître"[4]), aussi „l'histoire de la famille, du gouvernement domestique et des rapports intra-familiaux est l'histoire même de la coutume et de ses transformations"[5]), à toute modification dans la partie de la vie sociale qu'est le groupe familial correspond une modification dans le tout, car on trouve dans la famille „la synthèse des rapports humains les plus généraux entre les personnes et les choses"[6]). La fréquence du concours de ses membres dans l'accomplissement de leur fonction particulière (fonction de protection chez le père, de dévouement prolongeant la gestation chez la mère, fonction d'éducation pour les parents, d'entr'aide entre frères) développe sans cesse le sentiment de solidarité[7]). D'autre part l'autorité des générations adultes sur les plus jeunes assure „l'harmonie entre la conscience individuelle et la tradition sociale. Ainsi la famille est la transformation d'une fonction physiologique (procréation) en une fonction sociale (éducation), qui ne s'achève que dans l'espèce humaine et devient la condition même de la production industrielle et de la coopération économique[8]).

Famille, intermédiaire entre l'individu et la société, élément de la conciliation délicate entre l'égoïsme et l'altruisme, entre la liberté et l'autorité, entre les innovations nécessaires au développement social et la conti-

---

[1]) Durkheim, Les formes élémentaires de la vie religieuse, p. 238.
[2]) Durkheim, La famille conjugale, p. 3.
[3]) Ainsi Durkheim ne donne pas une fonction constante à la famille; il n'a pas vu, a-t-on dit (G.-L. Duprat, Le lien familial, p. 122), sa finalité qui est de perpétuer l'„élan vital" transmis par les ancêtres.
[4]) Gaston Richard, L'Évolution des mœurs, p. 50.
[5]) Ibid., p. 54.
[6]) P. 51.
[7]) P. 53.
[8]) P. 51.

nuité indispensable de la vie collective ! Famille, fonction de transmission de la vie dans toute sa complexité, fonction de production des êtres humains et d'éducation de leur sociabilité en même temps que du développement de toutes leurs aptitudes ! Voici les deux points sur lesquels — malgré les doctrines contradictoires sur l'autorité paternelle, le mariage, etc. tant par les traditionalistes que par les individualistes et les révolutionnaires — nous pouvons voir une véritable homogénéité de la pensée française.

Neue englische Literatur zur Planwirtschaft.

Von

Gerhard Meyer.

Im folgenden sollen einige Beiträge zum Thema einer planwirtschaftlichen Neuordnung besprochen werden, das neuerdings auch in England in breiterer Front diskutiert wird. In dieser Diskussion spiegeln sich tiefergreifende Wandlungen in der politischen Ökonomie und ökonomischen Politik gerade des lange Zeit hindurch klassisch liberalen Landes. Wenn man die allmählichen Veränderungen in der englischen Wirtschaftslehre -und sei es auch nur als Anzeichen von Wandlungen in der realen Problematik- etwas näher betrachtet, so findet man allerdings schon seit langer Zeit wichtige Zeichen einer Loslösung von einer liberal-dogmatischen Grundhaltung weg zu einer wenn auch nicht antiliberalen, so doch aliberalen Einstellung hin. Es dürfte nicht unzweckmässig sein, auch einmal diese Wurzel des heutigen Planwirtschaftsdenkens anzudeuten. Dabei dürfte den seinerzeit epochemachenden sozialpolitischen oder gar „sozialistischen" Konzessionen etwa J. St. Mills ein viel geringeres Gewicht zukommen als jenem schon oft geschilderten Prozess der Selbstklärung, Revision und Ergänzung der klassischen Theorie, der vor allem von Marshall und Edgeworth durchgeführt wurde und den man dem Ergebnis nach tadelnd oder lobend als „Formalisierung" der Theorie bezeichnet hat. Das bedeutete bei gleichzeitiger Orientierung an praktischen Problemen eine gewisse Entpolitisierung der Theorie. Diese wurde sozusagen zu einer Sammlung von sehr verfeinerten analytischen Handwerkszeugen umgewandelt. Innerhalb der damit notwendig gegebenen weitreichenden Kasuistik wurden nun sehr bald eine Reihe von Fällen entdeckt, in denen die freie Konkurrenz im Vergleich etwa zu einem staatlichen Monopol mit zweckmässiger Preispolitik keineswegs zu optimalen Ergebnissen führen muss. Die Theorie des Monopols wurde in England so weit ausgebaut wie sonst wohl nur noch in Italien. Um nun überhaupt Entscheidungen über die Wirkungen und die Zweckmässigkeit bestimmter Elemente des Wirtschaftslebens treffen zu können, war es geboten, einigermassen eindeutige und wenigstens scheinbar selbstverständliche Normen und Masstäbe bereitzustellen. Dies gelang mit Hilfe der auf der subjektiven Werttheorie und mehr oder minder utilitaristischen Konzeption aufbauenden, im Grunde schon von Marshall vorgenommenen Ausrichtung der Theorie auf eine „Wohlfahrtsökonomie". Das klassische Werk dieser Richtung ist Pigous „Economics of Welfare". In dieser wie in fast allen Arbeiten Pigous findet sich ein Arsenal von Erörterungen darüber, wie durch bestimmte Eingriffe (namentlich sozialpolitischer Natur) die Gesamtwohlfahrt gesteigert oder gemindert zu werden vermag. Pigou hat auch einen der wenigen ernsthaften Versuche

gemacht, den in der heutigen Planwirtschaftsliteratur oft so unkritisch verwandten Begriffen von „social value“ und „social cost“ einen klareren und brauchbareren Sinn zu geben. Mag nun auch für den ausserhalb der Cambridger Schule Aufgewachsenen die Brüchigkeit vieler Grundvoraussetzungen dieser „wissenschaftlichen“ Wirtschafts- und Sozialpolitik feststehen, mag überhaupt die Idee einer wissenschaftlichen Politik grundsätzlich irrig sein, und mag im ganzen dabei zunächst auch meist nicht viel mehr als ein mehr oder minder modifizierter, den Erfordernissen des Wirtschaftslebens angepasster Sozialliberalismus herausgekommen sein, so darf man doch nicht übersehen, dass hier allmählich eine grundsätzliche Einstellung und zugleich analytische Werkzeuge geschaffen worden sind, die für die heutige Planwirtschaftsdiskussion von sehr grossem Belang sind. Es ist verständlich, dass die fortgeschrittenen Vertreter dieser Schule das Problem der Planwirtschaft zunächst unter der Voraussetzung der Beibehaltung des Privateigentums diskutieren, getreu der Losung Marshalls : „natura non facit saltum“. Es muss betont werden, dass diese Werkzeuge auch sozialistischen Theoretikern zu Gebote stehen und von ihnen mit grosser Selbstverständlichkeit benutzt werden (Beispiele sind etwa Dalton und Dobb), wie denn überhaupt der angedeutete Formalisierungsprozess der Theorie einen engeren Kontakt zwischen offizieller und sozialistischer Lehre als etwa in Deutschland ermöglicht hat. Schumpeter sieht in den Arbeiten der Cambridger Schule im weiteren Sinne, namentlich von Edgeworth, Pigou und Keynes, nicht nur wie wir wissenschaftliche Grundlagen für die Problematik einer „kapitalistischen Planwirtschaft“, die zum guten Teil auch von prinzipiellen Sozialisten verwendet werden können, sondern meint sogar, dass in jenen Bemühungen um eine theoretisch geklärte, den zwangsläufigen technischen, ökonomischen und sozialpsychologischen Wandlungen im Wirtschaftsleben angepassten Wirtschaftspolitik eine im Ergebnis vielleicht viel wesentlichere Triebkraft zu einer sozialistischen Ordnung zu sehen sei als in den politisch sozialistischen Bewegungen[1]).

Hinsichtlich Keynes' bezog sich Schumpeter auf dessen geld- und kreditpolitische Vorschläge, die bei manchen Veränderungen und Abschwächungen im einzelnen schliesslich doch auf eine umfassende Kreditkontrolle, eine monetäre Konjunkturpolitik, hinauslaufen. Dieser Problemkreis ist in England in besonderem Masse, wenn auch noch keineswegs mit endgültigen Resultaten, durchgearbeitet worden. Auch hier konnten die englischen Ökonomen -neben Keynes etwa noch Hawtrey und Bellerby, vorsichtiger Pigou und in kritischem Sinne endlich besonders Robertson- auf eine alte Tradition zurückgreifen ; war doch auch schon bei dem Streit um die Peelsche Bankacte von beiden Parteien die Währungs- und Kreditpolitik stets auch unter konjunkturpolitischen Gesichtspunkten betrachtet worden. Zudem ist die englische Geldtheorie technisch gesehen so vollkommen ausgebildet, dass das durch die amerikanischen praktischen Versuche besonders aktuelle Problem der Kreditkontrolle hier ernsthafter als anderswo diskutiert zu werden vermochte. Auch wenn man den

---

[1]) Vgl. Josef Schumpeter, Kreditkontrolle, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 54. Bd., 1925/26, Tübingen, S. 289 f.

Beitrag der monetären Konjunkturtheorie zur Klärung der Konjunkturen und Krisen nur relativ gering einschätzt und auch (was damit nicht identisch ist) wenn man eine monetäre Konjunkturpolitik nicht für ausreichend hält, so muss man doch zugestehen, dass dieser Problemkomplex mit in das Zentrum einer jeden Planwirtschaftsdiskussion gehört. Zudem hat diese Orientierung an den Geld- und Kreditproblemen speziell für die Cambridger Schule noch eine besondere Bedeutung : unter dem Einfluss einer dauernden Beschäftigung mit Partialproblemen neigte die Marshall-Schule zu einer gewissen Abschwächung des Systemgedankens, ja diese Vernachlässigung eines in sich geschlossenen Gesamtkreislaufes bildete geradezu die Voraussetzung für wichtige Leistungen. Das bedeutet aber sicher einen gewissen Nachteil für eine befriedigende Theorie der Planwirtschaft. Um so wichtiger ist es, dass in Fragen der Geld- und Konjunkturpolitik sich jener Systemgedanke von selber stark zur Geltung bringt. Berücksichtigt man diese Entwicklung der Kredittheorie, berücksichtigt man weiter den Umstand, dass die Bank von England einen stärkeren Einfluss als jede andere Zentralnotenbank auf das Wirtschaftsleben ihres Landes auszuüben vermag und dass im letzten Jahrzehnt eigentlich alle grossen Probleme der englischen Wirtschaftspolitik mit Fragen der Währungs- und Kreditpolitik verknüpft waren, so ist es verständlich, dass die Probleme einer sozialistischen Kreditpolitik und einer Sozialisierung des Bankwesens auch im Mittelpunkt des englischen sozialistischen Denkens stehen und dass die Sozialisten dabei sich weitgehend auf Keynes berufen können. — Wenn man die Stellung der englischen Nationalökonomen in Planwirtschaftsfragen nach den an den drei wichtigsten Universitäten vorherrschenden Strömungen charakterisieren will, so würde sich also cum grano salis etwa folgendes Bild ergeben : der vorwiegend liberalen London School of Economics steht das von Cole und einer Reihe jüngerer Sozialisten stark beeinflusste Oxford gegenüber. Dazwischen steht Cambridge, wo bei Vernachlässigung der Probleme des kapitalistischen Privateigentums, d. h. bei seiner prinzipiellen Aufrechterhaltung heute erhebliche Sympathien für eine Reihe weitgehender Umformungen der Wirtschaftsordnung vorherrschen, die man in ihrer Konsequenz als vorsichtige sozialreformerisch gefärbte kapitalistische Planwirtschaftsversuche bezeichnen muss.

Diese Strömungen in der ökonomischen Wissenschaft stehen in engem Zusammenhang mit den politischen Strömungen. Was die Sozialliberalen Lloyd Georgescher Richtung anlangt, so mag der Hinweis genügen, dass der grosse Report von 1928 „Britain's Industrial Future", an dem fast alle bedeutenden Ökonomen Cambridger Prägung mitgearbeitet haben, vom liberalen Standpunkt gesehen recht bedeutende Zugeständnisse in „planwirtschaftlicher" Richtung machte, nämlich in seinem zweiten und vor allem im vierten Teil, „National Development", wo ein National Investment Board wenigstens für die öffentliche Kapitalwirtschaft gefordert wird, weiter die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit durch umfangreiche planmässige öffentliche Arbeiten und überhaupt eine von einem „Committee of National Development" geleitete weitsichtige, alle wichtigen Zweige der englischen Wirtschaft umfassende staatliche Wirtschaftspolitik. Für

die Labourbewegung konnte man lange Zeit sagen, dass ihr Gegenwartsprogramm sich mit dem der Liberalen nahezu deckte, wobei Sozialpolitik, Konjunkturpolitik und Ausdehnung der öffentlichen Wirtschaft als Etappen auf dem Wege zu einem nur auf evolutionistische Weise zu verwirklichenden Sozialismus angesehen wurde. Die Wirtschaftskrise und die schwere Niederlage des Reformismus, die bei dem Zusammenbruch des zweiten Labourkabinetts offenbar wurde, führten zu einer Radikalisierung der sozialistischen Haltung. Das Problem, vor das sich Labourparteitage und Theoretiker der Bewegung gestellt sahen, bestand darin, ein radikales und doch nicht kommunistisches Gegenwartsprogramm zu entwerfen, in dem mit der Durchführung des Sozialismus Ernst gemacht wird und entsprechend auch die notwendigen politischen und ökonomischen machtmässigen Voraussetzungen klar erkannt werden. Dieser Prozess der Neuorientierung dürfte noch keineswegs abgeschlossen sein, aber er ist, soweit man die Lage überblicken kann, sehr weit vorgeschritten. Und er dürfte, anstatt die englischen Wählerschichten und auch die Intellektuellen abzuschrecken, die zukünftigen Chancen der Labourbewegung erheblich verbessert, vielleicht überhaupt diese gerettet haben. Wenn nun auch noch nicht abzusehen ist, wann Labour als Mehrheitsregierung an die Macht kommen wird -die Hindernisse dagegen werden sicher entsprechend verstärkt werden-, so hat doch gegenwärtig angesichts der englischen Wirtschaftslage die sozialistische Planwirtschaftsagitation eine viel unmittelbarere Gegenwartsbedeutung und z. T. auch Gegenwartsnähe als in allen anderen Ländern. Umsomehr kommt alles darauf an, ob diese Bewegung in der Ausarbeitung ihres sozialistischen Planwirtschaftsprogramms wirklich die sehr ernsten ökonomischen, sozialpsychologischen und verwaltungstechnischen Schwierigkeiten erfolgreicher Planwirtschaft überhaupt und im besonderen in einem weitgehend auf Aussenhandel eingestellten Lande bewältigt. Die heutige englische Arbeiterbewegung hat den Vorteil, sich nicht nur auf Vorarbeiten aus den eigenen Reihen stützen zu können : einige Elemente etwa des Gildensozialismus und die auch heute noch sehr wichtigen Werke von S. Webb. Sie kann auch in kritischer Besinnung an den Erfahrungen des russischen Beispiels lernen und vor allem über die intellektuellen Kräfte und Leistungen einer ursprünglich liberalen, aber in der Gesamthaltung relativ vorurteilslosen Schicht insbesondere von Ökonomen weitgehend verfügen.

Auch ausserhalb der politischen Bewegungen wird in England wie überall in den kapitalistischen Ländern „Planning“ als Ausweg aus der Krise besprochen : bei den kapitalistischen Unternehmern selbst. Und auch in England handelt es sich, ebenso wie z. B. in den Vereinigten Staaten dabei zumeist nur um einen ganz bestimmten Ausschnitt aus dem gesamten Fragenkreis : die Organisierung der Industrien in Kartellen und Trusts. In der Tat ist dieses Problem für England, das eine ganze Reihe schwer zerrütteter und übersetzter Industrien besitzt und angesichts der Erschütterung der Weltwirtschaft wohl oder übel eine systematische Erneuerung bzw. Umschaltung seines Produktionsapparates auf sich nehmen muss, ausserordentlich drängend. Manche Ansätze sind in dieser Richtung schon unternommen, aber sämtlich gescheitert. Abgesehen von diesen wirtschaftlichen

Gründen legen auch politische Überlegungen die Idee einer Planwirtschaft mit Einschränkung der freien Konkurrenz und möglichster Krisenverhütung nahe : kapitalistische „Planwirtschaft" als Abwehrmittel gegen Sozialismus. Ein Beispiel dieser kapitalistischen Planwirtschaftsbestrebungen ist die P E P — Gruppe (Political and Economic Planning) von Sieff und Lindsay, die neuerdings ein zweiwöchentliches Blatt „Planning" herausgibt, wo jeweils ein Spezialthema behandelt wird. Die Ideen dieser Gruppe sind etwa : trustmässiges oder kartellmässiges „selfgovernment of industry" mit entsprechenden Boards für die einzelnen Wirtschaftszweige, in denen auch die Arbeiterschaft vertreten sein soll. Interessanterweise soll diese Organisierung beim Absatz, beim Handel beginnen und von dort aus vorschreiten. Sieff glaubt, durch zweckmässige Auftragsverteilung seitens der grossen Handelsorganisationen eine Rationalisierung und Kostenverbilligung, dadurch wieder eine Stärkung der Kaufkraft und so eine Krisenheilung bzw. -vermeidung erreichen zu können — offenbar eine etwas primitive Konjunkturtheorie. Ein Einfluss des Staates auf die wirtschaftlichen Organisationen und Betriebe wird energisch abgelehnt ; er darf nur einen gewissen Anstoss zur Selbstorganisierung geben. Im übrigen erstrekken sich die Bestrebungen dieser Gruppe, die sich als streng unparteiisch bezeichnet, auch auf die Rationalisierung der Verwaltung. Es erübrigt sich, hier ausführlich darzulegen, dass diese Bestrebungen, wenn überhaupt, nur sehr partielle Erfolge haben dürften und dass von ernsthafter Planwirtschaft hier zu reden wohl ein terminologischer Missbrauch wäre[1]).

Dies etwa sind, von gewissen „faschistischen" Tendenzen abgesehen, die Strömungen, die sich in England in irgend einem Sinne um „Planwirtschaft" bemühen und dabei mit einer noch immer recht starken liberalen Gegnerschaft zu kämpfen haben. Die im folgenden zu besprechenden Arbeiten, mit einer Ausnahme die letzten Veröffentlichungen aus einer schon umfangreichen Literatur, sind in dieses Bild leicht einzuordnen. Wir beginnen mit den sozialistischen Veröffentlichungen. Der Wortführer der oben gekennzeichneten radikaleren Richtung ist der Oxforder Dozent und frühere Führer der gildensozialistischen Richtung G. D. H. Cole. Die Vorzüge seiner Schreibweise : leicht verständliche Darstellung, Sinn für die politischen Voraussetzungen und Wirkungen von Massnahmen, zeigen sich auch in der zunächst in „The New Clarion" stückweise veröffentlichten politischen Labour-Programmschrift :

1. Cole, G. D. H., *A Plan for Britain. The Clarion Press. London* 1933. (55 *S.* ; 2 *d.*)

Wenn die Labourbewegung zur Macht kommt, soll sie -wenn nötig unter politischen Reformen : Abschaffung des Oberhauses usw.- einen Frontalangriff auf den Kapitalismus machen und alle Positionen erobern, von denen

[1]) Wir führen die Veröffentlichungen dieser Gruppe nicht in der folgenden Übersicht an, weil sie nicht im Buchhandel erscheinen. Die Gruppe wünscht sogar ausdrücklich Anonymität. Andererseits erstrebt sie nach einer Äusserung des 2. Mitteilungsblattes die Bildung einer möglichst weitreichenden an Planwirtschaft interessierten öffentlichen Meinung. Die Adresse des Herausgebers ist 10, Gray's Inn Place, London WC 1.

aus erstens ein Gegenangriff gemacht werden könnte und die zweitens für die sozialistische Planwirtschaft unumgänglich notwendig sind. Also vor allem : Sozialisierung und Vereinheitlichung des gesamten Bankwesens, auf die entscheidendes Gewicht gelegt wird. Dazu gleichzeitig Nationalisierung einiger Grundstoffindustrien : Kohle, Stahl, Elektrizität, sowie Transportwesen und Grund und Boden. Die Kapitalbildung und Verwendung soll umfassend von einem National Investment Board geregelt werden. Allmählich sollen durch radikale Erbschaftsbesteuerung sämtliche Produktionsvermögen an den Staat fallen. Die Organisation ist durchaus marktwirtschaftlich gedacht ; die einzelnen Unternehmungen bzw. Trusts des Staats haben ihr Kapital zu verzinsen. Für den Import sind zunächst teils staatliche Handelsgesellschaften, teils konzessionierte Privatunternehmungen vorgesehen. Weiter handelt C. von den notwendigen Umbauten in der Wirtschaftsstruktur Englands (teilweise Reagrarisierung etc.), von der Bekämpfung der gegenwärtigen Arbeitslosigkeit durch kontrollierte Krediterweiterung und öffentliche Arbeiten und von der Abhängigkeit künftiger erfolgreicher Sozialpolitik von der vorherigen Durchsetzung des Sozialismus. Gelegentlich fordert C. eine gewaltlose, verfassungsmässige „Revolution" und lehnt scharf jeden Reformismus ab. Dies entspricht den Erfahrungen der Arbeiterbewegungen in England und anderen Ländern. Gleichzeitig werden aber auch für ein exportindustrielles Land wie England die Gefahren einer solchen in sich allein konsequenten sozialistischen Politik deutlich.

Während diese Arbeit C. s mehr noch als sein an anderer Stelle dieser Zeitschrift besprochener grosser Leitfaden „The Intelligent Man's Guide through World Chaos", dessen letzte Kapitel über Planwirtschaft handeln, populär geschrieben ist, wendet sich ein jüngst erschienener Aufsatz vor allem an Fachleute :

2. **Cole, G. D. H.,** *Economics in the Modern World. In: The Political Quarterly, Nr.* 2, *Bd. IV, London* 1933.

Cole kritisiert hier den ökonomischen und nebenbei auch den politischen Liberalismus, u. a. mittels einer Analyse der Grenzen der subjektiven Werttheorie, und fordert eine sozialistische Gemeinwirtschaft mit umfassender Fixierung von Preisen und Einkommen.

Unter den sozialistischen Veröffentlichungen, die mehr Spezialprobleme behandeln, stehen die Bankprobleme im Vordergrund des Interesses. In der schon zitierten Nummer von „The Political Quarterly" findet sich dazu ein Aufsatz von

3. **Wise, E. F.,** *The Socialisation of Banking (ebenda).*

Gleichzeitig mit der Sozialisierung der Hauptindustrien müsse auch die Planwirtschaft beginnen. Hierzu sei ein wesentliches Erfordernis die Sozialisierung der verschiedenen Bankarten — mit Ausnahme zunächst der für den Aussenhandel in Betracht kommenden Firmen, für die Kontrolle und Konzession vorgesehen werden. Für langfristige Kapitalinvestitionen wird von W. ein National Investment Board gefordert, der auch die privaten Investitionen zu kontrollieren hat.

Weniger mit der organisatorischen Seite der Bankensozialisierung als vielmehr mit der von den Sozialisten einzuschlagenden Geldpolitik und ihrer „theoretischen Begründung“ befasst sich das Buch von

4. **Sachse, Oscar,** *The Socialisation of Banking. With Foreword by the Hon. Sir Stafford Cripps. Macmillan & C°. London* 1933. *(XX u.* 138 *S.;* 3 *s.* 6 *d.)*

Dieses Buch, das an sich ein in der Planwirtschaftsdiskussion der Arbeiterbewegungen leicht vernachlässigtes Thema behandelt, ist von einem Architekten geschrieben. Es zeigt bei manchen richtigen Argumenten im einzelnen in besonders starkem Masse die typischen Fehler einer Laienschrift : Die Gedankenführung ist oft ausserordentlich abschweifend; eine ernsthafte Verwertung der Ergebnisse der angelsächsischen Geldtheorie wird kaum versucht, statt dessen aber eine Laienautorität ausgiebig herangezogen, nämlich Silvio Gesell. Man darf sich wundern, dass diese Schrift von einem so einflussreichen Mitglied der Bewegung wie Sir Stafford Cripps trotz eines gewissen Vorbehalts doch empfohlen werden konnte. S. kritisiert zwar Gesell wegen seiner antisozialistischen Haltung und verbessert ihn in einigen kleinen technischen Vorschlägen, im übrigen aber nimmt er (mit einer Ausnahme) völlig seine Theorie an : seine Kritik des Goldes, seine Theorie der Zinsknechtschaft, seine mit dem Argument willkürlicher Hortungen oder Enthortungen arbeitende Konjunkturtheorie und dementsprechend die Konsequenz der Indexwährung unter Regulierung der „Umlaufsgeschwindigkeit“ (Schwundgeld etc.). Die Kritik dieser Theorien und Vorschläge kann hier nicht erfolgen. In einem entscheidenden Punkte weicht S. von Gesell ab, und damit streift er auch ein wichtiges Problem der sozialistischen Marktwirtschaft, ohne es jedoch ernsthaft zu behandeln. Während Gesell glaubt, dass aus seiner Konjunkturstabilisierung alsbald soviel Geld- und Realkapital geschaffen wird, dass der Zins allmählich auf Null sinkt, schlägt S. einen anderen Ausweg vor : die verstaatlichten Banken dürfen weder Zins geben noch nehmen, und die sozialisierten Unternehmen können und müssen alle Kapitalinvestitionen aus ihren „revenus“ (!) bestreiten. „This refusing to borrow is the best means of freeing the world from the bondage of usury“ (S. 118). Dass dies eine Scheinlösung ist oder vielmehr, dass sozialistische „Profite“ — soweit ihre Verwendung kontrolliert wird — kein soziales Problem mehr darstellen, bemerkt S. nicht. Andererseits ist nicht einzusehen, warum nicht, solange man überhaupt Marktwirtschaft für notwendig hält, die Kapitalbeanspruchung der einzelnen Branchen durch zweckmässig diskriminierte Zinsbelastung eingeschränkt werden soll. S. übersieht, dass sonst irgendein anderes System der Beschränkung der Kapitalnachfrage gefunden werden muss.

Das in England mit besonderem Interesse aufgenommene Buch des ehemaligen Verkehrsministers im zweiten Labourkabinett

5. **Morrison, Herbert,** *Socialisation and Transport. The Organisation of Socialised Industries with Particular Reference to the London Passenger Transport Bill. Constable & C°. London* 1933. *(XI u.* 313 *S.;* 7 *s.* 6 *d.)*

behandelt in anschaulicher Darstellung den im Untertitel angegebenen Problemkreis. Zunächst werden die Verkehrsverhältnisse in London und

die bisherigen Versuche, das durch die Konkurrenz unter den Bahnlinien sowie zwischen Eisenbahn und anderen Verkehrsmitteln geschaffene immer dringendere Problem zu lösen, geschildert. Darauf wird in Gegenüberstellung der Argumente das Für und Wider von Konkurrenz und Zusammenfassung behandelt und die Entscheidung für Zusammenfassung und einheitliche Organisation des gesamten Verkehrswesens (einschliesslich Omnibussen) auf das gesamte Staatsgebiet übertragen. Die folgenden Abschnitte stellen ausführlich denjenigen Typus einer öffentlichen Unternehmung dar, den M. bei der Regelung der Londoner Verkehrswirtschaft, von einigen später eingefügten Verschlechterungen abgesehen, im ganzen mit grossem Erfolg durchgesetzt hat. An der Spitze dieses Unternehmens steht ein Board, der nach M. s Meinung vom Verkehrsminister rein nach Gesichtspunkten der Tüchtigkeit, also nicht als Repräsentation der verschiedenen Interessensphären berufen wird und in seiner Geschäftsführung gegenüber Regierung und Parlament bewusst sehr selbständig gestaltet ist. Die Frage der Vertretung der Arbeiterschaft in der Leitung öffentlicher Unternehmungen gibt Anlass zu einer Auseinandersetzung M. s. mit gewissen zum Syndikalismus hinneigenden Tendenzen in den Reihen der Labour Party und der Trade Unions, wobei M. auch die Entwicklung in Russland für seinen Standpunkt heranzieht. Die Darstellung dieses Streites dürfte sozialpsychologisch von besonderem Interesse sein. Ein weiteres Kapitel befasst sich mit den Finanzierungsfragen : ob, wieweit und unter welchen Formen eine Entschädigung stattfinden soll. Im letzten Kapitel umreisst M., nachdem er den Versuch gemacht hat, eine Verbindung zwischen an sich noch keineswegs sozialistischer Teilsozialisierung und energischer umfassender sozialistischer Politik herzustellen, das Bild einer vollsozialistischen Wirtschaft : weitgehende Selbständigkeit der öffentlichen Unternehmungen, einen National Economic Council ohne Exekutive, mehrjähriges „economic budget of the state“, das vom Parlament mit besonderer Berücksichtigung der Kapitalverwendung beschlossen wird. Das durch dieses ausgezeichnete Buch aufgeworfene und nicht voll beantwortete Problem steckt schon in seinem Haupttitel : Der Ausdruck „Socialisation“ dürfte ebenso problematisch wie gefährlich sein. M. sieht selbst, dass diese Überführung von Unternehmungen in die öffentliche Hand noch nicht Sozialismus ist, ja sehr wohl gerade von kapitalistischen Regierungen durchgeführt werden kann und auch wird. M. hält aber eine revolutionäre Gesamtlösung für unmöglich. Andererseits fordert er im Unterschied zu der üblichen reformistischen Auffassung ein eiliges Tempo der einzelnen Sozialisierungsaktionen. Aber es scheint doch, dass er die entscheidenden politischen Schwierigkeiten, die einer ernsthaft auf die Verwirklichung des Sozialismus abzielenden, jedoch nicht gleich aufs Ganze gehenden Labourpolitik gegenüberstehen, nicht sieht.

Gehen wir nun zu den nicht-sozialistischen Publikationen über, so schliesst sich an die sozialistische Diskussion nach Haltung und Gegenstand der Betrachtung am engsten das Buch von

6. **Angell, Norman,** *From Chaos to Control. George Allen & Unwin. London* 1933. *(*214 *S.; 4 s.* 6 *d.)*

an, das fünf im Winter 1932-33 gehaltene Halley Stewart Lectures zusammenfasst. In diesem glänzend geschriebenen Werke wird das Problem der Planwirtschaft hinsichtlich seiner sozialpsychologischen Voraussetzungen in einen weiten Rahmen gestellt. A. meint, dass das gegenwärtige Chaos ausserordentlich verschlimmert worden ist durch unvernünftige emotionale Haltungen der nach ihm letztlich entscheidenden grossen Masse, denen die Einsicht der Experten hoffnungslos gegenübersteht. Diese These wird immer wieder an Beispielen erläutert, z. B. an der Art des Friedensschlusses, den Reparationen und Kriegsschulden, der Stellung zu Krieg und Völkerbund, dem politischen und ökonomischen Nationalismus. Gegen diese Haltung der Massen hilft nach A. nur Erziehung, Erziehung nicht etwa im Sinne der Wissensvermehrung, sondern der Stärkung der Fähigkeit, gewisse entscheidende Tatsachen zu sehen, durch deren Verständnis dann auch sozial günstige Impulse ausgelöst werden, die allein den Übergang vom Chaos zur Kontrolle gewährleisten. In diese Sicht der Dinge wird auch das Planwirtschaftsproblem eingebettet. Die heutige Haltung des Demos stürzt auf die Dauer jedes System, welches auch immer, ins Chaos. Besonders gilt das aber für die kommunistische oder sozialistische Planwirtschaft (208 ff.). Ja, schon der Übergang zur Planwirtschaft ist nur möglich, wenn die Instinkte der Masse durch Erziehung zu rationalem Verhalten diszipliniert werden. Zu den gefährlichen Masseninstinkten gehören nämlich auch die im Klassenkampf ausgelösten bzw. diesen auslösenden. Die revolutionäre Haltung der Arbeiterschaft bewirkt eine Reaktion auf Seiten der Bourgeoisie, zu der A. auch alle Techniker, Beamten etc. rechnet, die jede Zusammenarbeit einer Labourregierung mit den kapitalistischen Unternehmern beim Aufbau einer Planwirtschaft verhindert. Diese aber sei historisch geboten und auch allein sinnvoll, da in England eine Arbeiterrevolution und Diktatur des Proletariats alsbald an der Sabotage der anderen beim sozialistischen Aufbau benötigten Schichten scheitere, wie A. in einer eindrucksvollen Gegenüberstellung der russischen und der englischen Lage nachzuweisen sucht. Er hält aber weiter auch eine kooperative (d. h. kapitalistische) Planwirtschaft bei entsprechender Einstellung der Arbeiter für psychologisch und dem sachlichen Erfolg nach durchaus möglich. Die Unternehmer hätten, wie das Beispiel des Krieges beweise, ernsthaft nichts gegen Planwirtschaft einzuwenden. Sehr wichtig sei es dabei, diese Planung nicht bei der Produktion, sondern beim Absatz, bei den Handelsorganisationen, zu beginnen. Die Arbeiterschaft wird also von A. ausdrücklich auf den Weg des „gradualism" verwiesen. Zur Herstellung der Kooperation ist auf allen Gebieten rationale Disziplinierung der Masseninstinkte nötig. Dann allein sei es erst möglich, ernsthaft zwischen den verschiedenen heute einander ausschliessenden Zukunftsperspektiven und -programmen zu entscheiden, von denen A. besonders das der Technokraten dem sozialistisch-kommunistischen gegenüberstellt.

Gegen diese sozialpsychologischen und politischen Theorien A.s sind grosse Bedenken anzumelden. Was zunächst die Durchsetzung der dem Vernünftigen feindlichen Psychologie der Massen (einschliesslich der Gebilde-

ten übrigens) anlangt, so fragt A. nie ernsthaft danach, woher diese Beschränkung rühre, ob sie nicht in irgendeinem Grade eine Funktion des gesamten Sozialsystems sei. Man braucht zu dieser Begründung keineswegs eine primitive Interessenpsychologie heranzuziehen, obschon A. das Gewicht der eigentlichen Klasseninteressen auf verhängnisvolle Weise unterschätzt. Die politischen und auch technischen Bedenken gegen die von A. skizzierte sozialreformerische kooperative Planwirtschaft brauchen hier nicht mehr ausgeführt zu werden.

Auch Sir Arthur Salter hält Planwirtschaft unter Beibehaltung heutiger Eigentumsformen für ein Gebot der Stunde, da eine Rückkehr zum Liberalismus nicht möglich sei. Schon in seinem grossen, für das Verständnis der Nachkriegsentwicklung sehr wichtigen Werk

7. **Salter, Sir Arthur,** *Recovery. The Second Effort. G. Bell & Sons. London* 1932. *(XVI u.* 306 *S.; sh.* 6.—*)* [1])

hat S. diese Meinung vertreten. Dieses Werk enthält eine Analyse aller wesentlichen ökonomischen (insbesondere monetären) und politischen Nachkriegsschwierigkeiten, die zur heutigen Krise beigetragen haben, und versucht von einer hohen übernationalen Warte die richtigen Wege aus der Krise zu umreissen. Einzig und allein die eigentlichen konjunkturellen und konjunkturpolitischen Probleme dürften hierbei etwas zu kurz gekommen sein. Dementsprechend sind auch seine Planwirtschaftsvorschläge mehr auf eine neue Organisation der Wirtschaft als auf die für ihre Lenkung massgebenden Prinzipien eingestellt. Der Verf. wünscht eine Ordnung, in der Wettbewerb (wenn auch nicht freie Konkurrenz) und Privateigentum mit Regulierung und allgemeiner Planung vereinigt sind. S. bespricht die Wirkungen der Kartelle im ganzen wohl etwas zu günstig und hebt ihre mögliche Funktion, als Planwirtschaftskörper zu wirken, hervor. Er denkt dabei allerdings vor allem an nicht monopolistische Industrieverbände. Wenn eine sozialistische Revolution vermieden werden soll, ist kapitalistische Planwirtscnaft nötig. Staatsbetriebe und direkte Staatskontrolle werden von S. im allgemeinen abgelehnt, obschon er sich bemüht, unbillige Kritiken zurückzuweisen. Zur Lösung mancher Probleme hält er „collective leadership", die freiwillige Zusammenarbeit einiger volks- oder weltwirtschaftlich entscheidender Stellen für ausreichend. Aber darüber hinaus ist planwirtschaftliche Organisation nötig, eine Vereinigung der Führer der einzelnen Wirtschaftszweige in „National Economic Councils", in denen auch die Arbeiter vertreten sein sollen, und schliesslich auch ein „World Economic Council". Der Staat soll jeweils nur notfalls intervenieren. Wie durch diese Organisation eine erfolgreiche Planung durchgeführt werden soll, wird von S. hier nicht mehr erläutert. Er empfiehlt nur als konjunkturpolitisches Heilmittel, wenn Überproduktion droht, die Einstellung des Abzahlungsgeschäftes in den betroffenen Branchen, was sichtlich keine ausreichende Lösung darstellt.

Im Vorwort zum Werk von Hodson, Economics of a Changing World, betont Sir Arthur ebenfalls stark die Notwendigkeit einer privatkapitalisti-

---

[1]) Soeben erscheint eine Neuauflage, die sich fast völlig mit der hier angezeigten deckt. Änderungen betreffen vor allem das Kapitel über die Reparationsfrage.

schen Planwirtschaft und zitiert zustimmend die Alternative Hodsons, die in der Tat das Problem der Planwirtschaft besonders glücklich formuliert: entweder Rückkehr zum liberalen System oder aber „the congregation of individual wills must be still further controlled by the exercise of the public will, accelerating or smoothing the readjustment or preventing the circumstances themselves from changing so violently" (S. 10). Offenbar kennt S. als Alternative zu kapitalistischer Planwirtschaft nur das russische System. Der Versuch deutscher Autoren, eine bewegliche sozialistische Marktwirtschaft als möglich zu erweisen, wird auch von ihm nicht beachtet.

Neuerdings hat Sir Arthur Salter diesen Problemen noch eine neue Schrift gewidmet:

8. **Salter, Sir Arthur,** *The Framework of an Ordered Society. The University Press. Cambridge* 1933. *(VII u.* 57 *S.;* 2s. d.6.*)*

Das Büchlein enthält drei Vorträge, die S. als erster „Alfred-Marshall-Lecturer" in Cambridge gehalten hat. Man mag es für symbolisch halten, dass gerade diese erste Vortragsreihe dem Problem der Planwirtschaft gewidmet ist. S. geht aus von allen den nur zum kleinen Teil wieder zu beseitigenden Einbrüchen in das System der freien Konkurrenz, durch die die Wirtschaft im ganzen starrer und weniger anpassungsfähig geworden ist. Unter diesen Voraussetzungen führen auch die technischen Fortschritte zu gefährlichen Störungen. Da der Liberalismus nicht wiederherstellbar ist, bleibt nach S. nur der Ausweg, die Anpassungsfähigkeit des Systems durch bewusste Planung zu verstärken. (Dass auch freie Konkurrenz bei technischem Fortschritt zu Krisen führen kann, also neben dem friktionsvermindernden quantitativen auch ein qualitatives Anpassungsproblem besteht, wird von S. vernachlässigt.) Es handelt sich nun heute darum, törichte und bloss improvisierte Eingriffe, die S. als „Bastardsozialismus" geisselt und zum guten Teil aus dem für Wirtschaftspolitik ungeeigneten parlamentarischen Regierungsmechanismus erklärt, durch eine planmässige Kontrolle zu ersetzen, ohne ökonomische und politische Freiheit zu opfern. S. will also Planung im Kapitalismus. Dem entspricht das im zweiten Vortrag entwickelte Prinzip einer „institutional self-discipline" mittels eines Ausbaus der wirtschaftlichen Organisationen der einzelnen Produktionszweige „von unten her" im Sinne einer gemeinsamen, dem Gesamtinteresse gerecht werdenden Ausschaltung aller Störungen auf den einzelnen Gebieten. Betrachtet man nun aber die einzelnen Aufgaben, die S. als besonders dringlich ansieht, so hat man den Eindruck, dass der Grundsatz „möglichst viel Freiheit" besser gewahrt ist als der einer erfolgreichen Planung, die ja auch von partiellen Gesichtspunkten her kaum zu bewältigen ist.

S. erkennt nun aber doch, dass „self government" nicht ausreiche, dass also der Staat in verschiedenen Richtungen helfen und kontrollieren müsse (so wird bei Monopolfällen irgend eine Form von Gemeineigentum vorgeschlagen). Obwohl S. gelegentlich von „general plan" spricht, kann man kaum davon reden, dass von ihm eine staatliche Planzentrale vorgeschlagen wird; die staatliche „Planwirtschaft" läuft vielmehr nur auf eine systematischere, mehr auf Sachverständige aus dem Wirt-

schaftsleben hörende sinnvollere Wirtschaftspolitik überhaupt hinaus.

Ein Programm, mittels währungspolitischer Massnahmen eine planwirtschaftliche Neuordnung durchzuführen, gibt das Buch von

9. **Blackett, Basil P.**, *Planned Money. Constable & C°. London* 1932. *(*194 *S.; sh.* 5.—.*)*

Der Verf., einer der Direktoren der Bank von England, bekennt sich ebenfalls als Anhänger einer Planwirtschaft auf kapitalistischer Grundlage. Die von ihm befürwortete monetäre Politik soll in ein umfassendes Programm der Reorganisation der britischen Wirtschaft eingehen, deren einzelne, zu Selbstverwaltungskörpern organisierte Zweige unter zentraler Kontrolle miteinander kooperieren. Den Angelpunkt des geld- und währungspolitischen Plans bildet der Gedanke der Stabilisierung des allgemeinen Preisniveaus, mit der wesentliche Krisenursachen beseitigt seien. Vorhergehen müsse die Hebung der Preise von ihrem jetzigen Tiefstand auf eine Höhe, die die Kosten decke. Auch bei technischen Fortschritten dürfe das Preisniveau nicht gesenkt, wohl aber müssten die Relationen einzelner Preise verändert und die Einkommen erhöht werden. Kämen alle Länder überein, unter Aufgabe des Goldstandards ihr Preisniveau entsprechend diesem Programm konstant zu halten, so wäre damit nach B. auch die Stabilität des äusseren Geldwerts gesichert. Das Buch B. s ist charakteristisch für seine eigene Behauptung, dass „in this country the idea of planning has passed rapidly beyond the stage of being suspect for its communist connotations and has become perfectly respectable". Aber ganz abgesehen davon, dass monetäre „Planung" nicht ausreicht, ist B. s Buch auch hinsichtlich der von ihm behandelten Problematik nicht sehr ergiebig und gewichtigen Einwänden ausgesetzt.

Am Schlusse dieser Übersicht sei noch eine Schrift erwähnt, die nicht unmittelbar planwirtschaftliche Probleme behandelt, aber immerhin einen verwandten Fragenkreis und die, wie auch der Verf. selbst anerkannt hat, mindestens zu gewissen partikularen „planwirtschaftlichen" Konsequenzen zwingt :

10. **Keynes, J. M.**, *The Means to Prosperity. Macmillan & C°. London* 1933. *(*37 *S.; sh.* 1.—.*)*

In dieser erweiterten Ausgabe von Aufsätzen, die im März 1933 in „The Times" erschienen, verteidigt K. noch einmal, wie es in allen Ländern schon oft geschehen ist, Kreditausweitung als Mittel der Arbeitsbeschaffung, wobei er seine Argumente auf vorsichtige quantitative Annahmen stützt, und geht dazu über, unter volks- und weltwirtschaftlichen Gesichtspunkten ein nach zeitlichen Etappen gegliedertes Gegenwartsprogramm aufzustellen, das vor allem die Erhöhung des Preisniveaus in allen Ländern und eine dafür zweckmässige internationale Organisation zur Ausgabe von Goldnoten umfasst. Die öffentlichen Aufträge spielen in diesem Programm eine wichtige Rolle, offenbar setzen sie mindestens eine partielle „Planung" voraus. Es scheint nicht, dass K.' s. Pläne gegenwärtig Aussicht auf Annahme haben. Aber auch wenn dem so wäre, so wäre das Problem der Verhütung von künftigen Krisen überhaupt damit noch keineswegs in Angriff genommen.

Besprechungen.

Philosophie.

Forsthoff, Heinrich, *Das Ende der humanistischen Illusion. Eine Untersuchung über die Voraussetzungen von Philosophie und Theologie. Furche-Verlag. Berlin* 1933. *(*151 *S.; RM.* 6. *—)*

Dacqué, Edgar, *Natur und Erlösung. R. Oldenbourg. München-Berlin-Zürich* 1933. *(*145 *S.; RM.* 4.80.*)*

Zbinden, Hans, *Technik und Geisteskultur. R. Oldenbourg. München u. Berlin* 1933. *(*130 *S.; RM.* 3.40.*)*

Freyer, Hans, *Herrschaft und Planung. Zwei Grundbegriffe der politischen Ethik. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1933. *(*39 *S.; RM.* 1.20.*)*

Döblin, Alfred, *Unser Dasein. S. Fischer. Berlin* 1933. *(*476 *S.; RM.* 6.50, *geb. RM.* 9. *—)*

Die hier zusammengefassten Schriften sind ausführlicher besprochen worden, weil sie für eine bestimmte, heute herrschende geistige Grundhaltung typisch sind. Gemeinsam ist ihnen (mit Ausnahme des Buches von Döblin) die Interpretation dessen, was gegenwärtig geschieht, als eine Überwindung des „Humanismus" und „Rationalismus", als Einbruch neuer und ursprünglicher, wesentlich „irrationaler" Kräfte und Mächte. Der Gegensatz von Rationalismus — Irrationalismus ist u. E. in allen seinen Schattierungen für eine Interpretation des sozialen, politischen und geistigen Geschehens unzureichend und nur geeignet, die wahre Frontstellung zu verdecken; wenn wir ihn im folgenden verwenden, so geschieht dies nur, um den begrifflichen Boden der angezeigten Schriften sichtbar zu machen.

Bei Forsthoff findet sich wie in einem Lexikon die ganze geistige Apparatur zusammen, die heute zur ideologischen Vernichtung der alten und zur Begründung der neuen „Lebensformen" verwendet wird. F. hält die Krisis der gegenwärtigen Welt für eine Krisis des „Humanismus", d. h. einer Grundhaltung, in der sich der Mensch „als Mittelpunkt und als Subjekt schlechthin weiss". Dieser Humanismus, der von den Griechen inauguriert und vom ganzen abendländischen Denken festgehalten wurde, beherrscht als rationalistischer „ethischer Idealismus" seit zwei Jahrtausenden die abendländische Welt. Für ihn ist der Mensch primär „denkendes Ich": er stellt den Primat des Denkens über das Sein auf; die Welt wird ihm „ein Erzeugnis reiner Vernunftspekulation im luftleeren Raume". Da es nun das denkende „Ich an sich", auf das so die Wirklichkeit gegründet wird, nicht gibt, sondern immer nur das konkrete Ich, so ist die ganze Welt, in der der abendländische Mensch seit den Griechen lebt, eine pure „Fiktion": alle Probleme seines Denkens sind „Scheinprobleme", alle seine Begriffe sind nur „schattenhafte Umrisse", denen keine Realität

entspricht. Alle Erkenntnis ist reine „Illusion“ : „Die Wirklichkeit lässt sich nicht erkennen ; sie lässt sich nur anerkennen. Das Existenzielle wird uns nur vermittelt durch Erfahrung“. „Tendenzen und Motive, kausale und teleologische, gibt es in der Wirklichkeit nicht. Auch keine Wertunterschiede“ — das Denken hat lediglich die formale Funktion des Vergleichens, Unterscheidens, Ordnens. Mit dem Aufgeben jeden Anspruchs auf Erkenntnis zerfällt die Wirklichkeit aber nicht in ein zusammenhangloses Chaos, denn sie steht in sich selbst „durchweg in Zusammenhängen, die wir anzuerkennen haben. Die Familie ist Wirklichkeit. Die Beziehungen, in denen die Eltern zueinander, die Kinder zueinander und wieder Eltern und Kinder zueinander stehen, sind Wirklichkeit. So bezeichnen Verwandtschaft, natürliche und geistige, Blut, Boden, Sprache, Sitte, Volk, Zusammenhänge wirklicher Art...“ — zu ihnen hat sich der Mensch zurückzufinden, in ihnen sich zu erfüllen. Die humanistische „Inflation“ und „Illusion“, die alle Lebensbereiche überflutet hat, muss radikal abgebaut werden. Der Mensch sinkt wieder zu einem Objekt des göttlichen Weltregimentes, „zu einem Gegenstand des göttlichen Erbarmens herab. Nicht er verfügt, sondern über ihn wird verfügt“. — F. sagt von seinem Buche, dass in ihm „den zweitausendjährigen Bemühungen... um Einsicht in das Werden der Erkenntnis das Urteil gesprochen ist“, dass es „die geistige Entwicklung von Jahrtausenden“ abbricht. Dieser stolzen Meinung stellen wir die philosophische Ahnungslosigkeit des Verf. gegenüber, die z. B. die griechische Philosophie für den Begriff des erkennenden Ich an sich verantwortlich macht — ein Begriff, der den Griechen schlechthin unbekannt und unvollziehbar war, — eine Ahnungslosigkeit, die nicht einmal merkt, dass alle erkenntnistheoretischen Probleme, die F. mit einer einzigen Handbewegung beiseitegeschoben zu haben glaubt, in seinem Begriff des „Anerkennens“ wiederkehren. Eine gleiche Ahnungslosigkeit verführt den Verf. zu der Behauptung, dass der Marxismus sich „in der Sphaere der reinen Vernunft“ bewegt und das „Prinzip der Gleichheit aller Menschen“ aufstellt. Und wie soll man eine geistige Haltung bezeichnen, aus der heraus folgende Sätze möglich sind : die illusionäre geistige Existenz der „humanistischen“ Intellektuellen „lässt sich mit der äusseren Existenz der Erwerbslosen in unserer Zeit vergleichen. Sie fühlen sich durch die staatlichen Sicherungsmassnahmen, durch das Fliessen der erforderlichen Gelder aus den Kassen und Versicherungsanstalten in ihrer äusseren Existenz so gesichert, dass sie sich über die Brüchigkeit der Basis, auf der ihre Existenz ruht, keine Kopfschmerzen machen, dass sie die Unsicherheit und Bedrohlichkeit ihrer Lage überhaupt nicht zu Gesicht bekommen“ ! — Doch wollen wir die Untersuchungen F.s. als das sehen, was sie sind : eine Kampfschrift, so müssen wir fragen, was denn für F. als „Wirklichkeit“ übrig bleibt, nachdem fast alle Lebensbereiche als rationalistische und humanistische „Illusionen“ bezeichnet worden sind. „Als illusionsfreie Wirklichkeit haben wir die natürlichen Gemeinschaften anzusehen, die auf Blut und Boden sich gründen : Familie, Verwandtschaft, Stammeszugehörigkeit, Gemeinschaft von Sprache und Sitte, Volk. Die durch diese Gemeinschaften hergestellten Beziehungen sind nicht rationaler Art, sind Wirklichkeit. Diese Gemeinschaften sind daher, wie alle Wirk-

lichkeit, problemlos". Wahre Wirklichkeit bestimmt sich also als Gegenbegriff zur Ratio ; und gerade ihr „irrationaler" Charakter macht sie zu geeignetem Boden für jene neue geistige Haltung, die F. anstelle der humanistischen Erkenntnis proklamiert : den autoritären Glauben. Und als der Todfeind dieser Haltung und dieser Wirklichkeit steht unter dem Titel Ratio zusammen : die ganze Philosophie von Plato bis Heidegger, die Weimarer Verfassung (sie steht „völlig unter der Herrschaft der rationalen, humanistischen Denkweise"), der Völkerbund, der Marxismus, die Gewerkschaften, Kerschensteiners Arbeitsschule usw. usw.

Von einem ganz anderen Boden aus und auf unvergleichlich höherem Niveau stellt auch Edgar Dacqué seine Wissenschaft in die Kampffront gegen den Rationalismus und mechanistischen Intellektualismus. In vier Aufsätzen wird von vier verschiedenen Zentren aus Sinn und Raum der neuen „Naturerkenntnis" umschrieben, von der schon die bisher erschienenen Werke Dacqués Zeugnis gaben. Gegenüber der mechanistischen Naturwissenschaft, die nur das Äussere der Dinge zu fassen bekommt, nimmt die echte Naturerkenntnis („Natursichtigkeit") alles Äussere der Dinge als „Gleichnis", als „Symbol" ihrer wahren „jenseitigen" „Wirklichkeit". Sie sucht die ewigen „Urbilder", die „Ideen" der Dinge zu schauen, die urbildliche Welt, wie sie als Gottes Schöpfung im paradiesischen Urstand existierte, bis durch den Sündenfall mit dem Menschen auch die ganze übrige Natur in den gottabgewandten „daemonischen" Zustand stürzte — eine „gefallene Welt", die mit ihrem ganzen Sein nach der Erlösung schreit. Bei dem Versuch, die auf diesem Boden erwachsene Naturerkenntnis zu explizieren, kann es sich „nicht um eine wissenschaftliche Untersuchung handeln, sondern um das Aufrufen eines uns im letzten Grunde Gemeinsamen, eines uns allen von innen her Zukommenden, aber Unverständlichen, das nun nicht nur unabhängig ist von jeder gestalteten rationalen Wissenschaft, sondern sogar unabhängig bleibt von jeder äusseren Art und Weise, wie man es bewusst zum sprachlichen Ausdruck bringt...". — Wie Dacqués Explikation der neuen Natursichtigkeit bei dem „Anruf von Mensch zu Mensch", beim Aufruf zu einem neuen „Lebens- und Erlebensgefühl", bei der Rede vom Begegnen-lassen, Verantwortung, Einsatz des Daseins usw. stehen bleibt, so kommt auch die Sichtbarmachung des wahren Seins der „Urbilder" nicht über unverbindliche, jeder begrifflichen Klärung bewusst sich entziehende Hinweise hinaus: Hinweise auf den lebendig-schöpferischen, heiligen „Innenraum" der Dinge, auf die „stehende Gegenwart der Form", auf den „schöpferischen Urgrund" alles Seins. — Wie die Dinge heute liegen, kann der Irrationalismus aller Schattierungen keine neuen Dimensionen des Daseins aufbrechen, sondern nur auch die bislang noch offenen Dimensionen verschliessen.

Vom Standpunkt des Holzapfelschen Panidealismus aus nimmt Zbinden den Kampf gegen die „verhängnisvolle" Technisierung aller Lebensgebiete, gegen den „Leerlauf der Technik" auf. Nicht Schuld der Technik ist es, dass sie zu einem Instrument der Zerstörung und Hemmung geworden ist : „Nicht von der Maschine und nicht von Amerika kommt uns letzten Endes die 'Amerikanisierung'. Diese konnte nur deshalb in den letzten Jahrzehnten so rasch in der Alten Welt Fuss fassen, weil deren Boden

schon längst von den Keimen eines seelischen Verfalls, von Nivellierungs- und Nützlichkeitsideologien durchsetzt war". Voraussetzung für die Überwindung der zerstörenden Kraft der Technik ist eine radikale Wandlung in den „geistigen Grundlagen unseres Lebens" : „Hier, bei den Orientierungen und Vorbildern, die unser geistiges und soziales Leben heute noch beherrschen, hat darum der Kampf gegen die Gefahren der Mechanisierung einzusetzen". In den einzelnen Kapiteln seines Buches zeichnet Z. die neuen Menschheitsideale und die neue auf ihnen fundierte Lebensordnung : anstelle der egoistischen Moral der „Gruppenliebe" (Nationalismus, Rassen- und Klassenhass) eine neue Menschheitsliebe, die nicht in wahlloser Nivellierung untergeht, sondern nach seelisch-geistigen Werten differenziert ; eine neue Veredelung der Arbeit durch Erschliessung transökonomischer Ziele und Berufe ; starke Verkürzung der auf die blosse Erhaltung und Beschaffung der materiellen Daseinsnotwendigkeiten gerichteten mechanischen Tätigkeiten ; Erziehung zur echten Ausnutzung der dadurch gewonnenen Freizeit usw. — So verdienstlich der Kampf gegen alle pseudoromantische Verachtung und Verleugnung der Technik ist — es genügt nicht, den Kampf um die Befreiung der Technik mit dem Kampf um eine „Vergeistigung der Technik", um eine neue Idealsetzung einzuleiten. Niemand wird bestreiten, dass für eine echte Entfaltung der Technik eine Wandlung in den „geistigen Grundlagen" Voraussetzung ist — aber eine solche Wandlung bedarf selbst wieder der entsprechenden sozialen und ökonomischen Fundamente.

Auch Freyer geht in seiner neuen Schrift „Herrschaft und Planung" von der Fragwürdigkeit der Technik als Daseinsmacht aus. Die Begriffsbestimmung der Technik als eines neutralen „Mittelsystems für Zwecke" ist ungenügend : Technik steht ihrem geschichtlichen Sinn nach immer unter einer bestimmten „Planung" ; jeder „Plan" aber steht unter den konkreten Notwendigkeiten seiner geschichtlichen Situation und trifft konkrete geschichtliche Entscheidungen. Hinter jedem „Plan" steht immer eine „politische Macht" ; der Plan bedarf zu seiner Realisierung eines gegebenen „sozialen Raumes", und dieser Raum kann immer nur durch eine „Herrschaft" abgesteckt werden. Die Frage nach dem Wesen „echter" Planung führt zur Frage nach dem Sein und Sinn von Herrschaft in der Geschichte : zur Frage nach der „echten" Herrschaft. Zwar ist aller Herrschaft ein „Moment des Zwanges und der Übermächtigung" wesentlich, aber Herrschaft vollendet sich erst in der Anerkenntnis des Herrschaftsanspruches durch die Beherrschten. — Dies sehr reale Faktum der Anerkennung des Herrschaftsanspruchs wird nun leider von F. (ganz im Zuge moderner Denkströmungen) so sehr „verinnerlicht" und mystifiziert, bis es alles bedeuten kann und daher nichts mehr bedeutet. Wir hören, dass der „Idealfall der Herrschaft" das „Reich" ist, das seine Menschen „zu allem bereit machen muss, was für seinen Bestand getan und gelitten werden muss" ; wir hören viel von Opfer und Einsatz des Daseins, und wir erfahren : „die Funktion der Herrschaft für die Planung beruht darauf, dass die Herrschaft in diese Schichten hinunterreicht : in die Schichten, in denen darüber entschieden wird, wozu die Menschen bereit sind". Wir erfahren leider nichts von dem, was hinter den Reden von

Bereitschaft, Opfer usw. an konkreten geschichtlichen Sachverhalten vorliegen muss, um solche grossen Worte zu rechtfertigen und zu erfüllen. Frage und Antwort drehen sich leer im Kreise ; die Begriffe der Herrschaft und des Politischen sind nur getragen durch die Beschwörung dunkler „Kräfte“ und „Mächte“. Von der Konkretion geschichtlicher Zusammenhänge, die F. s „Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft“ auszeichneten, ist nichts mehr übrig geblieben. Die Wirklichkeitswissenschaft ist untergegangen in einer — aller begrifflichen Exaktheit sich entziehenden — „existenziellen“ Theorie des Politischen, wie sie nach dem Vorbild Carl Schmitts heute die Diskussion beherrscht. In ihr hat die Interpretation eines geschichtlichen Sachverhalts als eines „existenziellen“ primär die Funktion bekommen, diesen Sachverhalt jeder „rationalen“ historischen und soziologischen Kritik zu entziehen, ihn apriori zu sanktionieren.

Döblins Buch bringt die Ausbeute „philosophischer“ Streifzüge durch alle Seinsbereiche : durch die unorganische und organische Natur, durch die persönliche und gesellschaftliche Menschenwelt. „Die Hauptsorge ist unser Ich“. D. geht von der „Urrealität“ des Ich als dem Träger und „Bauzentrum“ des Seins aus : das Ich nicht als abstrakter, von der Welt gelöster Begriff, nicht als „philosophisches Problem“, sondern als das konkrete erlebende, fühlende, wollende, handelnde Sein des Menschen — „Stück und Gegenstück der Natur“. — Bei der Darstellung und Kritik der sozialen und politischen Zustände der Gegenwart (in dem Kapitel „Von abendländischen Völkern“) zeigen sich die Grenzen des literarisch-individualistischen Standpunktes : beinahe alles, was da geschrieben wird, ist nicht falsch, aber es bleibt immer im „privaten“ Raum, zwischen allen Stellungen und Strebungen, die heute geschichtlich möglich und wirklich sind.

Herbert Marcuse (Zürich).

Westermarck, Edward, *Ethical Relativity. Kegan, Paul, Trench and Co. London* 1932. (XVIII and 301 pp. ; 12 *sh.* 6 *d.*)

The first comprehensive account of his ethical theory was given by Professor Westermarck in his famous work on „The Origin and Development of Moral Ideas“, published about twenty-five years ago. In his new work he gives a fresh exposition of his theory and defends it with great brilliance against the attacks which have been made against it by philosophers and sociologists in the interval. The book is of great value, being the fruit not only of a vast and profound knowledge of philosophical systems, but of a life-long study of the actual moral beliefs and practices of mankind all over the world. The conclusion arrived at is that moral judgements have an emotional origin, that they cannot justly claim to have objective validity, and that what we call moral values are not absolute but relative to the emotions which lie at their root.

Westermarck succeeds in great measure in rebutting some of the criticisms that have been urged against him by eminent authorities, but, on the whole, I do not find his case made out. That moral judgments contain emotional ingredients must be granted, but this is not to say that they necessarily lack objectivity. We must distinguish between a prima facie approval or disapproval and one that survives critical scrutiny. Wester-

marck himself points out that the progress of morality has consisted partly in its becoming more enlightened or reflective. Reflection apparently may convince us that certain acts which arouse our disapproval are not the „proper" objects of disapproval. We can in fact approve of our approvals or disapprovals in the light of critical reflection. Is not this an admission that our primary responses are only the raw material of the moral judgment and not the moral judgment itself ? If so there must be rational criteria in the light of which our approvals and disapprovals are criticised, and this is really what is maintained by those who claim objectivity for morality. The presence of emotional elements in the moral judgment and the wide variability of moral codes do not disprove the view that there is such a thing as rational approval, and that the criteria of such approval are discoverable by the methods of scientific thought, even if as yet they have not been discovered. Morris Ginsberg (London).

Vocabulaire technique et critique de la philosophie, revu par MM. les membres et correspondants de la Société française de Philosophie et publié avec leurs corrections et observations par André Lalande. 4e éd. notablement augmentée. 3 Bde. Félix Alcan. Paris 1932. *(*975 *u.* 196 *S. ; frs.* 180. *—)*

Das bekannte Wörterbuch der philosophischen Begriffe, welches durch eine langjährige Zusammenarbeit A. Lalandes mit den Mitgliedern der „Société française de philosophie" zustande gekommen ist, bringt ein ganz einzigartiges Material zusammen. Es enthält nicht nur Begriffsbestimmungen und historische Belege, sondern auch „kritische Bemerkungen" und „Zusätze" der namhaften Philosophen des xx. Jahrhunderts (so z. B. Bergsons, Brunschwiegs, Meyersons, aber auch Euckens, Husserls u. a.). Es erfreut sich deshalb mit Recht einer grossen Beliebtheit und Verbreitung. Auch für den Soziologen ist das Werk von Nutzen, da es die Grunddefinitionen der wichtigsten soziologischen Begriffe enthält, so vor allem die der Soziologie selbst. — Die vierte Auflage bringt in einem Supplementband wichtige Ergänzungen, die dem aktuellen Stand Rechnung tragen (so z. B. Art. Humanisme, Civilisation, Socialisme, Sociocentrisme, Valeur), eine Übersetzung der zitierten griechischen und lateinischen Texte und schliesslich eine ausgezeichnete Zusammenstellung der wichtigsten deutschen, englischen und italienischen philosophischen Termini mit beigegebener französischer Uebersetzung. A. Koyré (Paris).

Archives de Philosophie du droit et de sociologie juridique. Vol. I, 1931, 536 *pages ; vol. II,* 1932, 594 *pages ; vol. III,* 1933, *cahier* 1-2, 270 *pages. Sirey, Paris.*

L'intérêt de l'existence d'un organe périodique consacré à la philosophie du droit en France qui puisse sans préjugé de doctrine constituer une tribune largement ouverte à toutes les écoles philosophiques était reconnu depuis longtemps. Cependant ce ne fut qu'après la guerre qui créa une atmosphère de recherche approfondie et presque fiévreuse que l'espoir de créer un tel organe a pu être réalisé. Grâce à l'initiative des Prs L. Le Fur et G. Gurvitch qui réussirent à grouper un comité de direction composé

des représentants les plus autorisés de la science et de la philosophie du droit en France la tâche de faciliter la connaissance et de permettre la discussion de ces problèmes est aujourd'hui un fait accompli et nous pouvons mesurer le premier succès de cette entreprise par les cinq volumes compacts que j'ai sous les yeux. La condition essentielle du succès de la tâche à accomplir dépendait, disions-nous, de l'absence de tout préjugé doctrinal et la liberté d'expression de toutes les opinions. Il semble bien que la direction et en particulier le Pr Gurvitch auquel incombe la tâche rédactionnelle, se sont bien inspirés de ce principe et ont compris leur but dans un esprit d'entente et de conciliation qui seul permet l'accomplissement d'un progrès durable dans ce domaine de la philosophie.

Le premier volume traite ainsi de l'acquisition la plus sûre et la plus reconnue de la philosophie juridique du regretté doyen M. Hauriou, nous voulons dire de la doctrine de l'institution, doctrine continuée et développée par ses disciples. Dans l'analyse de cette idée à laquelle sont consacrés une partie de l'article du doyen F. Gény (La notion de droit en France), et ceux de G. Morin (Vers la révision de la technique juridique), de J. Délos (La théorie de l'institution) et de G. Gurvitch (Les idées maîtresses de Maurice Hauriou), on peut juger comment un réalisme profond s'inspirant en certain cas de la philosophie phénoménologique au lieu de séparer tend à unir les esprits et prépare un terrain d'entente entre la sociologie juridique et la philosophie du droit. En effet c'est en analysant la genèse des règles de la morale et du droit, leur origine et leur fondement que M. Hauriou et ses disciples et d'autre part la pensée indépendante d'un Gény, d'un Morin ou d'un Gurvitch en sont venus à découvrir la spontanéité de leur naissance et la liaison qui existe en ce point entre le monde de la sociologie et le monde de la morale et du droit. Qu'on appelle ce fait fondamental qui lie les deux ordres : fait normatif comme le veut M. Gurvitch, ou institution comme le voulait Hauriou et le veulent ses disciples ou bien même qu'on en revienne à l'ancienne appellation de droit naturel, il importe peu, pourvu qu'on se rende bien compte de la réalité qu'on est ainsi amené à serrer de près.

C'est cette nécessité de serrer d'aussi près que possible la réalité, d'approfondir l'analyse des phénomènes et des manifestations de la vie sociale qui se dégage comme l'enseignement le plus général et l'acquisition la plus certaine de cette nouvelle confrontation de doctrines les plus différentes. On peut facilement s'en rendre compte par l'étude du troisième cahier des Archives (1932, 1-2) consacré à l'analyse de l'œuvre de Léon Duguit.

On connaît l'influence qu'a exercé Duguit et la répercussion qu'a eue son œuvre. Aujourd'hui quelques années seulement après sa mort, ses disciples et continuateurs MM. Bonnard (Les idées de L. Duguit sur les valeurs sociales), Réglade (Théorie générale du droit dans l'œuvre de L. D.), Politis (L'influence de la doctrine de L. D. sur le développement du droit international), Scelle (La doctrine de L. D. et les fondements du droit des gens) et Jèze (L'influence de L. D. sur le droit administratif français) ainsi que d'autres penseurs comme H. Laski (La conception de l'Etat de L. D.), G. Morin (L'œuvre de Duguit et le droit privé), A. Mestre (Remarques sur la notion de propriété d'après L. D.) et L. Le Fur (Le

fondement du droit dans la doctrine de L. D.) tiennent à rendre hommage à sa pensée courageuse et radicale.

Les volumes que nous analysons ne sont pas uniquement consacrés à l'étude de la pensée et des doctrines françaises. Le problème du droit social, cette nouvelle catégorie de la science juridique qui a déjà provoqué des controverses est exposée dans un article de G. Radbruch (Du droit individualiste au droit social). M. G. Richard a consacré un important article aux théories de Sidgwick et Hobhouse (1932, cahier 3-4) et M. Gurvitch donne des analyses pénétrantes des doctrines de Radbruch (ibid.) et de L. V. Petrasizky (1931, cahier 3-4). Mais à côté de ces études de théorie pure il ne faut pas omettre de mentionner la place importante qu'occupe l'histoire des doctrines politiques. Nous trouvons sous la plume de différents auteurs des études des doctrines de Saint-Augustin, de Rousseau, du Fourierisme, du guild-socialism et du début du moyen-âge.

Une dernière série d'articles est consacrée à l'étude des problèmes du droit public et international contemporains. Parmi elles, nous devons attirer une attention particulière sur l'article de M. A. Koulicher intitulé Les Quatre Constitutions de l'Angleterre (1932, cah. 3-4). L'auteur semble avoir résumé dans cette étude l'enseignement de tous les théoriciens, historiens et critiques de la constitution anglaise depuis le dernier tiers du siècle dernier soit depuis Bagehot. Il y joint des vues personnelles infiniment pénétrantes et montre lumineusement la fécondité d'une analyse véritablement réaliste. Les quatre systèmes constitutionnels qui régissent aujourd'hui l'Angleterre, les quatre couches juridiques qui se sont formées historiquement et indépendamment l'une de l'autre et que l'auteur analyse l'une après l'autre donnent dans leur combinaison une conception plus approfondie du jeu du fonctionnement et de l'évolution de la constitution britannique que ne le font bien des volumes et des meilleurs consacrés au même problème. C'est surtout l'élément d'évolution qui est admirablement mis en relief, car l'auteur montre comment chaque institution passe dans l'histoire d'une couche à l'autre et comment la constitution réelle de l'Angleterre sous les couches symbolique, légale et conventionnelle répond aux mêmes problèmes et aux mêmes préoccupations que toutes les constitutions démocratiques de nos jours.

Dans le dernier volume qui vient de paraître (1933, cahier 1-2) notons quelques titres. G. Davy : Le problème de l'obligation chez Duguit et chez Kelsen, dans lequel l'auteur met à profit les dernières idées de M. Bergson. L'article désabusé mais non repentant de M. Guy Grand : La démocratie est-elle dépassée ? Ceux de M. Perticone : L'action juridique, de M. Spectorsky : Évolution de l'idée d'autorité dans la philosophie de l'État, etc.

Une rubrique intéressante dans ces volumes est celle des comptes rendus critiques très détaillés et très précis qui passent en revue les dernières publications paraissant dans toutes les langues. Paul Léon (Paris).

Allgemeine Soziologie.

Wiese, Leopold von, *System der allgemeinen Soziologie als Lehre von den sozialen Prozessen und den sozialen Gebilden der Menschen (Beziehungslehre).* 2. *neubearbeitete Auflage. Duncker und Humblot. München* 1933. *(XVI u.* 671 *S.; RM.* 24.—, *geb. RM.* 27.—*)*

v. W. gibt in dieser wesentlich erweiterten Neuauflage seiner Soziologie von 1924 nunmehr einen Gesamtüberblick über sein wissenschaftliches Lebenswerk. Die Soziologie als Fachwissenschaft endgültig methodisch zu sichern und den Umriss ihrer Arbeit festzulegen, ist sein Ziel. Der Geist des Buches ist unbedingter Glaube daran, dass sich das wissenschaftliche Denken und Forschen von allen Bindungen der sozialen Situation befreien und in vollendeter Objektivität die soziale Welt an sich im Geiste wiederentwerfen kann. Dabei ist das Interesse wesentlich auf das Allgemeine gerichtet : „Das wahre ‚quale' des sozialen Prozesses steckt in der allgemeinen Kategorie (z. B. in der Kategorie ‚Herrschaft'). Die der Kasuistik nahekommenden Unterkategorien historischen Charakters fügen mehr das Nebensächliche, Beiläufige hinzu, das auch als Erlebnis mehr oder weniger belanglos ist.“ Hier scheidet sich der Weg des Rezensenten von dem des Autors. Mir will das Ziel der Erkenntnis auch hier gerade in einem Herankommen an die Einzigartigkeit des jeweils faktischen Phänomens bestehen. Ein allgemeiner Begriff von Herrschaft überhaupt besagt garnichts für die konkrete Analyse etwa des fascistischen oder des kommunistischen Staates. Es ist schwer, über solche Unterschiede des Erkenntniszieles zu diskutieren, die mit philosophischen Überzeugungen grundsätzlicher Art untrennbar verbunden sind. Der Wert des W. schen Buches wird von unserem Standpunkt aus gesehen also weniger in der umfassenden begrifflichen Konstruktion einer Lehre von den Beziehungen überhaupt liegen als in einer Fülle von gelegentlichen Analysen und Bemerkungen, die von dem Geist und der Gelehrsamkeit des Verfassers reiches Zeugnis geben. Auch die historischen Analysen sind stets lehrreich. Trotz der grössten Achtung vor der wissenschaftlichen Ehrlichkeit des Verf. vermögen wir aber an sein Unternehmen, ein gleichsam zeitloses System der Soziologie zu gründen und ihre Wege ein für allemal methodisch zu sichern, keineswegs zu glauben. Ausserordentlich wertvoll ist die Art, in der W. den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Soziologie und Anthropologie würdigt. Gerade aber weil der Mensch und seine Selbstauffassung in einem ständigen Wandel allein existieren, wird auch die Soziologie diesem Wandel des Menschenbildes und der menschlichen Realität in ihrer Entwicklung nachfolgen. Vor dem Sturm der Zeiten wird sie sich nicht auf eine akademische Insel retten können. P. L. Landsberg (Bonn).

Ginsberg, Morris, *Studies in Sociology. Methuen & Co. London* 1932. *(IX u.* 207 *S.; sh.* 6.—*)*

Mit Ausnahme des letzten Kapitels ist dieses Buch aus Aufsätzen zusammengestellt, die G. in den letzten Jahren in verschiedenen Zeitschrif-

ten veröffentlicht hat. Trotzdem stellt es eine Einheit dar, da die Hauptprobleme der Soziologie knapp und übersichtlich behandelt werden.

Als Ziel der Soziologie erscheint G. die Durchdringung des Gewebes gesellschaftlicher Beziehungen, der Nachweis der letzten Wurzeln sozialen Geschehens in den vitalen und psychischen Kräften des Individuums, das durch mannigfaltige Beziehungen geformt wird. Er unterscheidet die Soziologie von den Spezialwissenschaften nicht etwa dadurch, dass sie über den andern an Umfang stünde, sondern charakterisiert sie als Erforschung gesellschaftlicher Beziehungen und diese durchwaltender Ideen. Vergleichende und möglichst quantitative Untersuchungsmethoden liefern fruchtbare Resultate, doch betont G. die Notwendigkeit, allgemeine Gesetze herauszufinden. Er verlangt wertfreie Forschung, glaubt aber auch, dass es Aufgabe der Soziologie sei, Material zu beschaffen, um im Licht der Ethik erkennen zu können, was gesellschaftlich gut oder böse sei. In den Kapiteln über Entwicklung und ihre Phasen gibt G. eine Übersicht über die Lehrmeinungen, die sehr interessant ist und auch die neuesten Forschungen berücksichtigt. Dabei gelangt er zu dem Glauben an eine vernünftige Entwicklung durch die Erkenntnis „of a fundamental unity of purpose and a good common to all mankind". Wichtig sind auch die Ausführungen über die Rolle, die der Instinkt in den verschiedenen Gesellschaftstheorien spielt; bei dieser Gelegenheit wird engere Zusammenarbeit mit der modernen Psychologie gefordert. Die letzten Kapitel diskutieren das Problem der Vererbung oder Beeinflussung durch die Umwelt, sowie Möglichkeiten und Aufgaben der Eugenik.

Das Buch ist eine wichtige Lektüre für jeden, der sich über die englische Soziologie orientieren will. Margareta Lorke (Berlin).

Groves, Ernest R., *An Introduction to Sociology. Revised edition. Longmans, Green & Co. London & New York* 1392. (282 *S.*; $ 2.—)

Die zweite vielfach veränderte und erweiterte Ausgabe des 1928 zuerst erschienenen Buchs ist auch wieder in erster Linie dazu bestimmt, als Textbuch Studenten der Soziologie in ihr Studiengebiet einzuführen und eine Übersicht über Richtungen, Methoden und Aufgaben zu geben. Nicht eigene Forschungen sollen übermittelt werden, sondern eine Zusammenstellung des bisher Geleisteten. Ein Versuch, das Gebiet systematisch zu ordnen, wird nicht unternommen. Margareta Lorke (Berlin).

Calhoun, Arthur Wallace, *Social universe. The Vanguard Press. New York* 1932. (*VIII u.* 171 *S.*; $ 1.75)

C. gehört zu der Gruppe amerikanischer Forscher und Soziologen, die an die Untersuchung ihres Materials mit einer theoretischen Grundkonzeption herantreten. Im vorliegenden Buch unternimmt er es, in populärer Weise die Anatomie der Gesamtgesellschaft von ihren ökonomischen Grundlagen aus nachzuzeichnen. Wie er selbst im Vorwort mitteilt, erklärt sich die Krise, in der sich die soziologische Forschung in den Vereinigten Staaten befindet, aus dem Umstand, dass die kapitalistische Gesellschaft eine Analyse ihrer Struktur von einem totalen Gesichtspunkt aus zu unterneh-

men nicht wagen kann. Sein Buch will offenbar den populären Versuch einer Totalanalyse der amerikanischen Gesellschaft unternehmen.

Für den wissenschaftlich interessierten Leser bringt das Buch wenig Neues. Nur das Kapitel über die Familie enthält eine bemerkenswerte übersichtliche Darstellung der Forschungen, die C. vor einigen Jahren veröffentlicht hat. Dieser Teil ist wohl auch der einzige, in dem der Verf. die ökonomische Interpretation, deren er sich bei seinen Untersuchungen bedienen wollte, fruchtbringend zu verwerten vermochte.

Julian Gumperz (Paris).

Starke, C. N., *Laws of Social Evolution and Social Ideals. Copenhagen* 1932. *(412 S.)*

Der dänische Soziologe Starke gibt vom liberal-reformerischen Standpunkt aus einen Überblick über die Stellungnahme einer Reihe sozialwissenschaftlicher Denker vor allem der letzten 150 Jahre zu bestimmten sozialen Problemen und Problemgruppen : Individuum und Gesellschaft (Hobbes, Spinoza, Rousseau, Kant, Humboldt, Hegel, Stirner) ; Entwicklung der Menschheit (Darwin, Spencer, Henry George) ; Solidarität — Freiheit — Ordnung — Sympathie (von Proudhon bis N. Carver ; L. Bourgeois und L. Duguit) ; Solidarität — Macht — Souveränität — Organisation (Nietzsche, Ihering, Marx ; hierzu Erörterungen über Sozialismus, Syndikalismus, Gilden-Sozialismus) ; soziale Werte (Durkheim, MacDougall, Henry George). Die in S. s Kapitelüberschriften angedeutete Fragestellung zeigt einen notwendigen inneren Gedankenaufbau ebensowenig wie die Darstellung selbst. Diese beschränkt sich im wesentlichen auf eine kompendienmässige Aufzeigung der verschiedenen Standpunkte, deren Entwicklungsprinzipien entweder gar nicht oder nur ganz gelegentlich zur Behandlung gelangen. Starkes Folgerungen aus seinen — keineswegs klar dargelegten- Prämissen sind : „Lösung der sozialen Frage durch Rassehygiene, Eugenik, Aufrechterhaltung kleiner neben den Grossbetrieben, freie religiöse Erziehung, Demokratie und Bodenreform, dies alles herbeigeführt mittels der Lebenskraft der Ideale von Gerechtigkeit und Solidarität“.

Karl August Wittfogel (Frankfurt a. M.).

Nasalli-Rocca, Saviero, *Giuseppe de Maistre nei sui scritti. Bocca. Torino* 1933. *(XVI u.* 328 *S. ; L.* 20.—*)*

Der Autor ist ein Nachkomme de Maistres : der Hauptzweck des Buchs ist wohl, das Andenken des berühmten Vorfahren zu ehren ; die rein wissenschaftlichen Motive kommen erst an zweiter Stelle. Dies ist die einzige Milderung, die wir für unser verneinendes Urteil finden können. Das umfangreiche Buch ist in der Tat nur eine Wiederholung, nicht aber eine kritische Zusammenfassung der Werke de Maistres, hauptsächlich des „Pape“ und der diplomatischen Korrespondenz aus Russland, mit wenigen und verwirrten Anmerkungen ; alle Probleme sind umgangen, die bei der Lektüre der Werke de Maistres aufgegriffen werden könnten. Darum kann auch dieses Buch nur als Hinweis auf eine Untersuchung angezeigt werden, die noch zu leisten ist. Paolo Treves (Mailand).

Marx, Karl und Friedrich Engels, *Werke und Schriften von Mai* 1846 *bis März* 1848. *Marx-Engels-Gesamtausgabe. Hrsg. von V. Adoratskij. I. Abt. Band* 6. *Marx-Engels-Verlag. Berlin* 1933. *(XXIV u.* 746 *S.; RM.* 18.—*)*

Mit dem 6. Band ist die Gesamtheit der Werke von Marx und Engels bis zur Revolution 1848—49 abgeschlossen. Die genaue Übersicht über die ideologischen, ökonomischen, politischen und organisatorischen Kämpfe, die dem ersten grossen geschichtlichen Hervortreten der deutschen Arbeiterklasse vorangegangen sind, würde eine besondere Forschung erfordern. Es scheint uns, dass die Ausgabe einer Fülle von unbekannten oder teilweise in schwer zugänglichen, verschollenen Zeitschriften versteckten Arbeiten von Marx und Engels, sowie auch von den bekannten, aber teilweise wiederum zerstreuten und oft ebenfalls nicht leicht zugänglichen Schriften endlich die Möglichkeit bietet, diese wichtige Etappe der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung wissenschaftlich zu behandeln. Dabei ergibt es sich freilich, dass der hier zutage tretende Zusammenhang zwischen ideologischen und politischen Kämpfen über den Rahmen der Geschichte der Arbeiterbewegung hinausgeht, wenn er auch niemals ohne Bezugnahme auf sie wirklich verstanden werden kann. Ich verweise bloss auf die meist kläglich behandelte Auflösung der Hegelschen Philosophie. Aber selbst die Aufzählung solcher Probleme würde über den Rahmen einer Besprechung hinausgehen. Sollen jedoch diese Fragen wissenschaftlich behandelt werden, so ist die erste Voraussetzung einer solchen Arbeit, Klarheit darüber zu erlangen, welches neue Material an richtig hergestellten Texten die Gesamtausgabe bietet und wie weit bis jetzt für bestimmte Texte die Gesamtausgabe die alleinige Basis für wissenschaftliche Arbeit bildet. Aus diesem Grunde ist die Auffassung irrig, dass der dritte Band der Gesamtausgabe sowie der erste Band der Landshut-Meyerschen Ausgabe in gleicher Weise ein Manuskript philosophisch-ökonomischen Inhalts zum erstenmal veröffentlichen. Vergleicht man die Texte, so kommt man sehr bald zum Ergebnis, dass nur die Gesamtausgabe Anspruch auf wissenschaftliche Zuverlässigkeit erheben kann. — Ein ähnlicher Irrtum ist es, anzunehmen, dass die beiden Hauptstücke der Deutschen Ideologie schon bekannt waren, „Feuerbach" in der Ausgabe des Marx-Engels-Archivs, „Sankt Max" in der Ausgabe von Bernstein. Der V. Band bringt auf Grundlage von bisher übersehenen schriftlichen Hinweisen von Marx eine für das Verständnis der Zusammenhänge sehr wichtige neue Anordnung des Textes. Ferner weiss jeder Kenner, dass die Bernsteinsche Ausgabe des „Sankt Max" mit ihrem lückenhaften Text kein zuverlässiges Bild über dieses Werk geben konnte und wir erst jetzt in der Gesamtausgabe eine wirklich vollständige, philologisch einwandfreie Textredaktion besitzen.

Auch der jetzt vorliegende (VI.) Band der Gesamtausgabe bietet eine Fülle neuen Materials, obwohl gerade in diesem Band die Kernstücke vielfach herausgegebene, altbekannte Werke sind (Engels : „Grundsätze des Kommunismus" ; „Kommunistisches Manifest" ; Marx : „Lohnarbeit und Kapital" und „Elend der Philosophie" ; letzteres Werk ist im französischen Urtext veröffentlicht worden). Aber das neue oder aus nicht einwandfreien Fassungen wiederhergestellte Material ist doch sehr beträcht-

lich. Man vergleiche z. B. die Schrift gegen Kriege (3ff.) mit dem Text der Mehringschen Nachlassausgabe (II. 414ff.), wo die Lüningschen Zutaten sich mit dem Originaltext mischen, um zu sehen, dass erst jetzt die präzise Stellungnahme von Marx in dieser Frage erkennbar geworden ist. Ganz neu ist das Manuskript von Engels „Der Status quo in Deutschland“ (231—253). Dieser Aufsatz ist schon darum sehr wichtig, weil die politische Grundlage des Kampfes von Marx und Engels gegen den „wahren Sozialismus“ vor dem „Kommunistischen Manifest“ nirgends so populär und scharf ausgesprochen wurde wie hier. Dabei sei noch auf die brillante Zusammenfassung der Entwicklung des deutschen Kapitalismus in diesem Aufsatz besonders hingewiesen. Eine ausserordentliche Bereicherung der marxistischen Literatur bilden die bisher fast unzugänglichen Aufsätze von Engels : „Der deutsche Sozialismus in Versen und Prosa“ über die Gedichte von Karl Beck und über Karl Grüns Goethe-Buch (33—73). Da wir nur sehr wenige Dokumente über die Literaturtheorie von Marx und Engels besitzen, bilden diese Aufsätze, insbesondere ergänzt durch einzelne Stellen der „Deutschen Ideologie“, eine grosse Erweiterung unserer Kenntnisse. Die wichtigste Neuveröffentlichung scheint uns jedoch das Ausgraben der publizistischen Tätigkeit von Marx und Engels aus dem Jahre 1847/48 zu sein (253—427 und 561—589, dazu noch 589—597 einige Dubiosa). Nur ein ganz kleiner Teil dieser Aufsätze war durch die Ausgaben von Mehring, Andler usw. bekannt. Die Bedeutung der Neuveröffentlichung erschöpft sich aber nicht bloss in dem stofflichen und politischen Reichtum, den die neuen Texte bieten, sondern besteht vor allem darin, dass die Zusammenstellung aller publizistischen Arbeiten aus dieser Periode Marx und Engels zum erstenmal auch vor 48 konkret an der politischen Arbeit zeigt. Dies war zwar aus den bisher publizierten Schriften dieser Periode in grossen Zügen bereits bekannt, dafür aber, dass die Tätigkeit von Marx und Engels im „Bund der Kommunisten“ und in den früheren Arbeiterorganisationen sowie ihre deutsche, französische und englische Publizistik tatsächlich Vorläufer zu ihrer Tätigkeit in der I. Internationale waren, besitzen wir erst jetzt die wirklichen Belege. Für die europäische Geschichte der Vorbereitungsperiode der 48er Revolution bringt also dieser Band ein kaum zu überschätzendes Material. Auf die allgemein bekannten in diesem Band enthaltenen Werke muss der Hinweis weiter oben genügen. Georg Lukács (Berlin).

Comte, Auguste, *Lettres inédites à C. de Blignières. Présentées par Arbousse-Bastide. I. Vrin Paris.* 1932. *(XXVII et* 142 *p. ; frs. fr.* 15.—*)*
Delvolvé, Jean, *Réflexions sur la Pensée Comtienne. Félix Alcan. Paris* 1932. *(VIII et* 313 *p. ; frs. fr.* 40.—*)*

M. Arbousse-Bastide publie dans la collection des textes philosophiques les lettres que A. Comte écrivit à M. de Blignières entre 1849 et 1857. Une introduction nous apporte sur le correspondant du Maître les renseignements biographiques nécessaires. En ce qui concerne la doctrine, ces lettres n'ajoutent guère de données originales. Mais on consultera utilement les pages où Comte donne son opinion sur les événements contemporains, coup d'état de décembre et régime impérial. Comte s'y montre

assez indifférent à la forme du gouvernement, soucieux de marquer son indépendance à l'égard de tous les partis, favorable, au fond, à une dictature pourvu qu'elle reste „purement pratique". Plein de naïve confiance dans l'avenir du positivisme, il exagère l'importance du moindre „ralliement" et trouve tous les jours de nouvelles raisons de croire et d'espérer. En ce qui concerne la querelle avec Littré, on lira en particulier la lettre XI, p. 57 : la rupture est interprétée dans la perspective historique. La bataille entre „la vierge morte" et „l'impudique vivante" devient la bataille entre les vrais et les faux positivistes, entre les conservateurs et les anarchistes.

Le véritable intérêt de cette correspondance, c'est de nous retracer l'histoire d'une amitié d'A. Comte, d'abord maître admiré, puis ami et confesseur, enfin juge implacable. C. trahit dans sa correspondance le défaut — non sans grandeur — qui devait rendre sa vie parfois si misérable : sa maladresse dans les relations avec les personnes, l'incapacité de comprendre les autres dans leur singularité. Le moindre de ses jugements utilise „le tableau cérébral", il pèse les qualités relatives du cœur, de l'esprit et du caractère.

Mais la personnalité vraie échappe à ces catégories.

M. Delvolvé retrouve dans son livre intéressant et parfois profond l'inspiration authentique du positivisme, effort non seulement pour orienter vers la pratique toutes les sciences, mais aussi pour restaurer l'unité de la connaissance et de l'action, pour animer chacune des activités parcellaires par le sens de la destination humaine. Si la philosophie se définit par la présence du tout en chaque partie, l'œuvre de Comte est tout entière philosophique : bien plus il aurait voulu que toutes les activités humaines fussent philosophiques.

Le livre est divisé en trois parties. Dans la première, l'auteur analyse l'état mental d'A. Comte et définit sa maladie par une „insuffisance et mauvaise coordination de la vie affective à la vie intellectuelle". Puis il marque les caractères essentiels de l'œuvre comtienne. Comte n'a du savant ni la curiosité d'esprit ni le scrupule de vérification, il emprunte à la science les principes et les méthodes nécessaires à l'œuvre de régénération sociale. Mais entre l'inspiration idéaliste du but et les moyens utilisés il existe dès l'abord une contradiction que met en lumière l'évolution même du système. M. D. montre ensuite (seconde partie) les premières manifestations de l'inspiration idéaliste dans la construction théorique : rapports du supérieur et de l'inférieur, irréductibilité des divers ordres de réalité, principe biologique „du tout aux parties". Enfin M. D. analyse la transition du premier au second système d'A. Comte dans le problème décisif, le passage de la théorie à la pratique : l'art d'ingénieur social disparaît au profit de la „détermination de la volonté par la vision rationnelle du monde". La troisième partie est consacrée au système définitif. Le primat de l'ordre nous conduit à reconnaître inscrite dans la nature fondamentale de l'homme sa destination spirituelle. L'homme par l'intelligence prend conscience de lui-même et découvre sa vocation qui est amour et sociabilité.

Ces analyses sont justes encore qu'unilatérales. M. D. oublie trop l'humanisme radical d'A. Comte. La solution par la providence que suggère M. D. contredit l'inspiration positiviste.

Dans ses conclusions, M. D. étudie les prolongements de la pensée comtienne dans l'ordre théorique et pratique (Cournot, Boutroux, Durkheim). C'est de loin la partie la moins satisfaisante du livre.

Regrettons enfin que M. D. écrive un style aussi lourd, les citations de Comte insérées dans le livre paraissent légères et élégantes.

Raymond Aron (Berlin).

Psychologie.

Klein, Ruth und **Esther Wander,** *Gruppenbildung im zweiten Lebensjahr. Zeitschrift für Psychologie,* 128, 1933, *S.* 257-280.

Greenberg, Pearl J., *Competition in Children : An experimental study. American Journal of Psychology, vol. XLIV,* 1932, *S.* 241-248.

Eliasberg, Wladimir, *Das Kind als Konsument und Werber. Zeitschrift für angewandte Psychologie,* 43, 1932, *S.* 83-99.

Schneckenburger, Heinrich, *Die Altersentwicklung und Milieubedingtheit des sozialethischen Verständnisses beim proletarischen Kinde. Zeitschrift für angewandte Psychologie,* 42, 1932, *S.* 369-447 *und* 43, 1932, *S.* 55-82.

Shaw, M. E., *A comparison of individuals and small groups in the national solution of complex problems. Amer. J. Psychol.,* 44, 1932, *S.* 491-504.

Harris, A. J., H. H. Remmers and **C. E. Ellison,** *The relation between liberal and conservativ attitudes in College students and other factors. Journal of Social Psychology,* 3, 1932, *S.* 320-336.

Schank, Richard Louis, *A study of a community and its groups and institutions conceived of as behavior of individuals. Psychological Monographs, Nr.* 195, 1932, *S.* 133 ff.

Madden, R. and L. S. Hollingworth, *How one race judges another for physical attractiveness. J. Soc. Psychol.,* 3, 1932, *S.* 463-469.

Schiller, B., *A quantitative analysis of marriage selection in a small group. J. Soc. Psychol.* 3, 1932, *S.* 297-319.

In Fortsetzung der Arbeit von Ch. Bühler „Die ersten sozialen Verhaltungsweisen des Kindes" und unter den methodischen Voraussetzungen der Wiener Schule werden von Klein und Wander die Ausbildung von Überlegenheit, Unterlegenheit und Rivalität im Verhalten von Kindern im 2. Lebensjahre beim Spiel in Zweier-und Dreiergruppen beobachtet und in seinen Spezialformen klassifiziert. Als typische Situationen stellen sich Formen des „Miteinanders", des „einseitigen Zueinanders", des „Gegen-" und „Nebeneinanders" ein. Entscheidend ist, ob im vornherein eine bestimmte Rangordnung der Kinder besteht oder erst in einem Entscheidungskampf hergestellt werden muss. Zu vermuten sei, „dass Unterlegenheit erst erlebt werden kann, nachdem das Kind schon Überlegenheit erlebt hat". Für Dreiergruppen charakteristisch ist die Entstehung von Doppelbeziehungen eines der Kinder zu zwei anderen. Voraussetzung dafür ist, „dass das Kind" am Ende des zweiten Lebensjahrs „zum erstenmal Verständnis für eine soziale Beziehung hat, an der es nicht direkt

teilnimmt“. Es versteht, wenn ein Kind vom anderen etwas haben will. Die Doppelbeziehung wie die eigentliche Dreierbeziehung lassen sich nicht als Summen mehrfacher einfacher Beziehungen verstehen. „Diese ersten Dreierbeziehungen haben denselben Aufbau und sind wahrscheinlich das erste Auftreten der sozialen Erscheinungen, die als Massen bekannt sind“.

Ziel der Untersuchung von Greenberg, die gleichfalls in der Kinderübernahmestelle in Wien durchgeführt wurde, war das Studium von Wettbewerbsituationen zwischen Kindern im Alter von 2 bis 7 Jahren. Insbesondere galt es festzustellen, ob in einer bestimmten Situation (beim Bauen mit Steinen) sich unter allen Umständen Konkurrenz ausbildet, wann in solchen Situationen die Tendenz zum Wettbewerb auftritt, ob sie sich immer in gleichem Masse durchsetzt, wie sie überhaupt zum Ausdruck kommt und aus welcher psychischen Einstellung der Wettbewerb eigentlich entspringt. Ergebnis : Eine Wettbewerbseinstellung zeigte sich in dem untersuchten Bereich nicht bei Kindern jeden Alters, aber auch nicht bei allen Kindern des gleichen Alters. Vier Grundfaktoren beeinflussen ihre Entstehung : der Grad, in dem das Kind den Gedanken des „Sichauszeichnens“ in sich aufgenommen hat, der Grad, in dem das Kind das Material beherrscht, die Art der erzieherischen Reaktion der Umgebung (Lob und Tadel der Erwachsenen) und die Eigenart des individuellen Temperaments. Die Steigerung der Konkurrenzeinstellung lässt sich durch die Altersklassen gut verfolgen : waren an zweijährigen Kindern noch keine Wettbewerbstendenzen zu beobachten, so waren sie bei 90 % der sechsjährigen Kinder gut ausgebildet.

Eliasberg stellt auf Grund des Materials einer Enquête über die Erfahrungen von Firmen, die sich werbend an das Kind wenden, die wichtigsten Methoden zusammen, die in der Praxis Verwendung finden. Gefragt wird nach den besonderen Formen, in der die Werbung sich der Stellung des Kindes als Verbraucher, Einkäufer und „Agent“, der die Verbindung zwischen der Ware und dem erwachsenen Einkäufer herstellt, bedient, darüber hinaus, ob eine Verbesserung dieser Methoden in pädagogischer und vertriebstechnischer Hinsicht geboten ist. Die Lektüre dieser kleinen Arbeit vermittelt einen ausgezeichneten Überblick über den reichen Bestand bereits vorhandener Werbemittel und ihren gesellschaftlichen Aktionsradius.

An Volksschulkindern typisch proletarischen Einschlags im Alter von 6-14 Jahren und an gleichaltrigen Schülern höherer Schulen, die zumeist dem gutsituierten Bürgertum angehörten, untersucht Schneckenburger die Abhängigkeit des sozialethischen Verständnisses vom Alter des Kindes und seinem sozialen Milieu. Den Kindern wurden bildliche Darstellungen von Rohheitsakten vorgelegt, die sie zu beschreiben und zu beurteilen hatten. Es wurde eine Begründung ihres Urteils von ihnen verlangt. An diesen Stellungnahmen und den zugehörigen Motivierungen zeigte sich, dass die missbilligenden Beurteilungen mit zunehmenden Alter die Regel darstellen und dass die Motivationen zugleich an Bestimmtheit und Differenziertheit gewinnen. Alter und soziales Milieu wirkten sich ferner in der unterschiedlichen Beurteilung der Bilder in Abhängigkeit von dem speziellen Inhalt des Rohheitsaktes (ob die Szene sich zwischen Kindern

oder Erwachsenen oder zwischen Kindern und Erwachsenen abspielte) aus. So stellte sich z. B. die ausgesprochen politische Einstellung des proletarischen Kindes und die frühzeitige Teilnahme am Leben der Erwachsenen heraus. Die Urteile der proletarischen Kinder verrieten durch starke Abhängigkeit vom Urteil ihrer Umgebung Klassenbewusstsein.

Shaw führt einen quantitativen Vergleich für die Güte der Lösung von Denkaufgaben durch, die von Einzelpersonen und von Gruppen von 4 Personen möglichst schnell, aber dabei doch sorgfältig gelöst werden mussten. Damit war gegenüber der Vergleichsgrundlage für Gruppenleistungen in früheren Arbeiten eine Verrichtung gewählt, die eine wirklich enge Zusammenarbeit im Kollektiv anregte und die Leistungssteigerung in der Gruppe hervortreten liess. Die Leistungssteigerung bestand nicht nur darin, dass von den Gruppen eine grössere Anzahl von korrekten Lösungen angegeben wurde, sondern zeigte sich auch in der Weise, dass bei inkorrekten Lösungen falsche Lösungsvorschläge weit weniger oft und vorzeitig für brauchbare gehalten wurden. Der Korrekturmechanismus wirkte sich auch aus, wenn einzelne Personen die Führung übernahmen.

Eine Anzahl kleinerer sozialpsychologischer Arbeiten behandelt zum Teil recht interessante Fragen :

Harris, Remmers und Ellison verteilten an etwa 300 College-Studenten Harpers „Social Study" zusammen mit einem ausführlichen Fragebogen, um den Grad der „Freisinnigkeit" der Studenten zu erfassen. Die liberal eingestellten Studenten erwiesen sich u. a. als durchschnittlich etwas intelligenter, waren unter männlichen Studenten häufiger zu finden als unter den weiblichen, waren durchschnittlich weniger religiös, besuchten weniger regelmässig die Kirche, unterschieden sich in ihren politischen Ansichten häufiger von denen ihrer Eltern, glaubten entschiedener an Entwicklung in der Welt und besassen durchschnittlich grössere Kenntnisse der Soziologie und ähnlicher „Schulfächer". Dagegen ergab sich keine nennenswerte Beziehung hinsichtlich der grossen politischen Parteien und religiösen Sekten, denen die Studenten angehörten. Desgleichen liess sich eine Abhängigkeit des Grades der Freisinnigkeit von dem Beruf des Vaters, der Grösse der Heimatstadt oder dem Umfange selbständigen Lebensunterhaltes nicht feststellen.

An Hand von sozialwissenschaftlichen Gesichtspunkten Allports beschäftigt sich Schanck mit der Analyse der Ansichten und Einstellungen der Bewohner von „Elm Hollow", einer kleinen Ortschaft im Staate New York, zu den verschiedensten gesellschaftlichen Vorgängen und sozialen Einrichtungen des Ortes (Steuerfragen, Prohibition, Schulangelegenheiten und politische Ereignisse). Zum Vergleich wurden Personen befragt, die dort nicht ansässig waren, aber in einem mehr oder minder engen Verhältnis zu dem Ort standen. Dabei trat in den Angaben deutlich das unterschiedliche Ausmass von „Zugehörigkeitsgefühl" zum Gemeinwesen zutage. Als wichtigster Befund sei verzeichnet, dass viele Personen zwei ziemlich verschiedene Haltungen ein und demselben Gegenstand gegenüber einnahmen, nämlich eine mehr private und eine durch den jeweilig näheren Zusammenhang mit den Einrichtungen selbst bestimmte Meinung, die dann die „ideology" der Institution repräsentierte.

Auf Grund von Korrelationsberechnungen stellten Madden und Hollingworth fest, dass, wenn man 40 Bilder von kaukasischen Jugendlichen einer Gruppe von 10 weissen und einer solchen von 10 chinesischen Beurteilern zur Äusserung über den physischen Reiz und das ansprechende Aussehen dieser Menschen vorlegte, die Urteile der Weissen meist etwas mehr Übereinstimmung als die der chinesischen Urteilenden aufwiesen, dass aber die Urteile der beiden Gruppen erheblich voneinander abwichen. Die Bearbeitung des Materials ergab allerdings keine Anhaltspunkte, darum den beiden Gruppen von Urteilen bestimmte auszeichnende Merkmale zuzuschreiben. Die Urteiler hatten ohne erkennbare Gesetzmässigkeit sowohl bestimmte typische Ausdrucksformen als auch ganz individuelle Züge der Testobjekte ihren Angaben zugrundegelegt.

Schiller will weiteres Material zur Frage der natürlichen Selektion bei der Gattenwahl sammeln, das dazu geeignet ist, eine Entscheidung darüber zu treffen, ob Personen ähnlicher oder entgegengesetzter Eigenschaften eine grössere Anziehung aufeinander ausüben. Eine positive Korrelation errechnete sich für gewisse physische Merkmale wie Alter, Grösse, Gewicht, Haar- und Augenfarbe, ebenso für einzelne geistige Eigenschaften sowie für die Gemeinsamkeit der Ansichten über politische und soziale Angelegenheiten. Dagegen ergaben Temperamentstests und die Untersuchung des Gefühlslebens keine eindeutige Zuordnungsmöglichkeit.

Friedrich Winkl (München).

Ward, Harry F., *In Place of Profit. Social Inventives in the Soviet Union. Scribners. New York and London* 1933. (460 *p.*; $ 2.50)

Dr. Ward has already written several works on similar subjects : „Our Economic Morality“, „The Profit Motive“, and „The New Social Order“. The present book is a study of the actual play of motives found at work in the Soviet Union.

It is very detailed and fully documented. The author's own observations during several long stays in the Soviet Union, among peasants and workers, are given in conjunction with an abundance of citations from Soviet literature and statements of Soviet leaders. Dr. Ward's very rich material is set forth in an objective and dispassionate style and is well ordered and presented. One regrets the absence of an index.

His conclusion is that social incentives in the Soviets are steadily developing and supplanting the profit motive. The individual realises ever more clearly that he is working to better his own economic and cultural conditions and towards a fuller security and satisfaction with life. He is coming to perceive that those benefits, instead of being subject to fluctuations of fortune, are destined to increase and develop continuously. The effort to harness mechanical power in the service of the whole community will, the Soviet worker believes, lead to a rise in the standards of living which will make up for the sacrifices in that respect called for by the first stages of the process. This in turn will lead to the development of greater leisure and opportunity for intellectual and esthetic culture unvitiated by commercialism and its falsifications. Those views, Dr. Ward states, are

making continuous progress among Soviet workers and are gradually displacing all thougt of the immediate profit motive in their minds. To those incentives is added the knowledge that the worker is serving in a great and important cause, and that his activities bear not only present fruit, but at the same time the promise of the future. The ideal motive is combined with the motive of immediate profit and with prudential assurance of personal welfare.

Dr. Ward's objective study is illuminated by a wide philosophical background of social historical knowledge.

Robert Briffault (Paris).

Glover, Edward, *War, Sadism and Pacifism. Allen & Unwin. London* 1933. (148 *pp.;* 3s. 6d.)

In this brilliant little book Dr Glover puts forward a powerful plea for an exact study of the instinctive factors which contribute to war. Adopting the two-fold classification of instincts now widely employed by psycho-analysts he traces briefly the various way in which the impulses of love and aggression are fused and intertwined in social life, and the mechanisms whereby they are controlled, repressed or side-tracked. In his view the driving energy of peace organisations has fundamentally the same source as that which lets loose war. Both can be traced to the fusion of the destructive group of instincts with active or passive love components. The most urgent task before the student of war is to obtain an exact measure of the sadistic and masochistic forces in the human mind. The methods which are used by the mind in dealing with these forces all have their dangers. Incomplete repression of primary sadism may easily induce a search for vicarious satisfaction, and in times of crisis be a deciding factor in the choice between war and peace. Faulty repression is further a source of anxiety, and anxiety breeds hostility and destructiveness. Another method is that of projection whereby inward anxiety is displaced and concentrated into an external object. This method again may result in disaster, since in the long run, merely vicarious satisfaction will fail to relieve the pressure of deep-seated instincts. A more radical solution is found in the growth of the super-ego or the unconscious conscience. Essentially this depends upon a turning of primal sadism inwards and the using up of the energy of hate in self scrutiny and inhibition. Upon the right functioning of this unconscious mentor, the proper balancing of the forces of thwarted aggression and love, depends ultimately a person's attitude to war and peace. In unfavourable circumstances even the ordinary person who is not especially bellicose nor actively peace-loving may give way to his aggressiveness and under the influence of a social sanction allow it to turn outwards. War is a sort of mass insanity, a manifestation of conflict between human impulses, and the only radical method of dealing with it is through laying bare our unconscious sadism. To those who interpret war as due to economic factors, that is to say ultimately by reference to the instincts of self preservation, the reply is that the lesson that war does not pay will never be learnt, so long as the significance of unconcious maso-

chism is not fully appreciated. Dr. Glover is particularly anxious to make clear that the dangers of unconscious masochism are even greater than those of an excess of sadism, since the former is especially apt to break down our internal defences and to exhaust the energy that is the real source of all civilisation. To meet these dangers no improvement of political machinery will suffice. If you want peace begin by searching your own hearts.

No adequate criticism of this important contribution to social psychology can here be attempted. I will content myself with raising two points. Firstly Dr. G. nowhere inquires whether the impulse of aggressiveness is really primary, or whether it is not rather a secondary response to thwarted instinct. There is a tendency among psycho-analysts to evade this question, which yet is of fundamental importance. Secondly, I doubt whether Dr. Glover has given sufficient attention to the relation between the purely psychological and the distinctively sociological factors involved in war. The question is not faced how the relatively constant elements in human nature which the psycho-analysts emphasise receive such different expression in different situations ; but from the point of view of the sociologist the nature of the conditions which precipitate war are clearly of the greatest importance.

Environmental conditions, inner factors and the cumulative effects of interactions between individuals in social groups must all be considered in their mutual relations if a satisfactory theory of war is to be attained.

Morris Ginsberg (London).

Our neurotic age, a consultation. Edited by Samuel D. Schmalhausen. Farrer & Rinehart, New York 1932 *and Williams & Norgate, London* 1933. (531 *p.* ; $ 4.—, *sh.* 18.6)

Schmalhausen war zusammen mit Calverton Herausgeber des vor einigen Jahren erschienenen Sammelwerks „Sex in Civilisation". Der nunmehr vorliegende Band steht auf noch wesentlich höherem Niveau als das vorausgegangene erfolgreiche Buch.

„Ist unser Zeitalter besonders neurotisch ? Ist der moderne Mensch neurotisch, oder ist es gar die moderne Zivilisation selbst ? Sollte es nicht vom psychiatrischen und soziologischen Gesichtspunkt bedeutsam sein, dass in einer Zeit der Kollektivisierung die Philosophie des Individualismus noch vorherrscht ? Das gesellschaftliche Leben der Menschen ist unausgeglichen ; wie kann das Leben des Individuums stabil gestaltet werden ? Die Vorstellung von der Bedeutsamkeit des Lebens ist in Gefahr unterzugehen ; wie kann der Mensch den Glauben an das Leben erneuern ?" So lauten einige der Fragen, die Schmalhausen einer Anzahl erfahrener Psychologen, Biologen, Anthropologen, Rechtswissenschaftler, Soziologen und Historiker zur Beantwortung vorlegt ; unter ihnen befinden sich Jastrow, Jones, Roback, Joad, Calverton, Davies und Briffault. Der Herausgeber selbst ist durch einen Aufsatz : „Pathology : The New Normality" vertreten.

Der erste Teil des Buches : „Is the Normal Mind Sane ?" ist einer Erörterung des Problems neurotischer Züge bei Gesunden gewidmet, ein

zweiter Abschnitt „Beyond Normality“ gibt einen Überblick über Abnormalitäten und Perversitäten; der dritte und vierte Abschnitt, „The Social Background of Neuroses“ und „Ecce Homo!“ behandelt die sozialen Ursachen der Neurosen. Homosexualität, Selbstmord, Alkoholismus, Nacktkultur, die gegenwärtige Problematik von Ehe und Familie, der Gesichtspunkt des Pathologischen in der modernen Literatur — solche und eine Reihe anderer Probleme sind zur Diskussion gestellt. Das Buch ist allgemeinverständlich geschrieben und wie es bei solchen Sammelwerken unvermeidlich ist, in der Qualität ungleichwertig. Doch zeugen alle Beiträge von einem erfrischendem Mut und von geistiger Unabhängigkeit bei der Wahl ihrer Gesichtspunkte. Anne Reedville (Paris).

Achille-Delmas, F., *Psychologie pathologique du suicide. Félix Alcan. Paris* 1932. *(*237 *p.; frs. fr.* 30.—*)*
Blondel, Charles, *Le suicide. Librairie universitaire d'Alsace. Strasbourg* 1933. *(*135 *p.; frs. fr.* 20.—*)*

Achille-Delmas prend à partie la théorie sociologique du suicide, telle qu'elle a été exposée sous sa forme originelle par Emile Durkheim, reprise et modifiée plus récemment par Halbwachs (Les causes du suicide, Paris 1930); cette doctrine rattache le suicide à des causes uniquement sociales et fait des motifs individuels et des maladies mentales elles-mêmes des modalités de ces causes. Après en avoir discuté les arguments essentiellement statistiques, A.-D. développe ce que l'on pourrait appeler la doctrine psychiatrique intégrale : 90 % des suicides relèvent de la cyclothymie, plus de la dépression constitutionnelle paroxystique que de l'accès franc de mélancolie; 10 % dépendent de l'anxiété de l'hyperémotivité constitutionnelle. Le suicide philosophique est une légende : avec une érudition convaincante, l'auteur discute les exemples fameux de Sénèque le Philosophe et de Caton d'Utique. Contre certaines thèses et interprétations sociologiques, A.-D. emploie à diverses reprises un argument qu'il appelle, du nom de son inventeur, l'argument de Bachi : les militaires, dit-on, se suicident plus que les civils, d'où toutes sortes de théories : excès d'intégration, pour Durkheim, excès de liberté, pour Tarde; excès d'ennui, pour Bergson; en fait, dit Bachi, si les militaires se suicident plus que les autres, c'est qu'ils ne se ratent pas; mais la statistique ne tient compte que des suicides et non des tentatives; on finit ainsi par affirmer, au nom des statistiques, que les femmes ou les membres des classes humbles se suicident moins, alors que, simplement, ils survivent plus facilement à leurs tentatives.

En résumé, „le déterminisme du suicide dépend des réactions psychiques qui sont spécifiques de certains tempéraments biologiquement anormaux : tempéraments hyperémotifs, et surtout cyclothymiques“.

Blondel n'a eu connaissance du livre d'Achille-Delmas qu'au moment où son propre travail était déjà sous presse, mais il connaissait la position de l'auteur par un article paru en 1931 (Psychopathologie du suicide, par Achille-Delmas; La Médecine, février 1931). Il intervient donc, en quelque sorte, comme un arbitre dans la controverse qui a mis aux prises

Halbwachs et Delmas, sociologie et psychiatrie. Nul n'était plus qualifié que lui pour ce rôle. Philosophe, psychologue, médecin, disciple de Bergson et de Durkheim, il a exposé dans son livre „La conscience morbide", une synthèse originale et subtile des idées de celui-ci et de celui-là. Plus récemment, il a consacré un petit livre à la „Psychologie collective" (Paris, Armand Colin, 1928). Il renvoie les plaideurs dos à dos et chacun chez lui. Plus que tout autre, le psychiatre a la pratique du suicide ; il sait le prévoir et l'empêcher ; et il a raison quand il prétend le rattacher à des perturbations biologiques ; en particulier, il se peut bien que l'hyperémotivité mise en valeur par Achille-Delmas soit à la clef de bien des suicides réputés normaux. Faut-il pour cela affirmer que le suicide n'a rien de social, et dénier toute valeur à la statistique des suicides ? Inversement quelle que soit la portée des statistiques, la sociologie doit-elle être „impérialiste", et faire de toutes les manifestations morbides, de tous les motifs individuels l'expression de modifications ou de perturbations sociales, selon une tendance déjà dénoncée par Blondel à propos du livre de Halbwachs, „Les cadres sociaux de la mémoire" ? L'auteur conclut avec sagesse que les sciences particulières ne doivent pas accaparer des phénomènes dont la complexité les déborde. Le suicide intéresse la psychiatrie, la sociologie, la science des religions, la morale, l'histoire de la civilisation, l'histoire littéraire : l'unité du phénomène n'en est pas pour cela atteinte.

Aussi bien, l'objet du psychiatre et celui du sociologue sont-ils bien le même ? L'un n'observe-t-il pas des suicides concrets, et l'autre un fait bien différent, le taux des suicides ?

Daniel Lagache (Paris).

Raiga, Eugène, *L'envie, son rôle social. Félix Alcan. Paris* 1932. (268 *S.; frs. fr.* 15.—)

Der Neid ist einer der stärksten Antriebe unserer Aktivität. R. studiert seine Erscheinungsweisen in den verschiedensten sozialen Schichten : in der Familie, unter Freunden, in grossen und kleinen Städten, bei Juristen und Ärzten, beim Militär, bei Schriftstellern und Künstlern, bei Kritikern und Gelehrten und vor allem in der Geschäfts- und politischen Welt; selbst bei den Männern der Kirche dringt der Neid ein. Warum sollte man sich auch wundern, überall einen der wichtigsten Charakterzüge der menschlichen Natur wiederzufinden ? R. konstatiert ihn auch bei den internationalen Rivalitäten und Eifersüchteleien. Dabei bleibt er immer der Psychologie von Pierre Janet treu : Er stellt die unbesiegbare, ewige Neigung des Menschen, sich über seinesgleichen zu erheben, in den Vordergrund und führt so — ein wenig oberflächlich — die Entstehungsgeschichte des Neids auf die Reaktionen zurück, welche die Niederlagen des Ehrgeizes und des Stolzes begleiten. Alle Äusserungen des Neids sind für ihn nichts anderes als Reaktionen des Besiegten, des Schwachen, des Unbegabten, des Armen auf den jeweils Überlegenen. — Leider sucht der Verf. nicht nach der Quelle der Minderwertigkeitsgefühle, durch die die Neidreaktionen entstehen.

Raymond de Saussure (Genf).

Roheim, Geza, *Die Psychoanalyse primitiver Kulturen. Imago, XVIII. Bd. Sonderheft „Ethnologie". Wien* 1932. *(*568 *S.; RM.* 12.—*)*

Der Verf. ist bekannt für seine Spezialstudien über die Anwendung der Psychoanalyse auf die Erforschung primitiver Kulturen. Einem grossen Werk über australischen Totemismus lässt er jetzt die Ergebnisse seiner Forschungsreise nach Zentralaustralien und Neu-Guinea folgen.

„Der Ethnologe alter Schule", erklärt R., „war hauptsächlich daran interessiert, die Sitten, Gesetze oder Gewohnheiten eines bestimmten Landstriches zu erforschen... Der moderne Ethnologe, besonders wenn er der ‚functional school' angehört... bemüht sich, die kulturellen Erscheinungen und ihre Wechselbeziehungen so genau wie möglich kennenzulernen. Während er die oft allzu kühnen Spekulationen der alten Schule verwirft, haben seine eigenen Ableitungen oft einen etwas unfruchtbaren Charakter. Unser Ziel muss vielmehr sein, die Formel für den unbewussten Wunsch zu finden, durch den jede Gesellschaftsstruktur determiniert ist... Diese neue Wissenschaft nennen wir mitunter ‚psychoanalytische Ethnologie', sind aber alle des Glaubens, dass es in Zukunft keine andere Ethnologie geben wird als diese."

Nach R. gibt es vier Methoden, um zuverlässiges Wissen auf seinem Arbeitsgebiet zu erhalten : Sammlung von Erzählungen der Eingeborenen über ihre Träume, Nachforschungen über ihr Sexualleben, Beobachtungen der Spiele der Kinder und Studium der Mythen. Den grössten Teil seines Materials hat er auf dem ersten Wege gefunden, d. h. dadurch, dass er Eingeborene dazu veranlasste, zu berichten, was sie geträumt hatten.

Die Interpretation R. s ist immer im wesentlichen dieselbe : der Traumerzähler ist besessen von dem geheimen Wunsch, mit seiner Mutter sexuelle Beziehungen zu haben und seinen Vater zu töten. Das Endergebnis von R. s. Anwendung der Psychoanalyse auf direkte Untersuchungen am lebenden anthropologischen Material ist demnach identisch mit den „Spekulationen" Freuds an seinem Schreibtisch. Der Vorteil, den R. aus einer Forschungsreise nach Australien und Neu-Guinea gezogen hat, ist nicht einleuchtend.

Von Freuds Beiträgen zur psychologischen Theorie ist seine These vom „Oedipus-Komplex" besonders umstritten. Aber selbst wenn die Liebe zur Mutter und die Eifersucht auf den Vater für ein in einer europäischen Familie erzogenes Kind die Wichtigkeit besitzen, die ihnen durch Freud und seine Schule zugeschrieben wird, so ist doch zu bedenken, dass die Verhältnisse bei den Primitiven von Grund auf andere sind. Die Beziehungen des Kindes zu seiner Mutter und in noch höherem Masse zu seinem Vater sind ebenso wie die Beziehung zwischen den Eltern bei den primitiven Gruppen total von denen in einer europäischen Familie verschieden. Ferner hat die sexuelle Eifersucht bei den Primitiven einen ganz anderen Charakter als in der vollentwickelten patriarchalischen Gesellschaft. Die Bedingungen, welche die Entstehung eines „Oedipus-Komplexes" in der letzteren begünstigen mögen, fehlen fast vollständig in der ersteren.

Wie alle seine ethnologischen Arbeiten enthält R. s Buch interessante

Beobachtungen. Vielleicht der wertvollste Teil seines Werkes ist der Bericht über das erotische Leben australischer Ureinwohner. Die sorgfältige Bearbeitung des Gegenstandes bestätigt aufs neue, dass die primitivste heute noch existierende Rasse jedes zivilisierte Volk in der Schlüpfrigkeit und „Depraviertheit" des Sexuallebens übertrifft. Diese Einsicht hat R. indessen auf dem gewöhnlichen Weg der Beobachtung und des Vergleichs gewonnen und nicht durch die Anwendung irgendeiner psychoanalytischen Methode.

Es ist zweifelhaft, ob R. s Buch jemand davon überzeugen kann, dass „es in Zukunft keine andere Ethnologie geben wird als diese".

Robert Briffault (Paris).

Lord Raglan, *Jocasta's Crime. An anthropological study. Methuen & Co. London* 1933. *(XII u.* 215 *S.; sh.* 6.—*)*

Das sehr geistreich und fesselnd geschriebene Buch behandelt die Frage nach den Gründen des Inzestverbotes. Die wichtigsten in der anthropologischen Literatur vertretenen Theorien werden dargestellt und kritisiert. Der Verf. erweist sich dabei als ein Mann von bemerkenswerter Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Seine Arbeit wird ihm in vielem durch das grundlegende Werk R. Briffaults, The Mothers, erleichtert, ohne dass er einer kritischen Stellungnahme zu einzelnen Thesen Briffaults ausweicht. Im zweiten Teil des Buches entwickelt der Verf. eine eigene Theorie über die Entstehung des Inzests. Er vermutet, dass das Inzesttabu das Resultat von Kompromissen zwischen einem sehr alten magischen Glauben sei, nämlich dem Glauben an die Gefährlichkeit des Geschlechtsverkehrs mit einer Frau, die auf derselben Seite eines Flusses lebt, und einem jüngeren, dass man, um das Fortleben nach dem Tode zu sichern, seine Schwester heiraten müsse. Der Verf. sagt selbst, dass die erste Annahme nicht mehr als eine plausible Vermutung sei, während er der zweiten einen höheren Grad an Erwiesenheit zusprechen möchte.

Erich Fromm (Genf).

Geschichte.

Andler, Charles, *Vie de Lucien Herr. Rieder. Paris* 1932. *(*340 *pp.; frs. fr.* 30.—*)*

Herr, Lucien, *Choix d'écrits.* 2 *vol. Rieder. Paris* 1932. *(*290 et 304 *pp.; frs. fr.* 30.—*)*

A son tour, Charles Andler vient de mourir. Il suit de près dans la tombe son frère aîné alsacien, Lucien Herr. Du moins eut-il le temps — après qu'il eut mis la dernière main à son Nietzsche — d'élever à la mémoire de son ami un monument durable — granit et fer forgé, comme il savait faire. Ce ne sont pas seulement des Normaliens, des Universitaires, des professeurs qui viendront visiter ce monument en pèlerinage. A cette Vie de Lucien Herr le jury de l'Europe Nouvelle, qui cherche à mettre en valeur les grands ouvrages de littérature politique a décerné un prix : comme pour indiquer qu'à ses yeux le livre n'était pas seulement une

biographie, mais une contribution précieuse à une histoire générale qui reste à écrire : celle de la pensée française sous la III[e] République.

Lucien Herr a été, il a voulu être avant tout un bibliothécaire. Élève de l'École Normale supérieure en 1883, il soumet à M. Boutroux un mémoire sur le sujet qui devait le hanter toute sa vie : les rapports de la pensée française avec la pensée allemande au XIX[e] siècle — il sollicite, dès son retour d'un voyage en Allemagne et en Russie l'honneur d'administrer la cité des livres, dans la vieille école où G. Perrot avait succédé comme directeur à Fustel de Coulanges. Et c'est toujours derrière le fameux bureau de noyer, au milieu des piles d'imprimés qu'on se le représente, le coupe-papiers en mains, toisant les arrivants de ses yeux clairs, enfoncés sous un large front sourcilleux. On aurait grand tort pourtant de le classer parmi les „rats de bibliothèque", et de croire qu'une muraille de livres lui cachait la vie. Nul ne fut plus désireux d'agir, ni en fait n'y réussit mieux. Non seulement par les renseignements, par les suggestions, par les conseils qu'il prodiguait à qui voulait, à tous les chercheurs, élèves ou non de l'École, en mal de thèse. Mais il trouva moyen, tout en remplissant sa fonction avec la plus scrupuleuse conscience, d'exercer sur l'opinion une influence qui, pour rester le plus souvent anonyme, n'en fut pas moins puissante.

Lucien Herr compte parmi les mineurs souterrains, les préparateurs de l'explosion qu'on appela l'„affaire Dreyfus" qui fut pour la France, on l'a cent fois remarqué, une véritable révolution. Et lui du moins travailla de toutes ses forces à en tirer les conséquences générales, tant sociales que politiques : il voulait qu'elle fût, pour la masse elle-même, le meilleur des leviers d'émancipation. Il contribua à fonder — secondant Charles Péguy, dont il dut bientôt se séparer avec éclat — une société nouvelle de librairie et d'édition qui lança une petite „bibliothèque socialiste" destinée à élargir la culture des militants. Il se retrouvera aux côtés de Jaurès — qu'il décida, dit-on, à opter définitivement pour le socialisme — lorsqu'est monté le journal L'Humanité dont il formula le titre. Plus tard, chargé de la direction du Musée Pédagogique, il continue l'effort de Ferdinand Buisson, et entre en rapports de plus en plus étroits avec le peuple des instituteurs, avec le monde primaire sur lequel la République „démocratique et sociale", chez nous, a tant fait fond.

Le bilan n'est pas mince. Et peu d'hommes d'action, en s'endormant, auront pu évoquer, autour de leur lit de mort, plus de fils spirituels.

Mais ce qui sans doute nous importerait le plus ici, ce serait de dégager la doctrine sur laquelle cette action s'appuyait, de préciser les idées dont Lucien Herr eût voulu seconder et celles dont il eût voulu contrarier la puissance. Or, c'est justement le plus difficile de notre tâche. Car Herr, grand conseilleur, suggéreur, chercheur pour les autres, a peu écrit pour lui-même. Cerveau encyclopédique, et doué d'une „voracité insatiable" passant des nuits à dépouiller des livres nouveaux en toutes langues, il n'a pas réussi à mettre sur pied le livre où il aurait condensé sa propre pensée. Pieusement, ses amis ont publié de lui deux volumes posthumes, des Choix d'écrits. On y trouve quantité d'articles de journaux, de revues, de dictionnaires où le talent le dispute à la science : magnifiques échantillons. Mais la synthèse personnelle manque. Pendent opera interrupta...

Force est de reconstituer, de deviner. Et on a beau avoir ici le plus expert des guides, rompu par ses réflexions sur Nietzsche aux plus subtils exercices d'interprétation, Charles Andler, on ne sera jamais sûr que notre héros, discret entre tous, nous ait livré son dernier mot.

Que pensait-il d'abord de cette sociologie, dont une école française, guidée par Émile Durkheim, l'école de L'Année sociologique, a essayé de démontrer la fécondité ? La méfiance, croyons-nous, fut ici le premier mouvement de Lucien Herr, comme de Charles Andler. Tous deux avaient été saturés de ce romantisme allemand qui explique tout si facilement, le droit, les épopées, les cathédrales par des émanations du Volksgeist. Ils craignaient qu'en évoquant la „conscience collective" Durkheim ne ressuscitât on ne sait quelle scolastique et ne fît assez belle ni la part de la psychologie, ni celle de l'histoire, dont toute science sociale, suivant eux, avait absolument besoin. Mais bientôt ces équivoques furent dissipées. Herr put voir de près l'équipe de L'Année sociologique au travail, Mauss et Simiand entre autres : il put vérifier qu'elle ne se contentait nullement de verbalisme. Cette voie aussi, il s'en rendait compte, devait être tentée ; les soucis de méthode objective, qui dominaient dans l'école, aideraient peut-être à dégager ce qu'il y avait de solide dans les constructions d'un Taine ou d'un Comte, et la pensée française y gagnerait un peu de cette positivité dont elle avait grand besoin lorsqu'elle s'appliquait au monde humain.

En tout cas, pour sa part, si la sociologie stricto sensu lui parut tout d'abord quelque peu avantureuse, il n'hésita jamais à demander que les sciences morales et politiques — les sciences humaines, c'est l'expression qui commence à s'imposer aujourd'hui — revêtissent un caractère aussi „scientifique" que possible, évoluassent vers la précision et l'objectivité. Si l'on veut mesurer avec quelle passion il défendait cette cause, il faut relire les comptes rendus qu'il donnait à la Revue critique d'histoire et de littérature ou aux Notes Critiques (sciences sociales). Les volées de bois vert n'y sont pas rares. On sent que l'à peu près littéraire, le vague des idées, le ronron académique prennent sur les nerfs du terrible lecteur. A sa façon, cet Hercule a entrepris une tâche de nettoyage. Et rien — aucune amitié, aucun respect, aucun souci de „parvenir" — ne l'en détournera. En fait, par le magistère qu'il a exercé là, Lucien Herr est un de ceux qui ont le plus contribué à remettre en honneur chez nous, en matière de sciences humaines, la probité intellectuelle.

Mais suffira-t-il, pour que ces sciences avancent, d'amasser des faits bien critiqués ? Amasser est bien. Construire est mieux. Il importe donc que l'esprit n'abdique pas cette ambition systématisatrice, sans laquelle font défaut l'ordre, la coordination, l'explication, aliments propres de la raison. De là l'indulgence que Lucien Herr a conservé — tout comme Charles Andler — à l'égard des systèmes philosophiques. De là aussi son effort obstiné pour mieux faire comprendre chez nous le plus grandiose de ces systèmes, celui qui par l'esprit à la fois historique et rationaliste dont il est pénétré, lui paraît le plus moderne, le plus capable de faire comprendre à l'humanité d'aujourd'hui le sens de sa marche : le système de Hegel.

Ce devrait être le grand œuvre de Lucien Herr, cet exposé du hégélia-

nisme, de ses sources, de ses influences. Seul un bref article a vu le jour, dans La Grande Encyclopédie. Du moins les traits essentiels du philosophe y sont-ils fortement marqués : la puissance d'invention et de combinaison systématique qui permet d'interpréter et de justifier rationnellement tendances natives et préjugés sentimentaux, le goût du fait, mais l'habitude de retrouver sous le fait l'idée, ou mieux, l'esprit ; la volonté de constituer, non point une explication logique et déductive du monde, mais une interprétation de la genèse rationnelle (c'est-à-dire à la fois extemporelle et temporelle) de tout le donné.

Avec tant de „justifications" Hegel (c'est Herr qui en fait la remarque) ne fut jamais, il ne pouvait pas être un révolutionnaire, un opposant de première ligne.

„Il fut, ajoute Herr dans une note manuscrite, un conciliateur des choses acquises, un approfondisseur de fosses creusées. Il ne fut révolutionnaire que sur des points où la révolution avait cause gagnée. Il suivit et adapta la révolution. Il ne la fit pas."

Pareil tempérament, pareil système aurait-il donc comblé toutes les aspirations d'un Herr ? Nous osons en douter. Des fragments manuscrits que Ch. Andler a exhumés et qui devaient être intitulés Le Progrès intellectuel et l'affranchissement nous ouvrent d'autres perspectives.

L'affranchissement de l'intelligence, qui suppose que chacun pense par soi-même, et se tient prêt à rejeter toutes les traditions, même les plus chères à son cœur, en somme un „déracinement" universel et perpétuel, c'est l'objectif suprême, c'est l'idéal qui obsède Herr.

Ce dont il loue par-dessus tout la science, c'est d'entretenir la flamme de l'esprit critique, qu'il veut haute et claire et toujours prête, dirait-on, à tout dévorer.

„L'insurrection, la révolte, c'est-à-dire en langage simple l'examen et la critique, est un devoir, non seulement dans les cas exceptionnels et graves, mais toujours."

Parole dont nous admettons difficilement qu'elle éveille des résonances hégéliennes.

Le „Souabe bonhomme et raide, le fonctionnaire ami de la force et de l'ordre, réaliste et respectueux" qui veut qu'on s'incline devant les pouvoirs établis, qui demande qu'on l'incorpore dans l'État et fait appel à son intervention contre les agitations libérales, aurait frémi devant l'„insurrectionnalisme" intellectuel de ce disciple émancipé.

Nous n'oublions pas pour autant que l'histoire, pour un Hégel, est le progrès de l'esprit, et que l'esprit, en prenant conscience de lui-même, retrouve une liberté profonde, mais nous croyons comprendre que l'affranchissement pour un Herr est tout autre chose que cette prise de conscience. Il s'agit bien de se débattre, de se battre contre des mythologies sans cesse renaissantes, et trop facilement exploitées par les habiles. Il s'agit d'être toujours prêt à dire non. Et dans cette attitude, bien plutôt que le rationalisme historique d'un Hégel, ce serait le rationalisme polémique de notre XVIIIe siècle que nous reconnaîtrions.

„Dans le voltairianisme ou si l'on veut, écrit Herr, dans le réalisme positif et critique à la française, le classicisme traditionaliste n'est que de

surface, et l'irrespect et l'audace révolutionnaire sans limites sont le moteur réel et l'âme véritable." Proudhon aurait contresigné cette phrase, lui qui déclarait à Persiquey en parlant des hommes de l'Encyclopédie : „voilà mes maîtres". Herr n'avait-il pas pris, en bien des points, une attitude analogue à celle de Proudhon ? En tout cas, l'auteur de La Justice dans la Révolution et dans l'Église est plus d'une fois cité, et avec éloge, par le commentateur d'Hégel. Et parce qu'il laisse entendre des tendances fédéralistes et réformistes de Proudhon, et de son effort pour faire vivre une démocratie industrielle en dehors de l'Étatisme traditionnel, on pressent que Lucien Herr, le jour où il aurait voulu limiter à son tour l'emprise du marxisme sur le socialisme français (ce que Charles Andler avait tenté le premier non sans véhémence) aurait peut-être demandé à cette tradition française un principe de rafraîchissement.

Lucien Herr, agent de liaison alsacien par excellence, aurait-il donc réussi, dans son effort pour interpréter l'histoire comme un affranchissement de la raison, à concilier traditions françaises et traditions allemandes ? Aurait-il eu l'audace de compléter ou de corriger Hégel par Proudhon ? L'œuvre interrompue laisse la réponse en suspens. Mais on devine pourquoi cette œuvre demeure pour nous si attirante. Les problèmes les plus angoissants qui se posent aujourd'hui sont justement de ceux qui ont hanté, on le sent, les nuits sans sommeil de Lucien Herr.

C. Bouglé (Paris).

Laurent, Joseph, *Essais d'Histoire sociale, t. I : La Grèce antique. Les Belles Lettres. Paris* 1933. *(*212 *S. ; frs. fr.* 20.—*)*

Das erste Kapitel behandelt die sozialen Kämpfe in Griechenland. Es sucht aufzuweisen, dass der hellenistischen Zivilisation alle Formen politischer Erfahrung und Leidenschaften bekannt waren. Die griechische Geschichte erreichte ihre Blüte mit der Verschmelzung und Zusammenarbeit der alten Aristokratie und der arbeitsamen Demokratie. Diese Glanzzeit war aber nicht von Dauer. — Im folgenden Kapitel beschreibt L. die heftigen sozialen Kämpfe in Griechenland und bringt dazu eine glückliche Auswahl von Texten. Er studiert dann die wirtschaftlichen Bedingungen des sozialen Lebens und legt Gewicht darauf, dass die Griechen hauptsächlich Ackerbau trieben und dass der Seehandel ihn niemals verdrängte. Athen selbst besass eine grosse Anzahl von Bodenbesitzern. L. betrachtet die verschiedenen Formen des Eigentums und unterscheidet nacheinander Familien- und Privateigentum. Diese Entwicklung trat plötzlich ein und erhielt erst später gesetzliche Sanktion. Anfangs blieb die Anzahl der Personen, die das Recht hatten, Boden zu besitzen, sehr beschränkt. L. behauptet, dass die Massenarmut aus der Aufteilung des Bodens entspringt.

Die Arbeitsbedingungen waren beim freien Manne, beim Sklaven und beim Lohnarbeiter in den Metropolen und in den Kolonien sehr verschieden. Solange der freie Mann Land besass, war Arbeiten sehr ehrenvoll. Aber mit der Zeit entstand zuerst in Sparta, später auch im übrigen Griechenland ein Vorurteil gegen die Arbeit. Es gab wohl freie Handwerker, aber sie waren schlecht bezahlt, und ihre Lebensbedingungen waren unerfreulich.

Seit der aristokratischen Epoche vermehrten sich die Sklaven, die zu allen Arbeiten verwandt wurden. Ihr Los war nicht unglücklich, sie gaben keinen Anstoss zu erheblichen Unruhen im sozialen Leben Griechenlands.

In einem letzen Kapitel untersucht L. die politischen Bedingungen des sozialen Lebens. Er bestreitet, dass die Vielstaaterei Griechenlands eine soziale Unbeständigkeit begünstigt habe.

Der Autor erblickt das Heil eines Gemeinwesens in einer Mittelklasse, welche selbstbewusst ihre Tugenden und ihre Mässigung den extremen Parteien aufzwingt. Vielleicht ist es L. entgangen, dass, wenn dem nicht immer so ist, es daran liegt, dass die ökonomischen Schwierigkeiten die Psychologie der Menge verändern und oft extreme Lösungen fordern.

Raymond de Saussure (Genf).

De Roux, Marquis, *Origines et fondations de la Troisième République. Bernard Grasset. Paris* 1933. *(*410 *S.; frs. fr.* 18.—*)*

Krakowski, Edouard, *La naissance de la Troisième République. Challemell-Lacour, le philosophe et l'homme d'état. Victor Attinger. Paris* 1932. *(*335 *S.; frs. fr.* 30.—*)*

Die erste in der grossen Revolution gegründete französische Republik hat nicht lange bestanden, die zweite von 1848 wurde wenige Jahre später durch den Staatsstreich Napoleons III. beseitigt. Aber der Republikanismus des französischen Volkes blieb unter dem neuen Napoleon lebendig. Und als 1870 das Cäsarengebäude zusammenbrach, wurde die dritte Republik errichtet, die in sechs Jahrzehnten so eng mit den Franzosen verwuchs, dass uns heute die Vorstellung eines Frankreichs ohne republikanische Staatsverfassung sehr schwer fällt. Was diese dritte Republik möglich machte, welche Kräfte und Persönlichkeiten sie einrichteten und ausbauten, sie gegen die Restaurationstendenzen und andere Schwierigkeiten behaupteten — das zeigt de Roux in seinem instruktiven Buch, das zwar allgemein die bekannten Darstellungen voraussetzt, im übrigen aber auf Grund bisher unverwertet gebliebener Memoiren und Papiere unsere Kenntnisse um Einzelheiten bereichert und uns schliesslich als Ganzes eine präzisere Erfassung der an der Gründung und Stabilisierung der dritten Republik beteiligten Ideen und Mächte ermöglicht.

Krakowski, der schon mit verschiedenen philosophie- und geistesgeschichtlichen Arbeiten an die Öffentlichkeit getreten ist, legt als Beitrag zur Entstehungsgeschichte der dritten Republik eine liebevoll ausgeführte Biographie Challemel-Lacours vor, der, eine wunderliche Mischung aus Kontemplation und Aktivität, Philosoph und Politiker, leidenschaftlicher Schüler Schopenhauers und Mitarbeiter Gambettas, zu den interessantesten und wohl auch repräsentativsten Persönlichkeiten gehört, die an der Errichtung und Sicherung der dritten Republik mitgewirkt haben.

Oswald Bieber (Berlin).

Bismarcks grosses Spiel. Die geheimen Tagebücher Ludwig Bambergers. Eingel. u. hrsg. von Ernst Feder. Societätsverlag. Frankfurt a. M. 1932. *(576 S.; RM.* 12.50*)*

Als publizistischer Mitarbeiter Bismarcks im deutsch-französischen Krieg konnte der liberale Politiker Ludwig Bamberger aus unmittelbarster Nähe die Reichsgründung und die Versailler Verhandlungen betrachten. Was er dabei erlebt und erfahren hat, finden wir in seinen Tagebüchern verzeichnet, die auch Einblicke in die späteren inneren Entwicklungen und Wandlungen des Liberalismus gewähren. Freilich erfährt der Historiker, von Einzelheiten abgesehen, nicht viel Neues. Aber die Art und Weise, wie Bamberger beobachtet, schildert, Gestalten, Ereignisse und Dinge skizziert, macht die Tagebücher zu den schönsten Dokumenten für die Geschichte des liberalen Bürgertums und für dessen Mitwirkung an der Gründung wie an der Ausgestaltung des Reiches.

Völlig neues und aufschlussreiches Material bringt diese Publikation zur Regierungsgeschichte Kaiser Friedrichs. B. war, wie wir erst jetzt erfahren, der geheime politische Berater und Vertraute des Kaiserpaares. Als solcher hat er seinen Tagebüchern eine Menge intimer Aufzeichungen anvertraut, die neues Licht auf die 99 Tage fallen lassen.

Oswald Bieber (Berlin).

Turner, Frederick Jackson, *The Significance of Sections in American History. With an Introduction by Max Farrand. Henry Holt and Co. New York* 1932. *(IX u.* 347 *S.;* $ 3.—*)*

Der Name Turners bezeichnet ein Programm in der amerikanischen Geschichtsschreibung. T. war der erste, der in dem „frontier" den Schlüssel zu den Bewegungsgesetzen der amerikanischen Gesellschaft im 19. Jahrhundert fand. Jetzt werden aus seinem Nachlass eine Reihe von Arbeiten zu diesen und verwandten Themata veröffentlicht.

Wie T. in seinem ersten Werke den Einfluss der sich westwärts ausdehnenden ‚frontier' auf die Entwicklung der amerikanischen Union nachgezeichnet hat, so versucht er hier darzustellen, wie aus der Gegensätzlichkeit der Interessen der einzelnen ‚Sections', den primitiveren Gesellschaftsformationen des Westens, den industriell entwickelten des Ostens, den Agrargebieten des Mittleren Westens, den neuen Gebieten des Pacific sich gesellschaftliche und historische Kräfte gebildet haben, die bestimmend auf das Schicksal der amerikanischen Nation einwirken. Er fragt nach den Gründen, warum die Vereinigten Staaten, die ihrer geographischen Ausdehnung, der Interessengegensätzlichkeit ihrer verschiedenen ‚Sections' nach mehr der Gesamtheit der europäischen Nationen als einem einzelnen europäischen Staat vergleichbar sind, ihre nationale Einheit bewahrt haben. Demgemäss begreift er den Bürgerkrieg von 1864 als eine der entscheidenden Explosionen, die in der Verschiedenheit der amerikanischen ‚Sections' begründet, die Einheit der Nation in Frage gestellt haben. Er weist aber mit Recht darauf hin, dass die aus dem ‚Sectionalism' sich ergebenden Gefahren nicht als überwunden gelten können.

Die Methode T.s hat eine ausserordentliche Bedeutung für das Verständ-

nis der geschichtlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten, wenn T. auch die rein geographischen und klimatischen Faktoren zu überschätzen neigt.

Julian Gumperz (Paris).

Fehr, Bernhard, *Das England von heute. Kulturprobleme, Denkformen, Schrifttum. Tauchnitz. Leipzig* 1932. *(*102 *S.; RM.* 2.50*)*

Prévost, Jean, *Geschichte Frankreichs seit dem Kriege. Einzig berechtigte Übersetzung von K. W. Körner. Engelhorn. Stuttgart* 1932. *(*232 *S.; RM.* 4.80, *geb. RM.* 6.—*)*

Fehr, der, wie seine kleine Schrift ausweist, einer der besten Kenner des heutigen Englands ist, gibt auf knapp hundert Seiten eine kurzgefasste, solid fundierte Analyse der Kulturprobleme, Denkformen und Literatur des modernen Englands, dessen neue geistige Strukturen er klar und scharf zeichnet. Er charakterisiert die neuen englischen Menschentypen, die ganz anders normiert und organisiert sind als die auch noch zahlreich vorkommenden „Viktorianer". Besonders gelungen ist die Analyse des standardisierten Menschen und der Kunstformen der Massenzivilisation : Kino und Massenliteratur. Interessant ist auch die Darstellung der Denkformen der Minderheitskultur und die von ihren Trägern an Wirtschaft, Staat, Wissenschaft, Philosophie, Religion und Kirche geübte Kritik. Die Schrift F. s dürfte über engere Fachkreise hinaus Beachtung finden.

Prévost gibt einen Einblick in die französische Nachkriegsgeschichte, die er als eine „Folge von Krisen in der inneren und äusseren Politik und in der Volkswirtschaft" betrachtet. P. gehört zu den modernen Franzosen, die, ohne fachhistorische Prätentionen, sich um ein Verständnis der zeitgenössischen Geschichte bemühen. Er berichtet u. a. über den Geist des Sieges, die Kriegsschuldfrage, die Reparationen und Sicherheiten, den nationalen Block, die Ruhrbesetzung, über Programm und Politik der Linken und die neukapitalistischen Versuche bis zur jüngsten Wirtschaftskrise.

Oswald Bieber (Berlin).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Webb, Sidney and **Beatrice,** *Methods of social study. Longmans Green & Co. London* 1932. *(VI and* 263 *p.;* 8 *s.* 6 *d.)*

Sidney and Beatrice Webb have spent a long life together engaged in the work of social investigation in Great Britain and the result is embodied in a series of carefully written and well documented books on various aspects of local government, industrial and social organisation, etc. In the volume now under review they explain the methods they have employed, even down to the smallest details ; in fact they elaborate a technique of social study. In an interesting introductory chapter they examine the province of sociology and classify the social institutions they have studied into four groups, those based on animal instinct, on religious emotion, on ethical principles, and on deliberate planning for specific ends. As a matter of fact many other classifications are conceivable, and the Webbs

themselves do not claim any higher value for this one than that of practical convenience in handling the subject.

On the detailed work of investigation we must leave the reader to study this for himself in the book. Its scope can be seen from some of the chapter headings, such as „The Art of Note-taking“, „The Written Word“, „The Spoken Word“, and „The Use of Statistics“. A particularly interesting chapter deals with the importance of watching the institution at work. Here all social investigators will agree enthusiastically that no institution can be studied or its working explained unless the student has actually seen the institution at work. If this rule were more closely followed many mistakes would be avoided and sociological research would stand higher than it does in the estimation of students.

D. Christie Tait (Genève).

The International Labor Organisation. Edited by Alice S. Cheyney, Ph. D. In : The Annals of the American Academy of Political and Social Science. Vol. 166, *March*, 1933. *(VIII und* 207 *S.) Philadelphia*, 1933.

Internationale Arbeitskonferenz, 17. *Tagung*, 1933 : *Bericht des Direktors. Internationales Arbeitsamt. Genf* 1933. *(*80 *S.)*

Die Sammlung von 23 Aufsätzen über „International Labor Organisation“, denen eine kurze Einleitung von Direktor H. B. Butler vorangeht, unterrichtet über die Aufgaben, die Einrichtungen und das Wirken der Internationalen Arbeitsorganisation. Die meisten Beiträge, nämlich 18, sind von amerikanischen Autoren verfasst, von denen viele längere oder kürzere Zeit in Genf tätig waren. Im allgemeinen beschränken sich die Verfasser auf eine sachliche Behandlung ihrer Themata, und sie treten so gut wie ausnahmslos der Internationalen Arbeitsorganisation freundlich entgegen. In den seltenen Fällen, wo Kritik geübt wird, ist sie gewöhnlich nicht sehr glücklich, so z. B. wenn Felix Morley in dem Artikel „Internationale Wirtschaftsorganisation“ behauptet, die Vertretung von drei Parteien (Regierungen, Arbeitgebern und Arbeitnehmern) in der Internationalen Arbeitsorganisation „stehe in enger Verbindung mit Klassenkampfdoktrinen und gehe vielleicht allzu bereitwillig von der Annahme aus, dass in der Wirtschaft die Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer entgegengesetzt sein müssen“. Für den europäischen Leser am meisten beachtenswert sind die sechs Aufsätze, welche die Beziehungen zwischen der Internationalen Arbeitsorganisation und den Vereinigten Staaten betreffen.

Der jüngste Bericht des Direktors des Internationalen Arbeitsamts befasst sich vorwiegend mit der Entwicklung der Wirtschaftskrise und ihren sozialen Auswirkungen. Darauf folgt eine gedrängte Darstellung der Tätigkeit der Internationalen Arbeitsorganisation seit der letzten Tagung der Arbeitskonferenz. Im Schlusskapitel wird die Auffassung vertreten, dass die Sozialpolitik künftig weniger den Schutz des Arbeiters gegen Missbräuche zum Ziele haben werde als die Gestaltung der „Mitarbeit an der rationalen Neuorganisation der Gesellschaft“. Die Entwicklung

strebe der Planwirtschaft zu, die aber nur Erfolg haben könne, wenn sie nicht ausschliesslich wirtschaftliche, sondern auch soziale Zwecke verfolge. Hans Fehlinger (Genf).

Beitrag zur Frage der internationalen Gegenüberstellung der Lebenshaltungskosten. Internationales Arbeitsamt. Studien und Berichte. Reihe N (Statistik) Nr. 17. *Genf* 1933. *(VIII u.* 255 *S.; RM.* 8.—*)*

Die Arbeit verdankt ihre Entstehung einem praktischen Bedürfnis. Die Ford Motor Co Ltd. in London brauchte zuverlässige Angaben darüber, in welchem Masse die Kosten des notwendigen Lebensbedarfs in Europa von den entsprechenden Kosten in Detroit abweichen. Die Schwierigkeit des Berichts, den das Internationale Arbeitsamt mit Unterstützung der zuständigen statistischen Stellen auf 14 europäische Städte ausgedehnt hat, lag vor allem darin, Bewertungsmasstäbe zu finden, mit deren Hilfe die verschiedenen nationalen Verbrauchsgewohnheiten und Lebensbedingungen der Arbeiter berücksichtigt werden könnten. Es lag nicht in der Absicht des Berichts, die Höhe der Reallöhne, die Kaufkraft der Löhne oder die Kosten der Lebenshaltung im internationalen Vergleich zu ermitteln, sondern die Beträge festzustellen, welche europäische Arbeiter ausgeben müssen, damit das Niveau ihrer Lebenshaltung dem einer bestimmten Kategorie von Detroiter Arbeitern „gleichwertig" sei.

Die Schwierigkeiten der Untersuchung liegen auf der Hand. Das Internationale Arbeitsamt hat sie mit grossem Aufwand zu überwinden gesucht (Versendung von Kleidermustern von Land zu Land, internationale Konferenz der Statistiker usw.). Trotz grösster Sorgsamkeit in der Umrechnung war es nicht zu vermeiden, dass der Genauigkeitsgrad verschieden gross ist, und zwar umso geringer, je stärker die Verbrauchsgewohnheiten in der betreffenden europäischen Stadt von denen in Detroit abweichen. Besonders schwierig war es, den Vergleich der Mietausgaben durchzuführen: der in Detroit bei den für die Untersuchung massgeblichen Arbeitern vorherrschende Wohnungstyp, „ein nur von einer Familie bewohntes Haus, das mit Gas, elektrischem Strom, Zentralheizung und Badezimmer ausgestattet ist", fehlt ja in den meisten europäischen Arbeitervierteln überhaupt. Der Bericht nennt sich selber eine „methodische Studie", und als solche ist er interessant und lehrreich. J. S. Pyr (Berlin).

Halbwachs, Maurice, *L'évolution des besoins dans les classes ouvrières. Félix Alcan. Paris* 1933. *(XII u.* 163 *S.; frs. fr.* 30.—*)*

Haben die bisherigen Untersuchungen über die Lebenshaltung der Arbeiterklasse an einem als konstant angenommenen Haushaltsbudget durch Einsetzung der Preisveränderungen die Reallohnbewegungen festzustellen versucht, so stellt sich H. die Aufgabe, gerade die entwicklungsmässigen Veränderungen qualitativer und quantitativer Natur in der Zusammensetzung der Arbeiterbudgets zu untersuchen. Das Rückgrat seiner Analyse bilden für Deutschland — das sein Ausgangspunkt ist — die Erhebung von 1927/28, für USA die von 1902, 1918/19 und 1930 und für Frankreich

laufende Aufstellungen über Preise und insgesamt konsumierte Mengen. Er findet, dass Quantität und Verschiedenheit der Güter im Arbeiterbudget sich stark vermehrt habe. Andererseits scheint der auf die primitivsten Bedürfnisse, zumal Lebensmittel, entfallende Ausgabenteil sich absolut und besonders prozentual einzuschränken. H. schliesst daraus auf zweierlei Bedürfnisarten : naturgegeben-physiologische, die ein Maximum der Befriedigung kennen, und gesellschaftlich bedingte, die beliebig ausdehnbar sind. Erstere nehmen, nachdem sie ein Maximum der Sättigung erreicht haben, zugunsten der letzteren wieder ab. Der Arbeiter wird eher geneigt sein, die Befriedigung seiner primitiven Bedürfnisse einzuschränken (Nahrung), als auf die neuerworbenen Güter zu verzichten. Diese These ist für das Problem der Klassen, zumal das der Klassenideologie von weittragendster Bedeutung. Besonders deutlich wird dies in dem den deutschen Verhältnissen gewidmeten Kapitel, wo das Material eine Gegenüberstellung von Arbeitern, Angestellten und kleinen Beamten gestattet. Es zeigt sich, dass die beiden letzten Gruppen bei gleichem Einkommen einen grösseren Teil für gesellschaftliche, klassenunterscheidende Güter (z. B. Wohnung) ausgeben. H. gelangt zu dem Ergebnis, dass die Bedürfnisbefriedigung des Arbeiters ständig zunimmt, dass also seine Lebenslage sich dauernd bessert. Dieses Ergebnis gilt allerdings nur für einen Arbeiter, der niemals arbeitslos wird.

Leider gestattete das Material nicht, die für die Vollständigkeit des Urteils wichtige Gegenüberstellung zwischen der Entwicklung des Arbeiterbudgets und der der Konsumgüterversorgung der Gesamtgesellschaft vorzunehmen. Aber es zeigt neue Wege zur Erkenntnis sozialer Zusammenhänge.

Emil Grünberg (Genf).

Spanisches Arbeitsministerium Madrid. Sozialpolitik unter der spanischen Republik vom 14. April 1931 bis 8. *September 1932. Madrid* 1933. *(*116 *S.)*

Die Sozialgesetzgebung Spaniens hat sich, wie die Übersicht der zustandegekommenen sozialen Massnahmen zeigt, seit der Gründung der Republik rasch entwickelt trotz der grossen Schwierigkeiten, welche infolge der herrschenden Arbeitslosigkeit und des Mangels eines geeigneten technischen und Verwaltungsapparates zu überwinden waren. Die Sozialgesetzgebung in der Republik wird ständig von dem Gedanken beherrscht, die Beziehungen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern auf der Grundlage beiderseitiger Gleichberechtigung und Verantwortlichkeit zu regeln. Ausdrücklich wird hervorgehoben, dass es sich bei der Durchführung sozialpolitischer Massnahmen nicht um „ein sozialistisches Werk“ handeln kann, da von der Republik nicht mehr verlangt werden darf, als sie augenblicklich zu geben im Stande ist. Andries Sternheim (Genf).

Report of the Thirty-second Annual Conference of the Labour Party. Leicester, 1932. *The Labour Party. London* 1932. *(*335 *p. ; sh.* 1.—*)*

Where Socialism Stands Today. A series of lectures by Sir Stafford Cripps, S. K. Ratcliffe, Harold Laski, Hugh Dalton, A. L. Rowse and

G. Bernard Shaw. Rich & Cowan, Ltd. London 1933. *(*205 *p.;* 3 *s.* 6 *d.)*

Scanlon, John, *Decline and Fall of the Labour Party. With a Preface by James Maxton. M. P. Pier Davies. London* 1932. *(*251 *p.;* 7 *s.* 6 *d.)*

The Thirty-second Annual Conference of the British Labour Party was held under the shadow of the catastrophic defeat which overwhelmed the party at the selections of 1931. (That defeat must not be exaggerated, however, for while it is true that the Labour Party has only 52 members in the House of Commons out of a total of 615, the number of votes cast for it was over 6 1/2 million or 30 % of the total.) As the downfall of the Labour Government in 1931 was due in large measure to an offensive on the part of the financiers, it is natural that attention should first be concentrated on the problems of currency, banking and finance. Hence the Conference proposes to bring the banks under public ownership and control, to stabilise wholesale prices at a suitable level and to appoint a National Investment Board for the control of new issues on the capital market. But before this can be done it will be necessary to take emergency powers to prevent people from attempting to create a financial panic. Other points in the programme concern the national planning of transport, of the electricity supply industry and of agriculture, and finally the Executive Committee was instructed to formulate a general policy of national planning and development.

How is this far-reaching programme to be carried out ? On that subject some information is given in another of the three books mentioned above, in which a number of Labour leaders explain what the next Labour Government will have to do. There is no doubt in the mind of Sir Stafford Cripps that such a Government will have to secure from Parliament an Enabling Act so that it may deal with the situation by Order in Council, and this will involve the swamping of the House of Lords by the creation of a large number of Labour peers or an immediate campaign for its abolition. There are many other interesting chapters in this book, such, for example, as those of Laski and Rowse on Representative Democracy and on Industry in the Transition respectively.

For an answer to the question whether the next Labour Government will carry through this difficult programme, we may turn to Mr. Scanlon's denunciation of the Labour Party. For him it was no mere betrayal by a handful of leaders in 1931 which was the trouble; it was a steady undermining of the will of the Party to do anything except keep their seats which was the real cause of the debacle. We must say, that Mr. Scanlon's book is in many respects a very disappointing one, especially when he deals with questions of policy. D. Christie Tait (Genève).

De Man, Hendrik, *Die sozialistische Idee. Eugen Diederichs. Jena* 1933. *(*343 *S.; RM.* 10.80, *geb. RM.* 13.50*)*

De Mans Gedanken kreisen ständig um das Verhältnis zwischen Idee **iund Interesse.** Gegen die Verwandlung des dialektischen Materialismus n eine Kausallehre, die die Erwerbsinteressen gegenüber anderen Motiven

einseitig hervorhebe, hatte er schon früher protestiert. In diesem Sinne wird jetzt die Unterscheidung zwischen Ideen und Ideologien zum Grundpfeiler seines Gedankenaufbaus. De M. bringt diese Unterscheidung in engen Zusammenhang mit dem Gegensatze von Kultur-Produktion und Kultur-Konsum. Die echten Ideen bedeuten nach ihm eine Art geistiger Produktivkräfte und gehören als solche nicht zu dem, was in der schematischen Darstellung der materialistischen Geschichtsauffassung gewöhnlich als „Überbau" bezeichnet wird. Solche Ideen seien also nicht Anpassungen an bestimmte soziologische Interessenlagen, sondern Wertsetzungen, die, von Interessen relativ unabhängig, eine Reaktion gegen deren Zwang bedeuten könnten. Dagegen sind Ideologien zweckhafte geistige Gebilde, die sich rechtfertigend, verschleiernd, fliehend an bestimmte Interessenlagen anpassen. Die gesellschaftliche Bedingtheit der Ideen wird von der Klassenbedingheit der Ideologien unterschieden. Man vermisst gegenüber dieser fruchtbaren Unterscheidung eine Darstellung der Verflechtung von Idee und Ideologie, der Verwandlung der einen in die andere.

Die Stellung zur bürgerlichen Kultur ist durch diese Voraussetzungen bedingt. De M. bejaht die Kontinuität der sozialistischen Idee mit dem bürgerlichen Humanismus, mit der bürgerlich-liberalistischen Frühzeit. Die Trennung von Bürgertum und Kapitalismus wird durch historische Analysen zu begründen gesucht, die manchmal in ihren Konturen nicht ganz scharf sind. Jedenfalls wird die schöpferische Idee einer bürgerlichen Kultur von de M. als Autonomie, Kritik, Humanismus gekennzeichnet. Deren totale Verwirklichung bedeute der sozialistische Humanismus. Erst im Besitzbürgertum verwandeln sich diese Ideen in Rechtfertigungs, Verschleierungs- und Flucht-Ideologien. Gegen den Kapitalismus, der sein gutes Gewissen verloren hat, rebellieren nicht nur die proletarischen Interessen. Es rebelliert die Natur, die „freischwebende" Intelligenz, die sich von dem an das Besitzbürgertum angepassten Intelligenzler als soziologischer Schicht unterscheidet. Es rebellieren auch jene schöpferischen Kräfte der bürgerlichen Kultur, die im Kulturkonsum rege geblieben sind. Wenn de M. alle diese antikapitalistischen Kräfte als „Wertgefühle eines kollektiven Unterbewusstseins" kennzeichnet, so ist mit dieser Formel allerdings weniger ein Problem gelöst als gestellt.

De M. betont im Vorwort ausdrücklich, dass er sich mit seiner vorliegenden Schrift dem Marxismus wieder stärker angenähert habe. Bereits bei dem Grollen der herannahenden Lawine glaubte er zu sehen, dass der Reformismus überwunden ist in einer Phase, in der jede Reform einen revolutionären Charakter tragen müsse. Siegfried Marck (Breslau).

Spezielle Soziologie.

Laski, Harold J., *Democracy in Crisis. Allen & Unwin. London* 1933. *(*267 *S.;* 7 *s.* 6 *d.)*

Nitti, Francesco, *La démocratie.* 2 *Bde. Félix Alcan. Paris* 1933. *(*430 *u.* 507 *S.; frs. fr.* 75.—*)*

The Modern State, by Leonard Woolf, Lord Eustace Percy, Mrs. Sidnye Webb, Prof. W. G. S. Adams, Sir Arthur Salter; edited by Mary Adams. Allen & Unwin, London 1933. *(*320 *S.;* 7 *s.* 6 *d.)*

Vandervelde, Emile, *L'alternative: capitalisme d'état ou socialisme démocratique. L'Eglantine. Bruxelles* 1933. *(*264 *S.; frs. belg.* 18.*)*

Snethlage, J. L., *Democratie en Dictatuur. Van Loghum Slaterus' Uitgeversmaatschappij N. V., Arnhem* 1933. *(*128 *S.; hfl.* 1.90, *geb. hfl.* 2.75*)*

Das Buch Laskis befasst sich eingehend mit Wert und Bedeutung der parlamentarischen Regierungssysteme im Zeitalter der kapitalistischen Demokratie; die Probleme werden vornehmlich an Hand der englischen und amerikanischen Entwicklung untersucht. L. stellt dar, dass die Tendenz besteht, grosse gesellschaftliche Schwierigkeiten immer mehr durch Gewalt zu entscheiden. Das Parlament sei im Gegensatz zu der „Victorian Period" nicht mehr imstande, Konflikte durch Vernunft zu lösen. Damals gab es in Grossbritannien noch einen starken Kapitalismus; das Land konnte sogar revolutionäre Verbannte dulden, weil es wusste, dass dadurch die Grundlage des Systems nicht bedroht war. Die Stärke des Kapitalismus kam besonders in der Konsolidierung des parlamentarischen Systems zum Ausdruck, die mit der wirtschaftlichen Expansion und der Steigerung der Lebenshaltung für alle gesellschaftlichen Schichten zusammenfiel, und in der grundsätzlichen Übereinstimmung der liberalen und konservativen Parteien in den politischen Hauptfragen. — Widerstand gegen den Verfall repräsentativer Staatsinstitutionen scheint äusserst schwierig, da die Wähler sich durchaus nicht durch vernünftige Erwägungen führen lassen und von den komplizierten Fragen der gegenwärtigen Staatspolitik nicht viel verstehen. Die Krise der kapitalistischen Demokratie wird vom Verf. wesentlich als eine Krise ihrer Autorität und Disziplin angesehen; „die Macht, ihren Prinzipien zu gehorchen, hat abgenommen, weil die Menschen in zunehmendem Mass sich weigern, ihre Ziele als einleuchtend richtig zu erkennen". Dieser Mangel an Achtung vor der Autorität ist eine Folge des mangelnden Glaubens an die Prinzipien, für welche die Autorität in einer kapitalistischen Gesellschaft organisiert wird. Leitsatz für L. ist wohl, dass die kapitalistischen Werte bis zu ihren Grundpfeilern bedroht sind. Es sei notwendig für die weitere gesellschaftliche Entwicklung, ganz neue Experimente zu machen, die prinzipiell die Grundlagen der heutigen Gesellschaft bedrohen; es sei nicht anzunehmen, dass dies ohne Kampf mit den Befürwortern der heutigen Ordnung geschehen werde.

Der vormalige italienische Staatsmann Nitti stellt die Entwicklung der demokratischen Regierungsform seit dem Altertum dar und untersucht

besonders die Regierungsformen der letzten 150 Jahre. Der Verf. hat 30 Jahre die gesamte Literatur auf diesem Gebiet studiert. Er findet, dass die autoritären Monarchien nur noch in einer verschwindenden Anzahl von Ländern bestehen und dass der demokratische Gedanke immer mehr in der Welt Verbreitung findet. Unter Demokratie versteht N. jedoch nur ihre politische Form; gemäss seiner liberalistischen Auffassung wird alles kritisiert, was in der heutigen Gesellschaft die Freiheit des Individuums verhindert. Dies kommt besonders deutlich zum Ausdruck, wenn er zwei Negationen kennt: den Nationalismus und den Sozialismus. — Es gibt kaum ein Problem der modernen Demokratie, das nicht von ihm behandelt wird; die Arbeit ist deshalb als eine Art Encyklopädie für Staats- und Gesellschaftsprobleme vom liberalen Standpunkt zu betrachten, wenn auch die Systematik unter der Fülle der zu behandelnden Themen stark gelitten hat.

„The Modern State" enthält eine Sammlung von Rundfunkvorträgen über die Funktion des modernen Staates seit dem Beginn dieses Jahrhunderts.

Leonard Woolf weist auf die Änderung des Begriffes Demokratie hin, spricht jedoch zugleich sein Vertrauen in die bisher angewandte Methode der Demokratie aus. Lord Eustace Percy versucht zu einer Synthese der demokratischen und faschistischen Staatsauffassung zu gelangen und legt die Vorteile des korporativen Staates dar. Mrs. Webb untersucht, inwieweit die Demokratie durch die Art des Wahlrechtes und durch Unterdrückung von Minderheiten besonders in Osteuropa Einschränkungen erleidet. Bei der Besprechung des Wesens des kapitalistischen Systems wird seine Planlosigkeit hervorgehoben. Adams behandelt die Frage, warum die parlamentarische Regierungsform versagt habe. Trotz der Mängel dieses Systems sei es für Grossbritannien das beste. Zum Schluss behandelt Sir Arthur Salter das „World Government".

Vandervelde skizziert in seinem Buch die Entwicklung der sozialistischen Lehre seit Marx. Es könne noch immer von einem lebendigen Marxismus gesprochen werden unter der Voraussetzung, dass unter diesem Begriff eine Lehre verstanden werde, die sich immer an die spezifische Lage der Gesellschaft anpasse. Mehr oder weniger eingehend behandelt V. eine Anzahl Probleme, wie den Fortschritt des Staatskapitalismus und den Niedergang der liberalistischen Ökonomie, die Weltkrise, den Antikapitalismus in Deutschland, die Gründe, weshalb es in den Vereinigten Staaten keine sozialistische Arbeiterbewegung gibt. Am wichtigsten erscheint der vierte Abschnitt des Buches, der sich mit dem Fragenkreis Demokratie, Frieden und Krieg befasst. V. verteidigt die These, dass der sozialistische Kampf auf legalem Wege beibehalten werden müsse, solange die Gegner das Prinzip der Demokratie ebenfalls aufrecht erhielten. Die Sozialdemokratie habe nur dann die Möglichkeit zu siegen, wenn sie so stark werde, dass der Gegner es nicht riskieren könne, den Kampf gegen sie anzufangen.

Die Schrift Snethlages enthält eine scharfsinnige Analyse des demokratischen und kommunistischen Staatsgedankens. Der Verf. versucht nachzuweisen, wie sich in der bürgerlichen Gesellschaftsordnung das Majoritätsprinzip nicht zum Wohl der ganzen Gesellschaft durchführen

lasse. Die heutige vorherrschende Tendenz der Toleranz auf religiösem Gebiet bestehe nur deshalb, weil die bürgerliche Demokratie keine grossen religiösen Richtlinien mehr zu geben vermöchte; sie sei wegen dieser Ohnmacht gezwungen, auch auf diesem Gebiet alle Kontrolle aus der Hand zu geben und der Willkür freies Spiel zu lassen. Scharfe Kritik wird am heutigen Reformismus geübt, der sich nicht wesentlich von der bürgerlichen Demokratie unterscheide. S. versucht klar zu stellen, dass dieser Reformismus in einer revolutionären Epoche Schiffbruch erleiden müsse. Der theoretischen Indifferenz der Sozialdemokratie stellt S. das straffe Festhalten des Kommunismus an der Theorie als Richtlinie für das praktische Handeln gegenüber. Andries Sternheim (Genf).

Gurvitch, Georges, *L'idée de droit social. Notion et système du droit social. Histoire doctrinale depuis le XVII[e] siècle jusqu'à la fin du XIX[e] siècle. Sirey. Paris* 1932. *(IX u.* 713 *S.; frs. fr.* 80.—*)*
Gurvitch, Georges, *Le temps présent et l'idée de droit social. Z. Vrin. Paris* 1932. *(XVI u.* 336 *S.; frs. fr.* 40.—*)*

Nach der Meinung von G. existiert neben dem öffentlichen und privaten Recht noch ein spezielles, autonomes und vom Staate unabhängiges Sozialrecht. Solches Recht, behauptet G., entsteht in jeder gesellschaftlichen Gemeinschaft. Jede gesellschaftliche Gruppe erzeugt aus sich ein Recht, welches sie zu einer besonderen realen Gemeinschaft vereinigt (integriert). Dieses Recht trägt anderen Charakter als dasjenige der Staatsgewalt. Seine Normen haben nicht unbedingten Zwangscharakter; in jedem Falle ist der Zwang, wenn er vorhanden ist, relativ, d. h. man kann sich jeweils ihm immer entziehen, indem man die bestimmte gesellschaftliche Gruppe verlässt. Nun entsteht die schwierige Frage: Wenn das Sozialrecht oft des Staatszwanges entbehrt, womit können wir die bindende Kraft seiner Normen begründen? G. sieht den Grund ihrer Verbindlichkeit in der Entstehung der gesellschaftlichen Gemeinschaft. Hier folgt er dem französischen Juristen M. Hauriou; H. nannte dieses bindende Faktum „die Institution", G. gebraucht den glücklicheren Ausdruck „normative Tatsache". Die Gemeinschaft erzeugt aus sich, kraft der Tatsache ihrer Existenz, ein Recht wie irgend eine geheimnisvolle Lebenskraft. In der blossen Tatsache der gesellschaftlichen Gemeinschaft liegt schon die bindende Kraft der durch sie erzeugten Normen. Die Bedeutung des Werks von G. liegt in der philosophisch feinen Darlegung der verschiedenen Rechtssysteme, welche dem Sozialrecht Platz einräumen. G. fängt mit der Schule des Naturrechts an, mit Grotius, Leibniz und Wolf, berührt die Ideen des Sozialrechts bei den Physiokraten und den Ideologen der französischen Revolution (Rousseau, Kant und Condorcet). Die spätere Geschichte teilt G. in drei Perioden: Erstens die Idee des Sozialrechts in Frankreich in den zwei ersten Dritteln des 19. Jahrhunderts; die traditionalistische und positivistische Reaktion (de Maistre, Bonald und A. Comte), die Gegenüberstellung von Gesellschaft und Staat bei den ersten Sozialisten (Saint-Simon, Fourier und Louis Blanc). Ganz besondere Aufmerksamkeit widmet G. Proudhon, bei ihm findet er das Gleichgewicht der

politischen und wirtschaftlichen Gesellschaft. Die zweite Periode der Geschichte umfasst die Entwicklung der Idee des Sozialrechtes in Deutschland im 19. Jahrhundert besonders bei Fichte und Hegel. G. sucht Spuren des Sozialrechtes auch bei der historischen Schule der Germanisten (Savigny, Puchta, Beseler u. a.). Ein spezielles Kapitel ist der Idee des Sozialrechts in Deutschland um das Jahr 1848 gewidmet (Ahrens, R. v. Mohl, L. v. Stein u. a.) Ganz aussergewöhnliche Bedeutung gibt G. den Theorien des Genossenschaftsrechts und der Person O. v. Gierkes selbst. Die dritte Periode ist die Idee des Sozialrechtes in der französischen Schule des juristischen Objektivismus : Der sensualistische Objektivismus von L. Duguit, der konzeptualistische Objektivismus von Saleilles und der metaphysische Objektivismus von M. Hauriou.

In seinem zweiten Buch („Le temps présent") betrachtet G. die Idee des Sozialrechts in den gegenwärtigen Theorien des Arbeits- und Volksrechts (Krabbe, Kelsen, Verdross). Er schliesst seine Untersuchung mit einigen modernen Anschauungen über die Quellen des positiven Rechts in ihren Beziehungen zur Idee des Sozialrechts : Kampf in Frankreich gegen den Fetischismus des Gesetzes (Geny u. a.), die Bewegung zum Freirecht in germanischen Ländern, die soziologische Lehre von E. Ehrlich und schliesslich die Theorie des intuitiven Rechts bei dem russischen Juristen L. Petrazicky.

G. begründet seine Theorie des Sozialrechtes nicht auf einer Analyse der Tatsachen ; seine Arbeit ist vielmehr ausschliesslich historisch — philosophisch. Zuerst behauptet er die Existenz des Sozialrechtes und legt dann die Geschichte dieses Rechts in verschiedenen Doktrinen der letzten Jahrhunderte dar. Die Belesenheit und die philosophische Gelehrtheit von G. sind erstaunlich. Die Geschichte einer Idee verwandelt sich bei ihm beinahe in die Geschichte der Philosophie des modernen Rechts.

A. Jasčenko (Riga).

Guggenheim, Paul, *Der Völkerbund. Systematische Darstellung seiner Gestaltung und der politischen und rechtlichen Wirklichkeit. B. G. Teubner. Berlin und Leipzig* 1932. *(VIII u.* 281 *S. ; RM* 6.—, *geb. RM.* 7.40*)*

Bisher fehlte in der deutschen Rechtsliteratur eine umfassende Darstellung des Völkerbundsrechts, die sich nicht darauf beschränkt, es dogmatisch und kommentarmässig zu entwickeln, sondern die es unternimmt, die lebendigen Kräfte, die das Recht gestaltet haben und die Tendenzen seiner Weiterentwicklung bestimmen, zu schildern. Diese Lücke füllt das neueste Buch des Genfer Völkerrechtslehrers aus. Dank der erstaunlichen Fülle des verarbeiteten Tatsachenmaterials ein treffliches Fachhandbuch für das Gebiet des Völkerbundsrechts, bildet es zugleich eine ausgezeichnete Informationsquelle für alle diejenigen, die die Gestalt, die Tätigkeitsform und die Triebkräfte der Genfer Institutionen begreifen wollen. Gerade unter diesem Gesichtspunkt erscheint der Aufbau des Buches sehr glücklich gestaltet. Es zerfällt, ohne dass dies äusserlich besonders sichtbar gemacht ist, in zwei Teile. In dem ersten wird neben einer kurz gefassten Geschichte des V. B.s und einer Übersicht über seine Organe, ihre Funktionen

und ihr Verhältnis zueinander seine Rechtsnatur untersucht und dabei sein Aufgabenkreis allgemein umschrieben. Es werden die Beschränkungen herausgestellt, die sich aus dem Souveränitätsbedürfnis aller Staaten und durch die Gegensätzlichkeit der nationalpolitischen Zielsetzungen bestimmter Mächtegruppen ergeben. — Der zweite, umfangreichere Teil zeigt im Rahmen der verschiedenen Tätigkeitsgebiete des Völkerbundes den Versuch, mit den Mitteln formalen Verfahrensrechtes die kleinen und grossen Staatenkonflikte zu verhüten, zu schlichten und vor allem kriegerischen Verwicklungen vorzubeugen. Durch eine Fülle konkreter Beispiele wird die allgemeine These überzeugend dargetan, dass das ganze V. B.s- Leben seinen konkreten Inhalt erhält aus der geradezu elementaren Spannung zwischen den konservativen Mächten, die den status quo unbedingt erhalten wollen, und den durch die Friedensschlüsse benachteiligten Staaten, die revisionistisch gestimmt sind.

So ist das Buch von einer immanenten Kritik durchzogen, deren Ergebnisse den Bewertungsmasstab für die ganze Institution des V. B.s abgeben. Bei aller Würdigung der Bedeutung des Weltclearinghauses, das der V. B. darstellt, ist G. doch skeptisch gegenüber der Frage, ob der Bund seine Hauptaufgabe, einen Krieg zwischen den Grossmächten zu verhüten, im entscheidenden Augenblick wird erfüllen können. Er wirft auch mit Recht die interessante Frage auf, ob nicht in dem Masse, wie in den Nationalstaaten die ideologischen Grundsätze, die zur Gründung des V. B.s geführt haben, ihre Geltung verlieren, auch die Genfer Institutionen berührt werden. Hugo Marx (Genf).

Daniel-Rops, *Le monde sans âme. Librairie Plon. Paris* 1932. *(255 p.; frs. fr.* 15.—*)*

Ce livre fait partie des nombreux essais publiés depuis la guerre, qui ont pour thème la décadence de la civilisation moderne et le désarroi des esprits. Il s'agit ici principalement d'un jugement de ce que M. Daniel-Rops appelle le „système machinique". Il passe ainsi en revue les problèmes qui passionnent depuis quelque temps le grand public et auxquels certains écrivains ont la prétention de donner des solutions rapides : Quelle est la valeur du machinisme pour la civilisation ? La machine prive-t-elle le travailleur de toute activité intellectuelle ? Doit-on être pour ou contre la standardisation des produits ? Quelle est la valeur du taylorisme ? du fordisme ?

M. Daniel-Rops refuse l'échappatoire commode de la responsabilité de la machine, et dénonce comme cause profonde de la décadence spirituelle du monde moderne, l'exigence de la satisfaction, le „matérialisme" (au sens chrétien du mot) et l'utilitarisme qui se manifestent dans tous les domaines. Il renvoie dos à dos capitalisme et communisme : „le mobile sur lequel repose le communisme est exactement le même que celui qui met en mouvement la civilisation capitaliste : c'est le désir de la satisfaction". Il trouve dans les signes qui annoncent un âge métaphysique irrationnel, religieux, et une nouvelle synthèse à travers „un nouveau Moyen Age", les motifs d'espérer.

Ce livre est un témoignage significatif du retour aux idéologies religieuses et antirationalistes, provoqué chez nombre d'intellectuels par le

désordre économique et social qui s'aggrave autour d'eux. Mais son contenu philosophique est faible. Il n'y a pas d'essais valables sur la civilisation qui puissent être écrits désormais sans une méditation sérieuse des sciences humaines. Georges Friedmann (Paris).

Carr-Saunders, A. M. and **P. A. Wilson,** *The Professions. Oxford University Press. London* 1933. *(III and* 294 *pp.; sh.* 25.—*)*

This book is a first attempt, so far as England is concerned, to study the related class of professional workers. The term „profession" as used in English is not one that admits of precise definition. The plan adopted in Part I of the book therefore has been to present a sketch of the functioning and organisation in England to-day of the acknowledged professions of law and medicine, followed by a similar though briefer account of other vocations having features in common with these typical professions.

The aim of Part II is to trace the evolution of the vocations described in Part I. Of the oldest professions, the lawyers and the physicians have their origin in the Church, and the medieval universities are shown to have been primarily training schools for professional men. With the decline of medieval society first one and then the other of these professions broke free from the Church and became organized in secular gilds. Other professions, like the surgeons and apothecaries, had been organized in secular gilds from the first. These gilds did not suffer the decay that overtook the medieval trading gilds, but gradually developed into the professional associations of today. To them were added, slowly in the seventeenth and eighteenth centuries, and with increasing rapidity in the nineteenth century, new associations of dentists, architects, engineers, and others, arising in response to the needs of a growingly complex society, more and more dependent upon the services of those who profess a special knowledge of some department of learning or science. A brief outline of the development of methods of training, and of testing the fitness for admission of entrante to the professions concludes Part II.

Part III is the kernel of the book. Here the material assembled in Part I is analysed with the object of throwing light upon the present problems of English professionalism. Among the topics discussed are the place of the universities in professional training, professional ethics and professional conservatism, methods of payment for professional work, and the relation of the professions to the public and the State with special reference to the socialization of such services as public health.

The method pursued has been an exhaustive search of the journals and other published literature of the various associations, supplemented by personal interviews with practising members. The result is a factual survey from which others can draw the deductions they think appropriate. In Part IV however the authors touch very briefly upon the role of the professions in the society of the future; the possibility of the extension of professionalism to other classes of workers, or even of the complete supersession of a competitive by a functional social organisation; and upon the importance in the modern world of bringing the services of the expert to the assistance of the State. G. T. Saunders (Liverpool).

Steiner, J. F., *Recreation and Leisure Time Activities. In: Recent Social Trends in the United States. Report of the President's Research Committee on Social Trends. Chapter XVIII. New York and London* 1933. *(S.* 912-957*).*

Destrée, Jules, *De l'utilisation des arts populaires dans les loisirs ouvriers. In: Revue Internationale du Travail, février* 1933.

Burns, Delisle C., *Leisure in the modern world. Allen & Unwin Ltd. London* 1932. *(*216 *S.;* 8 *s.* 6 *d.)*

Institut international de Coopération intellectuelle. Enquête sur l'utilisation des arts populaires pour les loisirs ouvriers. Rapport provisoire. Paris 1932. *(LXXI und* 211 *S.)*

Institut International de Coopération intellectuelle. Enquête sur l'utilisation des bibliothèques populaires pour les loisirs ouvriers. Rapport provisoire. Paris 1932. *(XX und* 235 *S.)*

Hansome, Marius, *World Workers-Educational Movements. Their social Significance. Columbia University Press. New York* 1931. *(*580 *S.;* $ 5.—*)*

Das Problem der Freizeitgestaltung ist besonders in den letzten Jahren durch die wachsende Arbeitszeitkürzung und Arbeitslosigkeit in den Vordergrund gerückt. Wir geben hier eine Übersicht über die wichtigere Literatur der Freizeitgestaltung aus der letzten Zeit, soweit sie sich mit den im Arbeitsprozess tätigen Menschen befasst[1]).

In dem Aufsatz Steiners wird ausgeführt, dass die vergrösserte Freizeit durch Verkürzung der Arbeitszeit Einrichtungen für zweckmässige, Massenbedürfnissen dienende Freizeitverwendung fordert. Die amerikanischen Arbeiterschichten streben allmählich nach der Art von Zerstreuungen und Betätigungen, die früher Vorrechte der anderen Klassen waren. Von allen Arten der Zerstreuung ist der Anteil an Sportkämpfen besonders wichtig. Daneben haben Kino, Rundfunk und Automobil die grössten Umwälzungen in der Benützung der Freizeit herbeigeführt. Durch seine extensive Anwendung hat das Automobil Amerika in eine Nation von Touristen verwandelt. — Die Funktionen, welche von der organisierten Freizeitverwendung erfüllt werden, sind haupsächlich dreierlei: 1. Sie unterbricht die Monotonie der Arbeit, 2. sie lässt die schweren Lebenssorgen vergessen, 3. sie dient als Ventil für angehäufte Emotionen (derartige Sublimierung dieser Gefühle dient zur Verminderung der Kriminalität). „Die grosse Verschiedenartigkeit in Sport und in Zerstreuung ist deshalb mehr als einfacher Zeitvertreib, sie ist eine lebendige Kraft im Fortschritt der Zivilisation." Die gigantische Entwicklung des Sports wird an Hand von Ziffern über die Entwicklung von Spielplätzen, Gemeindeanlagen und dgl. belegt. Es zeigt sich, dass der Sport immer stärker differenziert wird und dass sowohl aktive wie passive Sportbeteiligung stark zugenommen hat. Der gesellschaftliche Verkehr hat sich durch die Errichtung von Clubs stark vermehrt. Über die Frage, inwieweit z. B. Gesellschaftsspiele mehr als früher gespielt werden, liegen keine Daten vor; die Tatsache,

---

[1]) Vgl. auch meinen Aufsatz „Zum Problem der Freizeitgestaltung". In: Zeitschrift für Sozialforschung I, S. 336ff.

dass 1931 für 49.329.062 Kartenspiele Steuer gezahlt wurde, besagt immerhin etwas. Seit 1920 hat die Herstellung von Spielkarten um 27 % zugenommen. Unter den „Commercial Amusements“ werden besonders Kino und Radio hervorgehoben. „Die Popularität des Kinos zeigt sich darin, dass es trotz finanzieller Depression grosse Massen anzieht. Anscheinend ist es ein notwendiger Luxus, der das Familienbudget nur langsam beeinträchtigt“. Im Besitz eines Rundfunkapparates befinden sich 40 v. H. aller amerikanischen Familien. Einige charakteristische Züge der derzeitigen Freizeitverwendung in den Vereinigten Staaten sind : 1. die Entwicklung der „Outdoor recreation“, 2. die zunehmenden Bemühungen der Behörden und 3. die Popularität solcher Zerstreuungsmöglichkeiten, welche die Beziehungen der Geschlechter fördern. — Es ist kennzeichnend, dass in dem Bericht die Arbeiter- und allgemeine Volksbildung nicht einmal erwähnt werden.

Destrée betont, dass durch die Tyrannei der Maschine eine Vergröberung der Gefühle bei den Massen herbeigeführt worden sei, obwohl das Gefühl für Schönheit nie ganz verloren gehe. Der ehemalige Kultusminister Belgiens stellt dar, dass in seinem Lande ein „Conseil National“ zur planmässigen Organisierung der Freizeitverwendung mit relativ gutem Erfolg gegründet wurde und z. B. auf dem Gebiete der Volkskunst in einigen Distrikten Versuche stattfanden.

Zwar erscheinen ausführliche Abhandlungen über Verschwendung von Arbeitskraft und Gütern, doch die Frage der Verschwendung von Freizeit blieb bisher unberücksichtigt. Eine Studie über „the economics of leisure“ hält Burns für eine Aufgabe, die von der „traditionellen ökonomischen Wissenschaft völlig vernachlässigt wurde“. B. stellt fest, dass das gesellschaftliche Leben sich in den letzten fünfzig Jahren grundsätzlich verändert hat. Die Zunahme der Freizeit habe die schnelle Abschaffung einer Reihe traditioneller Gewohnheiten und einen revolutionären Einfluss auf Geschmack und Lebensgewohnheiten zur Folge gehabt. Besonders gelte dies für Essen und Kleidung. Die soziale Wirkung sei eine Verminderung der Klassenunterschiede, „welche in den Unterschieden von Kleidung und Speisen zum Ausdruck gelangten“. Heute werden täglich „Experimente neuer Formen der sozialen Gleichheit“ gemacht. Die Entwicklung des Verkehrswesens, besonders des Kraftwagenverkehrs, übt einen riesigen Einfluss auf die Freizeitgestaltung aus. Daneben haben Radio und Kino grosse gesellschaftliche Bedeutung gewonnen. „Die neuen Unterhaltungsmaschinen tendieren zu einer Angleichung in Auffassung und Haltung bei Menschen verschiedener Berufe, Einkommen oder sozialer Zugehörigkeit.“ Sie schmälern, indem sie sich zugleich an alle Schichten wenden, das Bewusstsein der Klassenunterschiede. Von einigen sozialpsychologischen Bemerkungen abgesehen bleibt das Buch an der Oberfläche. Begriffe wie „Kultur“, „Zivilisation“, „Angleichung“, „sozialer Wert“ erhalten keine konkrete Bestimmung. Die Verbesserung der Umgangsformen wird als äusserst bedeutungsvoll für die Annäherung der Klassen und Nationen angesehen. Nirgends hat der Verf. gezeigt, dass er die Zweiteilung des Arbeiterlebens innerhalb und ausserhalb des Arbeitsraums versteht ; auch wurde nicht versucht, den psychischen Einfluss des Arbeitsprozesses

zu analysieren. Nur so hätte man über die Differenzierung in der Freizeitverwendung Wertvolles sagen können. Besonders im Abschnitt über Radio und Kino zeigt sich, wie wenig sich B. über die gesellschaftlichen Funktionen dieser Einrichtungen klar ist.

Das Internationale Arbeitsamt hat im März 1931 das Internationale Institut für geistige Zusammenarbeit ersucht, eine Erhebung zu veranstalten, inwieweit Volkskunst und Volksbibliotheken allgemeine Bildung und Kultur in Arbeiterkreisen fördern. Der vorliegende Bericht behandelt nicht nur das Problem der Darbietung von Kunst an das Volk, sondern zugleich durch das Volk. Zu diesem Zweck hat das Institut sich an eine Reihe nationaler Komitees für Volkskunst und an besonders dafür qualifizierte Personen, Gewerkschaften, christliche Vereine, Lehrer und Bildungsinstitutionen gewandt. Das Hauptthema war : wie ist der in fast allen Ländern unter dem Einfluss der Industrialisierung beobachtete Abstieg der Volkskunst zu beheben ? Auf Grund der eingegangenen Berichte wird festgestellt, dass von der alten Volkskunst nur noch fragmentarisch Gesang, Musik und Theater gepflegt werden. Die Motive zur Förderung oder zur Wiederbelebung sind verschieden : hauptsächlich wird die Volkskunst als ein Mittel zur Bekämpfung „mechanistischer“ geistiger Beeinflussung durch die moderne Technik betrachtet ; Kino und Radio sollen in den Dienst „echter“ Kunst gestellt werden. Weitere Tendenzen der Volkskunst kommen in dem Bericht über Italien zum Ausdruck : die Arbeiter müssen in ihren Mussestunden aufs engste mit dem Boden, der Familie und dem Vaterland verbunden werden.

Ausführlich behandelt der zweite Bericht des Pariser Instituts die Gründung und schnelle Entwicklung der Volksbibliotheken, die als unmittelbare Folge der von den Arbeitern erlangten grösseren Freizeit zu betrachten sind. Interessant sind die Bemerkungen über die Bedeutung der Bibliotheken im Gesamtkomplex der Freizeitbewegung. In einer Gesamtübersicht werden als wichtigste Freizeitbeschäftigung Kleingärtnerei und Sportbeteiligung genannt, es folgen Musik, Theater, Berufskurse, Volksbibliotheken und schliesslich die allgemeinen Bibliotheken. In den deutschen Städten werden die Bibliotheken von 20 v. H. der Einwohner benützt. „Es kann nicht angenommen werden, dass ein höherer Prozentsatz zu erreichen ist“.

Eine ausführliche, mit viel Tatsachenmaterial belegte Studie über die Arbeiterbildung ist das Buch Hansoms. Der Verf. stützt sich auf Erfahrungen, die er während einiger Besuche in verschiedenen Ländern gemacht hat, sowie auf offizielle Dokumente hauptsächlich der freigewerkschaftlichen und der Genossenschaftsbewegung. H. hat die verschiedenen Richtungen und Auffassungen innerhalb der Arbeiterbildungsbewegung beschrieben, ohne freilich die Bedeutung dieser Richtungen soziologisch zu interpretieren. Er begnügt sich mit der Bemerkung, dass, wenn es auch eine spezifische Arbeiterbildung gebe, von einer „Arbeiterpsychologie“ nicht die Rede sein könne. In diesem Buch, das als Nachschlagewerk ohne Zweifel Bedeutung hat, zeigt sich eine grosse Überschätzung der im internationalen Masstab unternommenen Bildungsbestrebungen.

Andries Sternheim (Genf).

Familie und Fürsorge. Bibliographie hrsg. anlässlich der Zweiten Internationalen Konferenz für soziale Arbeit. Frankfurt a. M. im Juli 1932. *Selbstverlag der Arbeitsgemeinschaft Sozialhygienischer Reichsfachverbände Berlin-Charlottenburg* 1932. *(44 S.; RM.* 0.75*)*
A Bibliography on Family Relationships published by Flora M. Thurston. The National Council of Parent Education. 60 *East* 42*nd Street. New York City* 1932. *(*273 *S.; $* 2.—*)*

Die kurz nacheinander erschienenen ausführlichen Arbeiten über die Familienliteratur in Deutschland und den Vereinigten Staaten sind wohl ein Beweis für das wachsende Interesse an Familienproblemen. Beide Veröffentlichungen informieren ausführlich über das gesamte Thema, wenn auch die Methode der Zusammenstellung sich unterscheidet. Die erste Schrift ordnet die Literatur nach sozialpolitischen und bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten, wobei besonders der Lage der Familie in der Vor- und Nachkriegszeit Aufmerksamkeit geschenkt wird. In der amerikanischen Bibliographie, an deren Zusammenstellung viele hervorragende Soziologen mitgearbeitet haben, wird hauptsächlich die ab 1928 erschienene Literatur nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten eingeteilt. Nach einer Übersicht über die allgemeine Familienliteratur gibt es ausführliche Abschnitte über Familienbeziehungen, die verschiedenen Untersuchungsmethoden und, so viel wir wissen zum ersten Mal, eine Übersicht über die amerikanische Belletristik, in der die Familie eine Rolle spielt. Vor allem der Abschnitt über Familienbeziehungen zeigt die hervorragende Stellung, welche die Vereinigten Staaten dem Studium der Familiensoziologie einräumen. Ein Personen- und Sachregister vervollständigt die Ausgabe.

Andries Sternheim (Genf).

Muckermann, Hermann, *Die Familie. Schriftenreihe für das Volk. Heft* 1 : *Die naturtreue Normalfamilie ; Heft* 2 : *Die Mutter und ihr Wiegenkind ; Heft* 3 : *Keimendes Leben ; Heft* 4 : *Eheliche Liebe ; Heft* 5 : *Werdende Reife ; Heft* 6 : *Eugenik ; Heft* 7 : *Die Ehe-Enzyklika Papsts Pius XI. und die Eugenik. Ferd. Dümmlers Verlag. Berlin und Bonn* 1927, 1929, 1930, 1932. *(Jedes Heft* 16 *S.; RM.* 0.35*)*
Pribilla, Max, S. J., *Die Familie. Ideal und Wirklichkeit. Hausen Verlagsgesellschaft. Saarlouis* 1932. *(*61 *S.; RM.* 0.75*)*
Buch, Walter, *Niedergang und Aufstieg der deutschen Familie. Frz. Eher Nachf. München* 1932. *(*52 *S.; RM.* 0.70*)*
Hammer, Max, *Erziehungsprobleme des grosstädtischen Kleinbürgerhauses. Zugleich ein Beitrag zur häuslichen Erziehung überhaupt. A. W. Zickfeldt. Osterwieck-Harz* 1932. *(*99 *S.; RM.* 2.—*)*
Der alte Heim. Ein Familienbuch nach Briefen, Tagebuchaufzeichnungen, mündlicher und schriftlicher Überlieferung. Martin Warneck. Berlin 1932. *(*201 *S.; RM.* 5.—*)*

Die Schriften der ersten vier Autoren sind beachtenswert nur als Material : als Dokumente für die Ansichten von Wesen und Funktion der Familie, wie sie in weiten Kreisen herrschend sind.

Die katholische Schriftenreihe von Muckermann misst die Familie

am „Seinsollenden“ : an der „naturtreuen Normalfamilie“, die ungefähr so aussieht : sie lässt zwischen den Geburten eine „Ruhepause“ von nicht unter 20 Monaten und umfasst durchschnittlich 7—9 Kinder, die alle von der Mutter selbst genährt werden. Die Familien wohnen in einem Einfamilienhaus, das sie zumeist als eigen besitzen, obwohl die als Material zugrundegelegten Haushaltungen solche von Arbeitern (mit 2—4 Mark Tagesverdienst vor dem Kriege !), Unterbeamten, kleinen Handwerkern und Kleinbauern sind. Als „seinsollend“ wird auch die Verbindung von Familie und Privateigentum, Familie und Erbrecht usw. verkündet. — Die Schrift von Pribilla ist ein gutes Beispiel für den theoretischen Unterbau solcher „Volksschriften“. Die Familie ist „von Natur auf das Kind hingeordnet und erhält von dorther eine überragende und wesentliche Bestimmung“ (24) ; die wichtigsten „materiellen Sicherungen“ dieser Bestimmung sind Eigentum und Erbrecht. Sogar in die Definition der Familie wird diese ihre kapitalistische Funktion hineingenommen : die Familie „ist der kleinste aber wichtigste Sozialverband zur Erwerbung, Erhaltung, Vermehrung und Vererbung des Vermögens“ (30). Ihre zweite wesentliche Funktion ist die Erziehung der Kinder so, wie Staat und Kirche es zu ihrem Gedeihen fordern (41 f.). — Die traditionale Rolle der Familie wird in eine reaktionäre umgedeutet : die Familie wird zu einem Schutzwall gegen „revolutionäre Erschütterungen“, zu der grossen „Versicherung“ gegen alle Nöte und Kämpfe des Daseins (42). — Walter Buch sieht in dem Niedergang der deutschen Familie ein Werk des jüdischen „Gegenmenschen“, der seit der von ihm angezettelten französischen Revolution planmässig an der Zersetzung der deutschen Familie arbeite. Seine Erfolge zeigen sich in der Frauenemanzipation, der zunehmenden Kinderlosigkeit, Ehescheidungen usw. Die geforderten Gegenmassnahmen gipfeln in dem Befehl : „Wahre dein Blut !“

Das Ziel von Max Hammers Untersuchungen über das grosstädtische Kleinbürgerhaus ist : „gegenüber der durch die wirtschaftliche Entwicklung bedingten wachsenden Zersetzung des Familienlebens und der fortschreitenden Verstaatlichung des Erziehungswesens im modernen Erziehungsstaat die sozialpädagogische Bedeutung der Familie herauszuarbeiten“. Als Material dienten 150 Kleinbürgerfamilien einer Halleschen Volksschule, die durch Fragebogen, Besuche usw. erfasst wurden. Die Resultate, zu denen H. gelangt, bewegen sich durchgängig in einer Sphäre nichtssagender Allgemeinheit. Jede Eindeutigkeit wird vermieden ; jeder Abschnit klingt in ein „Einerseits ja — anderseits nein“ aus. Z. B. : „so haben wir versucht..., den Nachweis zu erbringen, dass die Familie... trotz mancher Mängel und trotz der Grenzen ihres Erziehungswertes im ganzen gesehen eine erziehlich wertvolle personale Umwelt bietet“ (18). — Im Vorwort bezeichnet H. seinen Standpunkt als den einer „philosophischen Pädagogik“. Eine philosophische Methodik vermochten wir nicht festzustellen. Die jedem Begriff beigegebenen Definitionen sind völlig belanglos (z. B. „die Gewöhnung ist ein Erziehungsmittel, das Gewohnheiten einpflanzen will“) ; bedenklicher noch ist das Postulieren der schwierigsten und zweifelhaftesten Zusammenhänge, als seien sie das Selbstverständlichste : „Ein wesentliches, dem Erziehungsgeschehen immanentes Moment ist das der Zielgerichtetheit.

Dieses ergibt sich aus dem Bezug objektiver-subjektiver Geist. Personen, die in das Erziehungsgeschehen zielbewusst eingreifen, schaffen in ihrer Eigenschaft als Erzieher als von der Idee des objektiven Geistes Erfüllte. Somit liegt im objektiven Geist die Ursache des Erziehungsvorgangs" (2f.).

Das Familienbuch über den alten Heim, die Biographie des berühmten Berliner Arztes E. L. Heim (1747—1838), ist von dokumentarischem Wert für die Geschichte der bürgerlichen Familie zwischen den Revolutionen von 1789 und 1830. Besonders ausführlich wird die Jugendgeschichte im Pfarrhaus eines kleinen fränkischen Dorfes behandelt : despotisch autoritäre Stellung des Vaters, härteste körperliche Züchtigung — trotzdem starker und dauernder Zusammenhalt der grossen Familie. Achtung und Bedeutung der Frau steigt mit wachsender Kinderzahl.

Herbert Marcuse (Zürich).

Ökonomie.

Solmssen, Georg, *Die Zukunft des Kapitalismus. Georg Stilke. Berlin* 1933. *(*34 *S.; RM.* 1.—*)*

Moellendorf, Wichard von, *Konservativer Sozialismus. Hrsg. u. eingel. v. Hermann Curth. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg* 1932. *(*268 *S.; RM.* 4.80*)*

Holzer, Martin, *Technik und Kapitalismus. Eugen Diederichs. Jena* 1932. *(*101 *S.; RM.* 2.40*)*

Bresky, Georg, *Die Problematik einer Wirtschaftsdemokratie. R. L. Prager. Berlin* 1932. *(*80 *S.; RM.* 3.50*)*

Epstein, Julius, *Das Schicksal der Akkumulation in Deutschland oder der Irrsinn der Autarkie. Martin Kelter. Leipzig* 1932. *(*24 *S.; RM.* 0.60*)*

Die hier angezeigten Schriften nehmen unter verschiedenen Gesichtspunkten zu den Problemen der „Zukunft des Kapitalismus" Stellung.

Die Broschüre Solmssens ist ein Plaidoyer für einen reinlichen Kapitalismus, für den Kapitalismus des ehrbaren Kaufmanns, und zugleich der Versuch einer Widerlegung der heute kursierenden planwirtschaftlichen Ideen in allen Lagern. Die Rückkehr zu einem völligen Laissez faire sei zwar unmöglich, aber „es gilt die Wirtschaft wieder vom Staate loszulösen„ und das Gewinnstreben mit dem Allgemeinwohl in Einklang zu bringen.

Die Vorträge, Reden, Aufsätze und Entwürfe von Moellendorf (dem Unterstaatssekretär im Reichswirtschaftsamt 1918/19 und Mitarbeiter Rudolf Wissels) aus den letzten Vorkriegsjahren, der Kriegszeit und der Nachkriegszeit werden hier einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Pläne Moellendorfs sind zu bekannt, als dass an dieser Stelle noch ein Wort darüber gesagt zu werden brauchte. Trotzdem lohnt es sich, diese Dokumente der deutschen Nachkriegsgeschichte aufmerksam zu lesen, auch wenn man nicht der Meinung des Herausgebers ist, dass „dieser Sozialismus, der Friedrich den Grossen und den Freiherrn vom Stein, Bismarck und Lagarde, Potsdam und Weimar zusammenzieht, heute allein das deutsche Schicksal noch zum Besseren wenden" kann.

Den Gedankengängen M.s nahe steht die Schrift von Holzer. Die Triebkraft des technischen Fortschritts im kapitalistischen Wirtschaftssystem ist der privatwirtschaftliche Erfolg — genauer das Gewinninteresse. Dem wird auch die technische Forschung an den Hochschulen und in den Werkslaboratorien untergeordnet. Das ganze Patentwesen ist auf das gleiche Ziel abgestellt. Nach einer — allerdings recht oberflächlichen und dilettantischen — Analyse der sozialen, ökonomischen und „nationalen" Rückwirkungen des Technisierungsprozesses während der letzten vier Jahre wird eine Umformung der Technik gefordert, die nicht auf kapitalistischem Profitinteresse fussen, sondern zum allgemeinen Nutzen von Staat, Volk und Nation angewendet werden soll. Es soll eine Institution (Technische Kammer) geschaffen werden, deren Aufgabe die Planung, Durchführung und Überwachung einer „akapitalistischen Technik" ist. Daneben tritt eine nationale Patentkammer und eine Reihe anderer staatlicher und Selbstverwaltungsorgane, die trotz Beibehaltung des Privateigentums die Technik zu Nutz und Frommen von Staat und Nation lenken sollen.

Bresky übt Kritik an den Programmen, die den monopolistischen Kapitalismus durch eine wirtschaftsdemokratische Organisation ablösen wollen. Er sieht die Wirtschaftsdemokratie als einen der Wunschträume und Erlösungsideologien, zu der die chiliastische Weltbewegung der Arbeiterschaft immer wieder ihre Zuflucht nimmt. Aus zwei Wurzeln der Bewusstseinsbildung stamme das wirtschaftsdemokratische Programm : aus dem Unterschieds- und dem Massenbewusstsein. Die Übertragung staatlich-demokratischer Prinzipien auf die Wirtschaft sei jedoch nicht möglich, da die Wirtschaft Unternehmerpersönlichkeiten mit Verantwortung und schneller Entschlussfähigkeit brauche.

Auf der Basis der Luxemburgischen Imperialismustheorie entwickelt Epstein das „Weltschicksal der kapitalistischen Akkumulation", die in einem zu 80 % durchkapitalisierten Milieu auf steigende Schwierigkeiten stosse und schliesslich zum Zusammenbruch des kapitalistischen Systems führen müsse. Deutschland biete das extremste Beispiel dieses Prozesses. Die Autarkieforderung und -politik zugunsten der Agrarier werde die Unmöglichkeit der Realisierung des Mehrprodukts im Binnenraum noch beschleunigen und über kurz oder lang zum Sozialismus führen.

Henry Pernet (Lausanne).

Berle, Adolf A., Jr. and Gardiner C. Means, *The Modern Corporation and Private Property. Commerce Clearing House, Inc., Chicago* 1932. *(XIII u.* 396 *S.;* $ 3.75*)*

Den Gegenstand der sehr materialreichen und ungewöhnlich wertvollen Untersuchung dieser beiden Autoren, von denen der eine (A. A. Berle) Jurist, der andere Nationalökonom ist, bildet jene — wie die Verfasser sagen — Revolution, die mit der Ausbildung des „corporate system" in USA, mit der Trennung von „ownership and control" in den effektenkapitalistischen Riesenunternehmungen der Gegenwart die ursprüngliche Institution des Privateigentums aufgelöst und damit die ökonomische und gesellschaftliche Struktur der Vereinigten Staaten umgewälzt hat. Dieses moderne „corporate system" ist nach B. und M. vor allem durch die in

solchem Ausmass früher unbekannte Konzentration der wirtschaftlichen Macht gekennzeichnet. Schon die Tatsache, dass heute in USA 200 „non-banking corporations" d. s. 0,7 % aller Unternehmungen, über rund die Hälfte des gesamten „non-banking corporate wealth" verfügen (S. 32), bedeutet einen grundlegenden Wandel gegenüber jener Zeit, in der sich noch eine „Unzahl" von Unternehmungen gegenüberstanden, von denen keine mit ihrer Produktion den Markt merklich zu beeinflussen imstande war und von denen daher auch keine isoliert einen gesellschaftlichen Machtfaktor darstellte. Bedingung dieser Konzentration ist die sehr weitgehende Zersplitterung des Aktienbesitzes, die nach den hier gegebenen Belegen bei den kapitalkräftigsten Unternehmungen am stärksten ist. Selbst der grösste Aktionär besitzt bei der United States Steel Corp. (1929) doch nur 0,74 %, bei der American Telephon and Telegraph Comp. 0,6 % der ausgegebenen Aktien, und die 20 grössten Aktionäre dieser beiden Gesellschaften verfügen immer noch erst über 5,1 bezw. 4,0 % des Aktienkapitals (S. 108f.). Bei einer solchen Zersplitterung des Eigentums ist selbst der Besitzer der umfangreichsten Aktienpakete qua Eigentümer nicht mehr in der Lage, Verfügungsgewalt auszuüben. Hand in Hand damit geht aber — von den Verfassern ausführlich geschildert — die Entwicklung von Methoden, die die „control" d. i. die faktische Macht, die Direktoren zu ernennen, selbst ohne Verfügung auch nur über eine nennenswerte Minorität der Anteile am Unternehmungskapital auszuüben erlauben. In der Tat zeigt die detaillierte Untersuchung der oben angeführten 200 Gesellschaften, dass die überwiegende Mehrzahl von ihnen, und darunter gerade die grössten, von einer Gruppe von Leuten „kontrolliert" wird, deren Aktienbesitz anteilsmässig überhaupt nicht ins Gewicht fällt (S. 69 ff., bes. S. 94). Hierher gehören vor allem jene Unternehmungen, bei denen sich die einmal bestehende Direktion selbst die Kontrolle angeeignet und gesichert hat, also z. B. die United States Steel Corp., deren 13, die kontrollierende Gruppe, controlling group, bildende Direktoren insgesamt nur 1,4 % der Aktien in Besitz haben (S. 87). Diese Trennung von Eigentum und Kontrolle ist umso bedeutsamer, als die Interessen der Kapitaleigentümer und der faktisch Verfügungsmächtigen keineswegs notwendig übereinstimmen und die ersteren selbst dann, wenn das im allgemeinen recht unbestimmt gehaltene Gesetz sie schützt, praktisch doch nicht die Macht haben, die Einhaltung ihrer Interessen durchzusetzen. Ein besonderer Abschnitt dieses Buches ist der eingehenden Darstellung all der Mittel und Wege gewidmet, die den Beherrschern der grossen Unternehmungen, den „princes of industry" gegenüber den „owners" zur Verfügung stehen. Im „corporate system", in dem so eine „Handvoll Leute" autokratisch die Wirtschaft dirigiert, besteht demnach für die Initiative der übergrossen Mehrheit kein Raum mehr. Die alten Lehren der ökonomischen Theorie von der Steuerung der Produktion durch das Selbstinteresse der Privateigentümer bedürfen daher nach B. und M. einer gründlichen Revision. Von der weiteren Entwicklung erwarten oder erhoffen die Verfasser eine Demokratisierung der ökonomischen Macht, die die Riesenunternehmungen der Kontrolle der Gesamtgesellschaft unterwerfe. Mit der Auflösung des Privateigentums sei der Weg dazu freigemacht.

Kurt Mandelbaum (Wien).

Myrdal, Gunnar, *Das politische Element in der nationalökonomischen Doktrinbildung. Aus dem Schwedischen übersetzt von Gerhard Mackenroth. Junker & Dünnhaupt. Berlin* 1932. *(XI u.* 309 *S.; RM.* 12.—*)*

M.s ausserordentlich kenntnisreiches und scharfsinniges Buch bekämpft in den Spuren Max Webers die „soziale Metaphysik" in der Nationalökonomie, d. h. „die Methode, politische Wertsetzungen zu rationalisieren und wissenschaftlich zu verkleiden". Es beschäftigt sich fast ausschliesslich mit den englischen Wirtschaftstheorien bzw. Versuchen, ein „objektives" System von Normen für die Wirtschaftspolitik abzuleiten. M. geht dabei doktrinhistorisch vor, obschon er selbst darauf hinweist, dass die vollständige Erklärung eine soziologische bzw. sozialpsychologische Analyse erforderte. Zunächst wird der allgemeine moralphilosophische Untergrund dargestellt, in dem die nationalökonomischen Doktrinen verwurzelt sind, also die Naturrechtsphilosophie und der mit ihr trotz aller Bemühungen etwa Benthams eng verbundene Utilitarismus. Besonders dieser wird hinsichtlich seiner logischen Geschlossenheit und seiner empirischen Voraussetzungen kritisiert. Darauf behandelt M. die Werttheorien, die nach seiner Meinung eigentlich keine wissenschaftliche Bedeutung haben, sondern nur direkt oder indirekt („instrumental") den wirtschaftlichen Normkonstruktionen dienen sollen. Unter diesem Gesichtspunkt wird zunächst die ricardianische Arbeitswertlehre analysiert auf eine Weise, die mehrfach Widerspruch erregen muss. M. findet den eigentlichen Grund dafür, dass die Klassiker das Arbeitswertprinzip aufstellten, in ihrer naturrechtsphilosophischen Auffassung, dass das Eigentum an Sachen allein auf der Arbeit an ihnen begründet sei. Diese mit dem Freiheitsprinzip verbundene Lehre führt aber bei aus demselben „liberalen" Prinzip folgendem Kapitaleigentum und Kapitalzins nicht nur zu theoretischen Schwierigkeiten des Arbeitswertprinzips, sondern direkt zu sozialistischen Konsequenzen im Sinne der englischen Frühsozialisten und auch von Marx, so dass das dogmengeschichtliche Problem für M. so lautet : warum haben die Klassiker keine sozialistischen Konsequenzen gezogen ? M. beantwortet die Frage später unter Hinweis auf die Malthussche Bevölkerungstheorie und die Lohntheorie. Auf die Arbeitswerttheorie folgen die Grenznutzentheorie und die modernen Wahlhandlungstheorien. Die Grenznutzentheorie ist nach M. eng mit dem Utilitarismus verknüpft ; wie dieser krankt sie an einer völlig veralteten, mit metaphysischen Vorstellungen wie Nutzenkalkül arbeitenden hedonistischen Psychologie. Vor allem ist mit Hilfe der subjektiven Wertlehre unter Annahme einer interindividuellen Vergleichbarkeit von Nutzengrössen immer wieder eine „Sozialwert"lehre zu konstruieren versucht worden, die das wichtigste Element von normativen „Welfare" — Ökonomien bildet. In diesem Zusammenhang bespricht M. auch die völlig unempirischen Konstruktionen einer „gesellschaftlichen Wirtschaftsführung" in der Verkehrswirtschaft, vor allem die ernsthafteste Theorie dieser Art : Wiesers „natürlichen Wert". Diese Vorstellung liegt auch in der Annahme, dass man das Volkseinkommen unabhängig von seiner Verteilung betrachten und praktisch maximieren könne, den „Bewei-

sen“ für den Liberalismus zugrunde, den M. mit einer besonders scharfen Kritik hinsichtlich seiner logischen Schlüssigkeit und seiner Wirklichkeitsnähe bedenkt. Diese Kritik ist deswegen so zentral, weil der Liberalismus mit besonderer Zähigkeit an der wissenschaftlichen Beweisbarkeit seiner Überlegenheit festgehalten hat. Die Kritik wird abgeschlossen durch eine Analyse der Versuche, finanzwirtschaftlich „rationelle“ Prinzipien der Besteuerung abzuleiten : das Interessenprinzip, das Leistungsfähigkeitsprinzip und die moderne Variante des Interessenprinzips bei Wicksell und Lindahl. In dem besonders anregenden Schlusskapitel fragt nun aber M. nach seiner Ablehnung der „wissenschaftlichen“ wirtschaftspolitischen Normsysteme, wie die Nationalökonomie doch praktisch sein könne, und antwortet : als Wirtschaftstechnologie. Der Grundtatbestand, von dem M. ausgeht, sind die starken Interessengegensätze. Der Wirtschaftstechnologe kann nur unter der Voraussetzung möglichst konkretisierter Interessenrichtungen den einzelnen Gruppen Ratschläge geben. Darum ist die Rekonstruktion von „Interessenfeldern“ notwendige Vorarbeit, ja mehr noch : nach den Ergebnissen der modernen Sozialpsychologie, an die M. wiederholt appelliert, ist die Ausarbeitung von „Attitüdenfeldern“ notwendig. Die Betrachtung der dabei auftretenden Komplikationen führt tief hinein in die Problematik der modernen auf Attitüdenzüchtung abzielenden politischen Methoden.

Gerhard Meyer (Frankfurt a. M.).

Engel-Reimers, Charlotte, *Der Idealismus in der Wirtschaftswissenschaft. Hrsg. v. Dr. Dorothea Bernhard-Jacobi. Mit einem Vorwort v. Prof. Dr. Max Sering. Duncker u. Humblot. München u. Leipzig* 1932. *(272 S.; RM. 9.—, geb. RM. 11.—)*

Die rationalistische Erfassung der Wirtschaft versteht die Wirtschaft nicht als Bewegung und sieht nicht, dass Wirtschaft Geist ist. Darunter fallen erstens die Rationalisten im engeren Sinn von Smith bis Böhm-Bawerk, zweitens die Empiristen (Cassel, Schumpeter, Marx) und drittens gewisse Zwischensysteme, wie die Theorien Stammlers, Stolzmanns und Spanns. „Höheren Flug muss das Denken unternehmen, als das rationalistische kann, um das Wirtschaftsleben als Geist zu erkennen, und, wie in der Wissenschaftslehre, ist es wieder deutscher Geist, der diesen Flug getan“ (S. 112). Diese idealistische Erkenntnis der Wirtschaft als „Leben“ sieht die Verf. bei den Vertretern der deutschen historischen Schule, in dialektischer Ausprägung bei List, Rodbertus, Stein. Durch die Gewinnung der Begriffe „Volksgeist“ und „Zeitgeist“ werde die Wirtschaft bei Schmoller und Sombart besonders dialektisch erfasst.

Gustav Larsen (Kiel).

Le gérant : R. Lisbonne

Psychologie : Seite

Geschichte :

Soziale Bewegung und Sozialpolitik :

Spezielle Soziologie :

Ökonomie :

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk « **Für die Zeitschrift für Sozialforschung** » zu richten an die **Librairie Félix ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e)

Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich : im März, Juli und November.

Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 100. —, Einzelhefte francs français 35.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention « **Zeitschrift für Sozialforschung** » à la **Librairie Félix ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).

La Revue paraît 3 fois par an, en mars, juillet et novembre.

Le prix de l'année est de 100 francs français.
Le numéro : 35 francs français.

Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang II 1933 Heft 3

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

INHALT.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

Bemerkungen zur Wirtschaftskrise.

Von
Friedrich Pollock.

Die verwirrenden und bedrohlichen ökonomischen und gesellschaftlichen Erscheinungsformen der Wirtschaftskrise, die ungewöhnlichen bisher stets enttäuschten Bemühungen zu ihrer Ueberwindung zwingen zu der Ueberlegung, was diese Vorgänge geschichtlich bedeuten. Zahlreiche sich widersprechende Erklärungen werden angeboten, aber gerade die mit dem grössten Autoritätsanspruch auftretenden Theorien werden durch das Fehlschlagen der Versuche, aus ihnen praktische Folgerungen zu ziehen, widerlegt. Dieser Aufsatz gibt Gedanken wieder, die in wissenschaftlichen Diskussionen und beim Studium der Tatsachen und eines Teiles der selbst für den Fachvertreter unübersichtlich gewordenen theoretischen Literatur entstanden sind und die geeignet sein mögen, manche der rätselhaften Phänomene in einen verständlichen Zusammenhang einzuordnen[1]). Er ist orientiert an der Erklärung der Grundstruktur dieser Krise aus dem Konflikt zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen, der sich ausdrückt in dem Widerspruch zwischen den unbegrenzten ökonomisch-technischen Möglichkeiten und dem begrenzten, tendenziell immer schwerer realisierbaren Ziel der Kapitalverwertung. Ferner dient die Einsicht in die Notwendigkeit eines streng bestimmbaren ökonomischen Gleichgewichtes und in die Zufälligkeit und Unstabilität seiner Verwirklichung als Leitfaden in dem Labyrinth der Tatsachen und Meinungen.

Eine Beschränkung auf rein ökonomische Fakten verbot sich im Hinblick auf die immer enger werdende Verbindung wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Gegebenheiten; diese zwingt über die Fachgrenzen hinaus zu gehen, will man sich nicht mit sehr abstrakten und lebensfremden Sätzen begnügen. Ebenso wird eine Prognose der ökonomischen und gesellschaftlichen Zukunft versucht werden. Das dringende Bedürfnis zu wissen, wohin die Reise geht, lässt den blossen Wahrscheinlichkeitscharakter derarti-

[1]) Für viele Anregungen und die Sammlung eines Teils der dieser Arbeit zugrundeliegenden sehr umfangreichen Materialien bin ich Gerhard Meyer und Rudolf Katz zu Dank verpflichtet. F. P.

ger Voraussagen als das geringere Übel gegenüber dem resignierenden „ignoramus" empfinden.

Zunächst bemühen wir uns, Klarheit darüber zu gewinnen, inwiefern diese Krise ihren Vorgängerinnen wesensgleich ist und welche Faktoren ihre Verschiedenheiten bedingen. Aus diesen Ueberlegungen lassen sich Schlüsse auf die Aussichten ihrer Ueberwindung ziehen. Für die Beurteilung der ferneren Zukunft des Kapitalismus wird ausserdem eine grundsätzliche Besinnung über die Mittel notwendig sein, die es zu erlauben scheinen, die innerhalb des Systems bestehenden Spannungen zu überwinden, ohne seine Grundlagen aufzuheben.

I.

Wer in den Jahren der amerikanischen Prosperity die Ansicht äusserte, dass diese Aufwärtsbewegung einmal ihr Ende erreichen müsse, dem wurde erklärt, er sei an eine veraltete Krisentheorie dogmatisch gebunden. Krisen seien dem Kapitalismus gar nicht eigentümlich, die früheren Konjunkturzusammenbrüche nur auf eine Häufung systemfremder Unglücksfälle zurückzuführen. Auch heute noch wird vielfach die Meinung vertreten, dass sowohl die amerikanische Wirtschaftskatastrophe wie die Weltkrise überhaupt durch „exogene" Faktoren herbeigeführt seien. Tatsächlich haben bei jeder Krise und jedem Aufschwung so viele einmalige Faktoren mitgewirkt, dass in jedem einzelnen Fall eine Erklärung aus „zufälligen" Störungs- oder Entlastungsmomenten gegeben werden kann[1]). Doch befriedigen derartige Erklärungen deshalb nicht, weil sie die typischen Regelmässigkeiten nicht deuten können, welche die Konjunkturforschung trotz fortschreitender Differenzierung immer wieder festgestellt hat. Wir halten es für erwiesen, dass der Konjunkturzyklus „endogen" verursacht ist und die Krise im wesentlichen die gewaltsame (allerdings nur vorübergehende) Wiederherstellung des in dem vorangehenden Aufschwung notwendig gestörten Gleichgewichtes bewirkt.

Betrachtet man an Hand der eingehenden Darstellungen, wie sie vom Völkerbund oder dem deutschen Institut für Konjunkturforschung in den letzten Jahren veröffentlicht werden[2]), unvorein-

---

[1]) J. Schumpeter in : Der Stand und die nächste Zukunft der Konjunkturforschung. Festschrift für Arthur Spiethoff. München 1933, S. 263.

[2]) Le cours et les phases de la dépression économique mondiale. Publié par le Secrétariat de la Société des Nations. Genève 1931 (Auteur : B. Ohlin) ;

Société des Nations, Situation économique mondiale 1932/33. Genève 1933. (Auteur : J. B. Condliffe) ;

Vierteljahrshefte für Konjunkturforschung, Berlin ;

E. Wagemann, Struktur und Rhythmus der Weltwirtschaft, Berlin, 1931.

genommen die Krisenphänomene und vergleicht sie mit typischen Konjunkturschemata[1]), so muss schon die äusserliche Übereinstimmung vieler Grundzüge auffallen. Auch diesmal führt ein äusserer Anlass, der New Yorker Börsenkrach (1873 war es ein analoger Krach in Wien) zum Ende der vorausgegangenen Investitionskonjunktur.

Dieser Zusammenbruch, der nicht aus dem unmittelbaren Anlass, sondern nur aus der vorher schon vorhandenen Labilität der Gesamtwirtschaft erklärbar ist, bringt den typischen Krisenmechanismus zur Auslösung : Produktionseinschränkung, Arbeiterentlassung, Absatzstockung, Preissturz, Kontraktion des Kreditsystems, Zahlungseinstellungen, Vertrauenskrise, Bankrotte. Der Prozess der „Reinigung", d. h. einer Austilgung der „Disproportionalitäten" durch wertmässige oder physische Vernichtung eines Teiles der Produktionsmittel und Produkte ist im Gange. Damit entsteht allmählich ein neues Gleichgewicht, das in einer Verschiebung der Relation zwischen Kosten und Preis in der Richtung zu neuer Rentabilität zum Ausdruck kommt und zusammen mit der Ansammlung flüssigen Kapitals eine Voraussetzung der Erholung bildet. Die „Naturgewalten" der Krise machten auch früher nicht vor den „gesunden" Unternehmungen halt. Was man heute „Selbstdeflation" nennt und was einen Hauptgegenstand des krisentheoretischen Streites bildet, lässt sich auch in den früheren Krisen beobachten (wenngleich nicht in der heutigen Schärfe) : der „Reinigungsprozess" bewirkt stärkste Preissenkungen, die Bankrotte verursachen und damit weitere Zwangsverkäufe und neue Zusammenbrüche, so dass man in einen fehlerhaften Zirkel gerät. Flüssiges Kapital wird vielfach nicht neu angelegt, da der vorhandene Produktionsapparat und die Vorräte ohnedies zu gross erscheinen. Viele Preise fallen unter das Niveau, auf dem selbst für die am stärksten durchrationalisierten Betriebe eine Produktion noch rentabel ist, viele Unternehmungen, die weder unsolid noch überflüssig sind, werden durch den überaus groben Krisenmechanismus bedroht.

Es ist schon öfters darauf aufmerksam gemacht worden, dass sich zeitgenössische Darstellungen früherer Krisen wie Varianten bestimmter Phasen der heutigen lesen ; in manchen Einzelheiten geht diese Übereinstimmung bis ins kleinste[2]). Mit alledem kann

---

[1]) Etwa dem von Mitchell (Business Cycles, New York 1927) oder Spiethoff (Art. Krisen in Handw. d. Staatsw. IV. Aufl.).

[2]) Vgl. etwa M. Wirth, Geschichte der Handelskrisen, Frankfurt a. M., 3. Aufl. 1883 ; ferner aus der neueren Literatur : Wagemann a. a. O. ; J. Lescure, Des crises générales et périodiques de surproduction, 4e édition, Paris 1932 ; der Völkerbundsbericht Ohlins, a. a. O. S. 308 ff. Ueber die Krise von 1857 unterrichten

aber nur gezeigt werden, dass der heutige Zustand mit früheren grosse Ähnlichkeiten aufweist, die zu der Annahme systembedingter, aus den Krisen des vorigen Jahrhunderts bekannter Ursachen berechtigen.

Nun ist es aber offenbar, dass die seit dem Ende des Jahres 1929 in USA wütende Wirtschaftskrise, die allmählich fast alle Länder ergriffen hat[1]), hinsichtlich Schwere, Dauer sowie geographischer und branchenmässiger Verbreitung alle ihre Vorgänger weit übertrifft. Die grösste Ähnlichkeit zeigt in vieler Hinsicht die 1873 ausgebrochene Krise, die erst etwa 1879, nach manchen Autoren sogar erst gegen das Ende der achtziger Jahre oder noch später überwunden war. Sie hat alle europäischen Länder und die meisten Wirtschaftszweige erfasst. Einzelne Warenpreise zeigten schwere Zusammenbrüche, allen voran der Eisenpreis, der bei seinem Höchststand im Jahre 1873 116 sh 11 d notiert hatte und 1879 auf 47 sh gestürzt war. Aber hier handelt es sich um einen Sonderfall, der durch das Zusammentreffen einer Absatzstokkung mit einer aussergewöhnlichen Senkung der Produktionskosten charakterisiert ist. Der Eisenpreis beeinflusst naturgemäss sehr stark den Preisindex der industriellen Rohstoffe, der für Deutschland 1873 mit 123,8, 1878 mit 69,7 angegeben wird (1913=100)[2]). Andere Zahlen bleiben weit hinter den heutigen zurück. So sinkt die englische Ausfuhr von 1873-79 wertmässig um kaum 25 % gegen einen Rückgang von etwa 40 % 1929/32 für Grossbritannien und rund 60 % 1928/32 für USA. Die Zahl der arbeitslosen Trade Unions Mitglieder erreicht 1879 mit 11,4 % ihr Maximum, während die American Federation of Labor für Dezember 1932 unter ihren Mitgliedern 35 % Vollarbeitslose und 20 % Kurzarbeiter zählt[3]). Die Löhne fielen zwar in einzelnen Industriezweigen erheblich, aber in England sanken sie nur von 108 in 1873 auf 102 in 1879, um dann bis 1887 ziemlich konstant zu bleiben (Basis 1867-77=100)[4]), während der Index der nordamerikanischen und deutschen Industrielöhne von 1930 bis Ende 1933 eine Senkung von über 20 % aufweist; dabei ist wegen der unzureichenden Berechnungsmethoden die effektive Senkung der Nominallöhne nur

---

neuerdings auf Grund teilweise bisher unveröffentlichten Materials zwei Aufsätze im Weltwirtschaftlichen Archiv, Oktober 1933.

[1]) Die Sowjet-Union, Japan und Palästina bilden die einzigen Ausnahmen.

[2]) Wagemann, a. a. O., S. 236. Dort finden sich weitere Zahlenangaben, ebenso in den S. 323 Anm. genannten Werken.

[3]) Annuaire Statistique de la Société des Nations. 1932/33. Genève 1933.

[4]) nach G. D. H. Cole, British Trade and Industry, Past and Future, London 1932, p. 99.

teilweise erfasst[1]). Die Schwere der heutigen Krise bedarf also einer besonderen Erklärung. Man hat versucht, sie mit der „Theorie der langen Wellen" zu geben. Danach bewegten sich die acht- bis zehnjährigen Konjunkturzyklen in einem grösseren „säkularen" System aufwärts- oder abwärts gerichteter Kräfte, und wenn der Zusammenbruch der Konjunktur auf ein Wellental im System der langen Wellen treffe, dann komme es zu einer besonders schweren Krise. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und in der Gegenwart liege ein solches Zusammentreffen vor. Die Beweise, welche hierfür mit grossem Müheaufwand gegeben wurden, beruhen auf unzulässigen Verallgemeinerungen vereinzelter Tatbestände[2]). Es muss also nach einer besseren Erklärung für den aussergewöhnlichen Charakter der Krise gesucht werden.

II.

Die Ueberzeugung, dass der Konjunkturzyklus „endogen" verursacht ist, schliesst nicht aus, dass „exogene" Faktoren ihn erheblich modifizieren können. Lehnt man auch die „äusseren" Störungsherde als einzige Erklärung für die Krise ab, so könnte man sie dennoch als Begründung für ihre Besonderheiten gelten lassen. Zwei solcher „zufälliger" Faktoren spielen offenbar bei der Verschärfung der Krise eine entscheidende Rolle : der Weltkrieg

---

[1]) Société des Nations, Situation Économique Mondiale 1932/33, Genève 1933, p. 112. Dieser Bericht kommt bei der Untersuchung der Reallöhne zu dem nur eine kleine Schicht betreffenden und auch für diese wegen der Unzulänglichkeit der Lebenshaltungsindices schiefen Ergebnis „qu'il n'est guère douteux que la plupart des salariés travaillant d'une façon permanente à horaire normal, à des taux standards, ne soient, si l'on néglige la perte des gains additionnels que fournissent les heures de travail supplémentaires, dans une situation bien meilleure qu'en 1929". Als Krisensymptom ist die Entwicklung der Kaufkraft aller Lohnempfänger besonders wichtig, und der Bericht weist selbst darauf hin, dass hier ein enormer Rückgang vorliegt. Für die verarbeitende Industrie in den USA werden in einer Veröffentlichung des Internationalen Arbeitsamtes (Bericht des Direktors, Genf 1933, S. 45) folgende Zahlen genannt :

	1929	1932 (Oktober)
Gesamte Lohnsumme	100,5	39,9
Lebenshaltungs-Index	100	78,1
Kaufkraft	100,5	52,4

Das bedeutet also eine Senkung der Lohnsumme von über 60 % und der Kaufkraft um fast 50 %.

[2]) Die Ausführungen Wagemanns über dieses Problem in seinem sonst so ausgezeichneten hier mehrfach zitierten Werk haben geradezu metaphysischen Charakter. Aehnliches gilt von der Rolle, die der Theorie der langen Wellen in dem lesenswerten Buch von J. Dobretsberger, Freie oder gebundene Wirtschaft (München 1932) zugewiesen wird.

mit allen seinen ökonomischen und politischen Konsequenzen und die Revolutionierung der Agrartechnik.

Die durch den Weltkrieg verursachten Störungen sind so gründlich beschrieben worden, dass hier eine summarische Aufzählung der wichtigsten genügt[1]). Der Krieg hat die Produktionskraft der ganzen Welt ausserordentlich erhöht und gleichzeitig durch die Zerstörung der internationalen Arbeitsteilung (Industrialisierung neuer Länder, Ziehung neuer politischer Grenzen usw.) und die Verwirrung der internationalen Kreditbeziehungen (infolge Kriegsschulden und Reparationen) die Herstellung eines neuen Gleichgewichtes sehr erschwert. Das machte sich zum ersten Mal in voller Schärfe geltend, als der aufgestaute Erneuerungsbedarf an Maschinen und Waren in der Nachkriegszeit gedeckt war[2]), und später in dem Ausbruch der Krise in Europa 1931, als für die Finanzierung der politischen Zahlungen keine weiteren privaten Anleihen mehr zur Verfügung standen. Die daraus resultierenden schweren Erschütterungen haben eine Atmosphäre grösster politischer und ökonomischer Unsicherheit geschaffen, die auf den ohnedies durch die Kriegsfolgen gestörten nationalen und internationalen Kreditmechanismus verheerende Wirkungen ausgeübt hat. Indem jedes Land Massnahmen zugunsten seiner eigenen Währungs- und Absatzinteressen trifft, schädigt es die Interessen der meisten anderen, so dass schliesslich ein heilloser Wirrwarr und gefährliche politische Spannungen entstanden. Der „normale" Konjunkturzusammenbruch erfolgte unter aussergewöhnlichen Bedingungen, unter denen die früher vorhandenen Elastizitätsfaktoren grossenteils fehlten. In dieser aufs äusserste gesteigerten Labilität aller wirtschaftlichen und politischen Beziehungen wird das im Prozess der Krise flüssig gewordene Kapital nicht neu investiert, sondern flüchtet sich in kurzfristige Anlagen oder wird in völlig anachronistischen Goldhorten aufgehäuft[3]). Es entsteht der groteske Zustand, dass grosse Länder sich kaum gegen die katastrophalen Wirkungen zu verteidigen wissen, welche die Abziehungen des vagabundierenden kurzfristigen Kapitals auf ihr ganzes Wirtschaftsleben ausüben. — Es stellt sich heraus, dass der „normale" Markt- und Krisenmechanismus nirgends mehr richtig funktioniert, weil durch mittelbare oder unmittelbare

---

[1]) Wegen der Einzelheiten vgl. die einschlägigen Kapitel bei Sir Arthur Salter, Recovery, London 1932; B. Ohlin, a. a. O.; A. H. Hansen, Economic Stabilization in an Unbalanced World, New York 1932.

[2]) In der schweren Krise von 1921, die auf dem europäischen Kontinent durch Inflation verdeckt war.

[3]) Der Völkerbundsbericht für 1932/1933 schätzt diese privaten Horte auf 1,3 Milliarden Golddollar. A. a. O. S. 326.

Kriegsfolgen allenthalben die Voraussetzungen für einen normalen Ablauf verletzt zu sein scheinen. An vielen Stellen muss der Staat eingreifen, um das Schlimmste zu verhindern, es kommt zu einem planlosen Interventionismus, der selbst die allgemeine Unsicherheit steigert und als „politischer" Störungsfaktor wirkt.

In dieses grob skizzierte Bild müssen noch die Verheerungen eingezeichnet werden, die durch den zweiten „zufälligen", vom ersten scheinbar unabhängigen Krisenherd, die Agrarkrise, angerichtet werden. Unmittelbar hervorgerufen durch die Revolutionierung der Agrartechnik in Übersee, greift sie auf die vielfältigste Weise in den Wirtschaftsablauf aller Länder ein. Eine nie gekannte Überproduktion, die nach dem Zusammenbruch der Valorisierungsversuche selbst zu ruinösen Preisen nur teilweise abgesetzt werden kann, bedroht die wirtschaftliche Existenz der Landbevölkerung, das agrarische Kreditgebäude wird aufs schwerste erschüttert, die Aussenhandelsbeziehungen der agrarischen Schuldnerstaaten und ihre Zahlungsbilanz erleiden eine katastrophale Verschlechterung. Für die eigentlichen Nutzniesser, die Bezieher der Agrarstoffe wird der Vorteil der Verbilligung zunächst in der Regel durch andere Nachteile, insbesondere durch die notwendig verlustbringenden Umstellungen aufgehoben[1]).

Bei näherer Betrachtung dieser beiden „zufälligen" krisenverschärfenden Störungsherde drängt sich bald die Frage auf, ob sie tatsächlich als „zufällig" und „einmalig" beurteilt werden dürfen. Zunächst zeigt es sich, dass es sich gar nicht um zwei verschiedenartige Störenfriede handelt, da die überstürzte Revolutionierung der Agrartechnik offenbar nur einen Sonderfall der Folgen des Weltkrieges darstellt. Durch die hohen Kriegspreise für Getreide und Landarbeiterlöhne wurde die ökonomische, durch die Entwicklung des Motorenbaus die technische Grundlage für die Revolutionierung der Agrartechnik geschaffen. Hier erheben sich sofort neue Fragen : haben die Technisierung der Landwirtschaft ebenso wie viele andere Prozesse, die gewöhnlich als Kriegsfolgen bezeichnet werden (z. B. die Industrialisierung der aussereuropäischen Länder) nicht bereits längst vor dem Krieg eingesetzt ?[2]) Und ist der Krieg selbst wirklich ein „systemfremder" nur politischer Faktor ?[3])

---

[1]) Für die Einzelheiten vgl. die obengenannte Denkschrift Ohlins sowie die bemerkenswerte Studie des gleichen Verfassers im Weltwirtschaftlichen Archiv, Juli 1932 : Ungelöste Probleme der gegenwärtigen Krise.

[2]) Vgl. hierzu das vom Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel bearbeitete und herausgegebene Werk : Der deutsche Aussenhandel unter der Einwirkung weltwirtschaftlicher Strukturwandlungen, 2 Bde, Berlin 1932.

[3]) Es ist viel zu wenig bekannt, dass der Weltkrieg unmittelbar vor dem Ausbruch einer wahrscheinlich sehr schweren Wirtschaftskrise begonnen hat.

Es lässt sich zeigen, dass die sogenannten politischen Faktoren aus den ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingungen des Kapitalismus hervorwachsen und dass sie um so häufiger als scheinbar selbständige Kräfte auftreten, wie das kapitalistische System unelastischer wird und seine inneren Spannungen wachsen. Man kann annehmen, dass das Tempo der Entfaltung, der Zeitpunkt des Auftretens, die besondere Art des Zusammentreffens der krisenverschärfenden Faktoren ebenso wie bestimmte Fehler der Politik und Wirtschaftspolitik in gewissem Sinn als einmalig und zufällig gelten dürfen. Aber es ist unrichtig, sie deshalb als „systemfremd" zu charakterisieren, da aus den inneren Spannungen des kapitalistischen Systems notwendig immer neue quasizufällige Störungsherde aller Art entstehen müssen.

Der Weltkrieg und die Friedensverträge haben zahlreiche derartige „einmalige" Störungsfaktoren geschaffen, aus welchen sich die Tiefe und schwere Überwindbarkeit der Krise teilweise erklären lassen. Darüber hinaus haben sie dauernde Veränderungen in der Struktur des kapitalistischen Systems bewirkt und beschleunigt, die das „normale" Funktionieren des Markt- und Krisenmechanismus dauernd in Frage stellen.

III.

„Over the whole range of human effort and human need, demand and supply found their adjustments without anyone estimating the one or planning the other. The individual producer pushed and groped his way to a new or expanding market... His guide was no estimate of world demand and production, but the moving index of changing prices. If he and his competitors made more than the consumer, within whatever market they could reach, would buy, prices would fall; the less efficient and advantageously placed producers would lose and be squeezed out; supply would thus in time fall below demand; prices would rise; and a little later the prospect of higher profits would again attract more capital and enterprise to production. So supply and demand would circle round a central, though moving, point of equilibrium — tethered to it by an elastic but limited attachment. Those who planned enterprises in every sphere would not so much see, as feel, their way to their market... No extended range of vision was needed or was possible. Production and distribution were adjusted by a process that was automatic, elastic and responsive[1])."

---

[1]) Sir Arthur Salter, a. a. O. S. 10 f.

Dieses Ruhmeslied auf das liberalistische Wirtschaftssystem steht in einem Nachruf, den ihm einer der bedeutendsten englischen Nationalökonomen geschrieben hat. Wenn man davon absieht, dass in Grabreden die Verdienste der Verstorbenen gewöhnlich übertrieben werden, und sich bewusst ist, dass Salters Worte grösseres Gewicht darauf legen, wie das Funktionieren gedacht war, als auf die „Reibungsverluste", die es gekostet hat, dann geben diese Sätze einen guten Einblick in einen Teil der äusseren Voraussetzungen für den Gang des Marktmechanismus. Relativ kleine Unternehmer waren für alle Zweige der Wirtschaft charakteristisch, wohl oder übel folgten sie ziemlich gehorsam den Kommandos fallender oder steigender Preise, das Kapital konnte verhältnismässig leicht aus einem übersetzten Wirtschaftszweig herausgezogen und einem rentableren zugeführt werden. Wenn man noch hinzufügt (was S. an anderer Stelle tut), dass Geld und Kredit im allgemeinen ziemlich zuverlässig funktionierten, grosse Märkte in Uebersee offen standen, Ueberraschungen der Aussenhandelspolitik selten waren, so hat man in den gröbsten Strichen eine Skizze der Bedingungen, unter denen die Wirtschaft (allerdings unter schwersten nie gezählten „Reibungsverlusten") immer wieder automatisch ihr Gleichgewicht fand.

Von diesen Voraussetzungen sind nur Trümmer erhalten geblieben, und insofern wir von „Strukturwandlungen" sprechen, soll zum Ausdruck gebracht werden, dass es sich bei der Änderung der „Daten" meistens nicht um eine vorübergehende Krisenerscheinung handelt, sondern um nicht mehr rückgängig zu machende Tatsachen. Wir nennen von ihnen hier nur die wichtigsten und nur soweit sie bei der Verschärfung der Krise und der Schwierigkeit ihrer Ueberwindung eine erhebliche Rolle spielen[1]).

An erster Stelle steht die Verschiebung des wirtschaftlichen Schwergewichts zu den Grossbetrieben, den grossen Unternehmungen und Zusammenschlüssen von Unternehmungen. So bedeutend auch die Klein- und Mittelbetriebe an Zahl sein mögen, den Ausschlag bei allen wichtigen Entscheidungen (soweit nicht besondere politische Erwägungen hereinspielen) geben die grossen Einheiten[2]). Diese streben monopolistische Marktbeherrschung an, sie haben den Willen und die Macht, innerhalb weiter Grenzen dem anonymen Diktat der Preise Widerstand zu leisten. Sie können diesem Diktat aber ohne schwere Verluste gar nicht folgen,

---

[1]) Vgl. hierzu auch Jahrgang I, S. 11 ff. dieser Zeitschrift.

[2]) Wir verstehen darunter hier sowohl die grosse Einzelunternehmung wie die als Einheit auftretenden wirtschaftlichen Verbände, Kartelle, Konzerne; bisher auch, mit bestimmten Einschränkungen, die Gewerkschaften.

da ihre organisatorische und technische Grösse sie unelastisch macht. Man kennt die verhängnisvolle Rolle, welche die „fixen Kosten“ in den Grossbetrieben spielen und die sie dazu zwingt, mit allen erdenklichen Mitteln den Konkurrenzmechanismus innerhalb und womöglich auch ausserhalb der Landesgrenzen für sich selbst auszuschalten. Das einzige dem Liberalismus zur Verfügung stehende konjunkturpolitische Mittel, die „Diskontschraube“, ist gegenüber den für die grossen Einheiten auf dem Spiele stehenden Gewinnen und Verlusten ohnmächtig. Durch einen derartigen Widerstand werden die Disproportionalitäten, die ohnedies entstehen müssen, bedeutend verschärft. In der gleichen Richtung wirkt die Macht der Trust- und Kartelldirektoren, über die Verwendung grosser Mengen eigenen und fremden Kapitals[1]) zu bestimmen, mit allen Folgen von Fehlinvestierungen oder zumindest übermässigen Kapazitätsausweitungen. Der Konkurrenzmechanismus wird vollends noch dadurch in Unordnung gebracht, dass die grossen Einheiten nicht nur über die Wirtschaftspolitik entscheiden, sondern auch der finanziellen Hilfe des Staates in jeder kritischen Situation versichert sein dürfen. Auf diese Weise werden die Wiederherstellung der gestörten Proportionalitäten, die Hauptfunktion der Wirtschaftskrise, behindert, der Konjunkturtiefstand länger, seine Verwüstungen vervielfacht. Die zunehmende Grösse und Dauerhaftigkeit des für einen Betrieb notwendigen fixen Kapitals machen ferner die erforderlichen Kapitalwanderungen von einem Wirtschaftszweig in einen anderen ebenso wie die Zuwanderung von Neukapital immer schwieriger. Auf diesen Kapitalübertragungen, die durch die relative Rentabilität der einzelnen Wirtschaftszweige reguliert wurden, beruhte aber die automatische Regulierung des wirtschaftlichen Gleichgewichts.

Die Entfaltung der modernen Technik ist auch abgesehen von ihrem Zusammenhang mit der eigentlichen Konzentrationstendenz zu den störendsten strukturellen Veränderungen zu rechnen. Seit der industriellen Revolution hat jede Generation die Leistungen der Technik angestaunt. Aber seit dem Krieg ist diese Entwicklung infolge der Verwissenschaftlichung der Produktionsmethoden und der durch die „grossen Einheiten“ zur systematischen Durchrationalisierung bereitgestellten Mittel in ein Tempo geraten, das dem groben Marktmechanismus längst entwachsen ist. Die menschenarme, kapitalintensive Massenproduktion wächst an Bedeutung und mit ihr die Gefahr dauernder Überproduktion und „strukturel-

---

[1]) Es ist eine bekannte Erscheinung, dass in der Regel die Kreditbereitschaft der Geldgeber mit der Grösse des Eigenkapitals der Kreditnehmer rascher wächst als deren Kreditwürdigkeit.

ler" Arbeitslosigkeit. Der Anteil der Produktion von Produktionsmitteln an der Gesamtproduktion steigt, und dies macht seinerseits ebenfalls das Gesamtsystem krisenempfindlicher[1]). Zuletzt hat sich die Maschine der Landwirtschaft bemächtigt und dort Umwälzungen eingeleitet, die nur mit solchen Erschütterungen wie der Ersetzung des Handwebstuhls durch den Maschinenwebstuhl vergleichbar sind. Das bedeutet aber, dass ein bisher relativ wenig krisenempfindlicher Teil der Wirtschaft, der während der Depression mildernd wirken konnte, künftighin selbst die volle Wucht der Krisen zu tragen hat.

Eine weitere entscheidende strukturelle Veränderung ist die offenbar endgültige Brechung des Monopols Europas und der Vereinigten Staaten, die Welt mit Industriewaren zu versehen. Es wiederholt sich damit auf weit grösserer Stufenleiter ein Prozess, der vor fünfzig Jahren folgendermassen beschrieben worden ist :

„Die Freihandelstheorie hatte zum Grund die eine Annahme : dass England das einzige grosse Industriezentrum einer ackerbauenden Welt werden sollte, und die Tatsachen haben diese Annahme vollständig Lügen gestraft. Die Bedingungen der modernen Industrie, Dampfkraft und Maschinerie, sind überall herstellbar, wo es Brennstoff, namentlich Kohlen, gibt, und andre Länder neben England haben Kohlen : Frankreich, Belgien, Deutschland, Amerika, selbst Russland. Und die Leute da drüben waren nicht der Ansicht, dass es in ihrem Interesse sei, sich in irische Hungerpächter zu verwandeln, einzig zum grösseren Ruhm und Reichtum der englischen Kapitalisten. Sie fingen an zu fabrizieren, nicht nur für sich selbst, sondern auch für die übrige Welt, und die Folge ist, dass das Industriemonopol, das England beinahe ein Jahrhundert besessen hat, jetzt unwiederbringlich gebrochen ist"[2]).

Setzt man anstelle von Dampfkraft und Kohle — Elektrizität, anstelle der europäischen Länder die asiatischen, so erhält man ein gutes Bild dessen, was sich auf dem Weltmarkt abspielt. Japanische Textilien, Uhren und andere Stapelartikel, indische Stoffe schlagen die europäische Konkurrenz auf den asiatischen und südamerikanischen Märkten, malayische Gummischuhe, japanische Glühbirnen und Schuhe dringen trotz höchster Zollmauern selbst in Europa ein. Während die europäische und amerikanische Produktionskapazität für Massenartikel ins Riesenhafte gewachsen ist, drohen gleichzeitig aus früheren Abnehmern sehr gefährliche Konkurrenten zu werden. Der Ausweg, den Kapitalexport und

---

[1]) Vgl. Frederick C. Mills, Economic Tendencies in the United States, New York 1932, S. 533.

[2]) Friedrich Engels im Londoner „Commonweal" vom 1. II. 1885, wieder abgedruckt im Vorwort zur Neuauflage der „Lage der arbeitenden Klassen in England" (1892).

Erschliessung neuer Märkte bisher in Krisenzeiten geboten haben, ist damit bedeutend schwerer gangbar geworden. Die Störungen der internationalen Arbeitsteilung sind zugleich Folge und Ursache eines wachsenden Protektionismus, der überdies aus dem Bedürfnis der grossen Einheiten, einen grossen Absatzmarkt möglichst dauerhaft zu sichern, ständig neue Impulse erfährt.

Mit alledem ist nur ein Teil der nicht rückgängig zu machenden Veränderungen angedeutet. Eine besondere Studie würde zeigen, dass auch auf zahlreichen anderen Gebieten, in dem Kreditsystem, den Methoden des Warenabsatzes, der Zusammensetzung und Veränderlichkeit des Massenbedarfs, der Bevölkerungsbewegung (um nur noch einige wenigstens mit Namen zu nennen) weitreichende Wandlungen eingetreten sind. Sie machen es zusammen mit den vorhergehenden Darlegungen verständlich, warum der auf Grund anderer Voraussetzungen entstandene und relativ gut funktionierende liberalistische Wirtschaftsmechanismus heute seinen Aufgaben nicht mehr gewachsen ist. Alle Anzeichen sprechen dafür, dass es vergebliche Mühe wäre zu versuchen, die technischen, ökonomischen und sozialpsychologischen Voraussetzungen für eine freie Marktwirtschaft wiederherzustellen. Die hier nur summarisch aufgezeigten strukturellen Veränderungen bewirken eine verstärkte Krisenempfindlichkeit des Gesamtsystems. Man wird in Zukunft nicht nur mit tendenziell schwerer werdenden Krisen rechnen müssen, sondern auch wegen der zunehmenden Beschleunigung der im Konjunkturablauf entscheidenden Produktionsprozesse[1]) mit einer rascheren Aufeinanderfolge.

IV

Unzählige Vorschläge sind für die Überwindung der Wirtschaftskrise gemacht worden. Von den Mahnungen der strenggläubigen Liberalen, dass beim integralen Laissez-faire auf allen Gebieten wirtschaftlicher Tätigkeit das einzige Heil liege und dass man den bewährten Kräften der Selbstheilung des Systems vertrauen solle, bis zur Forderung eines radikalen planwirtschaftlichen Um- und Neubaues gibt es eine bunte Skala von Projekten[2]). Wir

---

[1]) Die tendenzielle Abnahme der im Wirtschaftsprozess stehenden Personen in Verbindung mit der steigenden Ergiebigkeit der modernen Produktionsweise nnd der grösseren Dauerhaftigkeit der Massenprodukte hat zur Folge, dass die relative Sättigungsgrenze jeweils sehr rasch erreicht wird. Automobile, Kunstseide und Radio, aber auch viele der Pfennigartikel der Kettenläden sind charakteristische Beispiele. Vgl. auch D. H. Robertson in der Spiethoff-Festschrift a. a. O., S. 240 f.

[2]) Eine systematische Darstellung der Haupttypen bei G. Colm, Die Krisensituation der kapitalistischen Wirtschaft. Archiv f. Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik, Juli 1933.

erörtern hier kurz einige von den voraussichtlich zur Verwirklichung kommenden oder wenigstens ohne allzuschwere Eingriffe sofort möglichen konjunkturpolitischen Massnahmen und betrachten dann in den nächsten Abschnitten die grundsätzlich für die Krisenüberwindung in der Gegenwart anwendbaren Mittel.

Die „Selbstheilung“ ist nach vier Jahren unvorstellbarer Verwüstungen soweit vorgeschritten, dass es als keine unlösbare Aufgabe erscheint, durch eine Reihe von Eingriffen wenigstens die „Bereinigung“ abzuschliessen und damit die notwendigen Voraussetzungen für eine nennenswerte Erholung zu schaffen. Hierher gehört vor allem eine gründliche Revidierung des Gläubiger-Schuldnerverhältnisses, insbesondere bei den landwirtschaftlichen und politischen Schulden, die schon seit einiger Zeit in und zwischen den wichtigsten Staaten in Fluss gekommen ist[1]). Unbedingt notwendig sind ebenfalls die Ordnung des Währungssystems und damit in Zusammenhang die Sorge für das Budgetgleichgewicht in den einzelnen Staaten. Dies kann nur durch eine starke, untergeordnete Interessenwünsche rücksichtslos beiseite stellende Regierung erreicht werden. Eine solche Regierung ist ferner notwendig, um die Steuern so zu verteilen und die Löhne auf einem solchen Stand zu halten, dass die Rentabilität wirtschaftlicher Tätigkeit wenigstens von dieser Seite nicht bedroht wird. Auch gewisse internationale Vereinbarungen sind erforderlich, um einen Teil der Hemmungen für einen Wiederaufstieg zu beseitigen. Der Misserfolg der Londoner Weltwirtschaftskonferenz beweist nichts gegen die Möglichkeit solcher Vereinbarungen. Dort hatte man allerdings die Ziele zu hoch gesteckt und vergessen, dass die Zeiten des Freihandels endgültig vorbei sind und dass wegen der Verschiedenheit der Produktionsbedingungen Abmachungen über Einschränkung der Produktion (ausgenommen einige Rohstoffe) gerade den Stärksten unerträgliche Opfer zumuten müssten[2]). Auch war der Augenblick so ungünstig wie möglich gewählt, da mit einer aktiven Mitarbeit der USA nicht gerechnet werden durfte, solange man dort nicht einigermassen der überaus bedrohlichen Lage im eigenen Land Herr geworden war. In einem späteren Zeitpunkt, wenn die „innere Bereinigung“ in den

---

[1]) Das abgesehen von offener Streichung drastischste Mittel der Schuldenabwertung, die Inflation, kommt gegenwärtig (Oktober 1933) in USA auf allerhand Umwegen zur Anwendung. Teilweise Streichung ohne Bankrotterklärung erfolgte im Zusammenhang mit den Osthilfe-Massnahmen in Deutschland.

[2]) Die ohnedies bestehenden schweren Interessengegensätze werden bedeutend verschärft durch die Rücksicht auf die Kriegsindustrie (zu der allmählich alle grösseren Produktionszweige einschliesslich der Landwirtschaft gezählt werden müssen), in der jeder Grosstaat eine maximale Produktionskapazität zu behalten wünscht.

wichtigsten Ländern zum Abschluss gekommen ist und die Vorteile des Valutadumpings wegen seiner allgemeinen Anwendung in ihr Gegenteil umschlagen, kann eine internationale Vereinbarung über die Stabilisierung der Wechselkurse durchaus im Interesse aller Staaten liegen. Auch andere internationale Abmachungen über Erleichterungen des Aussenhandels sind denkbar, werden aber aus noch zu erörternden Gründen voraussichtlich nur für bestimmte Staatengruppen abgeschlossen werden. Mit der Wiederherstellung der Währungsstabilität, die bei Erfüllung der oben genannten Bedingungen von einer Wiederkehr des Vertrauens begleitet sein dürfte, wird es sinnlos, zahllose Milliarden flüssigen Kapitals in Gold oder kurzfristigen Krediten brachliegen zu lassen. Die „Plethora" des Geldkapitals, seit langem als sinnfälligstes Symptom dafür bekannt, dass die Krise in die Depression übergegangen ist, wird sich mit der wiedergekehrten Bereitwilligkeit der Kapitalisten zu neuen Anlagen endlich auch in sinkenden Sätzen für langfristige Kredite und Beteiligungen aller Art äussern. Angesichts der durch die Krise keineswegs beseitigten Überkapazitäten in allen wichtigen Wirtschaftszweigen wird die Unterbringung solchen Anlage suchenden Kapitals in den Hauptindustrieländern zunächst auf Schwierigkeiten stossen[1]). Aber hier öffnet sich das weite Feld der intensiven Erschliessung ganzer Erdteile. Afrika und Asien[2]) sind noch für riesige Mengen Kapitals aufnahmefähig, die Politik der „valorisation des colonies" kann als Grundlage einer ausserordentlichen Marktausweitung dienen. Der Prozess kann bedeutend erleichtert werden, wenn für Anleihen und Warenlieferungen die Staatsgarantie erteilt wird. Man unterschätzt gewöhnlich die Aufnahmefähigkeit derartiger Länder für neue Kapitalien. Dass es in China ausserhalb der wenigen Handelszentren noch an allem fehlt, ist bekannt. In Afrika (wo weite Gebiete durch die erfolgreiche Bekämpfung der Schlafkrankheit neu zugänglich geworden sind) kann der systematische Bau von Strassen, Eisenbahnen und Elektrizitätswerken dem ganzen Erdteil ein anderes Aussehen geben. Selbst ein schon so lange kolonisiertes Land wie Indien bietet ungeheueren Raum für neue Investitionen und damit einen zusätzlichen Markt für Produktions- und Konsumtionsmittel[3]). In dem Anpassungs-

---

[1]) Der hohe technische Stand des Produktionsapparates macht es unwahrscheinlich, dass, wie bei der Überwindung früherer Krisen, die Einführung neuer kapitalintensiver Produktionsmethoden in den alten Industrieen eine erhebliche Rolle spielen wird.

[2]) Auch die Sowjetunion. Frankreich und USA scheinen entschlossen zu sein, von dieser Möglichkeit Gebrauch zu machen.

[3]) „Most of the 500.000 villages have not yet been touched by metalled roads or railways; post offices are many miles apart; and telegraph offices still more distant from each other. Except in the north-west, the whole of the country is dependent

prozess der Konsumtion an den vorausgeeilten Produktionsapparat durch die Erschliessung neuer Märkte mag die völlige Einbeziehung der Agrarproduktion in das kapitalistische System eine erhebliche Rolle spielen. Zunächst hat die technische Umwälzung in der Landwirtschaft die Krise erheblich verschärft. Aber mit der Zeit mag sich die dadurch bewirkte Kostensenkung in einer vergrösserten Kaufkraft insbesondere für landwirtschaftliche Veredlungsprodukte und Industriewaren äussern. Andererseits werden die heute noch durch staatliche Intervention in vielen Ländern vor den „Reibungsverlusten" einer Anpassung an die veränderten Umstände bewahrten Bauernwirtschaften schliesslich doch zu einer Umstellung auf eine rationale, rechenhafte, alle anwendbaren technischen Mittel gebrauchende Produktionsweise gezwungen werden. Dieser Prozess, der zu einer Aufhebung des Unterschiedes der Lebensbedingungen zwischen Stadt und Land hintendiert, steht heute erst in seinen Anfängen. Seine Durchsetzung bedeutet eine erhebliche Markterweiterung sowohl für die Produktionsmittel- als (später) auch die Konsumtionsmittel-Industrie.

Doch mit der Durchführung der Bereinigungsmassnahmen und der dadurch geschaffenen Möglichkeit der Erschliessung neuer Märkte ist noch nicht alles geschehen, was für die Überwindung einer schweren Krise notwendig ist. Nach früheren Erfahrungen bedarf es dazu einer „Initialzündung", wie sie etwa 1848 in der Entdeckung neuer Goldfelder oder am Ende des Jahrhunderts in dem Siegeszug der Elektrizität vorlag. Man streitet darüber, was heute die Funktion einer solchen „Initialzündung" versehen könne, die Vergebung grosser öffentlicher Arbeiten (Deutschland, Frankreich), die Steigerung der Preise mit währungs- und kreditpolitischen Mitteln zur Befreiung der Märkte von preisdrückenden Vorräten, die Erhöhung der Löhne (die alte Forderung der Gewerkschaften) oder eine Kombination dieser und anderer Massnahmen (das Programm Roosevelts). Die Tatsache, dass man glaubt, eine „zufällige" Initialzündung nicht wie früher abwarten zu sollen, sondern es allenthalben für nötig hält, die Depression mit „künstlichen" Eingriffen zu überwinden, ist ein Ausdruck für die akuten Gefahren und die veränderten Systembedingungen. Nachdem ein grosser Teil der Voraussetzungen für das Funktionieren des Marktmechanismus weggefallen ist, bedarf es besonderer Eingriffe,

---

on the monsoon, and all major agricultural operations are fixed and timed by this phenomenon. Unless perennial irrigation is available climatic conditions thus restrict agricultural operations to a few months of the year." Report of the Indian Statutory Commission, vol. I, London 1930 (S. 16). Vgl. auch Report of the Royal Commission on Agriculture in India, London 1928.

um über kritische Situationen hinwegzukommen, aber auch um das ganze System weniger störungsempfindlich zu machen. Hierher gehören die zahlreichen Interventionen des Staates auf allen Gebieten wirtschaftlicher Tätigkeit, insbesondere die Förderung aller wirtschaftlichen Zusammenschlüsse (dies hat Roosevelt richtig erkannt) und eine konjunkturpolitisch orientierte Kreditpolitik, die vor einer Kontrolle der Investitionen nicht zurückschreckt (Keynes, Salter). Insbesondere spielt aber in diesem Zusammenhang die Aussenhandelspolitik eine entscheidende und folgenschwere Rolle. Denn man fragt sich neuerdings immer häufiger, ob es angesichts der Gefahren, welche die Aussenhandelsbeziehungen für jedes Land mit sich bringen, überhaupt wünschenswert ist, den gestörten Weltmarkt wiederherzustellen. Die Partei der Autarkisten hat jüngst einen so unerwarteten Bundesgenossen gewonnen wie J. M. Keynes[1]). „Lasst Güter in der Heimat herstellen“, so führt er aus, „wenn immer es sinnvoll und praktisch möglich ist, und vor allem, lasst die Finanzen in erster Linie nationale sein“. Wirtschaftliche Isolierung diene heute mehr dem Frieden als das Gegenteil. Nationale Selbstgenügsamkeit koste zwar etwas, aber es gebe triftige Gründe, sich diesen Luxus zu leisten. Überdies habe es die Technik so weit gebracht, dass die modernen Massenprodukte in fast allen Ländern und Klimaten mit ungefähr gleichem Erfolg hergestellt werden könnten[2]). Das bedeutet gewiss nicht, dass man in England Baumwolle und Wein anpflanzen, aber auch nicht, dass man sie vom „Ausland“ beziehen soll. Die logische Konsequenz dieser Einstellung ist vielmehr ein imperialistischer Autarkismus, der auf die Schaffung eines vom Ausland möglichst unabhängigen Imperiums zielt. Diese Gedankengänge sind längst aus dem Stadium akademischer Erwägungen herausgetreten. Es werden zugleich mit dem Rückgang des Welthandels die Umrisse von übernationalen Wirtschaftsblöcken sichtbar, welche ihren Teilhabern einen grossen Markt reservieren und eine relativ grosse Selbstgenügsamkeit gewährleisten könnten[3]).

---

[1]) In einem zuerst in der Londoner „Nation“ abgedruckten Artikel, deutsch in Schmollers Jahrbuch, August 1933 unter dem Titel : „Nationale Selbstgenügsamkeit“.

[2]) A. a. O. S. 79 ff.

[3]) Als solche Wirtschaftsblöcke, zu denen bereits mehr als blosse Ansätze vorliegen, könnten etwa folgende Kombinationen gedacht werden :

1. Das britische Empire mit Einschluss von Skandinavien und Teilen Südamerikas,
2. Frankreich und seine Kolonien unter Einschluss eines Teiles des Donauraumes, der östlichen Randstaaten und wahrscheinlich mit gewissen handelspolitischen Privilegien in der Sowjetunion,
3. USA unter Einbeziehung von Teilen Südamerikas und Chinas,
4. die Sowjetunion.

Wie lange eine so „angekurbelte" Konjunktur anhalten wird, ist allerdings problematisch. Im Grunde wird mit allen diesen Massnahmen an den Störungsherden nichts geändert, manche werden im Gegenteil durch diese Eingriffe noch viel gefährlicher. Jede künstliche Preiserhöhung z. B. führt in relativ kurzer Zeit zu einer ungeheueren Überproduktion, keine der vorgesehenen Massnahmen sichert die Einhaltung der notwendigen Proportionalitäten, die Industrialisierung der Kolonien schafft in naher Zukunft neue und gefährliche Konkurrenten, und die Aufteilung der Welt in Wirtschaftsblöcke führt zur Notwendigkeit ihrer bewaffneten Verteidigung gegen diejenigen, die bei der Verteilung zu kurz gekommen sind[1]).

Doch sind mit den hier skizzierten Massnahmen die Möglichkeiten des kapitalistischen Systems, sich veränderten Bedingungen anzupassen, längst nicht erschöpft. Handelt es sich dabei doch lediglich um Wege, die aus der heutigen Krise herausführen sollen. Für eine weitere Prognose ist eine grundsätzliche Besinnung über die Mittel erforderlich, über die das kapitalistische System verfügt, um mit seinen inneren Spannungen fertig zu werden.

V.

Es gehört zu den entscheidenden Merkmalen der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation, dass der Konflikt zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen heftiger geworden ist, als er je vorher war. Niemals sind die Kräfte aller Art, die der menschlichen Bedürfnisbefriedigung dienstbar gemacht werden könnten, mit solcher Wucht an die Grenzen gestossen, die ihnen durch die Art der Beziehungen zwischen den arbeitsteilig verbundenen Menschen gesetzt sind. Qualitativ bietet dieser Vorgang nichts Neues : die lange Reihe der Wirtschaftskrisen ist ein Ausdruck dafür, dass in längeren oder kürzeren Abständen die gegenwärtige Wirtschaftsform sich als unfähig erwiesen hat, die von ihr selbst entwickelten Kräfte restlos der Versorgung aller Angehörigen der Gesellschaft dienstbar zu machen. Das Bild aber, das sich heute bietet, unterscheidet sich quantitativ von dem früheren „normalen" Anpassungsprozess. Es ist ein Ausdruck dafür, dass die Produktivkräfte auf allen Gebieten heute mit einer bisher nicht gekannten Stärke an den Fesseln der Produk-

[1]) Es ist z. B. noch nicht ersichtlich ,wo in den oben angedeuteten Kombinationen Deutschland und Japan Anschluss finden sollen. Es ist denkbar, dass sich hier die Situation von 1914 unter wesentlich ungünstigeren Bedingungen wiederholt.

tionsverhältnisse rütteln, insbesondere soweit sie durch bestimmte Eigentumsverhältnisse verkörpert werden.

Aus dieser Situation ergeben sich eine Reihe von Möglichkeiten. Die logisch nächstliegende ist die Sprengung der Schranken durch den übermächtig gewordenen Druck. Alle Anzeichen sprechen dafür, dass diese Entwicklung zunächst nicht zu erwarten ist. Dagegen spielt sich vor unseren Augen deutlich ein Anpassungsprozess ab und zwar auf doppelte Weise : durch gewaltsame Verkleinerung der Produktivkräfte sowohl als durch eine Erweiterung der Grenzen, in die sie gebannt sind. Der erste Weg mag der Kürze halber in Erinnerung an die griechische Sage die „Prokrustesmethode“ genannt werden. Es handelt sich dabei um höchst gewaltsame, mit schwersten Verlusten aller Art verbundene Verfahren, die nur dadurch zu erklären sind, dass das bestehende Wirtschaftssystem in einem rücksichtslosen Kampf gegen die übermächtig gewordenen Produktivkräfte steht. Die andere Möglichkeit ist ein Lockern der Fesseln, eine gewisse Anpassung insbesondere der Eigentumsverhältnisse an die veränderten Umstände. Beide Methoden haben gemeinsam, dass sie die Grundlagen des kapitalistischen Systems unangetastet lassen. Beide lassen sich überhaupt nur gedanklich streng trennen, da viele Massnahmen unmittelbar oder in ihren Konsequenzen sowohl Züge der einen als auch der anderen tragen. — Von zahlreichen Fachleuten ist unter dem Eindruck der Weltwirtschaftskrise immer wieder ausgeführt worden, wie unvergleichlich besser die Bedürfnisbefriedigung der Menschen heute gestaltet werden könnte, wenn die bereits vorhandenen Produktivkräfte sich unter adäquaten Bedingungen frei entfalten könnten. Aus dem grossen Chor derer, die diese Meinung teilen, geben wir drei besonders eindringlichen Stimmen das Wort :

„We are, if we could but grapple with our fate, the most fortunate of the generations of men. In a single lifetime Science has given us more power over Nature, and extended further the range of vision of the exploring mind, than in all recorded history. Now, and now only, our material resources, technical knowledge and industrial skill, are enough to afford to every man of the world's teeming population physical comfort, adequate leisure, and access to everything in our rich heritage of civilisation that he has the personal quality to enjoy“[1]).

„There is a tragic irony in our economic situation to-day. We have not been brought to our present state by any natural calamity... We have a superabundance of raw materials, of equipment for manufacturing

---

[1]) Sir Arthur Salter, a. a. O. S. 302.

these materials into the goods we need, and transportation and commercial facilities for making them available for all who need them"[1]).

„Only now for the first time in human history can we speak of an opulent life released from drudgery for the whole community as a possibility for which the means are visible and at our immediate service and command. That possibility has come within sight and reach only as science has unlocked one after another the hitherto concealed treasure chambers of nature, giving us the entry of knowledge to new resources in power and materials, and in devices for using them to the uttermost for the service of human needs"[2]).

Es ist das grosse Verdienst der Technokraten, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die technischen Möglichkeiten von heute gelenkt zu haben. Man hat die sensationellen Begleiterscheinungen ihres Auftretens, die unzulässigen Verallgemeinerungen der fortgeschrittensten oder womöglich erst „im Stadium der Blaupause" (Chase) befindlichen Produktionsmethoden, die Fehler einzelner Berechnungen mit Recht kritisiert. Soweit sie auf die Kluft zwischen dem technisch heute Möglichen und seiner Dienstbarmachung für die Menschen hinweisen, behalten sie recht. Auf ihre Weise protestieren sie als Vertreter der Produktivkräfte gegen die Fesselung durch das „Preissystem". Die Beispiele für die stürmische Steigerung der Produktivität der menschlichen Arbeit, die von den Technokraten aufgeführt werden, sind so bekannt, dass sich ihre Wiederholung hier erübrigt. Sie decken sich mit den Ergebnissen der täglichen Erfahrung und den Zahlen der Produktionsstatistik. Die Möglichkeit besserer Versorgung bei kürzerer Arbeitszeit könnte den Anfang einer Reihe bedeuten, die über die intensivere Ausbildung und Organisation der Mitglieder der Gesellschaft und die dadurch ermöglichte Durchrationalisierung des gesamten Wirtschaftsprozesses zu einer Güterversorgung und Steigerung aller gesellschaftlichen Energien führt, die noch vor wenigen Jahrzehnten als Utopie hätte gelten müssen.

Dass trotz dieses potentiellen, in solchem Ausmasse nie gekannten Reichtums die Menschheit immer ärmer zu werden droht, ist ein Paradoxon, über das unzählige Laien und Fachleute in den letzten Jahren viele temperamentvolle Reden gehalten und eine unübersehbare Literatur verfasst haben. Die in der Fachwissenschaft und von den verantwortlichen Staatsmännern am häufigsten vertretene Ansicht lautet :

„The economic crisis which to-day oppresses the business world is the stupidest and most gratuitous in history. All essential circumstances —

[1]) Franklin D. Roosevelt, Looking Forward, London 1933, p. 45.
[2]) Fred Henderson, The Economic Consequences of Power Production, London 1931, p. 61.

except financial wisdom — favour an era of prosperity and well-being... But the incapacity to adjust vehicle to burden, and means of payment to requirements, has brought about a crisis, so that many are starving in a world of plenty, while all are oppressed with a sense of depression and of incapacity to meet the situation. The explanation of this anomaly is that the machinery for handling and distributing the product of labour has proved quite inadequate"[1]).

Das Problem liegt aber gerade darin, dass das Zurückbleiben des Verteilungssystems hinter der Entfaltung der Produktionsmöglichkeiten kein Zufall, keine Nachlässigkeit ist, sondern bedingt durch ein übergeordnetes Interesse : alles wirtschaftliche und gesellschaftliche Geschehen in Grenzen einzuschliessen, welche die Aufrechterhaltung der Grundlagen der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung garantieren. Da keine prästabilierte Harmonie zwischen dem Wachstum der technischen und organisatorischen Kräfte einerseits und den Herrschafts- und Verwertungsbedürfnissen des Kapitals andererseits besteht, vielmehr beides immer wieder miteinander in Konflikt gerät, so handelt es sich nicht einfach um die technische Aufgabe, den Verteilungsapparat auf denselben Stand zu bringen wie die Produktion, oder um eine „zweckmässigere Verteilung" der Einkommen, sondern um das nur aus der gesellschaftlichen Situation in seiner ganzen Tragweite zu verstehende Problem einer Anpassung der Produktivkräfte an die Produktionsverhältnisse.

Die Prokrustesmethode, d. h. die Vernichtung oder Unterdrückung von Produktivkräften kommt in allen bisherigen Wirtschaftskrisen zur Anwendung. Entsprechend der Stärke der zu bändigenden Kräfte müssen heute Mittel von einer bisher nicht gekannten Gewalttätigkeit benutzt werden. Die Wirtschaftsgeschichte kennt keine Periode, in der in solchem Umfang Rohstoffe aller Art planmässig vernichtet wurden und man es als grösste ökonomische, vom Staat in barem Gelde zu belohnende Tugend gepriesen hat, einen Teil der vorhandenen Produktionsmöglichkeiten nicht zu benutzen. Vom Umfang dieser Massnahmen erhält der Leser der grossen Tageszeitungen nur eine ganz unzureichende Vorstellung[2]). Umso deutlicher macht sich die jahrelange Brachle-

---

[1]) Aus einer Rede Lord D'Abernons, zitiert bei Henderson a. a. O., S. 60. Sperrungen von uns.

[2]) Auch aus der Fachpresse erhält man nur gelegentlich konkrete Angaben. So berichtet z. B. über die Vernichtung von Kaffee in Brasilien The Commercial and Financial Chronicle vom 1.7.1933, dass die Regierung in zwei Jahren mehr als 16 Millionen Säcke Kaffee hat zerstören lassen (die Jahresernte wird 1933 auf 26 Millionen Säcke geschätzt) ; in diesem Jahr wurden 30 Milreis für jeden vernichteten Sack bezahlt, im vergangenen Jahr sogar etwas mehr. — Ueber die ersten Ergebnisse der

gung der Arbeitskraft eines grossen Teils der bestqualifizierten Arbeiter der ganzen Welt bemerkbar, die in viel höherem Masse eine Vernichtung von Produktivkräften darstellt als die Stillegung von Fabriken oder die Verschrottung von Maschinen. Man hat verschiedene Versuche gemacht, den Schaden zu berechnen, der der Menschheit durch die „Anpassungsmethode“ entstanden ist[1]).

Jedenfalls beläuft er sich auf eine phantastisch grosse Wertsumme. Auf sie muss der Kritiker der heutigen Wirtschaftsorganisation, will er die masslose Kostspieligkeit des Systems darlegen, verweisen und nicht auf den wesentlich geringeren Betrag, der von den „Kapitalisten“ angeeignet wird.

„It is not the profit which the fortune hunter actually takes which makes the bulk of the trouble; it is the waste and maladjustment he creates in trying to take it. For every success there are scores of failures, and most of the failures are responsible for at least as much dislocation as the successes. In an economy of abundance, properly organized, we could probably stand the cash drain on purchasing power caused by the profiteers and absentee owners. What no system can bear indefinitely is the continual rowelling of its vitals by those who are trying to get rich... If we took all the income away from the wealthy and distributed it to the rest of the population, the standard of living would be increased, according to Professor Bowley, only some ten percent. But if we could eliminate the gyrations of those who are trying to become wealthy, we could abolish poverty and double the standard of living virtually over night“[2]).

Der Einwand, dass es sich nur um Krisenerscheinungen handle, bestätigt, was er bestreiten soll: dass die kapitalistische Wirtschaft

---

amerikanischen Regierungsmassnahmen zur Einschränkung der Baumwollproduktion findet sich bei Condliffe a. a. O. S. 339 die Angabe, dass die vom Staat bezahlten Prämien dazu geführt haben, dass 11 Millionen acres Baumwollpflanzungen brachgelegt bzw. eingepfluegt worden sind. — Die obengenannte amerikanische Zeitschrift berichtet in derselben Nummer über Prämien für nur teilweises Abernten des Tabaks in U. S. A., ferner am 8.7.33 über die Schlachtung von 225.000 Schafen in Chile, von denen nur der Talg verwertet werden konnte, und am 12.8.33 über Massnahmen zur Entlastung des U. S. A. — Schweinemarktes, wobei ein Teil der Tiere in Futter und Seife verarbeitet werden soll. Aus Dänemark wird berichtet, dass in diesem Jahr eine grosse Anzahl Kühe geschlachtet und verbrannt, ein Teil als Schweinefutter verwendet wurde. Vgl. zu diesen Fragen auch John Strachey, The Coming Struggle for Power, London 1932, S. 89 f.

[1]) Einer der originellsten stammt von Abbati, der für 1930 (!) eine nicht ausgenutzte Produktionskapazität („unclaimed wealth“) von 15 Md. Golddollar und einen Verlust der Produzenten von 18,5 Md. Golddollar berechnet hat. Doch sind seine Berechnungsmethoden mehr anregend als theoretisch haltbar. (A. H. Abbati, Economic Lessons, London 1932.) — W. Woytinsky hat neuerdings die Kosten der Krise bis Ende 1933 auf rund 200 Milliarden Golddollar geschätzt, d. h. etwa ebensoviel wie die Kosten des Weltkriegs.

[2]) Stuart Chase, A New Deal, New York 1932, p. 21 sq.

zum Zwecke ihrer Aufrechterhaltung einen grossen Teil der verfügbaren sachlichen Reichtümer vernichtet. Eine beängstigende Illustration der Wertvernichtung gibt die immer enger werdende Spirale, welche die monatlichen Welthandelsumsätze seit Januar 1929 graphisch darstellt[1]). Im ersten Halbjahr 1933 war der Wert des Welthandels auf 34,5 % der Umsätze im ersten Halbjahr 1929 gesunken. Wenn auch der Mengenumsatz (der als Index allerdings eine sehr problematische Bedeutung hat) „nur" um 27 % (für 1932) geschrumpft war, so gibt doch die Kontraktion der Wertumsätze eine Vorstellung von dem Ausmass der Verwüstungen weniger Jahre in den arbeitsteilig miteinander verbundenen Ländern der Welt.

Es wurde oben gezeigt, welche Kräfte in den fehlerhaften Zirkel des immer rücksichtsloseren Protektionismus hineintreiben. An dieser Stelle muss betont werden, dass es sich dabei um einen bewussten Verzicht auf die optimalen Produktionsmethoden im Interesse von Gruppeninteressen handelt. Es liegt auf der Hand, dass in einem klassen- und grenzenlosen Weltstaat eine internationale Arbeitsteilung, wie sie der klassischen Nationalökonomie vorgeschwebt hat, technisch möglich und erwünscht wäre. Die Rücksicht auf die Aufrechterhaltung der bestehenden Eigentumsverhältnisse, den ökonomischen und militärischen Schutz des investierten Kapitals erzwingt die Anwendung von Prokrustesmethoden und damit die Herabdrückung der Lebenshaltung des grössten Teiles der Menschen auf einen Stand, den kein Malthus mehr aus der Kargheit der Natur rechtfertigen kann. Konsequenterweise wird denn auch die Befreiung der Menschheit von der Sorge um das tägliche Brot als „materialistische" Zielsetzung gebrandmarkt und ein Evangelium des kargen Lebens gepredigt. Dieses Lob der Armut tritt überall dort auf, wo ein Verzicht auf die besten Produktionsmethoden bewusst gefordert wird, um die Gefahr zu bannen, die dem investierten Kapital durch technische Umwälzungen droht[2]).

Derartige Überlegungen vereinigen sich mit den aus anderen Wurzeln wachsenden Massnahmen, die sich gegen die Entfaltung der „grössten Produktivkraft", der Arbeiterklasse richten. Die kulturelle Hebung der Arbeiter, bis zu einem gewissen Grade

---

[1]) In der Völkerbundsveröffentlichung Situation économique mondiale 1932/33, a. a. O. S. 8. Die Zahlen finden sich auf S. 230 ff. und 352.

[2]) „Some authorities believe that the old system can stagger along by stabilization on a low production, low standard of living, lowe income basis. Articles are already being written in business journals to the effect that mass production has been overdone. Back to nineteenth century frugalities, hard work, and saving pennies". Stuart Chase, Technocracy, An Interpretation, New York 1933, p. 28.

durch die technische Entwicklung gefordert und begünstigt, führt zu einer wachsenden Organisierbarkeit und gleichzeitig Organisationsfähigkeit der Arbeiterklasse. Dies zusammen mit der technisch möglichen erheblichen Verkürzung der Arbeitszeit schafft eine der Voraussetzungen für die Neuorganisierung der Gesellschaft. Ein hoher Grad technischen Könnens auf vielen Gebieten der Wirtschaft und der Verwaltung, Disziplin und Verantwortungsbewusstsein tendieren in den fortgeschrittensten Ländern dazu, gerade so selbstverständliche Qualitäten des durchschnittlichen Arbeiters zu werden wie das durch die Volksschule vermittelte Wissen. Heute wirken starke Kräfte darauf hin, diese Entwicklung abzubiegen. Indem man den Massen das Evangelium des rauhen Lebens entgegenhält, gleichzeitig die Schulbildung und das Recht auf Selbstverwaltung und eigene Organisationen auf ein Mindestmass herabsetzt, kann eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine planmässige Organisation des gesellschaftlichen Lebens auf Grundlage einer bewusst geleiteten Wirtschaft in der Entwicklung gehemmt oder sogar zerstört werden[1]).

Nicht auf allen Gebieten spielt sich der Kampf um die Bändigung der Produktivkräfte in den dramatischen Formen der für jeden sichtbaren Vernichtung ab. Vereinzelt verbirgt er sich hinter Massnahmen, die scheinbar mit diesen Zielsetzungen nichts zu tun haben, so wenn veraltete, am Stand der Technik gemessen unrationelle Produktionsmethoden, z. B. Ackerbau auf ungeeigneten Böden oder der Kleinbetrieb in vielen Teilen von Produktion und Handel mit Hilfe besonderer Schutzmassnahmen, aufrechterhalten und womöglich technisch leistungsfähigere Betriebe durch administrative Akte behindert oder unterdrückt werden[2]). Es handelt sich auch hierbei um den bewussten Verzicht auf optimale Produktivität zugunsten der Erhaltung einer Gesellschaftsschicht, die den besten Rückhalt für die bestehende Ordnung bildet.

Bis zu einem gewissen Grad[3]) müssen der Prokrustesmethode auch die Massnahmen monopolistischer oder monopolähnlicher Wirtschaftsverbände zugerechnet werden, die eine Einschränkung der Produktion zwecks Hochhaltung der Preise betreiben. Sie richten nicht nur durch die Störung des Preismechanismus (z. B. durch die bekannte Hochhaltung der „gebundenen“ Preise während der Krise) unter Umständen grossen Schaden an, sondern verhin-

---

[1]) Es bestehen gewisse Gegentendenzen, wie z. B. die durch die Rooseveltschen „Codes“ garantierte Tariffähigkeit der Gewerkschaften.

[2]) Hierher gehören der in Deutschland und der Schweiz geführte Kampf gegen die Warenhäuser und Kettenläden sowie die meisten anderen Massnahmen zum Schutz des städtischen und ländlichen Mittelstandes.

[3]) Über den positiven Anpassungscharakter dieser Regulierungen vgl. S. 346.

dern auch qualitativ und quantitativ die technisch mögliche Güterversorgung zugunsten von Gruppeninteressen. Der Schaden, der damit angerichtet wird, kann wegen der Verflechtung aller Stadien der Produktion viel grösser sein, als zunächst sichtbar wird, und etwaige volkswirtschaftliche Vorteile weit überkompensieren. Zu den schädlichen Fernwirkungen der monopolistischen Wirtschaftspolitik gehört die Verwendung von Monopolgewinnen für neue Anlagen, die sich als Fehlinvestitionen erweisen, und die verhängnisvollen wirtschaftlichen und politischen Störungen, die der Kampf monopolistischer Organisationen um den inländischen Konsumenten, vor allem aber das Aufeinanderprallen der in Trusts und Kartellen zusammengeballten, staatlich gestützten Wirtschaftsmächte auf dem Weltmarkt anrichtet. Endlich gehört in diesen Zusammenhang die durch wachsende wirtschaftliche Interessengegensätze steigende Notwendigkeit kriegerischer Auseinandersetzungen mit ihren unvorstellbaren Verwüstungen. Zur Niederhaltung des inneren Feindes und zum Kampf gegen den äusseren muss eine Kriegsapparatur geschaffen werden, die einen wachsenden Teil des Sozialproduktes für sich in Anspruch nimmt und der Versorgung der Menschen grossenteils entzieht. Hierher gehören nicht nur die Waffenfabrikation, sondern auch die Bereitstellung von grossen Produktionsreserven und die Aufrechterhaltung zahlreicher „nationaler“ Produktionen (z. B. Getreide-Selbstversorgung um jeden Preis, auf die bei einer „rationalen“ Wirtschaftsgestaltung besser zu verzichten wäre). Der durch die wirtschaftlichen Gegensätze und die damit verbundene Unsicherheit geschaffene Rüstungswettlauf verschärft die Gegensätze und die allgemeine Unsicherheit und macht jede vernünftige Arbeits- und Kapitalverteilung unmöglich. Es ist sehr fraglich, ob die Versuche zur Herausbildung geschlossener, relativ autarker Gebiete an diesem fehlerhaften Kreislauf viel ändern können. Am vorläufigen Ende dieser Prozesse zeichnen sich die Umrisse neuer Kriege ab, die heute wirtschaftspolitisch gesehen nichts anderes sind als die Fortsetzung der in den Krisen von jeher wirksamen Methode der gewaltsamen „Bereinigung“ mit anderen Mitteln.

Man hält der hier vertretenen Auffassung entgegen, dass es sich bei der „Prokrustesmethode“ um systemfremde Vorgänge handle, dass im System der Konkurrenz zwar schmerzhafte Reibungsverluste vorkämen, diese aber nur naturnotwendige Wachstumserscheinungen seien. Diesen Versuchen gegenüber, die Tatsachen als systemfremd oder unvermeidliche Übel hinzustellen, ist zu sagen, dass die gewaltsame Niederhaltung der Produktivkräfte dem kapitalistischen System seit seinen Anfängen eigentümlich ist. Ihre Wirksamkeit bedeutete immer eine barbarische Ver-

nichtung von Gütern und häufig auch Menschenleben, mag aber in früheren Phasen für die Herstellung eines neuen Gleichgewichtes auf höherer Basis unvermeidlich gewesen sein. Heute aber hat sie in doppelter Hinsicht einen anderen Charakter bekommen : sie muss in einem Umfang angewendet werden, der früheren Generationen unvorstellbar gewesen wäre und der nur aus der Heftigkeit des Gegensatzes von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen zu erklären ist. Und ferner bedeutet ihre Anwendung heute nicht mehr eine unvermeidliche Notwendigkeit, sondern den Ausdruck dafür, dass bei der Wahl zwischen Aufrechterhaltung der bestehenden veralteten Produktionsverhältnisse oder besserer Bedarfsdeckung der Menschen die Entscheidung zu Gunsten der bestehenden Ordnung fällt[1]).

VI.

Es ist ein Zeichen für die Stärke der heute innerhalb des kapitalistischen Systems auftretenden Spannungen, dass die Eingriffe in die Produktionsverhältnisse zum Zwecke ihrer Anpassung an die Produktivkräfte in den letzten Jahren einen Umfang angenommen haben, wie er früher in Friedenszeiten nicht denkbar gewesen wäre. Wie auf anderen Gebieten, so hat auch hier der Kapitalismus eine ungeahnte Widerstandskraft und Anpassungsfähigkeit bewiesen. Diese Anpassungsprozesse, so mannigfaltig sie auch auftreten mögen, lassen sich im Grunde alle auf einen Nenner bringen : sie bedeuten eine mehr oder weniger tiefgehende Einschränkung der Verfügungsgewalt des einzelnen Eigentümers der Produktionsmittel, selbstherrlich über Art und Richtung seiner Wirtschaftstätigkeit zu bestimmen. Zu Gunsten der grossen Einheiten oder des Staates selbst werden die Grundrechte der liberalistischen Wirtschaftsverfassung auf weite Strecken preisgegeben. Diesen Beschränkungen entspricht ein zwar nicht juristischer, aber faktischer Anspruch auf Staatshilfe in schwierigen Situationen, zumindest für die grossen Wirtschaftssubjekte.

Verhältnismässig weit entwickelt waren schon vor dem Krieg die Trennung von Kapitalbesitz und dispositiver (Unternehmer-) Tätigkeit in Aktiengesellschaften und den effektenkapitalistischen Organisationen höherer Ordnung. Diese Zentralisierung der „Kon-

---

[1]) Es lassen sich manche Beispiele dafür geben, dass diese Wahl bewusst getroffen wird. In der Regel mag der Entschluss, „Eigennutz vor Gemeinnutz" gehen zu lassen, dadurch erspart bleiben, dass die Möglichkeit einer fruchtbaren Umgestaltung der Produktionsverhältnisse nicht zugegeben wird.

trolle" in einer Hand ohne faktische Einspruchsmöglichkeit der weitverstreuten Besitzer hat neuerdings riesigen Umfang angenommen[1]). Hier liegt offenbar eine wichtige Lockerung der durch die Institution des Privateigentums ursprünglich geschaffenen Fesseln vor. In demselben Sinne kann die für die grossen Einheiten gegebene Leichtigkeit der Finanzierung, sei es durch Selbstfinanzierung oder die aus der Grösse des Unternehmens (manchmal zu Unrecht) abgeleitete besondere Kreditwürdigkeit, gedeutet werden[2]).

Eingriffe in die Privilegien der Privateigentümer wie im „corporate system" liegen bei Trusts und Kartellen vor[3]). Die Vereinheitlichung der Produktions- und Preispolitik für einen ganzen Wirtschaftszweig, die Möglichkeiten der Ausschaltung rückständiger Betriebe und der Verhinderung von Fehlinvestitionen auf Grund genauer Kenntnis der vorhandenen Produktionskapazität können zu einer relativ rationalen, von den Fehlspekulationen der Kapitalbesitzer unberührten Anwendung der vorhandenen Produktivkräfte führen. Allerdings handelt es sich hier bisher vorwiegend um eine theoretische Möglichkeit. In der Praxis haben die meisten monopolistischen Organisationen weder die notwendige Elastizität der Preispolitik noch die erforderliche weitschauende Planmässigkeit bei ihren Investitionen gezeigt.

Noch viel einschneidendere Veränderungen bringt die rapid zunehmende Einmischung des Staates in das gesamte Wirtschaftsleben. Er hat bereits Geburtshelferdienste in der Frühzeit des Kapitalismus erwiesen, wurde dann beiseite geschoben und kommt ihm heute bei seinen wachsenden Schwierigkeiten wieder zu Hilfe.

Für uns handelt es sich nicht um die Beschreibung der verschiedenen Arten und Gebiete staatlicher Eingriffe, sondern um die wichtigsten unter den Fällen, wo eine Modifizierung der Produktionsverhältnisse durch staatliche Intervention vorliegt.

Diese Eingriffe in die durch den Liberalismus postulierte Vertragsfreiheit, die immer zahlreicher werden, können als schwächste Form dieser Anpassungsversuche gelten. Sie erfahren eine bedeutende Verschärfung, wenn die bisher freiwilligen wirtschaftlichen Zusammenschlüsse durch staatliche Massnahmen gefördert

---

[1]) Vgl. Berle and Means, The Modern Corporation and Private Property. New York 1932. Besprechung in dieser Zeitschrift Jahrgang II, S. 317 f.

[2]) Hier soll gleichzeitig für alle anderen in diesem Zusammenhang behandelten Anpassungsphänomene nochmals bemerkt werden, dass dieselben Massnahmen häufig auch zerstörende Wirkungen im Gefolge haben. So hat z. B. die Selbstfinanzierung bezw. die leichte Kreditbeschaffung häufig zu den schwersten Fehlinvestitionen geführt.

[3]) In USA waren sie in der Regel bis zur „Nira" — Gesetzgebung gezwungen, sich dieses „corporate system" zu bedienen.

oder, wie es neuerdings immer häufiger vorkommt, sogar erzwungen werden (Italien, Deutschland, die Rooseveltschen Codes). Ein weiterer Schritt ist die Verstaatlichung einzelner Unternehmungen oder ganzer Wirtschaftszweige, bei denen wie etwa beim Verkehrswesen die Unwirtschaftlichkeit der Konkurrenz auf der Hand liegt. Selbst wenn die Form von Erwerbsgesellschaften beibehalten wird (z. B. Deutsche Reichsbahn A. G., Dresdener Bank, British Broadcasting Corp. usw.), wird die Tätigkeit derartiger Unternehmungen nicht mehr ausschliesslich durch Rentabilitätsgesichtspunkte bestimmt. Während die bisher genannten staatlichen Interventionen auch früher schon eine gewisse Rolle spielten, bilden die bewussten konjunkturpolitischen Massnahmen in der neuerdings zu beobachtenden Mannigfaltigkeit und Intensität eine neue Stufe „staatskapitalistischer" Eingriffe. Sie sind ein Symptom dafür, dass der bisherige „Automatismus" teilweise, wenngleich nur mit problematischem Erfolg durch neue Methoden ersetzt werden kann, ohne dass damit die Grundstruktur der bestehenden Ordnung berührt wird.

Die vielen Pläne für konjunkturpolitische Eingriffe durch verschiedene währungs- und kreditpolitische Massnahmen oder durch staatliche Arbeitsbeschaffung haben in der „Nira" — Politik Roosevelts die radikalste Anwendung gefunden, die die Geschichte des Kapitalismus bisher kennt. Die Grundsätze der Unternehmerinitiative und des privaten Gewinnstrebens bleiben in Kraft, aber es sind ihnen sehr starke Schranken gezogen. Gesetzliche Vorschriften und der Druck der öffentlichen Meinung sollen zusammenwirken, um von den einzelnen Wirtschaftssubjekten dasjenige Verhalten zu erzwingen, welches der plebiszitäre Diktator für die „recovery" als notwendig erachtet. Die angewandten Mittel sind bekannt. In unserem Zusammenhang interessieren die Organisierung von Unternehmern und Arbeitern, die Festsetzung von Mindestpreisen und — löhnen, die Versuche einer Neuordnung des Gläubiger-Schuldnerverhältnisses sowie des gesamten Bankwesens, die Massnahmen zur Regulierung eines Teiles der Rohstoffproduktion und das Programm für öffentliche Arbeiten. Alle diese Interventionen greifen in die Eigentumsverhältnisse viel stärker ein, als es bisher in den USA möglich gewesen wäre. Wie weit diese Politik über partielle Erfolge hinausführt, lässt sich heute noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Dass sie theoretisch auf einer verkehrten Kaufkrafttheorie beruht, ihre Eingriffe in der Hauptsache nur Symptome kurieren und damit zu rechnen ist, dass sie dazu beiträgt, vorhandene Disproportionalitäten zu verschärfen und neue zu schaffen, alles dies begründet den Zweifel, ob dieses Experiment die Vereinigten Staaten aus der Krise herausführen

wird. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass alle neu angewandten Methoden sich als unbrauchbar erweisen werden. Vielmehr spricht vieles dafür, dass diese und noch stärkere Eingriffe in Zukunft nötig sein werden.

Derartige Interventionen grössten Stiles zeigen sich allenthalben in der Aussenhandelspolitik. Aus dem früher angewandten Protektionismus hat sich eine mehr oder weniger lückenlose Aussenhandelskontrolle entwickelt, die zu einer staatlichen Leitung des Aussenhandels hintendiert. Lautman hat in seinem vorzüglichen Buch über die Aussenhandelspolitik mit Recht darauf hingewiesen, dass die Entwicklung bei der Leitung des Aussenhandels nicht stehen bleiben könne, sondern mit innerer Notwendigkeit zu einer einheitlichen Leitung der gesamten Wirtschaft dränge[1]).

Erfolgt diese Leitung durch eine staatliche Zentrale, dann ist der äusserste Punkt bezeichnet, bis zu dem die Produktionsverhältnisse modifiziert werden können, ohne dass die Grundlagen des kapitalistischen Systems aufgehoben werden. Es bestehen aber erhebliche Zweifel, ob eine solche kapitalistische Planwirtschaft überhaupt möglich ist. Zunächst würde sie nur bedeuten, dass die mächtigsten und den Staat beherrschenden kapitalistischen Gruppen allen übrigen die Bedingungen ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit diktierten. Das muss in einer konsequenten Planwirtschaft dahin führen, dass jede selbständige Unternehmertätigkeit aufhört und durch die Anordnungen der zentralen Planstelle ersetzt wird. Diese hätte für eine Beseitigung der Konjunkturschwankungen im Sinne einer gleichmässigen Wachstumsregulierung zu sorgen. Es wird immer mehr anerkannt, dass mit einer bloss quantitativen Kredit- und Währungspolitik keine Stabilisierung der Konjunktur erreicht werden kann[2]). Das führt aber zu der Notwendigkeit einer umfassenden Kenntnis der gesamten Wirtschaftsprozesse und einer darauf basierenden, bis ins einzelne gehenden Regelung zumindest der Investitionen und damit des grössten Teiles der Produktion[3]). Eine solche totale Regelung, die technisch mit den heute verfügbaren Mitteln in weitem Masse möglich wäre, ist qualitativ etwas ganz anderes als die bisher vorgenommenen partiellen Eingriffe. Sie setzt voraus, dass die mächtigsten Gruppen sich zugunsten des kapitalistischen Gesamtinteresses über eine planwirtschaftliche Politik verständigen, die die Gewinnin-

---

[1]) Jules Lautman, Les aspects nouveaux du protectionnisme, Paris, 1933.

[2]) Vgl. zu dieser Frage die neuerdings ziemlich lebhafte Diskussion über das „neutrale" Geld, deren neuester Stand bei W. Egle dargestellt ist (Jena 1933).

[3]) Dabei unterstellen wir zunächst einmal, dass die Regulierung des Konsums mit den Mitteln der Preispolitik möglich ist.

teressen einzelner dieser Gruppen sehr stark berühren muss. Eine solche allmächtige Planzentrale (das „Generalkartell" in etwas modifizierter Form[1])) hätte dann über das Wohl und Wehe aller übrigen Wirtschaftssubjekte, Kapitaleigentümer und Arbeiter eigenmächtig zu bestimmen, soweit sie nicht bei ihrer Willensbildung ausschlaggebend mitbeteiligt wären.

Ob es jemals zu einer derartigen Modifikation der Produktionsverhältnisse auf kapitalistischer Grundlage auch nur in nationalem Masstab kommen wird, steht dahin ; gewisse Tendenzen dazu sind sichtbar und werden von einem Teil der staatlichen Bürokratie sowie den arbeitslosen Kandidaten für neue Verwaltungsstellen ernsthaft unterstützt. Aber es liegen auch grosse Widerstände auf ihrem Weg. Die wichtigsten sind die Interessengegensätze innerhalb der stärksten Gruppen und die Unsicherheit, ob die neuen technischen Aufgaben überhaupt lösbar sind[2]). Sollten aber die Schwierigkeiten des kapitalistischen Systems sich weiter verschärfen, so werden vermutlich im Interesse der Rettung des Systems auch diese Hemmnisse — wenn auch unter schwersten Kämpfen — überwunden werden. Eine solche Umbildung der Wirtschaftsmethoden ist notwendig von einer totalen Veränderung der politischen Organisation der Gesellschaft begleitet. Die Ereignisse der letzten Jahre haben gezeigt, welche Züge die dem Monopolkapitalismus entsprechenden politischen Formen tragen.

Es bleibt die Frage offen, ob es einer solchen kapitalistischen Planwirtschaft gelingt, die Grundlagen des Systems, das Privateigentum und seine Verwertung, auf die Dauer zu sichern. Zunächst könnte ihre regulierende Tätigkeit eine rationalere Bewirtschaftung eines Teiles der Produktivkräfte bewirken, ihren im System nicht verwertbaren Teil methodisch vernichten[3]). Sollten trotzdem neue grosse ökonomische und gesellschaftliche Schwierigkeiten auftreten (und dies ist wahrscheinlicher als das Gegenteil), dann dürfte der Punkt erreicht sein, wo die erneut zur Fessel gewordenen und nicht weiter modifizierbaren Produktionsverhältnisse dem Druck der Produktivkräfte nicht mehr standhalten.

---

[1]) Vgl. die neueste Kritik bei John Strachey, a. a. O. S. 246 ff. (vgl. auch die Besprechung in diesem Heft der Zeitschrift, S. 456.)

[2]) Die früher von uns geäusserte Ansicht, dass die Degradation des Kapitalbesitzes zu einem blossen Rententitel eine kapitalistische Planwirtschaft unannehmbar mache (vgl. diese Zeitschrift Jahrg. I, S. 27), können wir angesichts der inzwischen sichtbar gewordenen Möglichkeiten der Massenbeherrschung nicht mehr zu den schwerwiegenden Einwänden zählen.

[3]) Schon hieraus ergibt sich, dass in einer solchen Ordnung bei weitem nicht alle Kräfte für die Bedürfnisbefriedigung angewandt werden, die in einer daran orientierten Wirtschaft hierfür dienstbar gemacht werden könnten.

VII[1]).

Die Analyse der Krisenursachen, der Aufweis der für die Überwindung der gegenwärtigen Weltkrise anwendbaren besonderen Mittel und die grundsätzlichen Betrachtungen über die möglichen Methoden der Aufhebung gefährlicher Spannungen zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen führen zu dem Schluss, dass es falsch ist, das notwendige Ende des Kapitalismus für eine nahe Zukunft vorauszusagen. Die Dauerhaftigkeit eines Wirtschafts- und Gesellschaftssystems ist aber nicht nur abhängig von seinen „technischen" Mitteln für die Bewältigung seiner ökonomischen Aufgaben, sondern ebenso von der Widerstandskraft derjenigen Schichten, die die Lasten der bestehenden Ordnung zu tragen haben. Diese Widerstandskraft ist, wie die Erfahrung lehrt, in der Vergangenheit weit überschätzt worden, das veränderte Gewicht der Arbeiterklasse im Wirtschaftsprozess, die Umwälzungen in der Waffentechnik und die ausserordentliche Vervollkommnung der geistigen Massenbeherrschung lassen auf absehbare Zeit einen solchen Widerstand nur im Gefolge schwerster Katastrophen als möglich erscheinen.

Was zu Ende geht, ist nicht der Kapitalismus, sondern nur seine liberale Phase. Ökonomisch, politisch und kulturell wird es in Zukunft für die Mehrzahl der Menschen immer weniger Freiheiten geben. Wie weit es mit Hilfe der wachsenden Bindungen auf ökonomischem Gebiet gelingen mag, Krisen auszuschalten, lässt sich nicht mit Sicherheit voraussagen. Es ist bisher nicht erwiesen, dass der Verwertungsdrang des Kapitals durch seine Zusammenballung in grosse Einheiten nachlässt. Ebensowenig wird diese Verwertung durch die Beherrschung des Inlandsabsatzes gewährleistet. Man muss deshalb damit rechnen, dass die zerstörenden Kräfte, die durch Ausschluss der Konkurrenz mittels Kartellpolitik und rücksichtslose Aussenhandelsregulierung von dem beherrschten Gebiet ferngehalten werden, auf den bestrittenen um so heftiger aufeinanderstossen[2]). Wenn auch diese Zusammenstösse die auch aus anderen Ursachen bestehende Kriegsgefahr dauernd wachhalten, so wäre es falsch, für die nahe Zukunft anzunehmen, dass es in kurzen Abständen zu kriegerischen Verwicklungen grössten

---

[1]) Der Raum gestattet weder eine nähere Begründung der folgenden Prognosen, noch ihre Illustration mit dem reichlich vorhandenen Material. Sie mögen deshalb als Arbeitshypothesen genommen werden.

[2]) Hierzu gesellt sich der Kampf der Monopole innerhalb der Landesgrenzen um den Konsumenten.

Umfanges kommen müsse. Noch ist die Welt bei weitem nicht durchindustrialisiert, noch können internationale Vereinbarungen auf längere Zeit einen Interessenausgleich schaffen, noch bestehen Möglichkeiten, die notwendigen Proportionalitäten auf immer höherer Stufenleiter wiederherzustellen, noch lassen sich die rebellischen Produktivkräfte durch die Prokrustesmethode in den gegebenen Rahmen hineinzwängen, und noch lange nicht sind die übrigen Elastizitätsfaktoren bis an die äusserste Grenze ausgenutzt. Erst eine viel spätere Zukunft scheint für das bestehende System ökonomisch ausweglos zu werden. Allerdings sprechen viele Anzeichen dafür, dass in einer nahen Zukunft die konjunkturellen Ausschläge sehr heftig, die Konjunkturen kurz und die Depressionen lang und tief sein werden. Doch kann eine zielbewusste, vor keinem Eingriff zurückschreckende Konjunkturpolitik für einzelne Länder wesentliche Milderungen bringen.

Von den gesellschaftlichen Schichten wird eine immer mehr zusammenschrumpfende Gruppe wirtschaftlicher Feudalherren und ihrer obersten Funktionäre der eigentliche Nutzniesser der kapitalistischen Ordnung sein. „Two-thirds of American Industry is concentrated in a few hundred corporations, and actually managed by not more than five thousand men... Fewer than three dozen private banking houses, and stock — selling adjuncts in the commercial banks, have directed the flow of capital within the country and outside it. Economic power is concentrated in a few hands. A great part of our working population has no chance of earning a living except by the grace of this concentrated economic machinery[1]).“

Die selbständigen Mittelschichten werden mit dem Proletariat die Hauptlast der Krisen und der Konjunkturpolitik zu tragen haben. Trotz aller aus den elementarsten Erwägungen der Selbsterhaltung durch die herrschenden Mächte getroffenen Hilfsmassnahmen wird nur ein immer kleiner werdender Teil seine wirtschaftliche Selbständigkeit bewahren können. Die anderen werden in dem anschwellenden Staatsapparat Aufnahme finden oder ins Proletariat versinken[2]). Die angebliche „Renaissance“ des Mittelstands, sein scheinbar selbständiges Auftreten mit dem Anspruch auf massgebende Teilnahme an der Staatsmacht ist

---

[1]) F. A. Roosevelt, a. a. O. S. 223 f.

[2]) Die aus dem Mittelstand stammende gebildete Jugend bildet eines der wichtigsten Rekrutierungsgebiete für den staatlichen Machtapparat. In diesem Zusammenhang ist es lehrreich, dass in Japan im Jahre 1933 von 55.000 Studenten, die ihre Examina abgeschlossen haben, mehr als 30.000 Ingenieure, Techniker, Ärzte usw. keine Arbeit finden konnten. Von 21.000 Diplomkaufleuten haben nur 9.000 feste Stellungen erhalten. Aus japanischen Zeitungen, abgedruckt in „Lu“ vom 6.X. 33.

wahrscheinlich eine Übergangserscheinung, die nur so lange dauert, bis die Neuorganisierung des staatlichen Machtapparates auf diktatorischer Grundlage beendet ist. Schon heute wird ein grosser Teil der mittelständischen Ansprüche nur phantasiemässig statt real ökonomisch befriedigt.

Starke Kräfte wirken dahin, die Hand- und Kopfarbeiter aus ihrer bisherigen ökonomischen Schlüsselstellung zu vertreiben und sie politisch ohnmächtig zu machen. Die systematische Anwendung aller technischen Hilfsmittel in Werkstatt und Büro, der Zug zu immer kapitalintensiverer Produktionsweise, die offenbare Tendenz zum menschenleeren oder zumindest menschenarmen Arbeitsraum führen zu „struktureller" Arbeitslosigkeit zahlreicher „Hände" und Köpfe und gleichzeitig zu einer scharfen Differenzierung unter den Beschäftigten. Diese gliedern sich in eine tendenziell rasch schrumpfende Gruppe hochqualifizierter Kräfte für den Bau und die Überwachung der Produktionsmittel sowie für die relativ wenigen Produktionsmethoden, bei denen man gelernte Arbeitskräfte brauchen wird, und auf der anderen Seite in die Masse der bloss Angelernten oder Ungelernten, die — ähnlich bestimmten Waren — „vertretbar" sind, d. h. aus dem Heer der Arbeitslosen beliebig ersetzt werden können. Die Löhne der neuen „Arbeiteraristokratie" werden aus technischen und politischen Gründen ziemlich hoch sein, die der Unqualifizierten können durch keinerlei Gewerkschaftspolitik über ein variables Existenzminimum gehoben werden. Es ist anzunehmen, dass die wachsende Schwierigkeit der Kapitalverwertung eine Anwendung der nur für einen Teil des Kapitals unmittelbar vorteilhaften Politik der hohen Löhne nicht erlauben wird. Gegen diesen Druck ist die Masse der Arbeitnehmer ohnmächtig, da die Streikwaffe stumpf geworden ist und eine eigene politische Interessenvertretung nicht zugelassen werden wird. Gewaltsamer Widerstand kann angesichts des Standes der Waffentechnik kaum Aussicht auf Erfolg haben. Aber auch der Kampfwille der grossen Massen wird gebrochen werden, sowohl durch die modernen Methoden der Massenbeherrschung als auch durch eine Entwicklung zu einer Art Verbeamtung, die sich heute bereits deutlich abzeichnet. Immer stärker wird nämlich relativ regelmässige Beschäftigung zu einem Privileg, das ähnlich wie die Eigenschaft als Beamter nicht bloss durch einwandfreie Arbeitsleistung, sondern auch durch eine „zuverlässige" Gesinnung stets aufs neue erworben werden muss. Wer sich als „unzuverlässig" erweist oder gar aktiven Widerstand gegen die bestehende Ordnung versucht, ist nicht bloss mit dem Verlust des Arbeitsplatzes, sondern darüber hinaus mit dem Entzug jeder Unterstützung bedroht, d. h. mit seinem

und seiner Familie sicheren Untergang. Die Vernichtung der Widerstandskraft der Arbeiterklasse wird vollendet werden durch diese Differenzierung der Arbeitslosen in solche, die wieder auf Beschäftigung rechnen dürfen, und die „unzuverlässigen Elemente“, denen dieses Privileg vorübergehend oder dauernd verweigert wird.

Zur Charakteristik der Regierung, unter welcher sich dieser ganze Prozess vollzieht, gehört ihre ausschliessliche Abhängigkeit von den mächtigsten gesellschaftlichen Gruppen und die Unabhängigkeit von allen übrigen. Daher können die notwendigen staatlichen Massnahmen verhältnismässig reibungslos beschlossen und durchgeführt werden. Der Parlamentarismus war zu diesem Zwecke schlecht geeignet, er entsprach einer weniger fortgeschrittenen Zusammenballung der wirtschaftlichen Macht. Infolge der Befreiung von den Bedingungen des Parlamentarismus und der Verfügung über den gesamten Apparat der psychischen Massenbeherrschung scheinen die dieser Epoche angemessenen Regierungen von den Klassen unabhängig zu sein und unparteiisch über der Gesellschaft zu stehen. Eine soziologische Analyse der neuen Staatsform ist eine Aufgabe, die erst noch zu lösen ist; die im vorstehenden erörterten ökonomischen Probleme bilden den Schlüssel zum Verständnis.

Considérations sur la crise économique.

L'auteur cherche à expliquer la gravité exceptionnelle de la crise économique par la rencontre de trois éléments de perturbation : la crise normale du cycle économique, aggravée à la fois par des foyers de perturbation occasionnels, apparemment „uniques“, et par des modifications structurelles qui menacent de suspendre le fonctionnement du mécanisme du marché et des crises.

Cependant la crise est arrivée à tel point qu'une politique économique énergique et consciente pourrait contribuer à surmonter la dépression. On peut toutefois se demander combien de temps un nouvel essor serait susceptible de durer, et si les mesures destinées à combattre la crise n'entraîneraient pas elles-mêmes des crises nouvelles et encore plus graves.

Pour éclaircir ce problème, l'auteur cherche à discerner quels sont les moyens que pourrait employer le système économique actuel, basé sur la propriété privée des moyens de production, pour s'adapter aux circonstances, sans renier son principe fondamental. Les résultats de cette recherche fournissent des points de repère sur l'état de l'économie et de la société dans la nouvelle phase du système capitaliste inauguré par la guerre mondiale.

Observations on the Economic Crisis.

An explanation for the extraordinary severity of the economic crisis is sought in the conjunction of three groups of disturbing factors. The normal crisis of the business cycle is accentuated not only by seemingly „unique" accidental conglomerations of disturbing factors, but also by structural changes which call into question the functioning of the market and crisis mechanism.

The crisis, however, has reached a point where a clear-sighted economic policy may lead to overcome the crisis. Meanwhile it is questionable how long a new prosperity will last, and whether the measures taken to overcome the crisis, will not themselves bring about new and still more severe crises.

To throw light on this problem reflections are presented as to which suitable method an economic system, based on the private ownership in the means of production, can apply without disturbing this basis. The results of this investigation furnish facts which may help to form an opinion as to the conditions of the economic system and society in this new phase of Capitalism, which the world war has introduced.

Family Sentiments.

By

Robert Briffault[1]).

Like all established social groups, such as the tribe and the nation, the family has been conceived as an idealised object of emotional sentiment. In several instances, as in China, India, ancient Rome, the family has been the object of established religious cults. One of the main purposes served by those cults was to impart sanctity to family ties and to lend emotional emphasis to family obligations. Apart from such organised cults, sentiments of devotion to the family are accounted among the most important of moral duties and virtues, while deficiency of feeling in that respect is looked upon, like lack of patriotism, as immoral, perversely unnatural, if not criminal.

In burgher societies the family virtues and affections are accounted the foundations of social life, happiness, and good repute. The domestic circle gathered round the hearth of the home is the ideal of earthly blessedness and the goal of endeavour. If in typical bourgeois society the family is not, as in China, the object of a ritual cult, it is nevertheless held to be sacred. Family ties are inviolable. Love of the family and respect for the obligations it imposes are the basis of social virtues. To honour one's father and mother is set down among the cardinal commandments. It is „the first commandment with promise" for such filial piety is said to insure long days in the land. The family is the foundation of society.

Those sentiments owe obviously a great deal to tradition and education. The devotion of a Chinese to a person bearing the same name and whom he has never beheld before arises from

---

[1]) Der Autor dieses Beitrages ist der Verfasser der „Mothers". Da dieses für die Sozialforschung bedeutende Werk in Europa heute noch viel zu wenig bekannt ist, gibt unser Mitarbeiter Erich Fromm im Anschluss an diesen Aufsatz eine Besprechung des Buches. In einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift wird E. Fromm die Bedeutung der Mutterrechtstheorie für die Sozialforschung ausführlich behandeln.

Die Schriftleitung.

traditional principles, and not from spontaneous feelings. The cultivation of family sentiments by traditional education is carried out with as much attention as the cultivation of national patriotism.

The social group, or „family“, which is the object of traditional reverence and moral obligation varies considerably in its composition in different societies. It is a very differently constituted group in China, in India, from what it is in England or in France. In the former countries the „joint family“ includes a multitude of more or less nominal relatives ; in England the family circle is narrowed down to a small number of members. In some societies the moral obligation of family devotion is represented by a like obligation towards the whole tribe or clan. Among the Arabs, as in all tribal societies, that sentiment is „a fierce overpowering passion and at the same time the first and most sacred of duties[1])“. A similar devotion to the clan was conspicuous among the North American Indians. But they, at the same time, regarded their wives as „strangers“, and their children as not belonging to the group to which their allegiance was addressed.

A large number of writers on social anthropology have based their accounts of the origin of those social groups, and of the family in particular, upon the supposition that those groups owe their origin to the sentiments with which they are regarded. The family, according to those writers, arose primarily as a result of the operation of „natural sentiments“, or „instincts“, or „functional“ responses. But it appears more probable that the sentiments are a consequence, rather than a cause, of established social groups. The policies governing family relationships and transactions were until quite recent times openly avowed as resting upon economic interests. In pagan times, among our Nordic ancestors, „marriage was not based upon mutual love and affection, but on wealth and social standing. It was a business affair[2])“. The description applies accurately to the generality of marriages among the well-to-do classes, and to a large extent among property-owning peasants also, throughout European countries until very recent times[3]).

The romanticism which became current in the period following

---

1) R. Dozy, Islam in Spain, p. 7.

2) Knut Gjerset, A History of the Scandinavian Peoples, vol. 1, p. 91.

3) In England, where the family sentiments are so highly developed, „marriages were arranged among people of good estate and condition with a very frank display of mercenary motives“. One lady writes, discussing a match : „Her father will give her five thousand pounds, as she is sickly and not likely to marry.“ Another relative wrote : „Here is a match for your son, Mr. Wilson's daughter of Surrey, that I think is worthy your consideration ; they offer 5,500.“ (G. Hill, Women in English Life, vol. 1, p. 168 sq.)

the French Revolution, and which gave rise to much literature exhibiting the conflict between love and lucre, was largely a revolt, particularly on the part of the women, against that state of things. The notion that the contracting of marriage unions should be determined by affection was regarded by conservative opinion as savouring of libertinism and immorality, and as tending to weaken the security of family ties and the stability of the institution's foundations. But a survey of the whole history of marriage shows that those economic motives were no less absolute in the most lowly societies as among the propertied European classes, and that all usages and regulations affecting marriage and family policies have been determined by economic conditions. For similar reasons parental affection toward female children was often scanty, and the joys of motherhood and fatherhood were not regarded as fully realised unless they had for their object a son and heir.

The European conception of that social group which holds such an important place in ideas of morality and of sociology that it has been constantly referred to as the foundation of society derives, like all European social and cultural concepts, from Rome. It is, indeed, noteworthy that a term denoting that social group does not exist in most non-European languages, and is entirely lacking in the languages of lower cultures. Familia derives from the Oscan, famus, a slave or servant, and denotes originally the whole of a man's possessions and chattel. „Familia", says Sir Henry Maine, „in classical Latinity, means always a man's slaves... In the language of Roman Law... the group consists of animate and inanimate property, of wife, children, slaves, land, and goods, all held together by subjection to the despotic authority of the eldest male of the eldest ascending line[1])." The term „family", by which the sacred social group is denoted, has thus in its origin a purely economic denotation.

In all juridic relations, the family is represented by its head, the other members of the family having no juridic authority. That authority of the head of the family is an essential part of the concept. A family group in which all members should be juridically equal and which could only act as a democratic whole would differ totally from the established notion of the family. Abolish the principle of authority, and you abolish the family. The expression, „the family is the foundation of society", thus really means that society is constituted by heads of families, that is, by owners of property. The aphorism is closely equivalent to the English political dictum that the body politic is constituted by

[1]) Ancient Law, p. 208; Early Institutions, p. 310.

those who possess „a stake in the country". One of the chief social arguments for marriage, and against celibacy, is that a man cannot be regarded as fully conscious of his responsibilities as a citizen unless he possesses a family. „The history of jurisprudence must be followed in its whole course", remarks again Sir Henry Maine, „if we are to understand how gradually and tardily society dissolved itself into component atoms, by what insensible gradations the relation of man to man substituted itself for the relation of the individual to his family, and of families to each other"[1]).

The Roman cult of the family lares — a term identical with the Etruscan lars, meaning a chief, ruler, or master — by which the sacred character of the family was ritually commemorated and family sentiment promoted, was an exclusive privilege of the patrician, or property-owning families. The plebs or proletarians, who owned no property, were excluded from such a cult, and were understood not to have families. The juridic relations of proletarians, who merely proliferated without founding a family, had reference to the clan, not to the family. The Christian Church, which, after at first rejecting the institution of marriage, adopted the juridic conceptions of Roman law, gave in the sixth century, its official recognition to the marriages of noble classes owning property, while it did not consider it necessary to concern itself with the marriages of „common people"[2]).

An enormous amount of discussion and controversy has taken place with reference to the origin of the family. In harmony with the sentiments centering round its importance as the „foundation of society", the group has commonly been regarded as representing the original foundation of human association also, that is, as the first form of a social group. One of the conclusions to which the extension and analysis of ethnographical knowledge, during the period of its active growth, led such students as Tylor, L. H. Morgan, McLennan, Robertson Smith, Sir James Frazer, Letourneau, Köhler, was that the family group does not exist in the lower cultures. More recently many writers on social anthropology, such as Westermarck, Malinowski, Lowie, Keller, and others, have, however, devoted their activities to interpreting ethnographical facts so as to retain the conception that the paternal family has been from the first the foundation and nucleus of social organisation.

The question has a much wider bearing than may at first appear. It involves much more than a conception of the mode

---

[1]) Ancient Law, p. 185.
[2]) J. Zhishman, Das Eherecht der orientalischen Kirche, p. 140.

of origin of primitive societies. Upon the view taken concerning it depends the conception of the entire course of social history and of the factors which have been at work throughout the process. If it be supposed that the family, in much the same form as it is now found in Christian European societies, has existed from the first, or from a very early stage of social history, it must then be postulated that all the social phenomena, relations, and institutions which are indissolubly connected with that form of social group are likewise coeval with social origins. The principle of private property giving a man individual right over his wife and children, and setting a precedent for all other forms of personal ownership must be regarded as having been fully developed from the beginning. The principle of authority, giving the male head of the family power over his wife, transferring her on marriage from her home to his, and bestowing upon him the like possessive claims over his children, must be supposed to have been established in the most primitive societies and to have been ready to blossom out into all other forms of authoritarian power. The primitive societies conceived as composed of paternal families would be in fact individualistic societies, consisting of heads of families, in which every male member had personal rights of property and authority to defend, and in which, by virtue of the principle of paternal authority, the prepotence of one or more senior patriarchs would be automatically operative. The social historian who holds the view that paternal families existed from the first and constituted the foundation of human society will not have to enquire into the origin of the above principles. He will not be concerned with tracing the evolution of marriage institutions, of systems of sexual morality, of sentiments of pudicity, which are intended to safeguard them. It will be superfluous for him to study the rise of individual economic power. He will have no difficulty in accounting for the authority of the state or its representatives. For all the elements of a fully developed individualistic economic society, similar in all essentials to those of Western civilisation, will be by his hypothesis, present *ab origine*. Upon that view depends therefore much more than the elucidation of the nature of the most primitive social groups. Nothing less than the whole conception of social history and of the scope, principles and methods of social science is involved. And in fact if the views and treatment of that history and that science by those who hold that human society arose out of paternal families be perused with reference to any social phenomenon, it will be found that their entire scheme of social science and the ideological principles founded upon it are determined by the initial hypothesis.

That hypothesis is, in my opinion, conclusively excluded by the facts of social ethnography. In societies where economic conditions have not given rise to important private property, paternal families are not formed. The men have not the right to remove women from the latter's homes and to transfer them to theirs; they have no juridic rights over their children, who are not reckoned as members of their social groups, and they exercise no authority over either wife or children.

Those conditions are found very extensively distributed over every continent, in every race, and in every region. Wherever they do not obtain at the present day, and the practice of removing a wife at marriage to her husband's home is now observed, conclusive evidence exists that it has been preceded by matrilocal usages, and there is nowhere any indication of a change of custom in the opposite direction. The evidence that matrilocal marriage was the original custom extends to those peoples who offer most conspicuous examples of fully developed patriarchal social organisation in paternal families, such as the Chinese, the Aryan Indians, the Semites, and the Greeks, which latter observe the matrilocal usage to this day in the more secluded islands of the Aegean. Roman society itself, whence the European constitution of the paternal family is derived, followed at one time the maternal order of succession, not from father to son, but from maternal uncle to sister's children, and the Roman tribes or curiae, reckoned their ancestry in the female line[1]).

But there is an even more clinching proof that the paterna family has everywhere been preceded by the matrilocal family. Wheresoever the former is established, the right of the man to remove his wife and to count the children as his has to be acquired by means of an economic transaction. That right, upon which rests the constitution of the paternal family, exists nowhere unless it has been purchased. The authority of the head of the family over wife and children, has been everywhere established by economic acquisition.

After prolonged, detached viewing of that evidence and those arguments, I consider that it is no overstatement to say that they exclude completely the hypothesis that the paternal family has anywhere been the original form of social group, and that estimate has been confirmed by competent judges.

That conclusion has, as might be expected, been rejected, or waived aside, or ignored by those numerous social anthropologists

---

[1]) The full evidence is given in my work, The Mothers, vol. 1, p. 268 ff.

who regard the paternal family as having been the original foundation of society. Professor R. H. Lowie contends that all peoples recognise children as having both a mother and a father, and his deduction from that truism is that what he terms the „bilateral“ family is universal[1]). The argument bears a strong resemblance to that of Professor Malinowski that, since a child can have no more than one father and one mother, all families are monogamous and polygamy has never existed. The rule, general in the matrilocal marriages of hunting tribes, that the product of the man's chase goes to the wife, and is distributed by her among her relatives, has been interpreted as the fulfilment of parental economic functions towards his wife and children by the husband. But since, in all primitive instances of the arrangement, the husband leaves his group altogether to join that of his wife, the distribution of the food obtained by him among all members of the clan in which he dwells does not differ from the practice which he would follow in his or any other clan. The fact that, when physical separation from his own clan is not complete, he has no juridic right to the food cooked by his wife, but may be obliged to obtain food from his sister, or members of his own clan[2]) scarcely bears out the „functional“ reality of his membership of a „bilateral“ family.

In discussing the constitution of primitive social groups an enormous amount of attention has been paid to the various terms used to denote what is regarded as kinship. All forms of social groupings, national states, tribes, clans, as well as families, have represented the bonds which bind their members as bonds of blood or kinship. Kinship is the concept which imparts an emotional content to nationalism and racialism, to such political aims as Pan-Germanism, Aryanism, the Union of the Anglo-Saxon peoples, etc., which inspires Semitic tribalism, savage totemism, and in fact every form of group solidarity.

Most lower societies use, as is well known, terms of kinship which are startlingly at variance with those current in European societies. These so-called systems of kinship were described by L. H. Morgan as „classificatory“, while those used in our societies were called „descriptive“, the implication being that our terms describe actual kinship while the „classificatory“ kinship of lower cultures is an arbitrary and artificial convention. But some of our terms of kinship are quite as artificial, and do not refer to any biological, but to juridic relations.

The whole notion that social organisation is founded upon

---

[1]) Primitive Society, p. 64 and passim.
[2]) G. H. Loskiel, Indians of North America, p. 59.

kinship is erroneous. The truth is the exact reverse : kinship is founded upon social organisation. The discrepancies between the „classificatory" terms of kinship and biological relationship arise from the circumstance that the terms were never intended to denote biological, but social relations. If an Australian aboriginal calls a score or more women by the same term as he calls his mother it is not in consequence of a paradoxical biological theory, but because his social relation and status towards those women is the same as towards his mother, and because his individual relation to the latter has no particular social significance. It has been stated or assumed by practically all writers on the subject that the reckoning of kinship starts from the observable and concrete fact of motherhood. But all classificatory systems in use in lower cultures show that it does not. They include the observable fact of motherhood because it is impossible to ignore it, but they take no account of either motherhood or fatherhood as individual relations. They do not „start" from a biological fact, which they set aside, because they are not concerned with recording biological, but social facts. In the same manner as the Australian or the Melanesian do not distinguish individual motherhood because it has no social significance, so for the same reason, the European draws no distinction between his various undifferentiated uncles or his various undifferentiated cousins. If the Australian draws a distinction between his elder and his younger sisters, it is because his social relation towards the two is different; he may not speak to the latter while he may speak to elder sisters. Systems of kinship, whether „classificatory" or „descriptive" are not devised from interest in biology, but from interest in social relations. The interest of a Court of Chancery or of a College of Heralds in biology is merely incidental.

It is obvious that, unless we imagine apes or their immediate pithecoid descendants to have been engaged in devising systems of kinship, the social aggregate is antecedent to any such system. Social groups have been originally constituted by aggregation on a given territory; they have not been constituted by kinship. Much of the discussion on the subject assumes, consciously or unconsciously, that the question of kinship was first considered in a group consisting of a single family. That is what Professor Malinowski terms „the initial situation". But it need scarcely be insisted on that mankind must necessarily have proceeded a very long way in social aggregation beyond a single family before being called upon to consider that or any theoretical question. The hypothesis that the family was the origin of society cannot possibly be taken seriously in a literal sense. For no family,

whether paternal or maternal, living in isolation, could acquire either human culture or the means of preserving its mere existence[1]). Sir Henry Maine, who was the outstanding advocate of the theory of social origins from the paternal family, which he upheld with an incomparably greater logical acumen than any modern apologist of that theory, says : „From the moment when a tribal community settles down finally upon a definite space of land, the land begins to be the basis of society in place of kinship... For all groups larger than the family, the land on which they live tends to become the bond of union between them at the expense of kinship[2])." Any relation of juridic kinship to physiological kinship is constantly set aside by widespread adoption, by admission of strangers to the tribe, by exchange of children, and even by the transfer of individuals from a forbidden marriage-class to a licit one. Such opportunistic tampering with „kinship" is a daily commonplace in primitive organisation. What appears to be the most primitive form of kinship denotation which we know, that of the totemic system, has reference to sharers of food in common, a definition of the „family" which still obtained among the Celts, and not to any connection through generation. Totemic kinship can be, and constantly is, bestowed by ritual. Adoption, which appears as a breach of the kinship principle, is in reality its foundation. Relations within the social group formed by the fact of common dwelling-place and common food have been determined by respective status, sex and age ; not by kinship, except in so far as the fact of birth could not be wholly ignored. To conceive that a group of primitive savages should amid the stress and strain of their rude and arduous lives, devote their leisure to the study of genealogy is as grotesque as to suppose that they should take up the study of numismatics. The notion is but one more importation from civilised societies founded upon paternal families into primitive societies not so constituted. The paternal family can maintain the record of its ideal identity within a larger miscellaneous group only by taking note of exact kinship. In such a society the question of the exact relationship of Mr. Jones to the uncle of Mrs. Smith is an interesting subject of discussion. In a savage group where are no paternal families, it has no meaning. It is true that the observance of the rules of exogamy requires that the distinction between marriage groups should be ascertainable.

---

[1]) Cf. Carveth Read, Man, XIV, p. 183 ; Clark Wissler, An Introduction to Social Anthropology, p. 33 : „Three or four adults cannot support a series of social institutions."

[2]) Early Institutions, p. 68 f.

But all points to the conclusion that marriage groups were originally territorially distinct. They were, and still are in many instances, distinguished by their totems. Beyond that distinction, knowledge of degrees of kinship has no functional use where the identity of the paternal family, the transmission of property, and the claims of authority are not at stake. Sheaves of discussion have been devoted to debating whether the kinship nomenclature of savage societies do or do not prove group-marriage, communal motherhood, or other social usages the evidence for which depends on the observation of social facts[1]). What those nomenclatures do prove is that paternal-family kinship is not regarded as a subject of interest or importance in those societies. If terms of family denotation have not come into existence, they obviously did not correspond to any fact of social interest, and a paternal family, not being recorded in the terms of kinship in use, had not and could not preserve without such record any existence as a social fact.

The view that kinship, and in particular family kinship, has been the source of social organisation implies, and is expressly represented as implying, that the sentiments associated with kinship have been prime factors in giving rise to the organisation. Professor L. T. Hobhouse says : „Love and the whole family have an instinctive basis, that is to say, they rest upon tendencies inherited within brain and nerve[2])." Mr. Havelock Ellis says that „its existence may even be said to be woven into the texture of the species[3])". But the facile resource of accounting for social facts by supposing the sentiments with which they are regarded as being „instinctive" is not now admitted by any competent psychologist. The only relevant evidence that behaviour arising from such social sentiments is instinctive consists in showing its unmistakable presence in animals. The chief concern of the older advocates of that theory, such as Dr. Westermarck, was accordingly to show that paternal families and paternal behaviour are found among animals, a view for which an abundance of erroneous evidence was available. Professor Malinowski, although professing to dispense with that evidence, considerably improves upon it by

---

[1]) Anthropological writers like Prof. Malinowski, who spend a great deal of discussion on terms of kinship, continue to allege that the views of primitive social organisation which they oppose are founded on the linguistic evidence of terms of kinship, notwithstanding the fact that those social organisations had been fully described forty years before the terms of kinship were known, and studied in detail before the publication of Morgan's work.

[2]) Morals in Evolution.

[3]) Studies in the Psychology of Sex, Supplementary Volume.

stating that „the family life of mammals always lasts beyond the birth of offspring... We know that the male is indispensable there, because, owing to long pregnancy, lactation, and the education of the young, the female and her offspring need a strong and interested protector[1])". But anthropomorphic natural history is no longer so uncritically accepted as to admit the promulgation of such extravagant inexactitudes. No instance of paternal behaviour is known among mammals. The male, which is usually driven away by the pregnant and suckling female, and is neither stronger nor interested, never protects her, or provides for her.

The social state differs, in humanity, so profoundly from any form of animal aggregation that notwithstanding a whole literature on „animal societies", any analogy between the two is profoundly invalid and misleading. The most distinctive characters of human societies, are division of labour in the procuring of subsistence, and the existence of a social tradition by which cultural products, ideas and sentiments are transmitted. Neither of those characters occurs in any animal assemblage. The supplying of food to an animal by another occurs only in the feeding of immature young, either by means of maternal secretions or by the procuring of nourishment. In certain insects such parental care leads to elaborate physiological and genuinely instinctive division of labour. But among vertebrate animals there exists no division of labour among adults. Even among the anthropoid apes every adult individual, male or female, fends for itself as regards the procuring of the means of existence. Of social tradition there exists no analogue among infra-human animals.

There is, however, one character of social grouping which is common to both human and animal groups, namely a certain solidarity between members of the group and a much more pronounced antagonism toward other individuals or groups. Animals which live together, whether in large herds or smaller groups, almost invariably resent the intrusion of a stranger. Carnivorous animals live either solitary or in very small groups, consisting sometimes of a pair, in a given territory, and the presence of a stranger in that territory is resisted. Even their offspring are driven away as soon as they reach maturity. An intruder in a herd of ruminants, wild horses, or elephants is attacked and driven away. This happens even though the apparent intruder is a stray member of the herd which is attempting to rejoin his former companions. Wild dogs, in cities like Cairo and Constantinople,

---

[1]) Sex and Repression in Savage Society, p. 197.

have been observed to defend their territory and to drive away any intruder. The feature has been particularly noted among monkeys, who invariably resent the intrusion of a stranger into their horde. In a study of bird life which has become a classic, Mr. Howard has elaborately shown that nidicolous birds are chiefly concerned with defending their territory, and that many of the types of behaviour which have been set down to mating affection or to jealousy arise in reality from a desire to retain a given territory[1]).

That feature of animal behaviour is manifestly founded upon economic factors. It is the hunting ground or the pasture which is defended against rivals whose presence would increase competition in obtaining food. The size of all animal groups is determined by that economic factor. Herbivorous animals whose food supply is not seriously jeopardised by their associating in large numbers are commonly found in herds, while carnivora which depend upon the quarry scattered over a large region live in small groups or are altogether solitary. Within the same order and the same species, the relation of the size of the group to the requirements and opportunities of the animal is constant. Thus chimpanzees occur in large troups, while the gorilla, whose huge body requires a much larger supply of food and which moreover is not a climber, is restricted to aggregates of smaller size.

The same correlation is constant in human groups also. Hunting tribes, especially when living in forests, where game is very scattered, live in relatively small groups. Pastoral and agricultural tribes gather together in large societies. The size of the social aggregate is dependent upon the capacity of economic sources to support it. Organised civilised societies lead to a far greater density of population, and modern industrialism has caused the population density to become trebled and quadrupled at a rapid rate.

The motive which, in tribes of primitive hunters, determined the exclusion of strangers and antagonism toward them, and the correlated sentiments of solidarity toward the group itself are identical in kind with those which give rise to a similar behaviour in groups of quadrumana. Such societies have usually a definite territory. Intrusion into the territory is resented and its invasion by any member of a strange group is regarded as a hostile act. In such communities the members are generally spoken of as mankind, and all strangers as enemies. The sentiments toward the group and toward strange groups rest, like those of national

---

[1]) H. E. Howard, Territory in Bird Life.

patriotism on an economic basis. Loyalty toward the tribe, which is cultivated by tradition, by religious and other ideas, is grounded upon the economic interest of every member in the efficient cooperation of the tribesmen in obtaining the means of subsistence and defending the territory against the assaults of competitors. Thus the sentimental bonds which bind the groups have their ultimate basis in economic facts.

There is another social sentiment which cannot be left out of account in considering the psychical basis of primitive human social groups. The original source of aggregation, both human and animal, is the association of offspring under maternal care. The maternal family formed by mother and brood is the biological foundation of any social group. The basis of the sentiment which gives rise to maternal behaviour is, in the true sense, instinctive, for its development can be followed in the animal kingdom through purely physiological provisions, reflex reactions, the organised chain reflexes of insect behaviour, and the analogous behaviour of vertebrates up to the highly developed maternal behaviour of quadrumana. The forms of maternal behaviour in the lower cultures are strikingly similar to those exhibited by quadrumanous females. We are therefore justified in using here the much abused term „instinct“, which after being grossly misapplied has rightly tended to be discarded from scientific speech in referring to human behaviour.

The operation of the maternal instinct in behaviour, as we may observe it in animals, presents certain very definite features. In most mammals it is periodic. Its manifestations are correlated with pregnancy and delivery, and it ceases to operate when the offspring has reached a condition of independence. In birds, rodents, ungulates, and carnivora, the offspring which has been tended with solicitude is driven away as soon as it reaches maturity, and the instinct is completely obliterated. The periodicity and transiency of the maternal function appears to be less sharply marked in the quadrumana among which, owing to more prolonged infancy, maternal care is also more continuous.

There is another very definite and notable character about the operation of the maternal instinct. There exists no correlation whatsoever between that operation and the fact of physiological kinship. Among all animals which manifest maternal behaviour, that behaviour is identical whether the young are own offspring of the mother or not. The strangest spectacles result from maternal solicitude for substituted offspring of entirely different species. Such foster-mother behaviour is common and marked in proportion to the high development of maternal behaviour. Commonly

the object of maternal solicitude is intentionally adopted offspring. That feature, universal in the animal kingdom, is particularly marked in the quadrumana, which frequently steal one another's offspring, and are invariably eager to adopt any young.

That definite character of maternal behaviour is one which it is important to bear in mind in regard to the human manifestations of maternal functions. It may at once be definitely stated that whatever is instinctive in human maternal behaviour, its relation to natural kinship is not. The passionate sentiments of the human mother for her own offspring, her own son, owe that association with true kinship wholly to conceptual factors, and not to any instinctive reaction.

There is in several parts of the world, more especially in Polynesia and Micronesia, in Celebes, Torres Straits, and among the Dayaks, but also in some parts of India, Africa, and South America an extraordinary prevalence of the strange practice of adoption or fosterage without any apparent reason or cause except the force of traditional custom. In Nukohiva, for example, it is the first care of a woman when she becomes pregnant to make arrangements for another woman to adopt her child. Such is the generality of the custom in some regions that it is impossible to ascertain the true relation of mother and offspring from the social relation and to ascertain it by enquiry. In some districts of Australia and Melanesia the communal suckling of children by various mothers is carried out as a ritual observance[1]).

There is no obvious explanation, in existing social conditions, for those customs. It has been suggested that they have originated in a desire to emphasise the impersonal character of motherhood in primitive groups, and that they are, like many of our educative customs which are intended to cultivate opposite family sentiments, designed to cultivate the communal character of the relation and to obliterate the fact of individual kinship as represented by the fact of motherhood. It is impossible to prove that such an explanation is correct; but it is equally difficult to suggest any other. If such customs are survivals of usages arising from the intention suggested, they are entirely in accordance with the actual undifferentiated operation of maternal behaviour in primitive societies, as also in animal groups, and with the fact that individual motherhood is not denoted by the terms of „kinship" used.

As regards the sentiments of males in the lower cultures towards the children, observation bears uniform testimony to the marked

---

[1]) The Mothers, vol. II, p. 598-605.

fondness shown, which is quite characteristic, and contrasts with the indifference or irritation commonly exhibited by the civilised male as regards young children. But that sentiment is, to an even more pronounced extent than is the case with maternal behaviour, directed towards all young children irrespectively of bonds of kinship, so much so that it would be inexact to refer to it as a parental sentiment. Marked fondness and devotion is commonly shown by men to children of their sexual associate by a different father. The remark of an Iroquois to Father Le Jeune expresses well the contrast between savage and civilised sentiment in this respect : „You love only your own children", the Indian said, „we love all the children of the tribe[1])". Everyone who has been familiar with uncultured societies will readily recognise the difference of attitude described. It is impossible to tell, in most lower cultures, from the behaviour of a man towards children whether they are his own offspring or not. Professor Malinowski speaks of a „tenderness and affection... mysteriously associated with fatherhood", but he gives no evidence for the discovery of a mystery entirely unknown to either savage or civilised psychology. It is equally news that in the lowest cultures the father is the „guardian of the woman during her pregnancy[2])", in view of the very general rule that the woman is ritually separated from her husband during the greater part of pregnancy and suckling and that no association of any kind between a man and a woman is established until after the birth of the child.

There are several ethnographical instances of men complaining of the hardship of matrilinear rules of kinship, and expressing the wish that their own children might be related to themselves by juridic kinship instead of belonging, as they do, to the clan of their mother. In some parts of Africa, as among the southern Taureg and the Felatah, that hardship is commonly circumvented by raising children from purchased concubines, and thus regarding „illegitimate" offspring as the true offspring. But it is to be noted that in all those instances the cause of complaint against matrilinear rules arises out of the question of the disposal and transmission of property. What the father desires is not a son, but an heir, and his desire arises from anxiety that his property should remain in his own family instead of going to his sister's family.

This brings us to the process of differentiation which has taken place and is traceable in social sentiments, from those stages

---

[1]) Jesuit Relations and Allied Documents, vol. I, p. 254.

[2]) Parenthood, p. 147.

where they are, as in the case of animals, undifferentiated in their objects to those in which they have become particularised and individualised.

In social groups whose subsistence is derived from hunting, fishing, or any other hand-to-mouth economic source, there is a pronounced solidarity and sentiment of loyalty between all members of the group. That sentiment coincides with the economic interests of all the members of the group. It is almost impossible or extremely difficult in most regions of the world for an isolated individual, or even two or three individuals, to obtain secure and continuous sustenance by hand-to-mouth hunting or the like. Security of life depends upon coöperation and sharing. Unless the food obtained by the individual be shared with other members of the group, he would run the constant risk of starving. All means of subsistence are accordingly shared in hunting and fishing tribes, the rule being universal and extending to such ridiculous extremes as the communal division of a sprat or of a small piece of cloth. This constitutes primitive communism. It is absolutely imposed by the conditions, and there exists in such social groups no form of property, except weapons and utensils, which are themselves subject to communal use, susceptible of being personally accumulated or advantageous to retain for individual use. On the other hand such communities have a common proprietary right in the hunting or fishing territory. Those territorial rights are very clearly conceived and observed, being amicably agreed upon between friendly clans, or jealously enforced against hostile intruders. The sentiment of solidarity between members of the group is thus reinforced and defined by a common sentiment of antagonism and hostility toward other groups, which are „strangers“ or „enemies“.

Under those conditions the men, who possess no economic wealth, cannot purchase the right to remove women from their homes and to reckon the women's children as their own. Nor does there exist any inducement or motive to advance the latter claim, since the question of transmission of property does not arise. Sexual association is accordingly matrilocal, under the rule of exogamy. Where clans, camps, or territorial groups are contiguous the observance of matrilocal usage may become lax, and the place of residence of small account. But the wife continues to belong to her clan, her children are likewise members of her clan, and the kinship conventions are matrilinear. They have no reference to a paternal family. Such a family has no economic existence; neither is it represented in social sentiment, nor is it, accordingly, represented in the terms of kinship or in name.

The rise in importance of the paternal family as a social group and institution coincides with the development of conditions which impart a value to private property and which bestow individual economic power upon males. Those conditions vary naturally, in different regions and societies according to local circumstances. Rights to productive land, either as hunting or fishing grounds, or for purposes of primitive cultivation, are difficult to establish and enforce in societies of low culture on account of the long recognized traditional communal character of such property. Cultivation being very generally carried out by the women, these are regarded as having a prescriptive claim to such land, where questions of ownership arise. In general, it is only where claims to land ownership are established by rights of conquest and an aristocratic caste of conquerors is formed, that landed property comes to acquire importance in societies of low culture. But the negotiation of land transfer is a complex juridic transaction, which is in point of fact only effected by marrying the woman landowner, and individual ownership in land, when such exists and is the sole or chief form of private property, does not provide a practical means of economic exchange.

Such a means becomes available for the first time in the cultural development of the lower societies with the domestication of cattle. Domesticated cattle, *pecus*, is accordingly the earliest form of readily negotiable private property, and is universally the original basis of pecuniary transactions and important economic power.

It is accordingly found that the social importance of the paternal family assumes for the first time a notable development as a social factor in pastoral societies. In all such societies we find, with a uniformity which admits of no exceptions, that the rights of men over their wives, the removal of these to the men's homes, paternal juridic claims over the children, are acquired by the payment of cattle. Those pastoral societies, in Africa, among the Semites, in the Asiatic pastoral lands, are marked with unqualified uniformity by the high development of paternal rights and authority, and by the extent to which those rights bestowed by economic power are used in the form of polygamy, which reaches in those societies its maximum extent. On the continent of America, where no domestication of cattle has taken place, with the unimportant exception of the use of lamas in the Peruvian region, no marked development of the paternal family and of patriarchal principles is to be found.

The domestication of cattle is a relatively late event in cultural history. In most pastoral societies, accordingly, the survival of

forms of social organisation corresponding to an antecedent condition in which the paternal family had not yet acquired economic and social importance is to be found, and examples of every combination of de facto paternal rights and authority with such features as partial or ritual matrilocal marriage, avuncular authority, or even matrilinear kinship are observed[1]).

Adaptation of traditional social organisation, usage, custom, and sentiment to new functions arising from changed social conditions takes place, but that adaptation is remarkably gradual and slow, and the persistence of social tradition is overcome only where it is in direct opposition to urgent and powerful interests. The factor which determines that adaptation, and likewise the preservation of traditional survivals where they favour existing interests, is a very definite and concrete one. It is the economic interests at stake in the social situation.

The adaptation to altered social situations is often accompanied by important changes in sentiment, that is to say, in the emotional values which attach to social facts and relations. It is, as already indicated, a common illusion that the adaptation which takes place is the effect of those changed sentiments, of changes in „public opinion", or other psychological factors. In truth it is the change brought about in the interests at stake by altered economic situations which gives rise to changes in sentiment, in public, and often in scientific, opinion, and not vice versa.

Maternal sentiments towards offspring have, as noted, a truly instinctive basis, but the instinctive operation of those dispositions

---

[1]) It may here be noted that the tendency of some writers to belittle or deny the significance of „survivals" — a term which they print in quotation marks — cannot be justified. The school of social anthropologists who at the present day uphold the hypothesis of social origins from a paternal family have adopted what they designate as a „functional method". Social phenomena, according to this „method", are to be interpreted exclusively in accordance with the „function" which the writer supposes them to perform under the actual existing conditions, and without reference to the past or to parallel usages elsewhere. It would take more space than can here be used to enumerate the fallacies which are involved in such a conception. But it may be remarked that the whole of social development depends upon the continuity of transmitted tradition, and would not have been possible without it. Every complex of social phenomena presented by any social stage is thus inevitably made up for the greater part of traditional survivals. The constitution of our own societies may be said to consist of ninety-nine per cent of traditional survivals, and of one per cent of functional adaptations. The fact would seem too obvious to require elaboration. As Lord Raglan remarks, „that a custom can be explained by its functions is a complete fallacy. The functions of a custom, in so far as they exist objectively, and not merely in the mind of the observer, are the effects which the custom has on the members of the community in which it is observed, and the effect of a custom obviously cannot be its cause". (Jocasta's Crime, p. 27.) It would be truly difficult to recall from the annals of science any theory deliberately put forward as a scientific „method" so compact of glaring logical fallacies as that which is pretentiously styled „functional anthropology".

have no reference to the circumstance of physiological kinship. With the development of the paternal family, maternal sentiment undergoes a notable transformation. In the polygamous families of pastoral societies, the communal tending of children, which are regarded as belonging to the family as a whole rather than to any particular mother, proceeds to an even more marked extent than in the clan-group. In more advanced social and economic stages, however, where one of the wives brings economic advantages to the husband, generally in the form of a dowry of land or other wealth associated with aristocratic birth, the children born of the various wives are accounted as children of the noble, or chief, wife. Social economic relations thus once more overrule biological relations in the reckoning of kinship. The economic advantages arising from the acquisition of a wife who brings a dowry and is the heiress to land have led to the decay of the polygamy of purely pastoral societies, and to a gradual tendency towards monogamy in those societies where land cultivation is combined with pastoral holdings. Under those conditions the individualised maternal sentiments become centred upon the mother's own offspring. The children of other women, which in primitive societies equally stimulate the operation of maternal dispositions, come to arouse jealousy, more especially where they imperil in any way the economic prospects of the mother's own offspring, and still more if they are the offspring of the same father by another woman. The maternal sentiments assume a new possessive and individual character. They are conceived, by the assumption of a physiological law unknown to biology, to rest upon the fact of kinship. The sentiments of the mother towards her offspring are due, she supposes, to the fact that these are „her own flesh and blood". Those maternal sentiments are particularly centred upon male offspring, daughters being often regarded as poor substitutes as objects of maternal affection. That preference has doubtless a sexual basis, but that is greatly reinforced by the importance of male offspring in the transmission of family property under patriarchal usage.

The whole maternal disposition becomes moulded by social culture and sentiment as the chief function of the mother becomes the rearing of heirs. That which was a biological instinctive response is so overlayed with cultivated concepts and sentiments that it becomes hard to distinguish what is natural from what is cultural. The whole being of the women of a patriarchal society where their function is the production of heirs to property becomes shaped with a view to that function. A special code of morals arises for the purpose of protecting proprietary marital rights.

Bridal virginity, unknown or dreaded in the lower cultures, acquires an inordinate significance. Bodily modesty comes to be accounted an „innate" feminine sentiment. The submissiveness, helplessness, physical debility and fragility, delicacy, the mental torpor and incapacity for intellectual labour of women come, as parts of the same ideal, to be accounted equally „innate" sexual characters.

The sentiment with which women are regarded by men undergo a no less profound transformation. The relations between the sexes have not, in the lower social phases, the sentimental associations which are marked in patriarchal societies, so that, love, in the romantic sense, may rightly be said to be absent.

The fact is that all sentiments of social affection undergo a profound change when the social group, instead of being constituted by a clan or similar assemblage, in which the paternal family is either entirely absent or wholly subordinate in social and economic importance to the larger group, comes to consist definitely of paternal families. The primitive social group is an undivided whole in which are no appreciable conflicts of economic interests. A society composed of paternal families, each of which is an imperium in imperio, is a battle-field for the strife of contending interests. The paternal family is, we saw, but an avatar of the individual as an economic unit, since it is represented by its head as holder of individual rights and claims of property and authority. From a relation of cooperation and solidarity between its members, the social group passes, with the advent of the paternal family, into one representing a competition of rival interests. The whole psychological basis of social sentiments becomes changed with the change in the economic basis. The social sentiment with which all members of the social group were regarded, no pronounced difference of attitude distinguishing particular individuals, whether male or female, come to be canalised, in a competitive individualistic society, and individualised. The savage usually refers to all members of his clan as „my friends". The term „friend" has not in his society an individual connotation; it is merely the opposite of stranger, or enemy. The individualisation of friendship and affection in a competitive individualistic society, has reference to the trust which, with the savage, is felt towards all members of the group.

That individualisation of affectionate sentiment and trust takes on a notable development as regards sexual companionship. The absence of romantic or passionate individual love in savage society is largely the effect of the diffused character of social sentiment.

---

[1]) West African Studies, p. 142.

As Mary Kingsley well expressed it, „affection, with the savage, is not deeply linked with sex[1])". The emotional intensity of affection in the member of an individualistic society is the release of painfully inhibited reactions, an eagerly desired liberation from the strain of self-defence, watchfulness, and mistrustful antagonism which social life among „strangers" imposes.

Monogamic conditions arising from purely economic factors have given rise to monogamic sentiment, in which escape from strife, mistrust, and loneliness is sought in the affection of a trusted companion bound by the ties of common economic interests. The sentimental ideal of connubial union between life-long companions, which is held up as the ideal of sexual union in the exaltation of the paternal family, is in part realised by the long sharing of economic interests and the common battle against individualistic competition. The sentiment is, as in every other instance, the effect, and not, as has been represented, the cause of the economic relation.

When the paternal family became a medium for the consolidation and transmission of private property, marriage acquired a social significance which it did not previously possess. Social sanctions to sexual unions have reference in lower societies to the traditional tribal usages of exogamy and preferential mating. Terms such as „concubinage", „free love", „illegitimacy", are devoid of meaning except in reference to such breaches of tribal usage. Marriage ceremonies are absent and legitimacy does not depend upon them. Marriage becomes an important contract which has to be publicly registered, confirmed, and sanctified, only when important private property is involved. The word „sacrament", which was adopted by the Christian Church to denote sacredness, signified in current Roman legal parlance the sum of money put down as a stake in a court of law as a guarantee of good faith in the fulfilment of a contract[1]). From the earliest stages of propertied society, as in Polynesian society, down to Roman and early Christian society, the celebration of marriage with ceremonial ritual has been confined to the propertied classes. In Hawaii, for example, marriage was confined to chiefs. The bridal couple are in several countries expressly assimilated to a king and queen[2]). In the marriage ceremonials of peasants and poor people, the couple, tricked out in unwonted fancy dress, masquerade for the time being as aristocratic landowners. The sacramental sacredness of the union derives from its original

---

[1]) Maine, Early Institutions, p. 255.
[2]) A. M. Hocart, Kingship, p. 101.

economic importance. That sacramental character, which had at first exclusive reference to the legal guarantee of the economic transaction, came to be understood as referring to the sacredness and permanency of the sentiments between the contracting parties.

The character and extension of family sentiments vary in different countries according to the conditions of the economic factors involved. For example, the solidarity and traditional force of family sentiment is considerably more apparent in the bourgeoisie of France, where according to the Code Napoleon property is divided among all immediate relatives, than it is in England where the laws of succession are founded upon the principle of primogeniture. Acts which concern the family as a whole are in France traditionally subject to the decisions of „conseils de famille", and the duty of maintaining social intercourse with related kindred is much more profoundly established in French, than it is in English habits. The scrupulous consciencieusness with which every branch of a French family assumes the funereal garb of deep mourning upon the decease of a great-aunt twice removed often imparts to a French community the appearance of a society of undertakers. In England, family feeling, though imbued with no less profound moral sentiment, is generally conceived in a more restricted acceptation. Reverence towards the father, as the authoritative head of the family, is more pronounced, while the independence of brothers and sisters from one another is greater. The position of the English wife and mother is more subordinate and surrounded with less sentiment than that of the French „mère". Solidarity is a more conspicuous trait in the French family; duty and respect for paternal authority in the English. The attitude of the English father partakes of that benevolent despotism which has characterised the relation of the English ruling classes towards their dependents, and is known as paternalism.

The profound social-economic changes deriving from the industrial revolution have not failed in profound repercussions on family sentiment. Industrial wealth, which has come to overshadow in importance the more settled and permanent wealth of older forms of property, being less stable and more fluid, is in a much larger measure individual and is less closely associated with inherited family holding. The family as a medium for the transmission of property has lost much of its former importance in fully developed industrial society. It is therefore not surprising that in the later phases of the industrial era the axioms of family sentiment have tended to lose much of their traditional authority.

This has been particularly the case in America, where industrialism and industrial individualism have attained their greatest development, and where those tendencies have not been counteracted by a feudal tradition.

The categorical character of the debt of gratitude owed by children to their parents for having brought them into the world has come to be more critically viewed. The value of the family group as an educational agent has been more than questioned. The paternal family has afforded in some measure a haven sheltered from the sharp conflicts and competitions of individualistic society, where sentiments of social affection have had a better opportunity of developing than in the fray of competitive strife. But against that advantage are to be set grave and pernicious effects. Parental influence rests upon an arbitrary and objectionable authoritarian principle. By its very nature that principle gives rise inevitably in the children subjected to it, to resentment and revolt more or less secretly smouldering under the imposed disguise of reverence, duty, and obligatory affection. That very situation sets all other family influence upon a foundation of insincerity and hypocrisy which tends to extend to all. The educative direction given to that influence by the great majority of parents is ignorant and baneful. In times when the movement of thought and of changing values is rapid, parents must needs represent, as a general rule, the more backward, effete, and obsolete types of opinion, and this is the more likely to be the case the higher the value which they set upon the dogmatic sanctity of family authority. In proportion as the sentimental influence of the family is greater so is its paralysing influence upon the generation rising up within it. Parenthood bestows no special qualification for the educative functions which traditional family sanctification assigns to parents. The paternal or the maternal claim to determine the education of their children, the political, social, or religious instruction which they shall receive, is no less a tyrannous abuse when exercised by parents than if it were exercised by public censors and „licencers of thought“. Children do not „belong“ to parents, as the tradition of ancient Rome transmitted to modern societies proclaims. The concept of domination or possession first developed in human society with the paternal family is as arbitrary in any other relation as in that of patria potestas.

The fiction that parenthood constitutes a sacrifice for which the child, even when grown to manhood or womanhood, remains beholden, commonly leads on the part of the parent to the claim of a real sacrifice from the son or daughter of their independant development. In some greater or less measure that sacrifice

always takes place where the debt and the bond of family sentiment are regarded as sacred and binding. Thus upon each succeeding generation is laid the heavy hand of the preceding one, and the authoritarian paternal family invested with sentimental sacredness acts as a drag on human development as a whole.

The force of those considerations is becoming more and more vividly felt at the present time, when the economic conditions of industrial society are moving to a critical climacteric. The defence of traditional sentiments attaching to the paternal family is an aspect of the defence of the conditions of private property upon which the family group is founded. The fears for the security of the paternal family are fears for the economic order of which that social group is rightly regarded as the foundation. The defence of traditional sentiments and relations attaching to the paternal family is an aspect of the defence of the conditions of private ownership which it represents. To the anxieties felt by the moralist in regard to the decay of family life and sentiment is added as an ally the interest shown by the conservative social thinker and anthropological scientist in upholding by their interpretations the credit of the institution. The concern exhibited by a large section of academic social science to prove that the paternal family has been the original basis of social organisation is an expression of those anxieties. As Professor Malinowski correctly states : „Functional anthropology is an essentially conservative science“[1]).

The controversy between such conservative social science and progressive science reflects the conflict of economic and social powers by which the contemporary world is more and more sharply divided and by which all thought and all values are inevitably coloured.

The decay of family sentiment is not, however, equivalent to the decay of social sentiment. The formation, with the development of personal property, of the paternal family within the larger social group constituted, in a sense, an impairment of social solidarity, a form of social disruption. The emotional reactions which previously had reference to the whole group became canalised within the channel of the paternal family and concentrated on individuals, whether or not in association with the sexual urges. If the decay of the family as a consecrated ideal were to give rise to stark individualism, the process of dissolution would, so far as regards the psychological basis of social bonds, be carried a stage further, and the social aggregate would be broken up into its individual atoms. That is the term of the tendency so long as the

[1]) Parenthood, the Basis of Social Organisation, p. 168.

economic advantage of the individual is represented competitively by the economic disadvantage of all others.

But the signs of decay in the paternal family go hand in hand with no less pronounced symptoms of decay in the conditions of profitable economic individualism. The diminished importance of cultivated family sentiments cannot therefore give rise to intensified individualistic sentiments. It is, on the contrary, towards a quite opposite result that the decay of a social group, which has, as we saw, stood for intensified economic individualism, seems to point. Social sentiments, inhibited by self-defence and mistrust in individualistic societies, where they seek refuge in the family, will no longer require for their free development the shelter of a closed corporation. Sentiments of companionship and brotherhood will no longer be artificial ideals, hypocritically professed as insincere formulas, and impossible of realisation in a competitive society, but will be the natural reactions to economic conditions. The cultural development of discriminating personal sentiments which has taken place in individualistic societies will probably not altogether disappear with the economic foundations of that individualism. The sentimental attachment which has become superadded to sexual attraction, instead of resting upon the crude basis of common economic interests, will tend, to rest more on mental and intellectual grounds of sympathy. If arbitrary and objectionable claims of parental authority and possessive rights on children are weakened, that by no means signifies that social sentiments towards the old or towards the very young must be enfeebled. Primitive societies where the familial group has no institutional sentimental prestige, are marked in general by greater care and tenderness towards the aged and towards children than societies where those sentiments are enforced as a familial duty. Between the intelligent and benevolent care of children, where that care is the common interest of the whole community, and the misdeeds perpetrated in the name of parental education, there is no comparison. Individualism is often defended on the score of realism in respect of supposed characters of „human nature“. To a large extent social individualism has had the effect of stifling and inhibiting, much rather than of developing and cultivating, the spontaneous reactions of human sentiment.

Die Gefühlsbeziehungen innerhalb der Familie.

Die „family sentiments“ sind nichts Ursprüngliches, sondern entfalten sich erst beim Vorhandensein bestimmter ökonomischer Tatbestände. Sie können deshalb auch nicht als Erklärung für den Ursprung der Familie dienen. Die jeweils herrschenden Auffassungen über die Grundlagen der Verwandtschaft sind ganz verschieden ; jedenfalls bildet diese nicht etwa selbst die Grundlage der gesellschaftlichen Organisation, sondern das umgekehrte Verhältnis trifft zu. Die juristische Verwandtschaft beruht häufig nicht auf Blutszusammengehörigkeit, und die Nomenklatur der Unterscheidung der Grade der Verwandtschaft gewinnt erst in der patriarchalischen Familie ihre volle Bedeutung. Die Gefühle zwischen den Familienmitgliedern können nicht als naturgegeben gelten, denn sonst müssten sie auch bei den Tieren vorkommen. Der Zusammenhalt zwischen den Mitgliedern einer Gruppe, der bei Tieren beobachtet wird, beruht nicht auf gefühlsmässiger Bindung, sondern auf ökonomischen Faktoren. Die Bindung der Mutter an die Kinder findet sich gewiss auch bei vielen Tieren, aber was wir Mutterliebe nennen, ist etwas anderes, denn jene Bindung bezieht sich bei dem Muttertier unterschiedslos auch auf fremde Junge. Besonders wichtig für die Beurteilung des Charakters der „family sentiments“ ist die Differenzierung der Gefühle zwischen den Mitgliedern einer Gruppe, wenn die ökonomische Grundlage sich ändert, sowie die Anpassung der Gefühle an neue Funktionen. Weitere Beispiele für die Abhängigkeit der „family sentiments“ von ökonomischen Tatbeständen bieten die Erklärung ihrer Verschiedenheit in der englischen und französischen Familie oder die Folgen der industriellen Revolution. Mit dem Sieg der liberalistischen Wirtschaft ändert sich die ganze psychologische Basis für die „family sentiments“, alle gefühlsmässigen Beziehungen werden individualistisch. Die schwere Krise, in die das kapitalistische System geraten ist, greift auch tief in die Familienbeziehungen ein. Jedoch werden die bisher in der Familie aufbewahrten menschlichen Gefühle sich in einer besser organisierten Gesellschaft besser entfalten können.

Les sentiments dans la famille.

Les „family sentiments“ ne se développèrent qu'en rapport à certains faits économiques. Ils ne sauraient donc servir à expliquer l'origine de la famille. Les conceptions quant à la base de la parenté (en particulier sur la naissance des enfants) qui dominent dans les différentes phases du développement de l'humanité sont très distinctes l'une de l'autre. La base de l'organisation sociale est formée par d'autres éléments que les „family sentiments“. La parenté reconnue ne repose souvent pas sur la parenté du sang. Les noms désignant les degrés de la parenté gagnent leur signification actuelle avec l'apparition dans l'histoire de la famille patriarcale. — Les sentiments entre les différents membres de la famille ne sauraient être considérés comme des données naturelles, car si tel était le cas, on trouverait ces mêmes sentiments également chez les animaux. Les liens entre membres

d'un groupe, observés aussi bien chez les animaux que chez les hommes ont pour base des facteurs d'ordre matériel. Le sentiment qui lie la mère à sa progéniture se trouve, il est vrai, chez de nombreux animaux, mais ce n'est point ce que nous appelons aujourd'hui l'amour maternel. Ce lien de la femelle se rencontre aussi bien à l'égard de la progéniture des autres animaux que pour la sienne. Pour être à même de bien juger le caractère des „family sentiments", il importe surtout d'observer l'adaptation de ces sentiments à de nouvelles exigences, c'est-à-dire comment les sentiments entre membres d'un groupe subissent un changement quand la base économique se trouve modifiée. B. donne d'autres exemples pour la dépendance des „family sentiments" de facteurs économiques, dans son exposé sur la différence des sentiments dans la famille française et anglaise, tout en décrivant les suites de la révolution industrielle. Avec la victoire du libéralisme économique, la base psychologique pour les „family sentiments" se transforme entièrement : tous les sentiments revêtent un caractère individualiste. La grande crise dans laquelle le système actuel de l'économie est entré, influence sensiblement les relations psychiques. Les sentiments qui, jusqu'à présent, étaient restreints dans le cadre de la famille, se développeront dans une société mieux organisée que celle de notre époque.

Robert Briffaults Werk über das Mutterrecht.

Von

Erich Fromm.

Robert Briffault nimmt mit seinem umfassenden Werk „The Mothers; a study of the origins of sentiments and institutions"[1]) das Thema des Mutterrechts wieder auf, für das Bachofen und Morgan in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die theoretischen Grundlagen geschaffen hatten. Jahrzehntelang blieb die Mutterrechtstheorie in der offiziellen Wissenschaft verschollen, und der Name ihrer Begründer wurde nur von einigen sozialistischen Autoren genannt. In den letzten Jahren entstand von einer weltanschaulich ganz anderen Seite eine Art Renaissance. In wissenschaftlichen wie in mehr journalistischen Arbeiten fand die Mutterrechtstheorie in wachsendem Masse Behandlung und Erwähnung, und das Briffaultsche Werk dürfte auch diejenigen, die bisher von den Problemen keine Notiz genommen haben, zur Diskussion dieser Frage zwingen. Es wäre aber ungenau, wollte man B.s Werk in die Reihe ethnologischer, das Mutterrecht behandelnder Arbeiten einreihen. Es geht weit darüber hinaus und gehört ebenso sehr der Soziologie, Psychologie wie Ethnologie an. Aus dem gleichen Grunde ist es auch schwer, das Werk auf eine Hauptthese zu bringen. Jedenfalls irren sich diejenigen Kritiker, die meinen, sie erschöpfe sich in dem Nachweis, dass sich am Anfang aller gesellschaftlichen Entwicklung überall mehr oder weniger ausgeprägte mutterrechtliche Züge nachweisen lassen. Bei dem Umfang des Buches mag wohl mancher mehr aus dem Titel als aus dem Inhalt die „Hauptthese" zu erfahren suchen. Tatsächlich aber behandelt es ebenso sehr die Theorie des Mutterrechts, wie es sich um eine Psychologie auf der Basis der vergleichenden Ethnologie oder um eine Geschichte der Ehe bemüht. B. nennt im Vorwort klar seinen Ausgangspunkt: ausgehend von der Frage nach dem Ursprung der sozialen Instinkte kam er zu dem Ergebnis, dass ihre Quelle in den mütterlichen Instinkten gelegen ist, und damit zur Untersuchung jener Frühstadien gesellschaftlicher Entwicklung, in denen die soziale Organisation und Psychologie um die Mutter zentriert waren.

So wichtig und mannigfach die Anregungen sind, die B. für die allgemeinen Problemstellungen der Soziologie und Sozialpsychologie gibt, so beruht doch der Hauptwert seines Werkes auf dem ungewöhnlich reichhaltigen Material und den vielen Einzelstudien. So können die nachstehenden Bemerkungen auch nicht den Anspruch erheben, eine erschöpfende Wiedergabe des Inhalts dieses Werkes zu bieten. Sie sind vielmehr lediglich

[1]) 3 Bde., London 1928.

einige Hinweise auf B.s wissenschaftliche Arbeitsweise und Forschungsinteressen.

B. beginnt mit dem Nachweis des entscheidenden Anteils der gesellschaftlichen Tradition („traditional heredity") an der Entwicklung des menschlichen Geistes- und Gefühlslebens. Die — biologisch verankerten — Instinkte werden durch soziale Einflüsse transformiert, und die Verschiedenheiten der Individuen innerhalb der verschiedenen Kulturen beruhen auf den modifizierenden gesellschaftlichen Bedingungen. „Männlich" und „weiblich" sind für B. entscheidende psychologische Kategorien, die er aber nicht wie die Romantik aus dem „Wesen" der Geschlechter ableitet, sondern aus der Verschiedenheit der Lebensfunktionen, d. h. der Lebenspraxis beider Geschlechter erklärt. Damit rückt er das Problem der Geschlechterverschiedenheit aus dem Dunkel naturphilosophischer Kategorien in das Licht wissenschaftlicher Forschung.

Der für die Entwicklung des weiblich-mütterlichen Charakters, des „maternal instinct", entscheidende Faktor ist die beim Menschen gegenüber allen Säugetieren ungewöhnlich verlängerte Schwangerschaft und postnatale Unreife des menschlichen Kindes und die dadurch bedingte lange Fürsorge der Mutter für das Kind. Aus diesem Fürsorgeinstinkt für das hilflose Kind entwickelt sich die mütterliche Liebe, die sich nicht nur auf das Kind — und gewiss nicht nur auf das eigene — erstreckt, sondern als soziales Gefühl, als Menschenliebe auch dem Erwachsenen gegenüber wirksam wird und eine der wichtigsten Quellen aller gesellschaftlichen Entwicklung darstellt. In der mütterlichen Liebe liegt die Quelle aller Liebe überhaupt. Sie ist ihrer Qualität nach nicht identisch mit der Sexualität, welche vielmehr mit dem egoistischen Instinkt des Hungers verwandt ist. Die Sexualität gehört mehr mit der Grausamkeit als mit der Liebe zusammen, ihre Amalgamierung mit der Liebe ist ein hochdifferenziertes Produkt kultureller Entwicklung. Bei primitiven Völkern ist die Sexualität verhältnismässig selten mit „Liebe" verknüpft, während sich umgekehrt ein asexueller Affekt mütterlicher Zärtlichkeit auch zwischen Erwachsenen besonders häufig findet. Wenn B. die Liebe des Mannes als Produkt seiner weiblich-mütterlichen Triebkräfte versteht, so setzt er dabei die bisexuelle Veranlagung jedes Individuums voraus. Nicht nur Liebe und Zärtlichkeit haben ihren Ursprung in der Mutterliebe, sondern auch Mitleid, Grossherzigkeit, Wohlwollen, kurz alle „altruistischen" Gefühle bis zu ihren abstraktesten und allgemeinsten Erscheinungsformen. Die kindliche Liebe zur Mutter entspringt dem Bedürfnis nach Schutz und Hilfe ; der Herdeninstinkt ist ein Abkömmling der kindlichen Angst und Schutzlosigkeit. Die Feindschaft des Primitiven gegen den Fremden ist ebenso wenig etwas Angeborenes oder Ausdruck eines „natürlichen" Aggressionstriebes, sondern Produkt der realen Lebensverhältnisse primitiver Gruppen, die notwendigerweise zu wechselseitigem Misstrauen führen.

Auf dem Gegensatz zwischen Sexualtrieb und Mutterliebe gründet B. eine geistreiche Theorie über den Unterschied zwischen der tierischen Herde und der Tierfamilie. Jene ist nach ihm ausschliessliches Produkt männlicher sexueller Impulse ohne Stabilität, diese geht aus der Wirksamkeit

mütterlicher Instinkte hervor und bildet die Zelle aller dauerhaften sozialen Gruppierungen. Die primitive menschliche Gruppe entwickelt sich nicht aus der Tierherde, sondern aus der Tierfamilie. Das Zusammenwachsen solcher Familien, die aus der Verbindung der Mutter mit ihrer Nachkommenschaft bestehen und keine Ähnlichkeit mit der späteren patriarchalischen Familie haben, führt notwendigerweise zur Bildung einer um die Mutter zentrierten primitiven Gesellschaft. Exogamie bezw. Inzestverbot ist weder Resultat eines angeborenen Instinktes, noch einer durch die schädlichen Folgen der Inzucht bedingten natürlichen Auslese. In neuartiger Weise, die hier nicht erörtert werden kann, versucht B. die Exogamie aus der Struktur der matrizentrischen Gesellschaft zu erklären. Im Verlauf dieser Darlegungen weist B. darauf hin, in welchem Umfang sich noch ein letzter Rest der ursprünglichen matriarchalischen Familienverfassung, die matrilokale Ehe, auf der ganzen Erde findet : der Mann zieht häufig in das Haus der Frau, gewöhnlich wird auch bei der Frage der Abstammung die Familie der Mutter herangezogen. Bei dem durch die Entwicklung des Privateigentums bedingten Übergang zur patrilokalen Ehe wird die Zustimmung der Familie der Frau durch ein Geschenk oder eine Dienstleistung seitens des Mannes erkauft.

In den meisten primitiven Gesellschaften haben die Frauen einen ausserordentlich hohen Grad von Unabhängigkeit, der gerade in der Tatsache der Arbeitsteilung und der damit verknüpften ökonomischen Funktionen der Frauen begründet ist. Es ist ein Missverständnis, aus der Tatsache, dass man die Frau schwer arbeiten sieht, auf eine niedrige gesellschaftliche Position zu schliessen. Von der matrizentrischen Struktur, d. h. einer gesellschaftlichen Verfassung mit einem relativ grossen sozialen und psychischen Einfluss der Frau muss die matriarchalische (gynäkokratische) streng unterschieden werden : in ihr herrscht die Frau über den Mann. Jedes Herrschaftsverhältnis beruht auf dem Vorhandensein von Privateigentum und seiner Verteidigung. Matriarchat in diesem engeren Sinn kann sich deshalb auch nur bei relativ hochentwickelten Gesellschaften finden.

Die Ehe hat wesentlich eine ökonomische Funktion und ist keineswegs eine „natürliche" Einrichtung. Darum ist sie auch ursprünglich nicht mit Ansprüchen auf den ausschliesslichen sexuellen Besitz des Partners verknüpft. So wenig es einen „natürlichen" monogamen Instinkt gibt, so wenig auch eine auf den ausschliesslichen Besitz des Sexualobjektes gerichtete Eifersucht. Diese bezieht sich beim Primitiven nicht auf die Wahrung der Ausschliesslichkeit seiner Rechte, sondern auf die Angst, unversorgt mit Sexualobjekten zu bleiben, also nicht auf Verführung, sondern auf Entführung. Indem in der primitiven Gesellschaft die Sexualität weniger verdrängt wird, fehlen ihr jene Stimmungen der Verliebtheit, aber auch Gefühlsmissbildungen bezw. pathologische Erscheinungen, die ihre Existenz gerade der Verdrängung der Sexualität verdanken. Das monogame Gefühl ist nicht Ursache, sondern Folge der monogamen Eheinstitution. Die Entwicklung der monogamen Ehe ist in erster Linie durch die ökonomischen und sozialen Veränderungen der Gesellschaft bedingt. Den Wendepunkt stellt der Übergang zum Herdenbesitz dar, der dem

Manne vermehrte Kaufkraft und damit ökonomische Überlegenheit über die Frau gibt. Wo dieses Hirtenstadium fehlt, bleiben die ursprünglichen matrizentrischen Bedingungen länger erhalten. Während von der primitiven bis zur römischen Ehe diese eine vorwiegend ökonomische und nicht sexuelle Funktion ausübt, hat die christliche Ehe die Tendenz, beide Aspekte zu vereinigen und in der Eheinstitution Liebe, Sexualität und ökonomische Interessen zu befriedigen.

Ausführlich beschäftigt sich B. mit der Entwicklung von Religion und Sittlichkeit. Nur weniges sei aus dem reichen Material angeführt. Das Tabu als Vorbild aller irrationalen Moral wird auf das vom Weib dem Mann auferlegte Verbot des Sexualverkehrs während der Menstruation zurückgeführt. Die Entstehung des Totemismus wird in der Tatsache vermutet, dass die ursprünglich gemeinsame wichtigste Nahrung des Stammes den Charakter der Heiligkeit und des Totems erhält. Die Entstehung des Individualitätsgefühls wird als Folge der Entstehung des Privateigentums angesehen. Nicht die individualistischen Instinkte schaffen das Privateigentum, sondern es selbst erzeugt diesen angeblich natürlichen Instinkt. B. diskutiert ferner die Rolle des Mondes in der primitiven Kosmologie. Das Ab- und Zunehmen des Mondes steht in engster Verbindung mit den Gedanken und Wünschen des Primitiven über Tod und Auferstehung. Erst mit der Entwicklung der Agrikultur spielt die Sonne eine immer grössere Rolle. Die primitiven religiösen Ideen entspringen durchaus nicht einer „Naturanbetung", sondern dem Wunsche, magische Kräfte zu erwerben. Die Frau spielt in der Entwicklung der Religion eine grosse, meist unterschätzte Rolle. Die grossen weiblichen Göttinnen, die einen wichtigen Platz in der vorderasiatischen und europäischen Entwicklung einnehmen, verdanken ihre Rolle wesentlich ihrer Verbindung mit Ackerbauriten und der besonderen magischen Fähigkeit naturaler Produktivität, die man der Frau zusprach. Der Höhepunkt der religiösen Entwicklung wird erreicht, wenn die Göttin nicht mehr nur als Besitzerin magischer Kräfte gefürchtet und verehrt, sondern als jungfräuliche Mutter des göttlichen Kindes gefeiert wird. Religiöses Gefühl wird hier zum ersten Mal mit der Liebe verknüpft; der Übergang von wilden nationalistischen Stammesgottheiten zu milden Weltgottheiten ging zuerst in der Figur der „Grossen Mutter" vor sich. Indem allmählich primitive Magie durch die Arbeit des männlichen Intellekts in „theologische Religion" umgewandelt wird, verliert dann die Frau an Bedeutung in der Religion.

Die Entwicklung der Moral wird aufs stärkste von ihren tabuistischen Ursprüngen bestimmt. Die primitiven Tabus als Quelle der Sexualmoral wie der Moral überhaupt werden durch die männlichen Eigentumswünsche verstärkt, die der sich allmählich entwickelnden Moral erst ihr Schwergewicht geben. Es ist keineswegs die weibliche „Natur", die extreme Keuschheitsforderungen aufgestellt, oder die weibliche Eifersucht, die die Monogamie erzwungen hat. Ganz im Gegenteil zeichnen sich matriarchalische Gesellschaften durch ein besonderes Mass an sexueller Freiheit und Ungebundenheit aus. Während die ursprünglichen primitiven Tabus und die mit ihnen verknüpften moralischen Gefühle ubiquitärer Natur sind, entsteht jene Sexualmoral, welche die Forderung der Keuschheit zum Inhalt

hat, mit der Entwicklung der patriarchalischen Gesellschaft und der ihr zugrunde liegenden ökonomischen Verhältnisse. Die Keuschheit war wie in Vorderasien, Aegypten und Griechenland zunächst eine rituelle Bedingung magischer Kraft oder wie in Rom eine bürgerliche Tugend. Erst durch das Christentum gewann sie den Rang einer Eigenschaft von hohem ethischem oder religiösem Wert. Wenn das Christentum auch über den Grad der Sündhaftigkeit des Sexualverkehrs verschiedene Meinungen entwickelte, so bestand doch hinsichtlich der Überlegenheit der Jungfräulichkeit über die Ehe kein Zweifel. Die christlichen patristischen Anschauungen bildeten den stärksten Kontrast zu den Ideen und Gebräuchen der europäischen Barbaren, mit denen sie in Berührung kamen. Die allmähliche Veränderung, die der christliche Rigorismus in den sexuellen Anschauungen bewirkt, drückt sich zunächst in der Literatur und nach und nach, wenngleich auch immer unvollkommen, im gesellschaftlichen Leben aus.

B.s Werk hat vor allem in England und Amerika eine grosse Reihe von zum Teil sehr ausführlichen Besprechungen gefunden[1]). Diese schwanken zwischen begeisterter Zustimmung und kühler Ablehnung, besonders von ethnologischer Seite.

Der ethnologische Laie vermag gewiss nicht zu entscheiden, ob in der einen oder anderen Einzelfrage das stärkere Gewicht auf den Argumenten B.s oder seiner Gegner liegt. Wie aber schon einleitend angedeutet wurde, geht das Werk weit über den Rahmen ethnologischer Einzelprobleme hinaus ; durch den ungewöhnlichen Umfang des in diesem Buch verarbeiteten Materials und durch eine seltene geistige Unabhängigkeit und Originalität des Autors wird B.s Werk zu einem wichtigen Beitrag sozialpsychologischer Forschung. In der Frage des Mutterrechts nimmt B. den Faden da wieder auf, wo er von Morgan liegengelassen worden war. Seine Methode ist die des historischen Materialismus, indem er versucht, die Veränderung der Gefühle und der mit ihnen verknüpften Institutionen aus der Veränderung der Lebenspraxis und speziell der ökonomischen Verhältnisse zu erklären. In der Anerkennung der gesellschaftlichen Bedingtheit aller, auch der scheinbar natürlichsten Gefühle, in dem Versuch, ihre Entwicklung an Hand eines reichen empirischen Materials aus bestimmten gesellschaftlichen Veränderungen zu erklären, scheint uns die Hauptbedeutung dieses ungewöhnlichen Werkes zu liegen.

Im Rahmen einer Besprechung können kritische Erwägungen sich nur auf Allgemeines und nicht auf Einzelheiten beziehen. Ein Moment hat B. in seinem Vorwort schon selbst vorweggenommen, indem er auf die ungünstigen äusseren Bedingungen hinweist, unter denen das Werk fertiggestellt wurde. So sind die verschiedenen Teile des Buches quantitativ und quali-

---

[1]) Als wichtigste seien genannt : Havelock Ellis, in : Birth Control Review, Sept. 1928, zugleich in : Views and Reviews, 2nd series, S. 160 f., A. M. Ludovici, in : English Review, Nov. 1927. Bronislav Malinowski, in : New Statesman, Sept. 1927. C. E. Ayres, in : The New Republic, 4. Dez. 1927, John Langdon-Davies, in : The Herald Tribune, New York, 18. Sept. 1927, Morris Ginsberg, in : The Nation and the Atheneum, 20. Aug. 1927 und Alexander Goldenweiser, in : The Nation, New York, 20. Juli 1928.

tativ nicht gleichmässig gearbeitet. Wichtiger als dies ist die Kehrseite der geistigen Selbständigkeit und Unabhängigkeit B.s : er berücksichtigt ältere oder zeitgenössische Autoren, die in der gleichen Richtung wie er geforscht haben, nicht oder verhältnismässig wenig. So untersucht er einerseits Fragen, die schon in der französischen Aufklärung eine ausführliche Behandlung gefunden haben, wie die der gesellschaftlichen Bedingtheit der Gefühle, noch einmal ganz ab ovo, so erwähnt er Marx und Engels überhaupt nicht ; so nimmt er endlich von der neueren völkerpsychologischen Literatur kaum Notiz. Dies fällt ganz besonders ins Gewicht für die Untersuchung des Problems des scheinbar altruistischen Charakters der Liebe der primitiven Mutter. Hier stellt die ungenügende Berücksichtigung der Untersuchungen der Durkheim-Schule über die primitive Gesellschaft und speziell der Arbeiten Lévy-Brühls über die primitive Mentalität einen wirklichen Mangel dar. In einem Punkt soll eine kritische Bemerkung in bezug auf eine Einzelheit nicht unterdrückt werden. B. spricht im zusammenfassenden letzten Kapitel vom „angeborenen Konservativismus" der Frau und davon, dass faktisch in einem weiteren Sinn die Frau über 25 Jahre nichts mehr lerne. Nachdem B. sich in seinem Werke mit viel Erfolg bemüht, die gesellschaftliche Bedingtheit der Gefühle nachzuweisen, und nachdem er gerade hierin einen entscheidenden Fortschritt über die Anschauungen der Romantik und speziell auch Bachofens darstellt, nimmt eine solche „Fehlleistung" umsomehr wunder. Sie zeigt allerdings, wie tief im Unbewussten auch eines so fortschrittlichen Autors wie B. traditionelle biologistische Werturteile verankert sind. Als Ganzes aber hinterlässt B.s Werk auch bei kritischen Lesern zahlreiche Anregungen und Belehrungen sowie den Eindruck einer bedeutenden wissenschaftlichen Leistung.

Rassenideologie und Rassenwissenschaft.

Zur neuesten Literatur über das Rassenproblem[1]).

Von

Paul Ludwig Landsberg.

Die vielfältige Ungleichheit der Menschen, ihrer biologischen Artung nach, ist eine offenbare Tatsache, die nur ein Irrer leugnen könnte. Der Satz von der Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, besagt eine ethische Norm in unserem Verhalten zum Nächsten, nirgends aber eine empirische Feststellung. Es ist eine Aufgabe der Wissenschaft, den Ungleichheiten gruppierend, beschreibend und genetisch nachzugehen, und insbesondere wird zu fragen sein, was sie für die Medizin, die Pädagogik, die Soziologie bedeuten und was für Ungleichheiten zwischen den Menschen in seelischer und geistiger Beziehung sie einschliessen. Ferner wird man sich zu fragen haben, wieweit und nach welchen Gesetzen sich Eigentümlichkeiten vererben, wieweit und in welcher Art sie durch Wandel des Milieus veränderlich sind und dergleichen mehr. Das ist eine Fülle bedeutsamer Fragen, deren erfahrungsmässige Beantwortbarkeit noch keineswegs gesichert ist. Es liegen hier gewaltige Aufgaben für die Wissenschaft.

Es ist von grösster Wichtigkeit, prinzipiell zu unterscheiden: Rassenlehre als pure Ideologie und Rassenlehre als Naturwissenschaft. In welchem Sinne auch die Fragen der bürgerlichen Naturwissenschaft von einem leitenden ideologischen Motiv nicht frei sind, wird zu zeigen sein, aber auch, dass zwischen ihnen und den eigentlichen Rasseideologien ein himmelweiter Unterschied besteht.

Was den Begriff der Ideologie anlangt, so liegt es uns fern, den Ideologen etwa mit dem Betrüger gleich zu setzen. Dass eine Lehre als Ideologie zu bezeichnen ist, sagt aus, dass sie sowohl ihre Entstehung, wie ihre Evidenz für ihre Anhänger im Wesentlichen nicht einem Erfahrungsinhalt verdankt, sondern einer sozialen Funktion, einer Auswirkung in der Gesellschaft und ihren Kämpfen, welche von ihr erwartet wird. Diese Absichten und Erwartungen brauchen natürlich keineswegs bewusst zu sein.

---

[1]) Vgl. u. a. Correspondance entre Gobineau et Prokesch. 1854-1867. Paris 1933; Gobineau, Religion et philosophie dans l'Asie centrale. Paris 1933; Eugène Pitard, Les races et l'histoire, in: L'Evolution de l'Humanité V; Hommes, races et coutumes, Paris 1931; Hans F. K. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes. 17. Aufl., München 1933; von Eickstädt, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. Erscheint in Lieferungen ab 1933 (auf dieses grundlegende Werk wird nach seinem vollständigen Erscheinen zurückzukommen sein); Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. 2 Bde. 4. Aufl., München 1933. — Übersicht über neuere deutsche Literatur zur Rassenfrage in: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, Nr. 198, 26. August 1933.

Die pure Rassenideologie nimmt ihren Ursprung bekanntlich in dem Werk des Grafen Gobineau, insbesondere in dem „Essai sur l'inégalité des races humaines" 1853-55. Gobineau ist ein Feudaler, der der siegreichen bürgerlichen Welt und ihrer Egalisierungstendenz den Ständen, nicht den Klassen gegenüber grollend und resigniert zusieht. Er erkennt richtig, dass alle Menschheitsgeschichte, im grossen betrachtet, unaufhaltsam zunehmende Rassenvermischung und vielfach auch eine gewisse biologische Egalisierung bedeutet. Das ist für ihn eine schicksalhafte Tendenz zum qualitativen Verfall des Menschen. Nichts bleibt übrig, als sich mit „sieben Getreuen" in den fernsten Kaukasus zurückzuziehen und von da dem Menschheitsunglück zuzusehen. Gobineau ist als französischer Feudaler seiner Zeit nicht ohne Konsequenz. Seine Schüler haben von ihm gerade die Irrtümer übernommen, indem sie aus der feudalen Elegie eine bürgerliche Ideologie zu machen suchten. Unter den Epigonen Gobineaus wären etwa hervorzuheben De Lapouge, Houston Stuart Chamberlain und Woltmann, die die Lehre nach Deutschland importierten; dann in der Gegenwart Lenz und Günther, auch etwa Schemann; in Amerika Lothrop Studhard, dessen Buch über „Die Drohung des Untermenschen" in Deutschland so viel Erfolg gehabt hat. Daran schliesst sich eine ungeheure und gleichförmige populäre Propagandaliteratur an, die sich vor allem der Bekämpfung des Judentums seit vielen Jahren mit allen Mitteln widmet. Ein orientierendes Standardwerk, das in reichem Masse wissenschaftliche Tatsachen in ein stark ideologisch und subjektiv gefärbtes Ganzes einarbeitet, ist die „Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene" von Baur-Fischer-Lenz. Die Beiträge Eugen Fischers zeigen sogar einen ernsten Versuch zur Objektivität. Immerhin gipfelt auch dies Werk in dem „wissenschaftlichen" Satze : „... dass die nordische Rasse hinsichtlich der geistigen Begabung an der Spitze der Menschheit marschiert". Wir werden sehen, wie solche Sätze gewonnen werden.

Damit begeben wir uns auf den Weg zu einer inhaltlichen Charakteristik des Gemeinsamen all solcher Lehren. Wir sehen diese Gemeinsamkeit in verschiedenen Inhalten begründet, denen jeweils eine besondere gesellschaftliche Bedeutung zukommt und die darum bei verschiedenen Vertretern verschieden stark auftreten. Die Tendenz zu all diesen Lehren mindestens ist aber immer da und schon bei Gobineau vollkommen deutlich. Die kennzeichnenden Grundinhalte der eigentlichen Rassenideologien sind :

I. die Tendenz zum Wertmonopol einer Rasse, die zwar nicht immer tatsächlich die eigene des Schriftstellers ist, aber doch stets die, mit der er sich identifiziert. Den anderen Rassen lässt man die Werte, auf die man weniger Wert legt, wie etwa Gobineau den Negern sinnliche Phantasiestärke gegenüber der europäischen Intelligenz und dem nordischen Heroismus. Was man in seiner hohen Wertigkeit nicht angreifen kann, nimmt man für sich in Anspruch. Chamberlain macht Christus zum Arier, Woltmann macht Dante und Raphael zu nordischen Menschen. Individuell mag dabei Vorliebe für den Typus, den man für den eigenen hält, mitspielen. Fruchtbarer, als dem nachzugehen, ist es nach der gesellschaftlichen Funktion zu fragen oder vielmehr nach den gesellschaftlichen Funktionen, die ja recht mannigfaltig sein können.

Eine erste solche Funktion besitzt die Wertmonopolisierung für die kolonisatorische Unterwerfung farbiger durch weisse Völker. Hier kann sie im Zeitalter des Imperialismus an die Stelle oder an die Seite der älteren Missions-Ideologien treten und jede Form der Ausbeutung begründen. Der Rassenunterschied der „Weissen" von den Schwarzen, Gelben und Braunen ist gegeben, und er ist leicht umzudeuten etwa in einen Unterschied von Herrenvölkern und Sklavenvölkern, jedenfalls in einen recht stabilen Wertunterschied. Schliesslich wenden die Japaner die gelernte Theorie schon ganz munter gegen die „chinesische Rasse" an. Wann gegen die Weissen ?

Ist das Schema einmal gewonnen, so kann es den ursprünglich religiösen Antisemitismus in neuer und radikalerer Weise begründen, kann in Kämpfen zwischen Industrie- und Bankkapital, Stadt- und Landwirtschaft, Kleinhandel und Warenhaus, endlich im Konkurrenzkampf auf einem zu eng gewordenen Arbeitsmarkt Verwendung finden. Immer geht es um das Recht der Zurücksetzung und Unterwerfung von Menschen durch Menschen. Daher sind Sozialismus und Rassenideologie geborene Feinde : nicht etwa weil jener den Blödsinn einer biologischen Gleichheit aller Menschen behauptete, sondern weil er gegen jede Knechtung und Ausbeutung des Menschen durch den Menschen sich wendet. So ist es ja z. B. auch selbstverständlich, dass Mann und Frau biologisch höchst verschiedene Wesen sind, aber es ist verwerflich und abgeschmackt, daraus ein Wertmonopol des Mannes zu folgern und eine faktische Ausbeutung der Frau zu begründen. Ein Weisser ist ein Weisser und ein Chinese ein Chinese. Beiden sollte dazu geholfen werden, ihre spezifischen Anlagen und Werte in Freiheit und zum Vorteile der Gesamtmenschheit zu entfalten.

II. kennzeichnen sich die Rassenideologien durch eine Geringschätzung der endogenen Rassenwandelbarkeit vor aller empirischen Untersuchung. Es wird als Dogma gesetzt, dass Rassen, die sich nicht vermischen, sich durch Wirkung von Umweltänderungen oder biologische Mutationen nicht oder doch nicht erheblich wandeln. In Wahrheit ist es eine schwierige Forschungsfrage, was sich wandelt und was nicht. Die Invariante müsste mindestens in irgendeiner bedeutsamen Hinsicht gefunden sein. Wir werden näher sehen, dass das nicht der Fall ist, obgleich sie vielleicht noch zu finden ist. Die gesellschaftliche Funktion dieser zweiten Lehre befestigt sozusagen die der ersten : d. h. diese Lehre hat zur genau gemässen Funktion die Stabilisierung, Verewigung bestehender Machtverhältnisse. Die Gruppe, die an der Macht ist, will sich biologische Höherwertigkeit und daraus entfliessende Rechtmässigkeit für alle Zeiten zuschreiben.

Mit dieser Invarianzlehre lässt sich ferner die Bedeutung sozialer Umweltverbesserungen herabsetzen. Man kann zu Folgen von Rassenminderwertigkeit machen, was durch Massenarmut, schlechte Wohnungsverhältnisse, schlechte Hygiene und Nahrung, ungesunde Arbeitsbedingungen, Alkoholismus verschuldet wird, und vermeidet die Kritik am Wirtschaftssystem aus einer Erkenntnis seiner Folgen heraus.

III. zeigt sich uns damit als Merkmal all dieser Lehren eine Gruppe von Annahmen über Bestand und Wert von „reinen Rassen". In dem Wort „rein" liegt hier schon ein Werturteil, gemeint ist unvermischt.

Da liegt dann die peinliche Frage : „Unvermischt, seit wann ?“ gleich recht nahe. Die Menschheit ist bekanntlich uralt, mindestens 500.000 Jahre, höchstwahrscheinlich ein Vielfaches davon alt, und an ihren Beginn rühren unsere Kenntnisse wohl nirgends. Denken wir uns die Entstehung des Menschen etwa mit Klaatsch polyphyletisch und nicht monophyletisch, was keineswegs als richtig erwiesen ist, aber einige Wahrscheinlichkeitsgründe für sich hat, denken wir also an einen Beginn in einer Mehrheit von Urhorden, so sind doch jedenfalls schon vor unvordenklichen Zeiten solche Urrassen nicht mehr festzustellen. Was wir kennen, sind — zumal in historischer Zeit — immer nur höchst komplizierte Mischungen.

Sehen wir davon ab und beachten den unabweisbaren Eindruck, dass die Mischung selber immer wieder, freilich sicher nicht ohne den gewaltigen Einfluss von Umweltbedingungen und Traditionsbildungen, relativ konstante biologische Typen hervorzubringen scheint ; so ist die europäische Oberschicht der Feudalzeit oder das Ghettojudentum zwar keineswegs eine reine Rasse, aber hier finden wir in gewissem Mass eine vitale Typeneinheit vor. Daher ist auch in der Anwendung auf die Feudalzeit mit ihren relativ geschlossenen Erbgruppen die Ideologie der reinen Rasse noch nicht unbedingt abwegig. Die herrschenden grossbürgerlichen Schichten der hoch- und spätkapitalistischen Epoche stellen dagegen ein unübersichtliches Gemenge auch der vitalen Typen dar. Die Umwälzung der Produktionsformen und der Gesellschaft hat es mit sich gebracht, dass das auswählende Prinzip des Aufstiegs in der Gesellschaft wesentlich die besondere Art von intellektueller Begabung, äusserer Regsamkeit und innerer Kälte ist, die den erfolgreichen Kapitalisten typisch kennzeichnet. So würde denn der bürgerlichen Oberschicht diese feudale Ideologie zu Gesichte stehen wie dem Affen die Perlenkette. Das hindert sie aber nicht, sich gelegentlich damit zu schmücken, umso weniger als diese Annahmen unerlässlich erscheinen im Gesamt der Rassenideologie, die so ungemein suggestiv und brauchbar ist.

IV. gehört in diesen Zusammenhang eine Lehre von bedeutend grösserer Tragweite. Es besteht hier nämlich die Tendenz zur Identifikation der biologischen Rasse, die man fiktiv als irgendwo wenigstens annähernd „rein“ verkörpert ansetzt, mit Nationen und Völkern. Auch hier wieder setzt die Ideologie feste Dogmen an die Stelle schwieriger Überlegungen und mühsamer Untersuchungen. Dass der Begriff des Volkes als ein Kulturbegriff und der der Nation als ein Begriff staatlicher Schicksalsgemeinschaft von dem der Rasse unabhängig sind, ist für jeden Unvoreingenommenen klar. Kein bestehendes Volk und keine Nation bildet rassenmässig auch nur im entferntesten eine Einheit.

Die geistige Bequemlichkeit einfacher Dogmen kommt all denen entgegen, die überaus viel von der Wissenschaft halten, aber sich deren Wesen nicht wirklich zu eigen gemacht haben. Die wirkliche Wissenschaft ist, wie etwa die Physik heute so klar zeigt, eine differenzierte Art zu fragen, und eine dialektische Entfaltung in einem definiten Erfahrungsmaterial begründeter Hypothesen. Nie kann sie, wenn sie sich selbst versteht, etwas anderes sein wollen. Kommt zu solcher Bequemlichkeit das intuitive Gefühl hinzu, dass an der Identifizierung der Nation mit der Rasse etwas

daran sein müsse, da offenbar die Nation nicht aus einem willkürlichen bewussten Entschluss ihrer Individuen hervorging, so kann dann die paradoxe Verwechslung stattfinden, die aller historischen Erkenntnis vom Werden und aller biologischen Erkenntnis von der Zusammensetzung der Nationen zuwiderläuft.

Es kommt auch hier wieder für die Durchschauung der gesellschaftlichen Funktion auf die Unterscheidung zweier beträchtlich verschiedener Nuancen an, die aus dieser Verwechslungstendenz hervorgehen. Die ältere Lehrart wird dargestellt von dem Bestreben, Völker oder Völkergruppen mit Rasseneinheiten gleichzusetzen. Dass ein Ernstmachen mit solchen Anschauungen jede faktische nationale Schicksalsgemeinschaft in eine Menge von Teilen zersplittern muss, ist klar. Am nachdrücklichsten hat K. F. Wolff gegenüber Günther auf diese Tatsachen hingewiesen. Das hindert deutsche Rassenideologen nicht, die Behauptung, semitische Herkunft schliesse echte Zugehörigkeit zur deutschen Nation aus, beweislos zu wiederholen und zur Grundlage ihrer Praxis zu machen. Die nähere Beschäftigung mit dem biologischen Aufbau der Nation hat diese Art der Identifizierung selbst für die modernen Rasseideologen theoretisch unmöglich gemacht. Sie konnten sich der Kenntnis von Resultaten namentlich Eugen Fischers nicht ganz entziehen und mussten sich entschliessen, sogar Ergebnisse von Fischer, Clauss, Kern und anderen zu popularisieren. Dieser Entschluss fiel ihnen umso leichter, da sich eine neue und weit fruchtbarere ideologische Verwendung gerade dieser Ergebnisse anbot.

Damit entsteht die zweite Abart der Identifizierung. Die Mischung innerhalb des eigenen Volkes wird nun wenigstens im naheliegendsten gesehen und anerkannt. Man wertet aber die Bestandteile des Volkes selber verschieden hoch, zunächst in biologischer Hinsicht und dann in einem auch an sich wieder falschen Biologismus gesamt- menschlich, und es entsteht die Tendenz, einen dieser Volksbestandteile in das Wertmonopol einzusetzen. An dieser Stelle steht die Funktion Günthers. „Aufnordung" wird zum vollklingenden Schlagwort. Der gesellschaftliche Sinn : ein Teil des Volkes ist biologisch berechtigt, über den andern zu herrschen. Der Unterschied von geborenen Herren und Knechten wird aus der zwischenvölkischen Ebene der Kolonialpolitik in die Ebene des sich zugleich international und innervölkisch darstellenden Gruppenkampfes verlegt. Die kaum noch verhüllte Identifikation insbesondere der sozialen Unterschicht mit einem im Volke selbst gegebenen Untermenschentum, der Herrenschicht und ihrer Parteigänger mit den edlen und heroischen Vertretern überlegener Rasse darf man ruhig Propagandisten überlassen. Die ganze Richtung hat jedenfalls ihr geistiges Leben, ihre Entstehungs- und Verbreitungskraft, von vornherein durch diese Möglichkeit. Dass der Kampf gegen das marxistisch organisierte Proletariat sich gut mit dem Rassenantisemitismus verbindet, der unter anderem eine Diffamierung eines Teiles seiner Lehrer und Führer ermöglicht, das liegt auf der Hand. Dass man im übrigen nicht die Arbeiterklasse an sich bekämpft, sondern ihren Anspruch auf kulturelle und wirtschaftliche Gleichstellung, ist bekannt. Ja, man unternimmt es, den Kampf gegen die Lebensansprüche des Arbeiters im Namen der Arbeiterschaft selber zu führen. Es gibt keine Wirk-

lichkeit, die nicht eine Mehrzahl propagandistischer Deutungen zuliesse.

In der nach dem treffenden Wort von Carl Schmitt „subromantischen“ Selbstbespiegelung des nordischen Menschen wird das Missverhältnis solcher Ideologien zur Wirklichkeit besonders evident, und es zeigt sich, wie sehr ihre Brauchbarkeit im Dienste der Tarnung höchst realer Bestrebungen davon unabhängig ist. Es bedarf wohl kaum des Hinweises, dass nur ein ganz kleiner Teil des deutschen Volkes die Merkmale der sogenannten nordischen Rasse auch nur annähernd aufweist. In dem weitaus am meisten nordischen schwedischen Volk ergaben sich 31 % der Bevölkerung. Dabei wurden alle nicht mehr ganz klaren Typen auch noch dem grossen langschädeligen hellhäutigen blaublonden, d. h. im wesentlichen dem nordischen Typus zugerechnet. Ich überlasse es mangels Forschung dem Erfahrungsurteil des Einzelnen, ob solche Typen etwa in Rheinland, Sachsen, Berlin und Bayern mehr als 10 % ausmachen. Die rassenmässige Zusammensetzung der politisch führenden Parteien dürfte von diesem Bilde nicht wesentlich abweichen.

Davon ganz abgesehen ist es offenbar unerweisbar, dass der nordischen Rasse irgendein höherer Gesamtwert zukomme als einem anderen Rassenbestandteil des deutschen Volkes. Bestenfalls haben wir hier leichtsinnig zu Theorien ausgesponnene Geschmacksurteile vor uns, ganz wie der eine blonde, der andere schwarze Frauen liebt. In der Psychologie dieses Geschmacksfaktors scheint mir übrigens einer der Gründe zu liegen, warum die Rassenlehrer so oft für einen Typus schwärmen, der ihnen selbst faktisch entgegengesetzt ist. So gehörte ja auch Rathenau weitgehend zu den Epigonen Gobineaus, von dem auch der Begriff der nordischen Herrenrasse stammt.

Kaum eines Wortes bedarf es schliesslich darüber, dass die Rassenschichtung des deutschen Volkes eine gewisse Beziehung zu seiner regionalen Struktur hat, wie ja etwa verhältnismässig die meisten nordischen Menschen sich in Norddeutschland finden, keinerlei Beziehung aber zu seiner sozialen Schichtung oder gar zu seinen politischen Spaltungen. Trotzdem ist diese Form der Rassenlehre, die innerhalb des eigenen Volkes von einer Herrenrasse redet, die eigentlich populäre und moderne, nämlich die eigentlich politische. Sie ist von vornherein auf den Gebrauch des Tageskampfs zugeschnitten.

V. ist ein Lehrmerkmal der Rassenideologie die Tendenz zur Mechanisierung des Gedankens der Züchtung und der Rassenhygiene. Auch hier wieder erweist sich, dass nicht so sehr pure Irrtümer der Menschheit gefährlich sind wie Wahrheiten, die mit Irrlehren so verbunden werden, dass sie mit ihnen zusammen den Geist und die Praxis auf falsche Wege führen. Der Gedanke der Rassenhygiene an sich ist uralt, er geht mindestens auf Plato zurück; er ist auch ein weitgehend richtiger Gedanke. Ein Aufstieg der Menschheit, im Sinne der Qualitätssteigerung des Menschen selbst, ist sicher nur denkbar, wenn schon bei der Erzeugung der neuen Generation Verantwortlichkeit waltet. Intuitiv hat wohl Nietzsche den Gedanken einer solchen Höherzüchtung am mächtigsten erfasst. Die moderne Erblichkeitsforschung seit Mendel, de Vries, Rüdin u. a. gibt ihm eine genauere Begründung. Es darf als erwiesen angesehen werden,

dass die Modifikation des Menschenwesens durch Erbgang und insbesondere Mischung, zunächst ja immer der beiden verschiedenen Elternindividuen, welcher Rasse sie auch immer angehören, von radikaler Bedeutung ist. Das bestätigt auch die Konstitutionsforschung der modernen Psychopathologen wie Kretschmer, Ewald, Hoffmann u. a. Gerade wer auf eine bessere Menschheitszukunft hinstrebt, darf die Bedeutung dieser Probleme nicht übersehen. Diese richtige Einsicht kann sich aber bei den Rasseideologen mit einer Reihe von Irrtumstendenzen verbinden.

Zunächst unterschätzen sie denn doch ganz erheblich die Wirkungen der Erziehung und des Milieus, namentlich der Kindheit. Auf keine Weise nämlich kann eine Menschengruppe sich biologisch verbessern, wenn Hunger und Armut, öde Arbeitslosigkeit und gedrängtes schlechtes Wohnen, Verzweiflung, Alkoholismus und Unbildung nicht entscheidend bekämpft werden. Da diese Verhältnisse von der kapitalistischen Produktionsweise nicht zu trennen sind, ist das *einseitige* Verweisen auf das biologische Fortpflanzungsproblem für deren Erhaltung zweifellos ideologisch nützlich.

Weiterhin neigen zahlreiche Rassehygieniker dazu, zu verkennen, dass bei Menschen der elementare Faktor einer natürlichen Zuchtwahl in möglichst günstiger Richtung in der individuellen Liebeswahl prinzipiell gelegen ist. Scheler hat gezeigt, dass der diese Liebe leitende Instinkt biologisch gesehen gerade auf die Erhöhung des Typus Mensch im Prinzip hinzielt. Die entscheidende Tat der Rassehygiene wäre darum in Wahrheit die Befreiung der Liebe von den ökonomischen Fesseln, die sie heute noch meist trägt. Es ist klar, dass hier wiederum der Gedanke der biologischen Verbesserung der Menschheit sich umfassenden Erneuerungsgedanken einordnet.

Ganz abwegig ist es, wenn die Rassenideologen die Rasseverbesserung in irgendeine Beziehung zu der Idee von der reinen Rasse bringen. Vielmehr könnte nur die Erzeugung *neuer* Hochtypen des Menschentumes oder richtiger die Erleichterung einer solchen Erzeugung überhaupt ein sinnvolles Ziel qualitativer Bevölkerungspolitik sein. Diese Bevölkerungspolitik würde im wesentlichen sich auf eine negativ freisetzende Rolle zu konzentrieren haben. Mischung ist, wie schon Gobineau sagt, Menschheitsschicksal. Sie so zu lenken, dass höherwertige Generationen entstehen, dazu kann die Wissenschaft keine positiven Regeln geben. Könnte sie es in tausend Jahren einmal, so müsste eine ihrer selbst bewusste Menschheit solchen Regeln, die ja nur auf Hypothesen begründet wären, die Gefolgschaft und die Aufgabe der freien Wahl des Ehegenossen versagen. In der Tat wäre es offenbar eine Roheit, mit so plumpen Begriffen in das menschliche Liebesleben eingreifen zu wollen. Reine Rassen vollends kann es nur vor hunderttausenden von Jahren gegeben haben. Wir wissen nichts von ihnen und werden kaum je etwas von ihnen wissen. Dass es Rassenmischungen gebe, die an sich schädlich wären, ist ebensowenig erwiesen. Vorausbestimmbar ist hier nichts. Das Ergebnis ist in jedem einzelnen Fall grundverschieden wie bei der Vermischung zweier annähernd, ja nie ganz gleichrassiger Individuen eben auch. Die Erfahrung zeigt, dass Rassenmischung sowohl gefährden wie ganz besondere Begabungen begünstigen kann.

VI. lassen sich diese Lehren unter einem philosophischen Gesichtspunkt beurteilen. Die Rassentheorie begegnet uns nämlich bei Ideologen und auch bei vielen Naturforschern so, dass sie eine philosophische Anthropologie, eine Wesensbestimmung des Menschen, enthält und eine von dieser getragene Geschichtsphilosophie. Diese weit über das Empirische hinausgehenden Überzeugungen treten dann in gelegentlichen Bemerkungen deutlich hervor, leiten aber in Wahrheit schon den ganzen Ansatz der Forschung. Bezeichnend ist hier etwa der Satz E. Fischers : „Es gibt nicht Menschen schlechthin, es gibt nur Menschen bestimmter Rassen oder Rassenmischungen". Soll dieser Satz nur sagen, dass jeder Mensch einer Rasse oder Rassenmischung angehört, so ist er tautologisch und inhaltlos, besagt nichts anderes als den Anspruch auf Vollständigkeit, den biologische Klassifizierung innerhalb der Gattung Mensch notwendigerweise erheben muss. Soll er aber besagen, und seinem Klang nach soll er dies besagen, dass in dieser Teilhabe an einer Rasse oder Rassenmischung das Wesentliche des menschlichen Individuums enthalten sei, so haben wir hier den Grundgedanken dieser Rassenlehre vor uns : Der Mensch ein Rassewesen. Zu ergänzen wäre : ein Rassewesen wie das Tier, ein Wesen, das im entscheidenden als Produkt seiner physischen Abstammung aufzufassen ist. Dass die Rassenlehre, die sich universal setzt, nichts mit „Idealismus" zu tun hat, sondern, philosophisch beurteilt, ein echtes Kind des naturalistischen Jahrhunderts ist, zeigt sich hier mit voller Evidenz. Schon Gobineau sucht ganz ähnlich wie Comte nach Naturgesetzen der gesellschaftlichen Entwicklung. Für E. Fischer ist übrigens gerade die fundamentale Zweideutigkeit seines Satzes kennzeichnend, der in der allein sinnvollen Auslegung das naturalistische Grunddogma der Rassenideologen treffend formuliert. In Wahrheit ist ja das singuläre Selbst jedes menschlichen Individuums aus dem Erbgang unableitbar und gibt dem Vererbten Richtung und Sinn in einem neuen Ganzen. Zum mindesten ist mit einer religiösen Überzeugung oder mit irgendwelcher idealistischen Position keine andere Anthropologie vereinbar als die, welche diese Grundtatsache in Ehrfurcht vor der unbekannten Tiefe jedes Individuums anerkennt.

Aus der angedeuteten Anthropologie entfliesst wie aus jeder eine Geschichtsauffassung. Als das Eigentliche menschlicher Geschichte erscheinen hier Rassenmischungen und Rassenkämpfe, Rassenaufstieg und Rassenverfall. Am Rassenverfall soll die antike Kultur untergegangen sein, Rassenmischung soll die Hochkulturen schädigen oder — dafür sprechen die Tatsachen weit eher — sie hervorgebracht haben. Alle anderen geschichtlichen Phänomene verhalten sich funktional zu dem Geschehen im biologischen Erbgang etwa wie der Überbau zum Unterbau.

Es ist kein Zufall, dass das Bild von einem realen Unterbau für alles historische Geschehen, einer „substruction", sich auch bei Gobineau findet. Das wird sofort klar, wenn man etwa Carlyles Auffassung von den grossen Männern, die die Geschichte machen, oder die Hegels, die Geschichte sei eine Selbstverwirklichung der Idee, zum Vergleich heranzieht. So sicher wir hier die beiden Grundformen idealistischer Geschichtsauffassung vor uns haben, im Sinne Diltheys die subjektiv-idealistische und die objektiv-idealistische, so sicher ist in der rassenbiologischen Geschichtsphilosophie

eine wiederum im Sinne Diltheys naturalistische Deutungsart am Werke. Es ist hier ein naturales und selbst eigentlich gar nicht mehr historisches Geschehen, das von sich aus das Gesamt der Menschheitsgeschichte bestimmt.

In Wahrheit versagen sich die historischen Phänomene dieser Auflösung. Allenfalls können Bedingungen gezeigt werden, nie Ursachen. So ist z. B. die Entstehung der kapitalistischen Wirtschaftsform sicher durch die Eigenart leistungskräftiger unternehmender nordischer Rassengruppen begünstigt, vielleicht sogar ermöglicht. Dass aber diese Wirtschaftsform entstand und zu einer bestimmten Zeit entstand, ist nur in viel weiterem und namentlich auch in ökonomischem Zusammenhang verständlich zu machen. Nun gar, sagen wir, die Werke Michelangelos oder Goethes aus deren Blutsherkunft verständlich machen zu wollen, gehört zum offenbaren Unsinn. Je mehr ein Mensch sich selbst verwirklicht, desto mehr tritt in Wesen und Werk das Einzigartige und völlig Unableitbare seiner geistigen Individualität hervor. Es kann hier nicht die Diskussion der Geschichtsauffassungen zu Ende geführt oder entschieden werden, die in den Gegensätzen menschlicher Selbstauffassung und der sie entfaltenden Anthropologie letzten Endes begründet liegt. Nur das kann geschehen, dass man sich klar wird, wo eine Lehre hingehört, mit welchen andern sie sich verbindet und was ihre Konsequenzen sind. Ist es doch gerade die billige und schiefe Antithese gegen ein Zerrbild des Materialismus, mit dem die Rassenideologie einen grossen Teil ihres Erfolges bei der Jugend erzielt hat.

Schon aus dem bisher Gesagten ist zu entnehmen, dass Rasseforschung und vernünftige Überlegung die grundlegenden Fehler der Rassenideologie zu zeigen in der Lage sind. Daraus ist es wohl auch z. T. zu erklären, dass diese neuerdings, ganz im Gegensatz gegen ihre Vorgeschichte, die Tendenz zeigt, sich aller Vernunft zu entziehen und sich als „Blutsmythos“ zu etablieren. Der Missbrauch des Sorelschen Mythenbegriffes kommt einem gewissen Primitivismus der Massen suggestiv entgegen. Von einer Begründung kann und soll ja hier im Reiche des Irrationalismus nicht mehr die Rede sein. Soziologisch bedeutet diese unklare Haltung Verzicht auf Wissenschaft und Vernunft. Diskutieren lässt sich mit der Willkür eines solchen Standpunktes natürlich nicht. Im übrigen entspricht der Irrationalismus der Tendenz einer Staatsmacht, auf Grund der physischen Gewalt allein zu regieren, ohne auch nur um den Schein des rationalen Rechtes sich zu kümmern. Das ist die gesellschaftliche irrationale Wirklichkeit, die dem Irrationalismus des Blutsmythos in Wahrheit zugrunde liegt. Soweit die Staatsherrschaft auf die rationale Verbrämung durch eine abstrakte Rechtsidee verzichtet, genau soweit ihre Ideologie auf die rationale Verbrämung der Wissenschaftsform. Mit den grossen Mythen der Menschheit haben die modernen Zweckmythologien nichts zu schaffen. Ihre Inhalte sind dürftig genug und restlos dem noch wissenschaftlich verkleideten Stadium der Rassenlehre entnommen. Ihre Wirkungskraft verdanken sie teils der gesellschaftlichen Situation, teils gewissen psychoanalytisch zu erforschenden Regungen des Massen-Unbewussten, denen sie Scheinbefriedigungen teils religiöser, teils weit weniger geachteter seelischer Bedürfnisse bieten.

Auch nur die wichtigsten Ergebnisse der wissenschaftlichen Rassenforschung darzustellen, kann diese kurze Abhandlung nicht versuchen. Sie muss sich darauf beschränken, Einiges herauszugreifen, was Beziehung zu den gesellschaftlichen Problemen und den Aufgaben der Ideologiezerstörung hat, um die Tragweite der Konfrontation von Ideologie und Wissenschaft wenigstens anzudeuten.

Das Interesse für diese Forschungen setzt in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts ein, die ja keineswegs in konstruktiver Vernünftigkeit aufgeht, sondern in alle Richtungen tatsächlicher Erkenntnis neue Vorstösse unternimmt. Insbesondere verdanken wir auch dieser Zeit die Anfänge empirischer Ethnologie und Psychologie. Aus dem neuen Interesse für die wirkliche Menschheit und ihre Mannigfaltigkeit sind die grossen Versuche einer Theorie der Rassen hervorgegangen, die namentlich Kant und Blumenbach unternommen haben. Eine neue Epoche empirischer Rassenforschung scheint mir dann 1869 mit Daltons „Hereditary genius" zu beginnen. Hier finden sich neben willkürlichen Annahmen, wie sie beim Beginn einer Forschungsrichtung nie fehlen und kaum fehlen dürfen, die ersten empirischen Beobachtungen über die Vererbbarkeit insbesondere vorzüglicher Begabungen auf den verschiedensten Gebieten. Diese grundlegende Forschungsrichtung hat dann ihre feste Methode durch die neue exakte Erblehre unseres Jahrhunderts erhalten. Die beste und neueste Darstellung der Ergebnisse der gesamten Rassenforschung aufgrund bewundernswerter Sachkenntnis und einer gleichwertigen Kraft, Probleme und Methoden kritisch zu durchdenken, gibt von Eickstädt in seinem Standardwerk „Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit". Die erste und die zweite Lieferung des Werkes sind im Jahre 1933 veröffentlicht worden.

Was ist in der Wissenschaft R a s s e ? Sie erscheint hier als eine Unterkategorie der zoologischen Art und entspricht dem, was der Zoologe Varietät nennt. So ist z. B. Dobermann eine Hunderasse, die der Abdecker Dobermann um die Mitte des vorigen Jahrhunderts züchtete durch eine allmähliche Kreuzung von Pinscher, Schäferhund, Jagdhund und Dogge. Rasse erscheint also auch immer schon als das Produkt einer Mischung, bei der Menschenrasse ungewollter Mischung innerhalb der Art. In der biologischen Anthropologie ist Rasse, wie Weidenreich es kurz formuliert, eine „Gruppe von Menschen, die sich durch die Gemeinsamkeit erblicher Merkmale von andern Gruppen unterscheidet". Einen ähnlichen Sinn geben alle Definitionen der Rasse, die heute gemacht werden. Besonders wohlüberlegt und genau ist die Definition Eickstädts : „Eine Menschenrasse ist eine Gruppe von Individuen, die eine kennzeichnende Vereinigung von normalen und erblichen Körpermerkmalen mit beschränkter Schwankungsbreite aufweist." Die verschiedenen in dieser Definition angeführten Merkmale verdienen eine nähere Analyse. Am Anfang steht der Begriff „kennzeichnend" mit dem der „Vereinigung" zusammen. Diese Worte sind absichtlich etwas vage gewählt und deuten an, dass hier wie stets die rationale Definition die eigentliche Einheit und den eigentlichen Sinn eines anschauungsbezogenen Begriffes nicht erschöpft. Ausserdem liegt in dieser

Bestimmung die Tendenz zu einer ganzheitlichen Erfassung. Die Bezeichnung „normal" wird gebraucht etwa im Gegensatz zu gewissen erblichen Merkmalen, die bei Bevölkerungen auf Grund von Epidemien entstanden sind. Entscheidend ist die Forderung der Erblichkeit für das, was eine Rasse kennzeichnen soll. Schon Kant hatte hier entscheidend formuliert: „Nur das, was in einer Tiergattung anerbt, kann zu einem Klassenunterschiede in derselben berechtigen". Hier eröffnet sich natürlich sofort das Problem der Erbfestigkeit. Merkmale, die als Rassenmerkmale dienen sollen, müssen erbfest sein, d. h. sich forterben, falls keine Mischung erfolgt, und nach gewissen Gesetzen, deren Erkenntnis die exakte Erbforschung sich sehr langsam nähert und die natürlich keineswegs einfachhin die Gesetze Mendels sind, jeweils wiedererscheinen. Dass Eickstädt weiterhin von Körpermerkmalen redet, ist kennzeichnend für den somatischen Ausgangspunkt der Rassenforschung, die, vor allem mit Hilfe von Messungen, zunächst einmal festen Boden unter den Füssen gewinnen musste. Demgegenüber steht die Erforschung seelischer Rassenmerkmale noch ganz in den Anfängen und hat mit bedeutenden methodischen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es ist klar, dass gerade ihr menschlich die überwiegende Bedeutung zukommen würde. Man strebt heute mit Recht hinaus über die Aufzählung einzelner Merkmale zu der Aufdeckung innerlich zusammenhängender Merkmalgruppen. Es ist denkbar, dass man in Zukunft zu Stilprinzipien gelangen wird, die die körperliche und seelische Ganzheit des Menschen durchgreifen. Einen gewissen Ansatz in dieser Richtung geben die interessanten Werke von L. F. Clauss, wenn sie auch notwendigerweise noch keineswegs feststehende und umfassende Problemlösungen gewähren können. Wir gedenken auf diese Arbeiten und ihre verdeckten Voraussetzungen in einem besonderen Aufsatz zurückzukommen. Die Einbeziehung der Schwankungsbreite in die Definition der Rasse dürfte sich von selbst verstehen. Als besondere Dimensionen der Schwankung sind anzusehen etwa die Konstitutionstypen Kretschmers, die sich in keiner Weise mit Rassen decken; dann die Berufstypen — Eickstädt führt z. B. den Unterschied von Schneider und Schmied an —; weiterhin die Gautypen, deren Erforschung sich vor allem Hellpach gewidmet hat — der Unterschied z. B. zwischen einem Rheinländer und einem Oberbayern ist in seinem Wesen kein Rassenunterschied —; schliesslich solche Unterschiede wie Sexualtypen, in erster Linie der Geschlechtsunterschied selber; Alterstypen, etwa der Unterschied zwischen Jüngling und Greis, und letzen Endes die von der Blutsgruppenforschung aufgedeckten Typenunterschiede.

Blicken wir zurück von der Rassenforschung her auf die verschiedenen Lehren, die wir für die Rassenideologie kennzeichnend fanden, so fallen ihre Wertmonopolisierungen zunächst dahin. Keine Naturwissenschaft wertet. Geschichtswissenschaft und Philosophie, die allerdings Werte zu erkennen haben, sehen Wert und Kultur bei allen Rassen und ihrer Eigenart. Die Tuschmalerei der Chinesen muss dem Erkennenden so lieb sein wie die Musik der Deutschen und der russische Roman wie die Epen der Negerkulturen. Etwas anderes ist, was man selbst verwirklichen kann und soll. Die Achtung vor dem Fremden muss sich mit der Verwirklichung des eigenen Wesens verbinden. Jeder pflege das Eigene ununterdrückt

und ohne zu unterdrücken. Jeder würdige den Andern und lerne von ihm. So allein wächst die Wertfülle der Menschheit. Wertmonopole gibt es nicht. Gerade alle die haben so gedacht, denen, wie Lessing, Herder, Goethe, das deutsche Wesen seine gültigen Gestaltungen verdankt.

Zum zweiten angeführten Ideologiemerkmal ist zu sagen, dass es noch nicht gelungen ist, einen Faktor zu finden, dessen Unwandelbarkeit durch Milieuwirkung oder spontane Mutation auszuschliessen wäre, geschweige übrigens einen seelischen Faktor. Im Schädelumfang glaubte man lange die grundlegende Invariante gefunden zu haben. Die Wertbezogenheit solcher Annahmen auf Verherrlichung und Interesse der „Langschädel" war klar. Im Flor des Schädelwahns schrieb Vacher de Lapouge : „Es ist selbst für einen Gelehrten unwiderstehlich zu sehen, dass die Geschicke eines Menschen von zwei oder drei Millimetern mehr oder weniger Länge oder Breite seines Schädels abhängen."

Diese Blütenträume sind nun längst erfroren. Rundschädelig, also minderwertig waren nach Weidenreichs wohlbelegter Aufzählung unter Anderen : Helmholtz, Bismarck, Erasmus, Kant, Schopenhauer, Leibniz usw. Natürlich waren ebensoviele bedeutende Leute langschädelig. Extrem langschädelig sind aber auch gerade die primitivsten Australneger. Für die Ausbildung der Gehirnzentren ist, anatomisch gesehen, Lang- oder Kurzschädeligkeit völlig gleichgültig. Merkwürdig sind die Feststellungen, durch die Ammon überrascht wurde, nach denen z. B. in mehr von Langschädeln bewohnten Gegenden Badens auch die jüdischen Rekruten relativ langschädelig sind. Die dadurch aufgeworfene Frage nach der erblichen Wandelbarkeit der Schädelform unter noch wenig erforschten Milieueinflüssen wird dann entscheidend aufgenommen von Boas und seiner Schule. 1910 und 1911 erscheinen in Washington seine Feststellungen über die „Change in bodily form of descendants of immigrants". Hier erweisen umfangreiche Untersuchungen an den amerikanischen Einwanderern und ihren Kindern, dass die verschiedenen lang- und kurzschädeligen Menschengruppen schon in den ersten beiden Generationen ihre Schädelmasse um ein Erhebliches in der Richtung auf einen mittleren Einheitstypus hin verändern. Für Boas selbst war dies Ergebnis seiner Massenmessungen überraschend. Es zeigt, wie sehr wir geneigt sind, die Wirkung von Milieu und Tradition auf den Menschen in der bewussten und überhaupt der individuellen Dimension zwar zu überschätzen, ebensosehr aber sie in der Erbdimension zu unterschätzen. Die Bedeutung dieser Dinge, insbesondere für die Probleme der Rassenentstehung und Rassenveränderung liegen auf der Hand. Nachdem auch andere Versuche, z. B. mit Hilfe der Kretschmerschen Konstitutionstypen, Invarianten zu finden, gescheitert sind, dürfte es jetzt allmählich allgemeine wissenschaftliche Anerkennung finden, dass man kein starres System menschlicher Rassen konstruieren, sondern nur im Sinne von Eickstädt eine Rassenkunde und vor allem Rassengeschichte der Menschheit geben kann. Auch das ist natürlich nur fragmentarisch möglich. Je mehr man mit den gewaltigen Aufgaben, die hier liegen, Ernst machen wird, desto mehr wird man dem Unfug der statischen Charakteristik gleichsam vom Mond gefallener Rassentypen ein Ende bereiten.

Dass die Wissenschaft selbst für die frühesten Zeiten keine unvermischten Urrassen kennt, erwähnten wir bereits. Die Frage verläuft in das grosse Dunkel der Vorgeschichte hinein. Alle geschichtlichen Nationen sind Einheiten des historischen Schicksals, zu dem zumeist Einheit von Kultur und Sprache, Recht und Tradition hinzutreten. Historische Erlebnisse jedenfalls stehen am Ursprung der Nationalideen, und diese Nationalideen selbst sind für den Umfang der Nation konstitutiv. Biologisch stellen die Nationen alle sehr komplizierte Mischgebilde, sogenannte Rassengemenge dar, Mischungen von Mischungen von Mischungen usw. Die Erforschung der biologischen Zusammensetzung des Deutschtums ist im letzten Jahrzehnt erfreulich gefördert worden. Den, wie mir scheinen will, glücklichsten Versuch einer vorläufigen Zusammenfassung dieser Forschungen stellt F. Kerns „Stammbaum und Artbild der Deutschen" von 1927 dar. Das Deutschtum hat drei grundverschiedene Bestandteile seiner durchgehenden biologischen Mischung, den nordischen, den darischen und den alpinen. Hier ist noch alles in den Anfängen, aber es ist klar, dass die Forschung sich in der Richtung auf immer weitere Differenzierung bewegt.

Bleibt die Frage, ob relative Reinrassigkeit, also eigentliche Wohlerhaltenheit eines älteren Vitaltypus, der natürlich auch schon aus Mischungen hervorging, besondere Werte verbürgt, etwa eine besondere kulturelle Produktivität besitzt. Die Zurückführung der Hochkulturen auf eine einzige Rasse dürfte aussichtslos sein. Es hat eine chinesische Kultur gegeben, der wir z. B. Papier und Porzellan, leider auch die missbrauchtesten Erfindungen, nämlich Schiesspulver und Druckerkunst, zu verdanken haben. Buchstabenschrift und entscheidende Formen der Religion und Moral stammen von Semiten her. Die Aegypter, die Babylonier, die Inkas, die von Frobenius gewürdigten Negerkulturen — die Polyphonie der Kulturen ist unerschöpflich. Ernsthaft diskutabel ist die Frage nach einem kulturellen Leistungsprimat der „Norden" allenfalls für Europa, wenn wir von dem sehr komplexen Entstehungsproblem der indischen Kulturen absehen. Für Europa aber gerade hat die Forschung wahrscheinlich gemacht, dass von besonderen Rassenmischungen seine kulturellen Blütezeiten begünstigt waren. So hat z. B. Sommer die Auffassung Woltmanns berichtigt, nach der die italienische Renaissance eine Frucht reinen nordischen Blutes sein soll. Nicht in den nördlichen Stammsitzen, wo er relativ rein blieb, sondern da, wo er sich vermischte mit den Rassentypen der Mittelmeerländer oder in Süd-, Mittel- und Westdeutschland vor allem mit darischen und alpinen Typen, hat der nordische Mensch die Kulturblüte Europas getragen, also offenbar mit-getragen. Kulturell fruchtbar war gerade die Mischung der älteren Bevölkerung mit nordischen Stämmen in Griechenland und Italien, in Frankreich und Deutschland. Die Geschichte des Austauschs zwischen Okzident und Orient zeigt vollends, wie sehr lebendige Berührung der Rassen untereinander die Geschichte der europäischen Kultur günstig bestimmt hat. Um ein Beispiel zu nennen, erinnern wir an den Einfluss der arabischen Kultur auf die des hohen Mittelalters.

Im übrigen können wir weder Rassencharaktere noch Nationalcharaktere

psychologisch festlegen, da jedes historische Schicksal mit unabsehbarer Wirkkraft in sie einzugreifen vermag. Über nichts verbreitet sich das Literatentum aller Stufen von jeher lieber als über die unterscheidenden Charaktere der Völker, die man dann unmerklich mit den Rassen begrifflich zusammenfliessen lässt. Der Deutsche, der Franzose, der Engländer, der Jude, der Russe sind dankbare Themen der höheren Journalistik. Zu ihr gesellt sich etwa Lenz als Vertreter wissenschaftlicher Rassenforschung mit wahrhaft überraschenden Einblicken in die russische Seele : „Die stark mongolisch gemischten Rassen sind stärker im Leiden und Erdulden als in der befreienden Tat.“ „Von Natur passiv... ziemlich sanft... bereit zu gehorchen“. Kriegszeiten pflegen geradezu eine Inflation solcher interessanten Feststellungen zu bescheren, die den jeweiligen Hassuggestionen der Masse nachfolgen. Die meisten solcher Darstellungen sind, von ihrer Tendenz abgesehen, mit dem bekannten Reisebericht zu vergleichen, den der Mann gab, der in Paris von einem rothaarigen Kutscher gefahren wurde : „Die Franzosen sind rothaarig, etc.“. Liegt ihnen eine breitere Erfahrung zugrunde, so kommt ihnen zweifellos ein Wert zu. Dieser Wert ist aber historisch, und ihre Wahrheit ist immer schon die der Vergangenheit, aus der keine sicheren Vorausbestimmungen zu entnehmen sind. Daher kommt es auch, dass nur der ein Volkswesen wirklich tiefgehend charakterisieren kann, der seine Traditionen, seine Geschichte, seine Sprache und Literatur von Grund auf kennt. Damit wird etwa der Abstand von Curtius und seiner einzigartigen Frankreichkenntnis bis herab zu den „glänzenden Formulierungen“ Sieburgs bezeichnet. Die zukünftige Wesensentfaltung eines Volkes kann aber überhaupt keine Theorie erfassen und begrenzen; allenfalls kann der sie vorausahnen, der an ihrer aktiven Vorbereitung beteiligt ist. So sind es allein Männer wie Gorki gewesen, die den russischen Nationalcharakter ganz anders, nicht nur als das Klischee, sondern auch als die Kenntnis der Gelehrten erfasst haben. Sie gehörten ihm zu und setzten ihre schöpferische Kraft in seine Veränderung ein. Völkerzukunft ist stets Schöpfung. Im Namen etwa einer Wesensbestimmung des Deutschen oder des Franzosen einer neuen Richtung in den Weg zu treten, läuft meist auf den Versuch heraus, die Zukunft mit einer Vergangenheit zu schlagen. Dieser Versuch, meist auch noch mit Hilfe eines legendär verfälschten Bildes der Vergangenheit unternommen, ist bezeichnend für die Ideologie zukunftsfeindlicher, gesellschaftlich niedergehender Menschengruppen.

Die Tendenz zur Hypostasierung von Typen zeigt sich übrigens nicht allein in den Diskussionen der Rassenlehre, sondern stellt eine der grossen geistigen Gefahren unseres Zeitalters überhaupt dar. Die Besonnenheit eines Max Weber ist hier längst vergessen worden. Es muss daran erinnert werden : Typen kann der Psychologe und Soziologe mit Freiheit bilden, soviel er will, wenn er sich immer und restlos darüber klar ist, dass dem Typus keine besondere Realität entspricht, sondern dass es sich um Hilfsmittel handelt, deren Wert einzig in ihrem Dienst zur Erfassung von Realitäten liegen kann. So kann ich sehr wohl nationale Typen und solche einer internationalen Schicht konstruieren, nie aber kann der Typus eine Norm für die Zukunft bieten : er hilft zur Erkenntnis des Seienden und damit wesentlich des Vergangenen. Schon Wahrnehmung haben wir nur von Vergange-

nem ; Erwartungen sind ja etwas anderes als Erkenntnisse. Zumeist sind Typen umso fruchtbarer gebildet, je mehr reale Bestimmungen sie zu einer begrifflichen Einheit integrieren. Z. B. ist ein Typus „der Arbeitslose" schlecht gebildet, weil die wirklichen Individuen sehr wenig oder nichts gemeinsam haben, in deren Erkenntnis das Ziel gelegen ist. Dagegen sind schon besser, in aufsteigender Linie, Typenbegriffe wie der „europäische Arbeitslose in der kapitalistischen Gesellschaft", der „deutsche Arbeitslose der Nachkriegszeit", usw. Je genauer, desto besser, ausgenommen nur, wo es für gewisse Schlüsse auf erweiterte Überblicke ankommt. In der Psychologie ist ein Typenbegriff in der Regel umso fruchtbarer, je mehr die durch ihn herausgehobenen Strukturen innerhalb der faktischen Gesamtstruktur wirklicher Menschen bedeutsam sind. Typen sind Weisen des Hinblicks, die gewisse Züge der Realität kenntlich machen sollen. „Der Arier" ist, ausserhalb der vergleichenden Sprachwissenschaft, ein schlecht gebildeter Typenbegriff.

Wie steht es nun mit dem Zusammenhang biologischer Typenunterschiede und sozialer Schichtung ? Im Anfang der Staaten besteht ein solcher Zusammenhang deutlich. Die soziologische Schule in der Staatslehre weist auf die regelmässig auftretende Erscheinung hin, dass der Staat aus der Unterwerfung einer Stammesgemeinschaft durch eine andere entsteht : „Aus verschiedenen Menschenstämmen, so sagt Gumplowicz, entsteht der Staat, und nur aus ihnen bestehet er." Meist ist es ein wanderndes kriegerisches Volk der Hirten oder Seefahrer, das ein sesshaftes Bauernvolk überwindet und über dem fleissigen Dienervolk seinen Staat aufrichtet, wie die Normannen in England oder Russland, die Mandschus in China usw. Blut und Eroberung bezeichnen die Geburt des Staates. Von einer Höherwertigkeit des nun herrschenden Volkes kann natürlich nur insofern die Rede sein, als es eben gesiegt hat, wie die Römer über die Karthager und die kulturüberlegenen Griechen, die Germanen der Völkerwanderung über die Römer, die Tartaren über die halbe Welt, die Türken über die Armenier und alle möglichen anderen Völker. Im Fortgang der Geschichte vermischen sich biologisch wie kulturell das siegreiche und das unterworfene Volk. Ist das letztere kulturstärker, so kann es sogar Kultur und Sprache der Gesamtnation seinen Stempel aufdrücken : Enkel von Langobarden, Franken, Normannen sprechen neurömischen Laut. Es setzt nun ein Vorgang ein, dessen Resultat in der materialistischen schärfer als in der übrigen Soziologie gesehen wurde. Während die Struktur des Staates erhalten bleibt, während die Organisation einer Menschengruppe zur Unterdrückung von anderen beharrt, werden im Lauf der Jahrhunderte aus Völkern Kasten und Stände, schliesslich Klassen im modernen Sinne. Der eigentlich moderne Staat besteht in Europa etwa seit 1789, und in ihm ist nun zweifellos die beherrschende Struktur eine rein ökonomische Klassenordnung ohne jedes biologische Fundament. Biologische Unterschiede der Klassen sind nunmehr durchaus als Folge, nicht als Ursache der Verschiedenheiten ihrer Klassenlage anzusehen. Da geschieht es, wie durch eine Ironie der Geschichte, dass gerade in diesem Moment eine Ideologie auftritt, die nun nicht mehr zur Wirklichkeit passt, die freilich immerhin aus dem zähen Gedächtnis der Völker einen Teil ihrer Überzeugungskraft

ziehen mag. Die Maskerade des Heutigen im Gewand der Vorzeit soll seltsamerweise zu einer Rechtfertigung dienen.

Da die gewaltige Entfaltung der modernen Biologie biologische Fragen in das Zentrum auch der soziologischen Diskussion stellte und in der Philosophie seit Nietzsche Anlass gab zur Herausbildung biozentrischer Weltbilder von sehr verschiedenem Wert, deren bedeutendste das von Bergson und in einigem Niveauabstand das von Klages sind, stellte sie die Probleme der Rasse in neuer Dringlichkeit auf. Die Ergebnisse der Forschung genügen, um die Rassenideologie und ihr Epiphänomen, den Blutsmythos, zu widerlegen. Dagegen sind die Ergebnisse der Rassenforschung selber, besonders nach der psychischen Seite hin, noch recht unbefriedigend, und die anthropologischen Voraussetzungen noch wenig geklärt. Sobald die psychologische Seite in Frage kommt, tritt besonders deutlich hervor, dass natürlich auch die wissenschaftlich ernst zu nehmende Rassenforschung nicht ohne gesellschaftliche Beeinflussung ihren Weg geht.

Dies soll wenigstens ein Beispiel zeigen, das ich der amerikanischen Forschung entnehme, die durch Umfang und Gründlichkeit der Tatsachenbefragung hier an erster Stelle steht. Porteus und Babcock haben die verschiedenen Rassen, die die Insel Hawaii bevölkern, rassenpsychologisch vergleichend untersucht. Dabei war die beherrschende Fragestellung die nach einem psychologischen Faktor, den sie „social efficiency" (soziale Tauglichkeit) nennen und den Porteus bei seinen Untersuchungen an abnormen Jugendlichen erarbeitet hat. Dieser Faktor erschien zerlegbar in verschiedene Einzelfaktoren, die in der Tat miteinander in einer engen psychologischen Strukturbeziehung stehen. Es gehören dazu : Planungsfähigkeit, die Fähigkeit, impulsive Handlungen und Reaktionen zu hemmen, Stabilität des Interesses, Fähigkeit der Selbstkontrolle, Widerstandsfähigkeit gegen Suggestion und emotionelle Erregbarkeit, Fehlen von Stimmungsschwankungen und Aggressivität. Die Zusammenstellung ist ganz gut, und jede Eigenschaft wird auch mit verschiedenem Gewicht ziemlich zutreffend gewogen. Das Ergebnis zeigt an erster Stelle die Japaner, in kleinem Abstand die Chinesen, dann in sehr weitem Abstand die Portugiesen, dann die Hawaiier, Philippinos, Portoriker. Das Zahlenverhältnis im Tauglichkeitsindex ist 86, 83, 60, 51, 33, 33.

Es ist nun nicht eben schwer, hier das unbewusste gesellschaftliche Moment in der Interessenrichtung der Forschung wirksam zu sehen. Es überrascht nämlich nicht, wenn nachträglich festgestellt wird, dass diese Rangfolge der sozialen Tauglichkeit fast ganz zusammenfällt nicht nur mit der Leistungsfähigkeit auf der Schule, sondern namentlich mit der im Erfolg erwiesenen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit. Was man geprüft hatte, war eben haargenau die Eignung, dem Idealbild des homo oeconomicus modern angelsächsischer Prägung zu gleichen und in seinem Wirtschaftsystem Erfolg zu haben. „Social efficiency" ist ein sehr wandelbarer Faktor. Max Weber, Sombart und die vertiefte sozialhistorische Forschung haben die Mehrheit möglicher und wirklicher Grundformen des Wirtschaftsethos aufgezeigt. Viele Arten der Wirtschaft sind dem Kapitalismus vorangegangen. Sie alle kannten andere Gesinnungen des Wirtschaftens, und soziale Tauglichkeit war in solch anderen Gesellschaftsformen etwas wesentlich

Anderes. Wie banausisch wäre es weiterhin, den Wert etwa des schönheitsbegabten und musikalischen Volkes der Hawaiier an der sozialen Tauglichkeitstabelle ablesen zu wollen. Das Ideologische dieser Forschung liegt also in ihrem einseitigen Interesse für diejenigen Seiten des Menschen, die zum Erfolg im kapitalistischen Wirtschaftssystem führen. Die subjektive Mentalität von Porteus und Babcock verrät sich ungewollt.

Oder nehmen wir die Intelligenzprüfungen, welche die Amerikaner im Kriege an zwei Millionen Rekruten durchgeführt haben. Hier ergab sich gewaltige Überlegenheit der Angelsachsen und in zweiter Linie der Weissen überhaupt über alle Farbigen. Das Ideologische liegt hier in einer doppelten Fehlerquelle. Erstens gehört wohl der Intelligenzbegriff selbst, nach dem man prüft, wie Clauss gelegentlich hervorhebt, der weissen Rasse, dem Angelsachsentum, der kapitalistischen Welt an. Dies Resultat gleicht also etwa der Feststellung, dass von allen Menschen doch die Holländer am häufigsten und besten holländisch sprechen. Zweitens ist der soziale Faktor so gut wie gar nicht berücksichtigt. Jedermann weiss, dass das altsässige Angelsachsentum in Nordamerika sozial durchaus anders gestellt ist als die Polen, Russen und Neger. Schon aus diesem Grunde ist das Resultat unmittelbar rassentheoretisch unbrauchbar, so interessant es auch in anderer Hinsicht sein mag.

Es ist aber auch nicht schwer zu sagen, worin dennoch der Wesensunterschied zwischen solcher Forschung und der puren Rassenideologie gelegen ist. Sind hier nur die Richtungen der Fragestellungen gesellschaftlich bestimmt, so ist es etwa bei Günther oder bei Lothrop Studard das Ergebnis selber. Diese Leute haben Ergebnisse, ehe sie überhaupt Fragen haben, und sie fragen selber nie im Ernst, daher treiben sie nie eigentliche Wissenschaft. Auch die Annahme allgemeiner sozialer Gebundenheit jeder wissenschaftlichen Forschung hebt den gewaltigen und unüberbrückbaren Unterschied zwischen Ideologie in wissenschaftlicher Verbrämung und Wissenschaft nicht auf. Ganz falsch ist die Vorstellung, das Gesamt der Fragen und Ergebnisse der bürgerlichen Wissenschaftsarbeit könne eines Tages plötzlich jeden Wert verlieren. In unserem Falle ist entscheidend, dass etwa die Forschungsergebnisse von Porteus und Babcock, auch von ganz anderem Standpunkt betrachtet, interessant bleiben. Wie ich den von ihnen herausgestellten Faktor werte, überlassen diese Forscher ja mir. Ihre Methoden, und was sie eigentlich prüfen, legen sie klar genug zu Tage. Ich brauche nur ihr wirklichkeitshaltiges Ergebnis mit dem Index „Erforschung der Eignung nationaler Gruppen zum Erfolg im kapitalistischen Wirtschaftsleben einer angelsächsischen Handels- und Exportkolonie“ zu versehen, und diese Ergebnisse sind auch für mich gar nicht zu verachten. Interessant bleibt z. B. die bedeutend überlegene Rationalität der gelben Rasse gegenüber den Südeuropäern. Ist also die Wissenschaft auch nie sozial ganz ungebunden, so erlaubt sie uns doch, ihre Fragestellungen zu durchschauen und ihre Ergebnisse von den Werturteilen zu isolieren, die in diesen Fragestellungen notwendig mitenthalten sind. Psychologisch gesehen, zeigt sich hier der Gegensatz von sachgebundenem und im Sinne von Bleuler autistischem oder dereistischem Denken.

Was sich so an Einzeluntersuchungen zeigen lässt, lässt sich auch an

Grundproblemen erweisen. Eine Frage, die hier von ganz besonderer Bedeutung ist, ist die namentlich seit Darwin gestellte Frage nach der Vererbung des Erworbenen. In der Leugnung dieser Möglichkeit treten zwei naturwissenschaftliche Tendenzen hervor, deren eine mehr die Psychologie der Forscher, deren andere mehr die gesellschaftliche Funktion der Forschung bezeichnet.

Man kann leicht beobachten, dass einer nicht geringen Zahl von Menschen, namentlich von Medizinern ganz verschiedener politischer Richtung, heute der Gedanke der Rassenhygiene zu einer Art von Religion geworden ist, d. h. zu einer besonderen und sehr intensiven Form des allgemeinen Fortschrittsglaubens, der sich so gern für wissenschaftlich begründet halten möchte. Ist aber die Vererbbarkeit des Erworbenen wirklich abzuweisen, so folgt daraus, dass der Menschheitsfortschritt ganz allein durch Rassenhygiene geschehen kann. Der halbbewusste Wunsch, dieser Medizinergottheit völlige Alleinherrschaft zu sichern, führt dann also zu auffallend betonter Ablehnung der Möglichkeit, durch Erziehung oder Milieugestaltung eine Änderung des Erbgutes und einen Dauerfortschritt der Menschheit zu erzielen. Bei Lenz z. B. ist dies Motiv klar. Ebenso klar ist die gesellschaftliche Funktion. Sie ist gegeben durch die Entwertung der Milieuwirkung, also die Geringwertung aller sozialen Veränderungen.

Auf der andern Seite mag die Annahme der Vererbung des Erworbenen auch nicht immer frei sein von dem ausserwissenschaftlichen Wunsch, die endogene Wandelbarkeit der Rassen zu erweisen, die allerdings durch Boas und Andere auch ohne diese Annahme gesichert erscheint. Immerhin würde die Annahme einer solchen Vererblichkeit eine gewaltige Plastizität der Rassen, Unstetigkeit der vitalen Typen, einschliessen und namentlich auf die Frage der Rassenentstehung ein neues Licht werfen. Wie die Dinge heute wissenschaftlich liegen, kann man die Vererbbarkeit des Erworbenen weder schlechtweg leugnen, noch schlechtweg behaupten. Die klassische theoretische Begründung der Leugnung durch A. Weissmanns Trennung von Soma und Germen ist insofern überholt, als zwar die Würdigung der Keimzelle als des alleinigen Erbträgers anerkannt wird, man aber immer mehr dazu kommt, auch diese Keimzelle in Verbindung mit dem Gesamtorganismus und seinen Wandlungen zu betrachten. Nichts zwingt uns ja, bei der ganzheitlichen Betrachtung der organischen Wandlungen vor der Keimzelle haltzumachen. Dass der abgeschnittene Mäuseschwanz und die erlernte Kenntnis der chinesischen Sprache sich nicht vererben, erscheint wahrscheinlich, ob aber Modifikationen der physio-psychischen Gesamtstruktur unvererbbar sind, ist sehr die Frage. Ein Forscher und Denker von überragender Bedeutung, Bleuler, nimmt diese Vererbbarkeit an und hält mit guten Gründen Kammerers bekannte „Brunstschwielen" für echt, führt auch andere Experimente in gleicher Richtung an. Wie sehr wir theoretisch zu solcher Annahme gedrängt sind, erhellt z. B. daraus, dass in demselben Werk, in dem Lenz den Lamarckismus und mit ihm alle Annahme einer Vererbung des Erworbenen leidenschaftlich bekämpft, E. Fischer bei seiner, übrigens sehr anfechtbaren Theorie von der Entstehung des Menschen sich zwar nicht dem Wort, aber der Sache nach durchaus entgegengesetzter Vorstellungen bedient. Auslese und Mutation reichen

ja schon darum nicht zu, um die Entstehung von Gattungen irgendwie aufzuklären, weil die Fixierung der Mutationen zur Frage steht. Dass das Ausleseprinzip seinerseits eben nur auslesen, nicht aber hervorbringen kann, hat wohl Driesch entgültig festgestellt. Es kann nicht die Entstehung, sondern nur den Untergang von Arten verständlich machen. Darf also die Vererbung solcher Erwerbungen, die in die Gesamtstruktur des Lebewesens eingreifen und die Keimzellen mitmodifizieren, auch noch nicht als bewiesen angesehen werden, so gilt doch jedenfalls, dass irgendwelcher Evolutionismus der Arten ohne solche Annahme undurchführbar ist. Welcher Naturforscher wird aber zurück zu Linné wollen, nur um Lamarck in allem und jedem zu vermeiden! Uns scheint, in jeder konsequenten Evolutionslehre muss ein Stück Lamarckismus stecken, wie wohl auch in der Darwins, der kein Darwinist war. Auch hier geht jetzt die amerikanische Forschung neue Wege, namentlich nachdem H. G. Müller im „American Naturalist" 1930 über künstliche Erzeugung von Mutationen durch Bestrahlung berichten konnte. Jeder neue Fortschritt der Erbbiologie wird auch die Rassenlehre vor neue Aufgaben stellen. Ihre Entwicklung zu einer immer grösseren Betonung des Wandelbaren gegenüber dem Wunsch statischer und wertbetonter Typencharakteristik scheint immer weniger vermeidbar zu werden. Jedenfalls sieht man hier, wie ein rein naturwissenschaftliches Grundproblem sich nie ganz ablösen lässt von gesellschaftlichen Streitfragen.

La doctrine des races comme idéologie et comme science (au sujet de la nouvelle littérature sur le problème des races).

L. démontre par une analyse approfondie de la plus importante littérature sur les questions de la race que l'idéologie moderne des races manque de solidité. Celle-ci a quitté la base d'un traitement sérieux et objectif du problème et — en dehors de quelques livres supérieurs — ne sert plus qu'à remplir certaines fonctions politiques et sociales.

Anthropology and Race Theories. (Recent Literature on the Race Problem).

In an exact analysis of the most important literature on race problems L. demonstrates the scientific untenability of modern race theories. These have completely abandoned serious and factual treatment of the race problem and simply serve to maintain certain political and social functions.

Zum Problem der Voraussage in den Sozialwissenschaften[1]).

Von

Max Horkheimer.

Dass die Frage nach der soziologischen Voraussicht (prévision) dieser Aussprache zugrundegelegt wurde, ist schon deshalb ein guter Gedanke, weil sich in ihr besonders deutlich offenbart, dass auch die Soziologie an der allgemeinen kulturellen Krisis teilnimmt. Die Möglichkeit der Voraussicht ist ja der Prüfstein für jede Wissenschaft vom Wirklichen. Die Ansicht, dass in der gegenwärtigen geschichtlichen Situation so grosse Energien, wie sie der Soziologie zugewandt werden, einer Unternehmung zugute kämen, die grundsätzlich nur die Vergangenheit verstandesmässig zu ordnen, aber nicht die Zukunft zu gestalten helfen könnte, müsste notwendig einem sehr absprechenden Urteil über diese ganzen wissenschaftlichen Bemühungen gleichkommen.

Wenn mich meine Aufmerksamkeit nicht im Stich gelassen hat, wird auch in den vorgelegten Thesen die Möglichkeit überhaupt von Vorhersagen nicht in Frage gestellt, ja, eine ganze Reihe von Teilnehmern dieses Kongresses hat konkrete Phänomene bezeichnet, im Hinblick auf welche ihrer Meinung nach Voraussagen mit ziemlich hohem Wahrscheinlichkeitsgrad gemacht werden können. Trotzdem will es mir scheinen, dass die vorherrschende Auffassung mehr durch eine skeptische Zurückhaltung als durch jenes Selbstvertrauen, das die neuere Wissenschaft in ihren Anfängen beseelt hat, gekennzeichnet ist ; es wird auch in den meisten positiven Antworten grösseres Gewicht auf die Einschränkungen von Tragweite und Sicherheitsgrad der prévision gelegt als auf ihre Zuverlässigkeit.

Diese Vorsicht lässt sich aus den Erfahrungen, welche die Soziologie einschliesslich der Nationalökonomie in den letzten Jahrzehnten und besonders in den letzten Jahren gemacht hat, leicht verstehen : in vielen Fällen, in denen die mit grossem Scharfsinn aufgerichteten systematischen Kategoriengehäuse der modernen Systeme gelegentlich unmittelbar auf die sich entwickelnde Realität bezogen wurden, hat es sich gezeigt, dass die Soziologen und Nationalökonomen an diesem Punkt vor dem allgemeinen Bewusstsein kaum etwas voraus hatten. Häufig ist sogar das Gegenteil eingetreten : Menschengruppen, welche ihre Ansichten auf ein ganz anderes Fundament gründeten als das der heute vorherrschenden Soziologie und Nationalökonomie, ja, meist in schroffem Gegensatz zu ihm standen, wurden mit ihren Urteilen gerechtfertigt, während die Fachleute versagten.

[1]) Erweiterte Wiedergabe eines Diskussionsbeitrags auf dem XI. Internationalen Soziologenkongress in Genf, Oktober 1933.

Kein Wunder, dass heute bei vielen unter ihnen die Neigung besteht, die Möglichkeit von Aussagen über die Zukunft eher vorsichtig einzuschränken, als sich zu bestimmten Theorien zu bekennen.

Demgegenüber möchte ich hier die Auffassung betonen, dass auch heute noch das Ziel der Wissenschaft die Erkenntnis von Prozessen ist, zu denen die Dimension der Zukunft notwendig hinzugehört. Gerade im Hinblick auf die angedeutete Stimmung mag es nicht ganz nutzlos sein, das Positive gegenüber den skeptischen Bedenken deutlich herauszustellen. Es wird sich dabei zeigen, dass die prévision keine Ausnahme von den meisten logischen und wissenschaftstheoretischen Kategorien bildet : ihr Charakter, der Sinn ihrer Anwendung, ihre Möglichkeiten, der zu erreichende Wahrscheinlichkeitsgrad hängen nicht bloss von der Klugheit und Tüchtigkeit der Soziologen, sondern ebenso sehr von der Struktur der gesellschaftlichen Verhältnisse ihrer Epoche ab. Eine ungeschichtliche Behandlung des Problems der Vorhersage setzte ja ein statisches Verhältnis zwischen der Wissenschaft und ihrem Gegenstand, in diesem Fall zwischen soziologischer Theorie und gesellschaftlichen Vorgängen voraus. Diese Ansicht ist aber in der zeitgenössischen Philosophie längst überwunden, ja, die Philosophie hat sogar auch die allgemeinere Lehre von dem ungeschichtlichen Gegensatz zwischen Subjekt und Objekt verworfen und erkannt, dass diese beiden Pole des Erkenntnisaktes in ihren dynamischen Verhältnissen selbst in den geschichtlichen Prozess miteinbezogen sind. Die jeweils mögliche Bestimmung der Zukunft, welche, ich wiederhole es, durchaus zu den Absichten einer wissenschaftlichen Theorie der Gesellschaft gehört, hängt demnach von der Entwicklung der gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse ab.

Um dies in wenigen Worten zu erörtern, gehe ich von der Unterscheidung aus, die der Sekretär dieses Kongresses, Professor Duprat in seiner „Introduction à l'étude de la prévision sociologique"[1]) gemacht hat : der Unterscheidung zwischen „prévision" und „prédiction", zwischen Voraussicht und Voraussage. Die Naturwissenschaft kennt beide Typen von Urteilen, sowohl die prévision, die sich auf „abstrakte Typen", wie die prédiction, die sich auf „konkrete Tatsachen oder Ereignisse" bezieht. Eine Theorie, welche behaupten wollte, dass es die neuere Wissenschaft nur zu prévisions und nicht zu prédictions in diesem Sinne zu bringen vermöchte — und so könnte der angeführte Artikel leicht verstanden werden —, beginge in der Tat einen Irrtum. Es sind gerade die prédictions, auf welche die Naturwissenschaften, ebenso wie jede Wissenschaft überhaupt, in letzter Linie abzielen. Die „abstrakten Typen" im Sinn der prévision sind Gesetze und haben als solche sinngemäss stets eine konditionelle Form. Sie besagen, dass immer, wenn bestimmte Bedingungen in der Wirklichkeit gegeben sind, bestimmte Ereignisse eintreten müssen. So ist es z. B. eine naturwissenschaftliche prévision, dass Gold sich stets auflöst, wenn es in Königswasser, nicht aber wenn es z. B. in verdünnte Schwefelsäure gebracht wird ; andere prévisions beziehen sich etwa darauf, dass bei gewissen Arten von Eisen Formveränderungen eintreten, wenn eine Kraftwirkung von bestimmter Grösse

[1]) Revue internationale de Sociologie, 1932, Nr. III-IV.

ausgeübt wird. Diese apodiktischen und sicheren Aussagen sind gewiss blosse prévisions, denn sie sagen gar nichts darüber aus, wann und ob überhaupt die darin geforderten Bedingungen jemals gegeben sein werden. Darin stimme ich mit Herrn Duprat überein.

Aber ich vermag nicht daraus zu folgern, dass aus diesem Grund konkrete Voraussagen für die Zukunft, wie sie z. B. Marx versucht hat, nahezu unmöglich, jedenfalls aber von geringer Wissenschaftlichkeit sein müssten. Gesetze sind ja nicht das Ziel der wissenschaftlichen Tätigkeit, sondern blosse Hilfsmittel ; am Ende kommt es immer darauf an, von den abstrakten Gesetzesformeln zu konkreten Existenzialurteilen überzugehen, und diese enthalten auf dem gesamten naturwissenschaftlichen Gebiet nie blosse Aussagen über Vergangenheit oder Gegenwart, sondern stets zugleich auch Voraussagen für die Zukunft. So gewinnen die hypothetischen Sätze in den angeführten Beispielen erst ihre reale Bedeutung, wenn in einem bestimmten Fall von einer vorhandenen Substanz ausgesagt wird : „Dies hier ist Gold". Diese Aussage schliesst aber dann, wenn anders das angeführte hypothetische Gesetz überhaupt bekannt ist, notwendig die Behauptung ein, dass dieses Stück Metall hier sich wirklich nicht in verdünnter Schwefelsäure, wohl aber in Königswasser auflöst. Der Experimentator im Hörsaal macht die prédiction : „Ich werfe jetzt den gelben Klumpen in diese Säure, und er wird sich nicht auflösen ; ich werfe ihn dann in jene andere Säure, und er wird sich auflösen". Der angeführte allgemeine Satz über die Formveränderung von Eisen bei Eintritt bestimmter Kraftwirkungen bildet ebenfalls die Voraussetzung für eine prédiction. Sie kommt z. B. in der Ruhe des Lokomotivführers zum Ausdruck, mit der er die Maschine seines Schnellzugs auf eine neue Brücke brausen lässt und weiss : „Sie wird nicht brechen, denn sie besteht ja aus einer bestimmten Sorte Eisen, und diese hielte sogar eine viel höhere Belastung aus." Auf solche Existenzialurteile kommt es, wie gesagt, in der Naturwissenschaft, ja, in der ganzen Wissenschaft an. Sie enthalten stets Aussagen über alle Dimensionen der eit. Mit der einfachen Feststellung über Dinge in der Natur ist zugleich eine prédiction gesetzt : „Dies hier ist ein Kreidestift", heisst : er wird auf dieser schwarzen Tafel Striche erzeugen. „Dies ist eine Kirsche", heisst : du wirst sie essen können. „Der Thermometer sinkt unter null Grad", heisst zugleich : Das Wasser wird gefrieren. Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft des beurteilten Objekts werden in jedem Satze mitbetroffen, auch deshalb, weil die Abschnitte der Wahrnehmung nicht mit der zeitlichen Struktur des wahrgenommenen Geschehens zusammenfallen müssen. Freilich verlieren wir beim Übergang von den abstrakten Gesetzesformeln zu konkreten Sätzen über wirkliche Dinge die absolute Gewissheit. Es kann sich zeigen : jenes gelbe Stück Metall ist gar kein Gold gewesen, die Brücke kann brechen, weil das Eisenmaterial nicht einwandfrei gewesen ist, die Kirsche kann eine Tollkirsche gewesen sein, und selbst das Wasser könnte einmal infolge atmosphärischer Veränderungen auch bei weniger als null Grad seinen flüssigen Aggregatzustand bewahren. Dies ist ganz gewiss richtig, aber hier kam es mir nur auf den Hinweis an, dass der Sinn der abstrakten Sätze sich in konkreten, der Sinn jeder prévision sich in prédictions erfüllen muss. Wenn die Bedeutung der Abstraktionen nicht

selbst durch ihre fortwährende praktische Anwendung kontrolliert und unter Umständen verändert wird, müssen sie notwendig der Realität entfremdet und schliesslich nicht bloss zwecklos, sondern sogar unwahr werden.

Die Anwendung auf die Soziologie ergibt sich ohne weiteres. Der Satz, dass unter Voraussetzung einer freien Marktwirtschaft notwendig Krisen und ebenso notwendig Monopole, welche diese Krisen noch verschärfen, entstehen müssen, ist eine prévision. Die Ansicht, dass diese Bedingungen gegenwärtig gegeben sind, d. h. dass wir in einer solchen Wirtschaftsweise leben, enthält bereits die prédiction, dass die Krisen auch bei zeitlicher Unterbrechung keine dauernde Milderung erfahren werden. Sie stellt eine historische Prognose über die Selbstaufhebung der liberalistischen Wirtschaft und die Verschärfung der gesellschaftlichen Gegensätze dar. Diese Theorie selbst steht hier nicht zur Diskussion ; ich habe durch den Hinweis auf sie nur zeigen wollen, wie auch in der Soziologie die beiden Typen von Urteilen, prévision und prédiction, notwendig zusammengehören. Die hypothetische prévision, d. h. also die Theorie, in diesem Fall die Lehre vom Zusammenhang zwischen Wirtschaftsweise und Krisen, hängt ihrem Sinn und Wahrheitsgehalt nach von der geschichtlichen Erfüllung ab, wie sie umgekehrt selbst auch unsere Wahrnehmungen, konkreten Existenzialurteile und überhaupt unsere praktischen Akte bestimmt.

Doch erwarte ich bei der Anwendung meines methodologischen Gedankengangs auf die Soziologie überhaupt eine Reihe prinzipieller Einwände. Ich will nur einen einzigen herausheben und beantworten : kommt denn nicht die Möglichkeit der prédictions in meinen naturwissenschaftlichen Beispielen bloss dadurch zustande, dass ganz einfach derjenige, welcher die Aussage macht, in der Lage ist, die notwendigen Bedingungen für die Wirksamkeit des Gesetzes selbst herbeizuführen ? Nur insofern jener Chemiker entschlossen ist, das Gold wirklich in Königswasser zu werfen, darf er ja voraussagen, dass es sich tatsächlich auflösen wird : nur insofern ich wirklich mit der Kreide schreiben will, ist meine Voraussage über die weissen Striche an der Tafel gültig. Es beziehe sich mit anderen Worten die prédiction in der Natur auf das willkürliche Experiment, und deshalb weil es in ihr keine Experimente gebe, müsse die Soziologie sich solcher Aussagen enthalten. Nun, ich glaube, Sie haben schon bemerkt, dass der Einwand nur besondere Fälle und nicht das Prinzip betrifft. Der Lokomotivführer auf seiner Maschine in voller Fahrt macht kein Experiment, denn die Naturkräfte sind nicht mehr so weit in seiner Gewalt, dass er den Zug noch vor der Brücke zum Stehen bringen könnte, und doch darf er erklären : „Sie wird nicht brechen“. — Und das Wasser in der Natur gefriert bei einem bestimmten Kältegrad ganz ohne unser Zutun. Nein, es gibt weite Gebiete der Erkenntnis, in denen wir nicht bloss sagen können : „für den Fall, dass diese Bedingungen gegeben sind, wird sich jenes ereignen“, sondern „diese Bedingungen sind jetzt gegeben, und deshalb tritt auch jenes erwartete Ereignis ein, ohne dass unser Wille selbst im Spiele wäre“. Rein logisch ist also dieser Einwand unerheblich.

Für die Soziologie kommt er gleichwohl in Betracht. Zwar ist es unrichtig, dass die prédiction nur möglich sei, wenn der Eintritt der not-

wendigen Bedingungen von dem, der vorhersagt, selbst abhängt, aber die Voraussage wird doch umso wahrscheinlicher sein, je mehr die bedingenden Verhältnisse von dem Willen der Menschen abhängen, d. h. je mehr der vorausgesagte Effekt nicht Produkt der blinden Natur, sondern Wirkung vernünftiger Entschlüsse ist. Weil die Soziologie es mit gesellschaftlichen Vorgängen zu tun hat, könnte man nun glauben, ihre Voraussagen müssten darum auch treffender sein als die jeder anderen Wissenschaft, denn die Gesellschaft besteht ja selbst aus handelnden Menschen. Aus ähnlichen Erwägungen heraus hat auch schon Gianbattista Vico, im Gegensatz zu Descartes und seiner Schule, die Geschichte als die echte Wissenschaft erklärt. Wenn wir seitdem erfahren haben, dass sich im Hinblick auf die gegenwärtige Gesellschaft Voraussagen noch schwerer machen lassen als über die aussermenschliche Natur, so beweist dies nicht, dass Vico prinzipiell im Unrecht wäre. Diese Voraussagen sind vielmehr deswegen so unvollkommen, weil die gesellschaftlichen Vorgänge noch keineswegs die Produkte der menschlichen Freiheit, sondern natürliche Resultanten des blinden Wirkens antagonistischer Kräfte sind. Die Art, wie unsere Gesellschaft ihr Leben erhält und erneuert, gleicht mehr dem Ablauf eines Naturmechanismus als einem zielvollen Handeln. Der Soziologe steht ihr daher gegenüber wie einem wesentlich fremden Geschehen. Er wird von ihm betroffen, ist auch in irgend einer Weise mitbeteiligt, seine Aufgabe besteht jedoch darin, es als Betrachter hinzunehmen, aufzuzeichnen, zu beschreiben und wenn möglich zu erklären. Die gesellschaftlichen Vorgänge werden freilich durch Vermittlung von Personen hervorgebracht, aber sie werden dennoch als von ihnen abgelöstes schicksalhaftes Geschehen erlebt. Gute und schlechte Konjunkturen, Krieg, Frieden, Revolutionen, Perioden der Stabilität erscheinen den Menschen als ebenso unabhängige Naturereignisse wie gutes und schlechtes Wetter, Erdbeben und Epidemien. Man muss versuchen, sie zu erklären, ihre Voraussage gilt jedoch mit Recht als äusserst gewagt.

Dieser Zustand ist weder ewig, noch auch der heutigen Entwicklungsstufe der menschlichen Kräfte angemessen. In der Gegenwart zeigen sich die verschiedenartigsten Ansätze dazu, die gesellschaftlichen Vorgänge menschlicher Planung zu unterwerfen. Vielleicht wird man später einmal diese Epoche als den Übergang aus einem bloss natürlichen und daher schlechten Funktionieren des gesellschaftlichen Apparats zum bewussten Zusammenwirken der gesellschaftlichen Kräfte ansehen. Jedenfalls werden Sie mir darin zustimmen, dass die mangelnde Abhängigkeit der gesellschaftlichen Ereignisse von einem einheitlichen Willen nicht unabänderlich sein muss, sondern in spezifischen Struktureigentümlichkeiten des heutigen gesellschaftlichen Zustands begründet ist. Ja, es lässt sich — im Hinblick auf unser Problem — das Gesetz formulieren, dass mit steigender Veränderung dieser Struktur im Sinne einheitlicher Organisation und Planung auch die Voraussagen einen höheren Grad von Sicherheit gewinnen werden. Je mehr das gesellschaftliche Leben den Charakter des blinden Naturgeschehens verliert und die Gesellschaft Anstalten trifft, sich als vernünftiges Subjekt zu konstituieren, desto mehr sind auch die gesellschaftlichen Vorgänge mit Bestimmtheit vorauszusagen. Die gegenwärtige Unsicher-

heit in den soziologischen Urteilen über die Zukunft ist nur ein Spiegelbild der gegenwärtigen gesellschaftlichen Unsicherheit überhaupt.

Die Möglichkeit der prédiction hängt somit nicht ausschliesslich von der Verfeinerung der Methoden und der Scharfsinnigkeit der Soziologen ab, sondern ebenso sehr von der Entwicklung ihres Gegenstandes : von den Strukturveränderungen der Gesellschaft selbst. Weit entfernt davon, dass die prédiction auf dem Gebiet der aussermenschlichen Natur notwendig leicher möglich wäre als auf dem Gebiet der Gesellschaft, wird sie vielmehr umso leichter, je weniger ihr Gegenstand der blossen Natur und je mehr er der menschlichen Freiheit unterworfen ist. Denn die wahre menschliche Freiheit ist weder mit der Unbedingtheit noch mit der blossen Willkür gleichzusetzen, sondern sie ist identisch mit der Beherrschung der Natur in und ausser uns durch vernünftigen Entschluss. Es dahin zu bringen, dass dieser Zustand für die Gesellschaft kennzeichnend werde, ist die Aufgabe nicht bloss des Soziologen, sondern der vorwärtsstrebenden Kräfte der Menschheit überhaupt. Und so schlägt das Bemühen des Soziologen, zu exakter prédiction zu kommen, in das politische Streben nach Verwirklichung einer vernünftigen Gesellschaft um.

Le problème de la prédiction en sociologie.

Chaque science comprend des jugements ayant trait à l'avenir, non seulement par la formation de „types abstraits“ et de lois (ce qu'on a appelé la „prévision“), mais par des „prédictions“ concrètes, impliquées dans chaque loi scientifique. Les jugements hypothétiques et catégoriques (prévisions et prédictions) exercent, dans le développement des sciences, une influence mutuelle les uns sur les autres. — A l'encontre de la conception traditionnelle, H. est d'avis que la prévision scientifique est facilitée si elle porte plutôt sur des objets pour lesquels la volonté joue un rôle que si elle porte sur la nature hors de l'homme. La prédiction sociologique sera d'autant plus exacte que les événements historiques perdront le caractère de faits provenant d'un mécanisme aveugle et seront en réalité l'œuvre de la liberté de l'homme.

The Problem of Prediction in Social Science.

Every science utilizes judgments which embody prediction of the future : this is so, not only in the construction of „abstract types“ and laws (prévision) but also of concrete predictions (prédiction) which are implicated in such laws. Hypothetical and categorical judgments mutually influence each other in the progress of science. H. argues in opposition to the traditional conception, that scientific prediction is less difficult and more reliable in such fields where human freedom plays a role, than in nature external to man. Sociological prediction, will thus become more perfect the more readily social events lose their blind and mechanistic character, and the more they become the works of a rational condition of free man.

Neue Literatur über Arbeitslosigkeit und Familie[1]).

Von

Andries Sternheim.

Untersuchungen über den Einfluss der Arbeitslosigkeit auf die Familienverhältnisse stehen erst im Anfang, wenn es auch eine umfangreiche Literatur über die Lebenshaltung der Arbeitslosen und über die Massnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit gibt. Je mehr freilich die Arbeitslosigkeit sich ausdehnt, desto stärker findet auch die Frage einer durch sie etwa hervorgerufenen Umgestaltung der Familie Berücksichtigung. Die hier erwähnte Literatur befasst sich nur teilweise mit den uns interessierenden Problemen. So darf diese Übersicht nicht als eine Besprechung im üblichen Sinne aufgefasst werden, da bloss diejenigen Stellen aus den Büchern behandelt sind, die den Einfluss der Arbeitslosigkeit auf die Familie beschreiben. Nur 1932 und 1933 erschienene Arbeiten wurden in Betracht gezogen.

1. **Williams, James Mickel,** *Human Aspects of Unemployment and Relief. The University of North Carolina Press. Chapel Hill* 1933. *(XVI u.* 235 *S.;* $2.50*)*

Die Aufgabe, die W. sich im wesentlichen gestellt hat, ist die Untersuchung der Wirkung der heute in den Vereinigten Staaten vorhandenen Unterstützungsmassnahmen für Arbeitslose und ihre Angehörigen. Zu diesem Zwecke hat W. vom Frühling 1931 bis zum Sommer 1932 Untersuchungen verschiedenster Art in fünf Städten des Staates New York angestellt. Durch den Mangel einer nationalen Arbeitslosenversicherung trifft die Arbeitslosigkeit in den Vereinigten Staaten besonders hart; nach W.s Meinung fördert der philantropische Charakter der Hilfe die Demoralisierung von Eltern und Kindern. W.s Kritik an dem mangelhaften Unterstützungssystem geht eine scharfe Beurteilung des heutigen ökonomischen Systems voran. Die psychische Zerrüttung, welche in der Familie angerichtet wird, ist eine direkte Folge der mit der heutigen Produktionsweise zusammenhängenden Erscheinungen. Im Zeitalter der Hochkonjunktur werden die Bedürfnisse der Familie stark angestachelt; es soll immer mehr gekauft werden. Das System der Teilzahlung schafft den Eindruck, als ob alles umsonst abgegeben werde. Tritt plötzlich

[1]) Das Problem, inwiefern langdauernde Arbeitslosigkeit fundamentale Änderungen in den Beziehungen der einzelnen Familienmitglieder, insbesondere geistiger und psychischer Art nach sich zieht, wird z. Z. vom Institut für Sozialforschung untersucht, indem es in verschiedenen Ländern eine Erhebung über diesen Fragenkreis veranstaltet; über ihre Resultate wird in dieser Zeitschrift berichtet werden.

Arbeitslosigkeit ein, so müssen die bisherige Lebensweise und die Gewohnheiten innerhalb kurzer Zeit manchmal sehr abrupt verändert werden; statt des Gefühls der normalen Rhythmik des Lebens entsteht die Verzweiflung an allen bestehenden Werten. Diese fast naturnotwendig sich vollziehende psychische Umgestaltung ist neben der Wirtschaftsnot verantwortlich für die moralische Depression, welche heute bei einer übergrossen Mehrheit der 11 Millionen Arbeitslosen (mit annähernd 14 Millionen von ihnen abhängigen Kindern unter 16 Jahren) vorhanden ist. — Bei der Behandlung der direkten Einwirkung der gesellschaftlichen Verhältnisse auf das Familienheim und umgekehrt nennt W. besonders die Charakterbeeinflussung. Wenn das Wirtschaftssystem nicht erlaubt, ein Heim zu gründen, in dem Charaktere sich harmonisch entwickeln können, so werden Menschen ohne Charakter geschaffen, unter denen die Gesellschaft im allgemeinen wie auch besonders die Wirtschaft zu leiden haben. Wichtig sind auch die Bemerkungen über das Verhältnis der Eltern zu den Kindern. Einer psychischen Stabilität muss unbedingt das Gefühl einer gewissen äusseren Sicherheit vorangehen. Kinder von Arbeitslosen entbehren dieses Gefühl der Sicherheit, wenn sie sich bewusst werden, dass sie sich mit ihren Sorgen nicht an die Eltern wenden können, da diese selbst dieses Gefühl nicht mehr besitzen. Die Folgen sind nervöse Störungen bei den Kindern, die, im Falle der Vernachlässigung durch die Eltern, auch moralische Auswirkungen haben. W. stellt eine ständige Zunahme sexueller Ausschreitungen bei Kindern arbeitsloser Familien fest, eine Erscheinung, die nicht am wenigsten durch das Lesen pornographischer Literatur gefördert wird. Als weitere Folgen der Autoritätslosigkeit in der arbeitslosen Familie führt W. an, dass die Kinder auf die Strasse und schliesslich zum Diebstahl getrieben werden. Das Motiv ist nicht immer dasselbe; fünf verschiedene Gründe werden angeführt: 1. Wunsch nach Taschengeld, 2. „humane Gründe", weil die Kinder die wirtschaftliche Not in der Familie erleichtern wollen, 3. schlechtes Vorbild von Eltern und Geschwistern, 4. „Selbstverständlichkeit", 5. mangelnde Aufsicht, weil die Mutter arbeitet.

Die Frage, ob in arbeitslosen Familien auch von einer festeren Bindung zwischen den Familienangehörigen die Rede sein kann, beantwortet W. wie folgt: Wo der Vater und die Mutter gegenseitig und ihren Kindern gegenüber immer loyal waren, kann die Familie in der Depressionsperiode enger verbunden werden. Andauernde Arbeitslosigkeit übt jedoch in allen Familien einen verheerenden Einfluss aus, nur die Formen der Zerrüttung sind verschieden. Sie kann eine Folge davon sein, dass der Mann sich den ganzen Tag ausserhalb des Hauses aufhält, dass die Kinder in Anstalten untergebracht werden, dass zeitweilige Trennungen eintreten, indem die Eheleute in ihre eigenen Familien zurückkehren, dass Familien aus Ersparnisgründen zusammenziehen.

Charakteristisch ist die Erfahrung W.s, dass in Zeiten der Depression die Schule eine höhere Wertschätzung geniesst. „Väter und Mütter schätzen mehr als vorher, was die Schule für ihre Kinder tun kann". Auch häusliche Streitigkeiten werden öfter als in besseren Zeiten von Müttern und Kindern den Lehrern vorgebracht.

Abgesehen von der Notwendigkeit eines Systems der nationalen Arbeits-

losenversicherung sucht W. die Lösung des Arbeitslosenproblems in einer planwirtschaftlichen Einrichtung der Gesellschaft.

2. **Bakke, E. Wight,** *The Unemployed Man. Nisbet and Co. Ltd. London* 1933. *(XVII u.* 308 *S.;* 10 s. 6 d.*)*

Auch B. hat empirische Studien über das Arbeitslosenproblem getrieben. Für seine Untersuchung wurde ein kleines, fest umrissenes Gebiet ausgewählt, Greenwich, ein Vorort Londons mit rund 3.000 Arbeitslosen. Wichtig ist, dass in diesem Ort qualifizierte und unqualifizierte Arbeiter durcheinander wohnen, so dass die Untersuchung sich hier keineswegs auf eine Sondergruppe bezog. Hauptziele der Untersuchung waren : 1. den Erfolg des in Grossbritannien bestehenden Arbeitslosenversicherungs-Systems nachzuprüfen, 2. zu untersuchen, welche Auffassung die Arbeiter selbst von ihrer Lage und von der Wirkung der Sozialpolitik besitzen.

Die Schlussfolgerungen B.s beruhen im wesentlichen auf Interviews mit Arbeitern, besonders Arbeitslosen und mit anderen Personen des betreffenden Ortes, auf Tagebüchern, welche von einer Anzahl Arbeitsloser geführt werden, auf persönlicher Beobachtung der Lebenslage der Arbeitslosen und auf statistischem Material.

In den ersten Abschnitten werden Äusserungen der Arbeitslosen über ihre physische und materielle Lage wiedergegeben, weiter weist B. auf die von der Arbeitslosigkeit hervorgerufenen psychischen Einflüsse (Abnahme der revolutionären Tendenzen) hin. — Das Familienleben der Arbeiter Greenwichs unterscheide sich prinzipiell nicht von demjenigen in anderen Gebieten Grossbritanniens, es habe sich sogar durch die Arbeitslosigkeit noch mehr gefestigt. Ein Arbeiter äusserte sich, „dass es in gewissem Sinne vorteilhaft für einen Arbeiter ist, wenn er nicht viel Geld zum Ausgeben hat. Er wird dadurch im Haus festgehalten, wodurch der Wert seines Heimes zunimmt“. Überdies hören bei Arbeitslosigkeit die Verbindungen mit anderen Arbeitern vielfach auf, Zusammenkünfte mit Freunden und Verwandten nehmen ab, die Familie lebt zwangsläufig immer isolierter. Das Heim wird in Zeiten grosser Schwierigkeiten ein Zufluchtsort für die Familienmitglieder. So wird die Familie wieder zu einer Schicksalsgemeinschaft.

Die im Buche erwähnten Ergebnisse über Freizeitverwendung beruhen hauptsächlich auf den Mitteilungen aus Tagebüchern. Zahlenmässige Angaben über den Kinobesuch Arbeitsloser liessen sich nicht machen, eine Befragung bewies jedoch, dass das Kino für Arbeitslose als Phantasiebefriedigung grosse Anziehungskraft besitzt. Die nächstwichtigste Form der Freizeitverwendung ist die Strasse ; dies gilt vor allem für ungeschulte Arbeiter. Sie laufen den ganzen Tag umher oder treffen sich gruppenweise. Man versuchte festzustellen, über welche Probleme am meisten gesprochen wird ; B. gelangt zu folgender Aufstellung : 1. Wettrennen, 2. Fussball, 3. Tagesfragen. Politische Tagesfragen sind nur in Wahlperioden Gegenstand der Diskussion. Einen geringeren Platz nehmen Wirtshaus und Lesen ein. Wenn überhaupt gelesen wird, so sind es hauptsächlich Romane und leichtere Literatur, kaum Bücher über soziale und Gewerkschaftsfragen. Die Kirche wird hauptsächlich von gelernten Arbeitern besucht.

Es ist zu bedauern, dass B. öfters Arbeiterfragen allgemeiner Art behandelt und dadurch die spezifischen Arbeitslosenprobleme stark in den Hintergrund geraten. Manchmal bleiben seine Bemerkungen recht oberflächlich, so dass man über den Einfluss der Arbeitslosigkeit auf die Familie weniger erfährt, als man erwarten dürfte.

3. **Lazarsfeld-Jahoda, Marie** *und* **Hans Zeisl,** *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. S. Hirzel. Leipzig* 1933. *(VI u.* 123 *S.; RM.* 5.—, *geb. RM.* 6.30*)*

Mit einer unübertrefflichen Genauigkeit werden hier die Lebensumstände der Arbeitslosen Marienthals, eines kleinen Fabrikdorfes nicht weit von Wien, dargelegt. In diesem Ort, der bis Mitte 1929 eine relativ blühende Textilindustrie kannte, waren in der Periode der Untersuchung, Herbst 1931 bis Mai 1932, alle Arbeiter arbeitslos. Die Untersuchung erstreckt sich auf 478 Haushaltungen. Die Verf. sind, wie sie selbst mitteilen, alle Wege gegangen, die sie ihrem Gegenstand näher bringen konnten. „Das Erlebnis der Arbeitslosigkeit trat uns in den Mitteilungen der Arbeitslosen selbst entgegen : in ihren gelegentlichen Äusserungen, in ausführlichen Antworten auf unsere Fragen, in Erzählungen der Gemeindefunktionäre, in einem zufällig gefundenen Tagebuch und Briefmaterial". Die objektiven Daten wurden im Konsumverein, auf der Gemeinde, in den Vereinen gesammelt. Die Hauptfragen der Untersuchung betrafen die Stellungnahme der Arbeitslosen zur Arbeitslosigkeit und deren Auswirkung. Die Verf. haben die in die Untersuchung einbezogenen Familien in vier Gruppen eingeteilt und zwar : die ungebrochene (Kennzeichen : Aufrechterhalten des Haushalts, Pflege der Kinder, subjektives Wohlbefinden, Aktivität, Pläne und Hoffnungen für die Zukunft, Lebenslust, immer neue Versuche zur Arbeitsbeschaffung), resignierte (gleichmütig erwartungsloses Dahinleben, Verzicht auf eine Zukunft, die nicht einmal mehr in der Phantasie als Plan eine Rolle spielt), verzweifelte (in ihrer äusseren Lebensführung normal, diese aber subjektiv ganz anders erlebend), apathische (man lässt den Dingen ihren Lauf, ohne den Versuch zu machen, etwas von dem Verfall zur retten). Wenn die zwei letzteren Kategorien als gebrochene Familien zusammengefasst werden, so verteilen sich die Marienthaler Familien auf diese Haushaltungsgruppen wie folgt : Ungebrochen 23 %; resigniert 69 %; gebrochen 8 %. Das Kapitel, das sich vor allem mit den Familienverhältnissen beschäftigt, ist besonders interessant. Obwohl kein exaktes Material vorliegt, besteht der Eindruck, dass die Beziehungen der Ehegatten zueinander durch die Arbeitslosigkeit sich in manchen Fällen gebessert haben. In anderen Fällen, wo anscheinend ein normales Einvernehmen geherrscht hat, kommt es, unter dem Druck der Verhältnisse, zu nervösen Ausfällen und gelegentlichen Streitigkeiten. Hie und da werden auch die Beziehungen durch die Arbeitslosigkeit wesentlich verschlechtert. Die Schlussfolgerung lautet : im allgemeinen werden in den friedlichen Ehen kleine Streitigkeiten häufiger als früher vorkommen, während in

schon früher getrübten Beziehungen die Schwierigkeiten in erhöhtem Masse sich auswirken.

Die Tendenzen, die jeweils in der Ehe selbst liegen, werden also durch die äusseren Umstände verschärft.

In Bezug auf das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern besteht der Eindruck, dass die Autorität der Eltern nicht gelitten hat. „Die Familie erfüllt ihre Rolle als Erziehungsmilieu so gut oder so schlecht wie während der Arbeit.“ Die Arbeitslosigkeit kommt auch stark zum Ausdruck bei den Wünschen und Aussprachen der Jugendlichen, welche von der Zukunft oft nicht mehr viel erwarten.

4. The Save the Children International Union (Union internationale de Secours aux Enfants). *Children, Young People and Unemployment. Part. I : Germany, United States of America, Belgium, Switzerland. Part II : Austria, Great Britain, Poland. Union internationale de Secours aux Enfants. Genf* 1933. *(*211 *S. ; schw. frs.* 1.50*)*

Bereits in der Einleitung zu diesen Berichten wird festgestellt, dass die Arbeitslosigkeit auf die Familie einen ungünstigeren Einfluss ausübt als Armut infolge ungenügender Löhne. Bei ihr bleibt ein normaler Rhythmus bestehen, während er im ersteren Falle vollkommen aufhört. An verschiedenen Stellen werden die Änderungen in den Autoritäts- und Familienverhältnissen dargelegt. Besonders der Bericht über Deutschland stellt fest, dass die Bedeutung der Mutter in arbeitslosen Familien vielfach zugenommen hat. Bei geringerem Einkommen wachsen die Sorgen der Hausfrau in Bezug auf eine richtige Verteilung der Ausgaben. Die Abhängigkeit aller Mitglieder von derjenigen, welche die Verantwortung für eine richtige Verwendung des Geldes hat, erhöht ihre Autorität ; eine Verminderung der Autorität des Vaters tritt ein. Da die Kinder sich im Falle der Arbeitslosigkeit des Familienvorstandes mehr und mehr abhängig von der Mutter fühlen, geht der Respekt für den Vater verloren, so dass für die Mutter vielfach die Aufgabe entsteht, die verloren gegangene Achtung vor dem Vater wiederherzustellen. Die Berichterstatterin über Deutschland, Ruth Weiland, kommt zur Schlussfolgerung, dass, indem das Verhältnis der Eltern weniger günstig wird, die Beziehungen zwischen den Geschwistern sich bessern. Die Kinder schliessen sich viel enger als vorher zusammen. Diese Tatsache wurde von fast allen Kindergärten und ähnlichen Einrichtungen festgestellt und von Lehrern und Beamten der sozialen Fürsorge bestätigt. Die Kinder wollen dem Ansturm der Not als eine kompakte Einheit widerstehen und sind immer bereit, einander zu helfen und für einander Opfer zu bringen. Die Exklusivität, welche von Bakke in Hinsicht auf die Familie festgestellt wurde, zeigt sich in Deutschland nach R. W. bei den Kindern. Diese Ausschliesslichkeit nimmt sogar in den Schulen und Fürsorgeeinrichtungen den Charakter einer unfreundlichen Haltung gegenüber den anderen Schülern an. Die Geschwister werden egoistisch und asozial, nur nicht für einander. Selbstverständlich gibt es hier auch wieder Ausnahmen. In vielen Fällen wird das engere Zusammenleben der Familie dadurch gestört, dass die jüngeren Arbeitslosen das Heim verlassen, da sie als Alleinwohnende grössere Unterstützung geniessen.

Die Mitteilungen über die Vereinigten Staaten bringen keine neuen Gesichtspunkte. Wir unterstreichen nur die Bemerkung der Zunahme der Kinderarbeit, auch von Kindern, welche die Schule noch besuchen.

Für Grossbritannien werden besonders die wirtschaftlichen und sozialen Folgen wiedergegeben. Wichtig für die Kenntnis der Geisteslage der Eltern ist die Bemerkung, dass die grösste Opposition gegen eine Erhöhung der Altersgrenze für das Verlassen der Schule vielfach von den Eltern selbst stammt.

Der Bericht über Polen zeigt die Zunahme der Zahl der Prostituierten, besonders aus den Kreisen der minderjährigen Fabrikarbeiterinnen. „In Jahren der Depression rekrutiert sich die Prostitution aus den Mitgliedern der besten Familien der Arbeiterklasse ; es geschieht öfters, dass die Tochter dem Beispiel ihrer Mutter folgt und umgekehrt, und vielfach gibt sich die Frau oder die Mutter der Prostitution hin als dem einzigen Mittel, Brot für ihre Familie zu beschaffen."

5. **Institut de Sociologie Solvay, Bruxelles.** *Enquête sur les conditions de vie de chômeurs assurés. I. Le budget de dix-neuf familles de chômeurs dans l'agglomération bruxelloise en février-mars* 1932; *II. Le budget de vingt et une familles de chômeurs dans l'agglomération brugeoise en avril-mai* 1932. *Georges Thone. Liége* 1933. *(*91 *u.* 102 *S.; frs. belg.* 10.—*)*

Wie bereits aus dem Titel hervorgeht, handelt es sich hier hauptsächlich um Budgetstudien, jedoch werden von jeder Familie auch Einzelheiten über ihre geistige und psychische Lage mitgeteilt. Diese Bemerkungen sind so vielfältiger Art, dass sie sich nur schwer zusammenfassen lassen.

Die meisten Erfahrungen sprechen dafür, dass der Einfluss der Arbeitslosigkeit auf die Familie zerrüttend ist. Dies zeigt sich besonders in den Fällen, wo die Familie gezwungen ist, in eine schlechtere Wohnung umzuziehen, Möbel zu verkaufen, und die Arbeitslosen ihre Zeit bei anderen verbringen müssen, die noch nicht von der Arbeitslosigkeit betroffen sind.

6. **Kollar, Robert, Stan. Rezný, M. Nečasová-Poubavá,** *Der Einfluss der Krise auf Familien beschäftigungslosre Arbeiter in der Čechoslovakischen Republik. Herausgegeben von der Forschungsstelle des Sozialinstituts der Čechosl. Republik. Prag* 1933. (187 *S. : kč.* 25.—)

Diese eingehende Arbeit umfasst zwei selbständige Teile, die sich gegenseitig ergänzen. Im ersten Teil wird auf Grund umfangreicher statistischer und soziographischer Erhebungen durch Robert Kollar und Stanislav Režny vom Statistischen Staatsamt in Prag der Verbrauch 40 arbeitsloser Familien, hauptsächlich von Fabrikarbeitern, untersucht ; der zweite Teil, eine Arbeit von Marie Nečasová-Poubová befasst sich mit den Einzelfragen des Lebens dieser Familien. Es wird ausführlich die Erwerbsarbeit der verschiedenen Familienangehörigen, das Vermögen, der Stand der Unterstützung sowie die hygienische, geistige und seelische Lage der Familien behandelt. Wenn auch keine ausführlichen psychologischen Beobachtungen mitgeteilt werden, so enthält der Bericht doch

in dieser Beziehung einige interessante Hinweise. Es wird z. B. auf das bei vielen Familien bestehende Angstgefühl hingewiesen, wenn die bisher bezogenen Unterstützungen zu Ende gehen, insbesondere bei solchen Familien, deren Ernährer nicht gewerkschaftlich organisiert sind. Dieses Gefühl wird noch gesteigert durch den Gedanken an die unsichere Zukunft der Kinder und die Vernichtung aller bisherigen Pläne. Wie in den oben erwähnten Schriften so wird auch hier zum Ausdruck gebracht, dass die psychologischen Reaktionen bei jahrelanger Arbeitslosigkeit sehr verschieden ausfallen. Die Verfasserin ist der Anschauung, dass die Arbeitslosigkeit im Milieu niedriger Intelligenz oder mehr ländlichen Charakters nicht so schwer empfunden wird wie in Kreisen des städtischen Proletariats. Sie weist besonders auf die grosse Solidarität zwischen den einzelnen Familiengliedern hin, vor allem auf die Opferwilligkeit der Eltern, ihren Kindern auch finanziell beizustehen.

7. **Groves, Ernest R.,** *The Family. The American Journal of Sociology, Vol. XXXVIII, No.* 6, *May,* 1933, *S.* 873-879.

G., der als Verfasser einiger bedeutender Werke über Familienprobleme bekannt ist, weist in diesem Aufsatz auf die psychologischen Tendenzen in der Familie während der Depression hin. Er stellt eine „Abnahme der Familienmoral" fest, in einigen Fällen wegen der Zunahme parasitärer Neigungen, die Unterstützungsmittel von anderen zu bekommen, und in anderen Fällen wegen eines von falschem Ehrgeiz eingegebenen Zögerns, die dringend benötigte Unterstützung anzunehmen. Weiter gelangt er in Bezug auf die Autoritätsfrage zu gleichartigen Schlussfolgerungen wie die oben erwähnten Schriftsteller. Er betont, dass der arbeitslose Ehemann und Vater vielfach sein Ansehen verloren hat. Dies führt nicht nur zu einer Zerrüttung der Familiendisziplin und fortwährenden Reibungen, sondern auch zu neurotischen Störungen beim Mann. Die häuslichen Zwistigkeiten sind besonders gross in denjenigen Familien, wo die Ehe hauptsächlich aus ökonomischen Motiven geschlossen wurde. Wichtig ist die Feststellung, dass die emotionellen Folgen der Arbeitslosigkeit mehr Gefühle der Furcht für die Zukunft als irgend eine Art Radikalismus sind.

8. **Fischer, Ruth** *und* **Franz Heimann,** *Deutsche Kinderfibel. Rowohlt. Berlin* 1933. *(*312 *S.; RM.* 6.—*)*

Dieses Buch, das bereits in dieser Zeitschrift angekündigt wurde, gehört ebenfalls zu den hier anzuzeigenden Schriften. Die beiden Verf., welche durch ihren Beruf das Berliner Fürsorgewesen genau beobachten konnten, berichten in Form einer Reportage von den Veränderungen, welche in proletarischen Familien durch andauernde Arbeitslosigkeit festzustellen waren. Die Verf. weisen vor allem auf die weitgehende Deklassierung grosser Arbeiterschichten hin; durch die Krise werden die Familienbindungen zermürbt und zerstört. Positive Wirkungen der Arbeitslosigkeit werden von den Verfassern nicht mitgeteilt.

Es wäre zu verfrüht, bereits aus der angezeigten Literatur allgemeine Schlüsse zu ziehen. Vielleicht stellen sich bei weiter andauernder Arbeits-

losigkeit noch ganz andere Tendenzen heraus, als man sie bisher zu konstatieren vermochte. Das vorhandene Material kann deshalb lediglich zu vorläufigen Folgerungen führen. So lässt sich behaupten, dass jahrelange Arbeitslosigkeit das Familienleben ungünstiger dort beeinflusst, wo keine gesetzliche Regelung der Unterstützung Arbeitsloser besteht. Besonders fallen die psychologischen Wirkungen der Arbeitslosigkeit ins Auge : durch die plötzliche Herabsetzung des Lebensstandards geraten oft die Charaktere der einzelnen Familienmitglieder ins Wanken. Die Bildung einer gefestigten Persönlichkeit ist bei den Kindern in Frage gestellt ; ihr Verhalten in moralischen Angelegenheiten legt häufig davon Zeugnis ab. Einer Abnahme des Prestiges des Vaters steht vielfach ein Anwachsen des Ansehens der Mutter entgegen, die durch die Übernahme der Fürsorge für das Auskommen zum Mittelpunkt des Familienlebens überhaupt wird. Wieweit der Einfluss der Arbeitslosigkeit auf die Beziehung der Familienmitglieder untereinander sich verstärkend oder lockernd auswirkt, darüber ist noch kein eindeutiges Urteil möglich ; jedenfalls lassen sich beide Tendenzen feststellen. Es scheint, dass die jeweilige Eigenart der seelischen Beziehungen der einzelnen Familienmitglieder, wie sie vor Verlust der Arbeit bestand, in der Zeit der Arbeitslosigkeit nicht etwa verloren geht. sondern eher sich noch schärfer als früher ausprägt.

Besprechungen.

Philosophie.

Spengler, Oswald, *Jahre der Entscheidung. Erster Teil : Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung. C. H. Beck. München* 1933. *(XIV u.* 165 *S.; RM.* 3.20*)*

Die faustische Kultur Europas ist nach S. durch zwei furchtbare Revolutionen bedroht : die „weisse Weltrevolution" des Klassenkampfes und die „farbige Weltrevolution" des Rassenkampfes. Den Klassenkampf deutet S. als den Pöbelaufstand aller schlechten und gemeinen Instinkte gegen die starke und edle Rasse der Besitzenden (denn Besitz ist eine Sache der „Rasse", „eine Begabung, deren die wenigsten fähig sind", „das Ergebnis einer langen Zucht durch gehobene Geschlechter hin"). Die ökonomisch-sozialen Formen und Theorien des Klassenkampfes sind nur eine Maske : wie nicht das wirtschaftliche Elend, das der Kapitalismus über die Massen brachte, sondern nur „Berufsagitation" zur Entstehung des Sozialismus führte, so ist auch das Ziel der sozialistischen Bewegung der Sturz der „Gehirn- und Geldmillionäre", um nunmehr selbst ihren Reichtum zu geniessen. Die Motive des Klassenkampfes sind Gier, Neid und Rachsucht deklassierter Intellektueller, die den Arbeiter als geeigneten Söldner für ihre persönlichen ehrgeizigen Zwecke missbrauchen. Sie haben den Arbeiter künstlich zum Märtyrer der Gesellschaft emporgezüchtet, während er in Wahrheit — mindestens seit Gewerkschaften und Arbeiterparteien die eigentlichen Herrscher im Staate sind, also etwa seit 1916 — gerade der Ausbeuter der kapitalistischen Gesellschaft ist. Sein Lohn ist ein rein politischer, über jede Bedürftigkeit hinaus gewaltsam in die Höhe geschraubt, um die Industrie zu ruinieren. So wurde die gegenwärtige Weltkrise mit Wissen und Willen von den Arbeiterführern ins Werk gesetzt, von den Arbeiterführern, die nicht begreifen können, dass es „zweierlei Arbeit" gibt : „Arbeit, der nur ganz wenige Menschen von Rang gewachsen sind, und andere, deren ganzer Wert in ihrer Dauer, ihrem Quantum besteht. Zur einen wie zur anderen wird man geboren. Das ist Schicksal. Das lässt sich nicht ändern..." Während diese „Interpretation" der gesellschaftlichen Entwicklung fast das ganze Buch füllt, wird die „farbige Weltrevolution" auf wenigen Seiten abgetan. Der Angriff der farbigen Rassen (besonders Asiens) gegen die durch den Weltkrieg entmachtete und im Pazifismus verkommende weisse Rasse ist schon im Gange. Die Rettung kann — wenn sie überhaupt noch möglich ist — nur von einem neuen „Caesarismus" kommen : von der absoluten Diktatur eines grossen Einzelnen, gestützt auf starke Heere, in denen die Legionen Roms wieder erstehen werden. Für diese rettende Diktatur ist Deutschland der geeignete

Boden, weil allein hier noch, im Preussentum, eine Rasse vorhanden ist, die für eine solche Diktatur stark und gesund genug wäre.

Über eine solche Diagnose lässt sich kein wissenschaftliches Urteil fällen. Soweit sie über das Selbstverständliche hinaus geht, gibt sie den persönlichen Gefühlen des Verfassers Ausdruck, und gehört zum politischen Bekenntnis. Die Verneinung alles dessen, was S. nicht für preussisch hält, gilt auch den Werten, die der Menschheit, wenigstens seit Eintritt des Christentums in die Welt, geleuchtet haben. Güte, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, die immerhin auch Ideale einiger Preussen gewesen sind, erscheinen ihm bloss als Schwäche und Lügen. Er verwirft Idealismus und Materialismus der neueren Philosophie in einem einzigen Verdammungsurteil, weil er ganz richtig sieht, dass es beiden auf die Verbesserung der menschlichen Existenz, sei es auf Freiheit und Glück, sei es auf „die Blüte von Kunst, Dichtung und Denken" ankommt. Das Schicksal in der Geschichte hängt von robusteren Mächten ab, und er findet das gut. Anmassung ist es, „die lebendige Geschichte durch papierne Systeme und Ideale meistern zu wollen". Papieren sind ihm aber die ganzen Zielsetzungen des liberalen Bürgertums, ja sogar der christlichen Moral, soweit sie nicht ausschliesslich in blosser Entsagung besteht. „Die christliche Theologie ist die Grossmutter des Bolschewismus". Menschengeschichte ist Kriegsgeschichte, und es wird immer so bleiben. S. singt ein Loblied darauf und nennt das „tapferen Pessimismus". Aus dieser Seelenhaltung heraus ist er auch begeistert über die Gegenwart : „es sind gewaltige Jahrzehnte, in denen wir leben, gewaltig — das heisst furchtbar und glücklos". Das Glück ist ihm offenbar verhasst ; freilich nicht etwa der Besitz. Der Wille zu Besitz und Eigentum ist nur bei der arbeitenden Klasse niederträchtig, keineswegs bei denen, die schon damit gesegnet sind. Da ist er vielmehr „der nordische Sinn des Lebens. Er beherrscht und gestaltet unsere gesamte Geschichte von den Eroberungszügen halbmythischer Könige bis in die Form der Familie der Gegenwart hinein, die stirbt, wenn die Idee des Eigentums erlischt. Wer den Instinkt dafür nicht hat, der ist nicht ‚von Rasse'." Diese pseudo-materialistische Geschichtsauffassung mag etwas Richtiges enthalten. Es ist wahr, dass das Schicksal in der Geschichte keineswegs von geistigen, sondern „von ganz anderen, robusteren Mächten abhängt". Es ist wahr, dass keine Tat der Zukunft das Blut und Elend, die den Grundtext der vergangenen und gegenwärtigen Geschichte bilden, je ungeschehen machen kann. Es ist wahr, dass trotz aller bekannten und unbekannten Helden, die in unserer „flachen" Zeit wie nur zu irgend einer anderen existieren, das Dasein für den grössten Teil der Menschheit ein sinnloser Kampf mit schlechtem Ausgang ist. Es ist wahr, dass über das Los der Individuen in der Gesellschaft heute wie nur je in einer chaotischen Periode das Spiel blinder Kräfte bestimmt. Das Loblied der Sinnlosigkeit aber, das Wohlgefallen daran, dass die Geschichte noch immer mehr Natur- als Menschengeschichte ist, die triumphierende Genugtuung, dass es nie besser wird, und alle, die es glaubten Unrecht hatten, sprechen jeder Achtung vor dem Menschen und seinen Möglichkeiten Hohn. Die allzu einfache Anthropologie, „dass der Mensch böse ist von Jugend auf" — in ihrer Ausschliesslichkeit so falsch wie ihr

Gegensatz — entspricht heute nicht der „Skepsis des echten Kenners der Geschichte“, sondern blosser Verbitterung.

S.s Arbeit ist eine Totenbeschwörung Machiavellis, ohne seinen Glauben an eine glückliche Zukunft. S. ist Realist, er steht ganz auf dem Boden der grauenvollen Wirklichkeit. Was andere der Zeit als abscheulichen Vorwurf entgegenhielten, macht er zum Leitsatz des nordischen Menschen, den er verehrt : Eigentum nicht für Fruchtbarkeit und Glück — „wer nur Behagen will, verdient es nicht, da zu sein“ —, sondern zum Erwerb von weiterem Besitz und weiterer Macht und weiterem Besitz und weiterer Macht usf. in alle Ewigkeit. In der Literatur ist dieser Charakter von Richard Wagner im Alberich gezeichnet worden. „Schätze zu schaffen und Schätze zu bergen nützt mir Nibelheim's Nacht, doch mit dem Hort, in der Höhle gehäuft, denk' ich dann Wunder zu wirken : die ganze Welt gewinn ich mit ihm mir zu eigen !“ Die in Alberich verkörperte Kraft ist auch der Sinn der sinnlosen Geschichte, den Spengler bejaht. Es ist bei ihm viel von Kultur die Rede, aber weil diese Kultur weder das Glück der Menschen, noch auch ihre Besserung zum Inhalt hat, wird sie selbst zum heillosen Getriebe. Die Freude ist kein Wert in ihr : „Hagen, mein Sohn, hasse die Frohen !“ Dieser barbarischen Gemütsverfassung gibt die Schrift einen vollkommenen und grossartigen Ausdruck.

Demgemäss geht auch der Glanz ihrer Sprache weniger aus der Tiefe oder Klarheit der Gedanken als aus den imponierenden Ausmassen der Gegenstände hervor. S. findet es verächtlich, sich mit Kleinem abzugeben und verherrlicht das Erhabene — aber nicht das moralisch Erhabene — dies entgeht seiner Verachtung keineswegs —, sondern das mathematisch Erhabene : die langen Zeiträume, die geographische Weite und Ferne, die grossen Zahlen, das quantitativ Unermessliche, kurz den nach S. faustischen und nach Hegel schlechten Begriff der Unendlichkeit. Sein Pathos vermag daher vornehmlich den zu erschüttern, den die blosse Masse begeistert, die Masse, von der S. mit unverhülltem Ekel spricht, wenn sie aus Arbeitern besteht, die jedoch als Inbegriff von Jahren oder Kilometern seinen Wertsetzungen zugrunde liegt. Auch unter den politischen Kräften imponiert ihm vor allem die Quantität. „Die Weite ist eine Macht, politisch und militärisch, die noch nie überwunden worden ist...“, sagt er im Hinblick auf Russland und wiederholt es von Amerika. Der sich verändernde Inhalt der Politik spielt eine geringe Rolle bei ihm : es geht ja immer nur um eines und dasselbe, um die blosse Macht !

Die Oberflächlichkeit des Buchs, das die Flachheit unserer Zeit zu geisseln vorgibt, wird besonders an den tragenden Kategorien offenbar. Nietzsches Hymnus auf das Raubtier Mensch hatte immerhin noch einen gesellschaftskritischen Unterton, durch den er mit den zeitgenössischen impressionistischen Strömungen verbunden war. Er war ein Protest gegen die wachsende Hemmung der menschlichen Kräfte durch die erstarrende bürgerliche Ordnung ; einzelne Tendenzen der Aufklärung sind in ihm noch lebendig. Spenglers bramarbasierende Verhimmelung der Bestie im Menschen und in den Staaten erscheint bloss noch als die Projektion der spiessbürgerlichen Erfahrung über die imperialistische Politik der Gegenwart auf die Ewigkeit : Weil der kleine Mann zwar sieht, dass die

Völker eifersüchtig aufeinander sind, aber nicht weiss warum, macht er die Oberfläche zu ihrem eigenen Grund und behauptet, die blosse Raub- und Machtgier sei daran schuld; er verwechselt Wesen und Erscheinung. Spenglers Enthusiasmus für die Geschichte, wie sie in schlechten Schulbüchern aussieht, für die blosse Form der Stärke, für das Erobern, das Dreinschlagen, das Herrschen, für die zur Schau getragene Brutalität nach innen und aussen, für die zum Prinzip erhobene barbarische Verachtung von Recht und Gerechtigkeit, welche sogleich in weinerliches Klagen verfällt, wenn ihrer Meinung nach der eigenen Sache Unrecht geschieht — alle diese Züge seiner Arbeit umreissen genau das Zerrbild des preussischen Charakters, das sich nur je seine erklärten Feinde machten. Dieser Autor hat eine Legende ernst genommen und sein Inneres ihr nachgebildet. Seine Arbeiterfeindlichkeit, ja seine Menschenfeindlichkeit bezeugen sich so lärmend, als habe er dem Vorwurf, diese Qualitäten zu besitzen, dadurch entgehen wollen, dass er sie zu seinen Idealen machte.

Als vollendetes Dokument einer zur blossen Unterdrückung neigenden Gesinnung, welche sich aus geheimen Skrupeln im Trotz versteift und aus der Herrschsucht eine Theorie macht, besitzt das Buch psychologischen und historischen Wert. Keineswegs darf es jedoch als kennzeichnend für die gegenwärtig in Deutschland massgebenden, soziologisch äusserst komplizierten intellektuellen Strömungen angesehen werden. Manche seiner Züge gehören dem junkerlichen Geist des Vorkriegs an, der heute in seiner Wirksamkeit stark beeinträchtigt ist. Ein Teil der Kritik in Deutschland hat es schon abgelehnt. Max Horkheimer.

Spinoza-Festschrift. Hrsg. v. Siegfr. Hessing. Zum 300. *Geburtstage Spinozas. Carl Winter. Heidelberg* 1933. *(XVI u.* 222 *S.; RM.* 10. —.*)*

Bach, Roman L., *Die Entwicklung der französischen Geschichtsauffassung im* 18. *Jahrhundert. Ein Beitrag zur Erklärung der geschichtsfeindlichen Haltung der französischen Revolution. Dissertation Freiburg i. B. J. Kruse u. Söhne. Bruchsal* 1932. *(*128 *S.)*

Böhl, Hans, *Die religiöse Grundlage der Aufklärung. Rascher u. Cie. Zürich* 1933. *(VIII u.* 175 *S.; schw. Fr.* 5.—.*)*

Hoffmann, Magdalena, *Der Humanitätsbegriff J. J. Rousseaus. Friedrich Cohen. Bonn* 1932. *(*134 *S.)*

Holstein, Günther, und Karl Larenz, *Staatsphilosophie. R. Oldenbourg. München u. Berlin* 1933. *(*188 *S.; RM.* 8.—.*)*

v. Trott zu Solz, Adam, *Hegels Staatsphilosophie und das Internationale Recht. Vandenhoeck u. Ruprecht. Göttingen* 1932. *(*144 *S.; RM.* 5.50.*)*

Harms, Ernst, *Hegel und das* 20. *Jahrhundert. Carl Winter. Heidelberg* 1933. *(*42 *S.; RM.* 1.50.*)*

v. Buggenhagen, E. A., *Die Stellung zur Wirklichkeit bei Hegel und Marx. Heim-Verlag Adolf Dressler. Radolfzell a. Bodensee* 1933. *(*74 *S.; RM.* 2.—*)*

Falk, Werner, *Hegels Freiheitsidee in der Marxschen Dialektik.*

In : Archiv f. Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik, 68. *Band*, 2. *Heft. Tübingen* 1932.

Winter, Eduard, *Bernard Bolzano und sein Kreis. Jakob Hegner. Leipzig* 1933. *(*288 *S.* ; *RM.* 6.50.*)*

Degener, Alfons, *Dilthey und das Problem der Metaphysik. Einleitung zu einer Darstellung des lebensphilosophischen Systems. Ludwig Röhrscheid. Bonn und Köln* 1933. *(*127 *S.* ; *RM.* 4.—*)*

Die reichhaltige Spinoza-Festschrift enthält neben kürzeren Beiträgen über das Leben und die Persönlichkeit Spinozas und ausser persönlichen „Bekenntnissen" zu seiner „Gestalt" oder zu seiner Lehre nur geringe Versuche, sich mit der sachlich-philosophischen Problematik auseinanderzusetzen : Ansätze hierzu finden sich allenfalls in den Aufsätzen von Gherasim („Die Bedeutung der Affektenlehre Spinozas"), Klausner („Der jüdische Charakter der Lehre Spinozas") und Siegel („Vom grundlegenden Dualismus in Spinozas System"). Durch eine Diskussion der wirklichen philosophischen Probleme der spinozistischen Philosophie wäre dem Werke Spinozas mehr gedient worden als durch die weihevolle Einleitung und die vielen persönlichen „Huldigungen".

Die Dissertation von Bach gibt eine Übersicht über die französischen Geschichtsauffassungen von Bossuet bis Rousseau. B. unterscheidet im 18. Jahrhundert zwei Hauptströmungen : die auf einer wesentlich „optimistischen" Grundhaltung beruhende „rationalistische Geschichtsauffassung", die in der Geschichte einen prinzipiell unbegrenzten „Fortschritt" von der Barbarei zu einem Zeitalter der Freiheit und Glückseligkeit sieht (Montesquieu, Turgot, Voltaire, Condillac, Condorcet), und die wesentlich „pessimistische" „naturalistisch-mechanistische Geschichtsauffassung", für die die Geschichte sich in einem sinnfremden „natürlichen" Kreislauf von Wachstum, Reife und Untergang der Staaten und Völker bewegt (La Mettrie, Diderot, d'Alembert, Helvetius, Holbach). Beide Strömungen sind nach B. im Grunde „geschichtsfeindlich" : beim Rationalismus verhindert der Fortschrittsglaube jede echte Wertung der Vergangenheit ; der Materialismus „steht durch die Annahme des mechanistisch sinnlosen Weltbildes und der Zwecklosigkeit alles geschichtlichen Lebens der Vergangenheit gleichgültig gegenüber". Die Geschichtsfeindlichkeit des Rationalismus und Materialismus wird noch überboten durch die „irrationalistische" Geschichtsphilosophie Rousseaus. Aus diesen drei Quellen entspringt für B. „die ahistorische Haltung der französischen Revolution". — Die auf fleissigem Quellenstudium beruhende Arbeit gibt kaum mehr als eine schulmässige Aufzählung der verschiedenen Geschichtsauffassungen. Es fehlt jeder Hinweis auf die politische und soziale Verwurzelung der Probleme, ohne welche gerade die Geschichtsauffassung des 18. Jahrhunderts nicht zu verstehen ist.

Das Buch von Böhi dagegen versucht eine Interpretation der Aufklärung, die die Einheit des Denkens der Aufklärung hinter der Vielheit der einzelnen Lehrmeinungen sichtbar machen soll. B.s These ist, dass die Aufklärung — trotz ihrer scheinbar anti-metaphysischen und anti-religiösen Haltung — auf einer metaphysischen und religiösen Grundposition erwachsen ist, von der auch die reine „Weltlichkeit" und „Diesseitigkeit" der Aufklä-

rungsphilosophie ursprünglich getragen ist. Die eigentliche Entdeckung der Aufklärung : die Autonomie des Menschen und seiner Ratio innerhalb der in sich selbständigen und vollkommenen Naturordnung, ist fundiert im Glauben an die Güte und Vollkommenheit Gottes, in einem „religiösen Urphaenomen“ ; Autonomie ist ein Prädikat der Vollkommenheit des Geschöpflichen, und die Wendung zum Diesseits und die Naturverehrung ist eine neue Wendung der Gottesverehrung. — In diesem Autonomie-Gedanken sieht B. nun aber eine „Zwiespältigkeit“, eine innere „Dialektik“, durch die die Aufklärung von ihrer metaphysisch-religiösen Grundposition abgedrängt und in eine antimetaphysische und antireligiöse Haltung hineingedrängt wird. — In den Untersuchungen B.s, dessen paradoxe Auffassung von der Aufklärung sehr problematisch ist, wirkt sich dasselbe Versäumnis aus, das schon bei Bach festgestellt werden musste : die Abstraktion vom politisch-sozialen Boden der Aufklärung.

Magdalena Hoffmann gibt eine gründliche textkritische Untersuchung des Rousseauschen Humanitätsbegriffs und seines „geistesgeschichtlichen Gehalts“. Die verschiedenen Bedeutungen dieses Begriffs werden aus den anthropologischen Voraussetzungen Rousseaus geklärt. Es ist ein verdienstvolles Unternehmen, Rousseaus Sozialphilosophie, die gewöhnlich sehr vorschnell als verschwommen abgetan wird, gerade in ihren Grundbegriffen exakt zu untersuchen.

Im ersten Teil der „Staatsphilosophie“ bringt Holstein eine kurze Darstellung der staatsphilosophischen Thesen von Plato bis Rousseau ; der Tod des Verf. hat die Arbeit unvollendet gelassen. Anstelle einer blossen Weiterführung der historischen Darstellung versucht Larenz im Zweiten Teil eine zusammenfassende Untersuchung der „Rechts- und Staatsphilosophie des deutschen Idealismus und ihrer Gegenwartsbedeutung“. Die bei aller Knappheit gut unterrichtende Arbeit, die auch die Beiträge Fr. Schlegels, Adam Müllers und Schleiermachers zur Staatsphilosophie heranzieht, leidet allerdings unter einer ungenügenden (durch den gesteckten Rahmen vielleicht verhinderten) Klärung der philosophischen Begrifflichkeit, die sich besonders in den Abschnitten über Schelling und Hegel auswirkt. Nur die Abstraktion von der eigentlichen ontologischen Problematik und der durch sie bedingten grundverschiedenen Stellung und Funktion der Staatsphilosophie auf den verschiedenen Stufen des Hegelschen Systems ermöglicht es L., eine bis auf blosse „Akzentverschiebungen“ geradlinige Entwicklung der Staatsphilosophie Hegels zu behaupten. Beim Hegel-Marx-Problem bleibt L.'s. Darstellung weit hinter dem schon erarbeiteten Stand des Problems zurück : nach L. beruht Marxens Hegel-Interpretation nur auf „fundamentalen Missverständnissen“ ; seine angebliche Fortführung hegelscher Gedanken „ist in der Tat nirgends über ein 'blosses Kokettieren mit der Hegel eigentümlichen Ausdrucksweise' hinausgekommen“ (!).

Die Schrift von Trott zu Solz bringt mehr, als der Titel sagt. In einem ersten Teil rollt sie die ganze Staatsphilosophie Hegels „aus dem Gesamtzusammenhang seiner Philosophie“ auf, während der zweite Teil die im Titel angedeutete Frage „nach ihrem auch für die Gegenwart gültigen praktischen Gehalt“ stellt. Leitfaden für die Darstellung ist der Versuch

Hegels, den von Kant aufgestellten Gegensatz zwischen Moralität und Legalität, zwischen freier subjektiver Willensbestimmung und objektiver historisch-politischer Ordnung zu überwinden. Hegels Lösung liegt in der Fassung des konkreten politischen „Volksgeistes“ als „sittlicher Totalität“, in der der freie sittliche Wille der autonomen Person nicht vernichtet, sondern zu seinem wahren Wesen aufgehoben wird. Es ist das Verdienst der vorliegenden Arbeit, Hegels Begriffe des Volksgeistes, des Nationalstaates usw. von Fehlinterpretationen zu reinigen : Verf. weist nach, dass diese Begriffe Hegels die über alle unmittelbaren volklichen und nationalen Gebundenheiten hinausgehende verantwortliche und verpflichtende Freiheit der Person nicht beseitigen, sondern voraussetzen. Was das Problem des internationalen Rechtes betrifft, so kommt Verf. zu dem Ergebnis, dass Hegels Fundierung der Staatssouveränität auf ihrer je eigenen geschichtlichen und sittlichen Verantwortung eine irgendwie „von aussen“ normierende internationale Ordnung ausschliesst, dass aber eben diese „sittlich-autonomen und welthistorischen Grundlagen des Staatswillens... eine feste Basis für gegenseitige zwischenstaatliche Beziehungen“ abgeben.

Die Schrift von Harms dient in keiner Weise dem Hegel-Verständnis. Zum Erweis einige Belege : H. sieht in Kant den „Prototyp eines weltanschaulichen Materialisten“ und meint, dass er „den modernen Cogito-Menschen, als sein einzigstes wirkliches Erkenntnisgebiet, zurückverwiesen hat auf die sinnliche Erfahrung“. Von Hegel weiss H. zu berichten, dass er durch die „Phaenomenologie des Geistes“ „zu einem Erleben der eigenen Seele und Ichnatur als ‚Selbstbewusstsein‘ anleiten und über dieses hinaus zu einer Einsichts- und Erfahrungsfähigkeit des objektiven Wahrheitsinhaltes der aussermenschlichen Welt führen“ will usw.

Nach Buggenhagen ist die Untersuchung des Hegel-Marx-Problems bisher der Grösse ihres Gegenstandes nicht gerecht geworden ; bei der Auseinandersetzung Marxens mit Hegel gehe es um nichts Geringeres als um die geschichtliche Möglichkeit von Philosophie überhaupt. Das Verhältnis von Hegel zu Marx muss als „Ringen der Philosophie um ihr eigenes Sein“ dargestellt werden. Um diese Darstellung einzuleiten, untersucht B. die Stellung zur „Wirklichkeit“, wie sie sich hinter dem Zentralbegriff „Begreifen“ bei Hegel und „Verändern“ bei Marx verbirgt. Er betont mit Recht, dass auch die rein „theoretische“ Stellungnahme Hegels zutiefst praktisches Verhalten ist, dass „das Prinzip des absoluten Wissens für Hegel Praxis mit dem ganzen Risiko menschlichen Handelns ist“. So erarbeitet sich B. den Boden, auf dem er den marxschen Begriff der Praxis gegen den hegelschen abheben kann. Die Auseinandersetzung Marxens mit Hegel ist keine immanent-philosophische. „In der Position Marx“ in der Position des Veränderns wird wirklich, was geschichtlich seit Hegel intendiert ist : die Aufhebung der Theorie als Form originären Weltverhaltens, die Aufhebung der Theorie als theoretische Praxis : die Konstituierung der Theorie als praktische Praxis, als Funktion des Veränderns, der menschlichen Verhaltungsweise, die geschichtlich relevant ist“. — Die Arbeit B.s hat manche Mängel : sie ist mit der Literatur nicht genügend vertraut, sie wiederholt oft schon Gesagtes, sie interpretiert vor allem Marxens Position

viel zu abstrakt-ideologisch, aber sie ist getragen von dem Bemühen, dem Hegel-Marx-Problem gerecht zu werden.

Falks Untersuchung geht von der Auffassung aus, dass die Marxsche Theorie des Sozialismus von Anfang an keineswegs nur eine ökonomische oder soziale, sondern eine „totale" Theorie ist, auf eine „allgemeine Mangelhaftigkeit des Menschen in seiner Zeit" weist : entscheidend für Marx ist, „dass er von der Lage des ganzen Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft ausgeht ; seine Kritik bleibt nirgends bei der... Einzelfrage stehen, sondern sucht zu einem Ganzen menschlicher Lebensansprüche vorzustossen". Durch diesen Totalitätsanspruch erweist sich Marxens Werk in seiner Gesamtheit als ein „philosophisches" Werk. Marx radikalisiert Hegels Freiheitsbegriff, sofern für ihn erst die totale Aufhebung der bürgerlichen Gesellschaft die Forderungen erfüllen kann, die Hegel an Staat und Gesellschaftsordnung stellt.

Winters Bolzanobuch will „weiteren gebildeten Kreisen die Gestalt Bolzanos plastisch heraustreten" lassen. Auf dem Hintergrund des Kampfes zwischen böhmisch-katholischer Aufklärung und oesterreichisch-katholischer und römisch-katholischer Restauration wird Leben und Wirken Bolzanos geschildert, mit breiter Ausmalung der kirchenpolitischen Streitigkeiten um Bolzanos Rechtgläubigkeit. Der Wert des Buches liegt in der Verarbeitung des ungedruckten Nachlasses Bolzanos.

Degener will das Werk Diltheys von den „zeitgenössischen Verdeckungen" befreien, indem er seinen „metaphysischen Hintergrund und Gehalt" blosslegt. Metaphysik ist für den Verf. „kein Sachgebiet, sondern eine erhöhte Intensität, eine neue Wendung, gleichsam ein neuer Aggregatzustand des philosophischen Fragens". Den Erweis seiner These, dass Diltheys Werk einen neuen „Aufbruch zur Metaphysik" bedeute, führt D. auf zwei Wegen : einmal weist er hinter dem scheinbaren Positivismus Diltheys den „mehr-als-positivistischen Rest" auf, der mit der „Grundtatsache des Lebens" gegeben ist und den eigentlichen metaphysischen „Quellgrund" der Arbeit Diltheys ausmacht, und zweitens zeigt er, dass der „Antimetaphysiker" Dilthey nicht gegen die Metaphysik als solche kämpft, sondern nur gegen bestimmte, der geschichtlichen Situation des menschlichen Daseins nicht mehr gemässe Formen der Metaphysik. Ergebnis : „Diltheys ‚antimetaphysische' Stellung ist das lebensphilosophische Eintreten für die ewige Aufgabe an der Bewältigung der Probleme, die sich aus dem metaphysischen Seinscharakter des Lebens immer wieder erheben... Diese lebensphilosophische Haltung musste aber die Form des Kampfes gegen Metaphysik annehmen, weil Dilthey seine Zeit verstrickt sah in... Abarten metaphysischer und pseudometaphysischer Befangenheit, die die Metaphysik um ihren Sinn brachten..." — In einem zweiten Teil seines Buches untersucht D. die „Grundtatsache des Lebens" als „möglichen Gegenstand einer kritischen Philosophie und seine Wirksamkeit als metaphysischer Hintergrund und als Ziel aller lebensphilosophischen Arbeit". Was D. bisher vorgelegt hat, ist noch keine Analyse des Diltheyschen Werkes, aber eine bei aller Knappheit gute Charakteristik des Diltheyschen Philosophierens und seiner zeitgeschichtlichen Situation.

Herbert Marcuse (Genf).

Radbruch, Gustav, *Rechtsphilosophie. 3. ganz neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. Quelle und Meyer. Leipzig* 1932. *(XI u.* 210 *S.; RM.* 8. —, *geb. RM.* 9.—*)*

Radbruchs 1914 erschienene „Grundzüge der Rechtsphilosophie“ bedeuteten, nachdem Stammler durch seine Lehre vom richtigen Recht die Aufforderung dazu gegeben hatte, nach Jahren eines der Entwicklung der Rechtsphilosophie ungünstigen Rechtspositivismus ein neues rechtsphilosophisches System. Es war eine Rechtsphilosophie des Relativismus. Nach nahezu 20 Jahren hat nunmehr R. seine „Grundzüge“ als „Rechtsphilosophie“ in völlig neuer Gestalt erscheinen lassen. Wie schon der Titel andeutet, ist das neue Buch weit umfassender als sein Vorgänger. Alle Gebiete theoretischen und praktischen Rechtsdenkens sind in das System eingegliedert. Das System selbst ist ausgebaut. Die grundsätzliche Haltung ist jedoch gleich geblieben. Wert und Seinsbetrachtung bleiben voneinander unabhängige, in sich geschlossene Kreise. Infolge des Methodendualismus — R. spricht sogar im Hinblick auf die Wertbeziehung von Methodentrialismus — wird für die Rechtsidee Allgemeingültigkeit in Anspruch genommen. Als die Rechtsidee selbst, an der der Rechtsbegriff ausgerichtet sein soll, wird die Gerechtigkeit angesehen. Recht soll nur die Wirklichkeit sein, die den Sinn hat, der Gerechtigkeit zu dienen.

R. hat selbst empfunden, dass diese Konzeption den Begriff des Rechts nicht völlig klärt. Er hat deshalb die Rechtsidee in drei Bestandteile zerlegt, die das Recht nach allen seinen Seiten gemeinsam beherrschen sollen : Gerechtigkeit, Zweckmässigkeit und Rechtssicherheit. Die aus dem Widerstreit dieser drei Prinzipien sich ergebenden Widersprüche erklärt er für unlösbare Antinomien. Er lässt jedoch ununtersucht, ob sie sich nicht lösen lassen, wenn man auf die Annahme einer absoluten Rechtsidee verzichtet und in den sog. Bestandteilen der Rechtsidee nur praktische Verhaltensweisen, d. h. durch die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmte Formen sieht, vermittels deren die jeweils herrschende Klasse das Staatsleben gestaltet. Von einem solchen Standpunkt aus würde es keine ewige Rechtsidee mehr geben, von der alles Recht seinen Charakter ableiten könnte. Der tragische Fehler, der dem Buch die Wirksamkeit nimmt, die ein philosophisches System haben soll, liegt darin, dass R. als Sozialist darauf verzichtet, eingehender zu prüfen, welche Bedeutung den konkreten gesellschaftlichen Zuständen für den Begriff des Rechts zukommt. So bleibt dieses gedankenreiche, mit grosser Sprachkunst geschriebene Werk lediglich eine Rechtsphilosophie des Liberalismus, die mit seinem Ende ihre Geltung einbüsst. Hugo Marx (Paris).

Camus, E. F., *Filosofia Juridica Contemporánea. Prólogo de Hans Kelsen. Jésus Montero. La Habana* 1932. *(*196 *S.; Pes.* 20.—*)*

Die kenntnisreiche Schrift setzt sich mit dem Neukantianismus und seinen Gegnern (vor allem Husserl und Scheler) auseinander. Sodann werden allgemeine methodische Grundfragen besprochen und besonders Stammlers Lehren kritisch erörtert. Schliesslich bestimmt der Verf. seine eigene rechtsphilosophische Stellung, die, soweit es sich um den Begriff

des subjektiven Rechts handelt, an Stammler sich anlehnt, im übrigen der „Reinen Rechtslehre“ ganz nahe ist, z. B. in der Anerkennung der Eigengesetzlichkeit der normativen Sphäre gegenüber der kausalen, in der Verwendung der Kriterien der Autonomie und der Heteronomie für die Grenzziehung zwischen Moral und Recht, in der Betonung des Zwangsmomentes für den Rechtsbegriff, in der monistischen Konstruktion des rechtlichen Weltbildes auf Grundlage des Völkerrechtsprimates u. a. Das Buch von Camus, der Professor an der Universität von La Habana ist, gehört zu den wichtigen Schriften der jüngsten rechtstheoretischen Literatur. Besonders sei noch auf die Einleitung von Hans Kelsen hingewiesen, in der er auf der wissenschaftlichen Notwendigkeit einer ideologienfreien, von Werturteilen absehenden, objektiven reinen Rechtslehre nachdrücklichst besteht. Rudolf A. Métall (Genf).

Allgemeine Soziologie.

Wach, Joachim, *Das Verstehen. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert.* 3 *Bände. J. C. B. Mohr. Tübingen* 1926-1933. *(RM.* 36.—, *geb. RM.* 42.—*)*

Seit Dilthey das Problem der Hermeneutik aufgeworfen und es in den Mittelpunkt seiner geisteswissenschaftlichen Bemühungen gestellt hat, sind immer wieder neue gekommen — es sei nur an Simmel, Troeltsch, Scheler, Spranger und Rothacker erinnert —, die sich mit dem Wesen, der Möglichkeit, den Formen und der Bedeutung des Verstehens beschäftigt haben. Leider ist Dilthey, der auch die beste Geschichte der Hermeneutik hätte schreiben können, in seiner historischen Skizzierung nicht über Schleiermacher hinausgelangt. Aber im Geiste der Diltheyschen Tradition hat Wach jetzt eine Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert vollendet, die eine Lücke in der geistesgeschichtlichen Literatur ausfüllt. W., der als Theologe und Religionswissenschaftler für eine solche Arbeit besonders geeignet ist, interpretiert in dem ersten Bande seines dreibändigen Werkes die hermeneutischen Systeme von Fr. A. Wolf, Schleiermacher, Boeckh und W. von Humboldt. Im zweiten Band beschäftigt er sich mit der Darstellung und Analyse der hermeneutischen Lehren in der Theologie von Schleiermacher bis Hofmann. Im vor kurzem erschienenen dritten, dem Andenken Diltheys gewidmeten Band behandelt er das Verstehen in der Historik (Das Verstehen in der Historik von Ranke bis zum Positivismus. IX und 350 S.; br. RM. 16.80, geb. RM 19.—). Mit besonderer Liebe deutet W. die Verstehenslehre Rankes. Dieser hat sich nie in zusammenhängender Form zu Problemen des Verstehens geäussert, aber in seinem Geschichtswerk viele wichtige Bemerkungen darüber gemacht. Mit Recht erscheint Droysen, der in seiner „Historik“ das Problem des geschichtlichen Verstehens so klar und scharf umreisst wie kein anderer Historiker, in der W. schen Darstellung als Höhepunkt. Für ihn konnte W. bisher von der Forschung noch nicht benutztes Material heranziehen. Schade, dass Sybel so kurz behandelt wird und dass W. gerade da aufhört, wo es interessanter werden könnte;

denn die Meinung Sybels, dass es religiöse und atheistische, protestantische und katholische, liberale und konservative, aber keine objektive, blut- und nervenlose Historiker gebe, enthält eine grosse Menge von Fragen, die uns gerade heute wesentlich sind. Oswald Bieber (Berlin).

Thyssen, I., *Ueber die Voraussehbarkeit geschichtlicher Ereignisse. In : Schmollers Jahrbuch, 56. Jahrgang* 1932, *II. Halbband, S.* 665-678.

Heussi, Karl, *Die Krisis des Historismus. J. C. B. Mohr. Tübingen* 1932. *(IV u.* 104 *S. ; RM.* 4.20*)*

Thyssen gibt in seinem Aufsatz über die Voraussehbarkeit geschichtlicher Ereignisse die theoretische Möglichkeit der Voraussicht zu, schränkt sie aber dann praktisch wieder so weit ein, wie man es von einem Autor erwarten kann, der vor mehreren Jahren ein Buch über die Einmaligkeit der Geschichte geschrieben hat. Er kommt zu der problematischen Schlussformel, „dass das geschichtliche Wissen es mit lauter einzigartigen Tatsachen zu tun hat, dass es dennoch geschichtliche Gesetze oder Regelmässigkeiten gibt (die aufzufinden Aufgabe generalisierender Geschichtsbetrachtung ist) und dass dennoch mit einer Unterwerfung aller geschichtlichen Verläufe unter solche Gesetze nicht gerechnet werden kann, vielmehr diese wesensmässig zum grossen Teil unvoraussehbar sind und bleiben werden“.

In der Einleitung zu seiner reizvollen Untersuchung trägt Heussi zur Klärung des Historismusproblems bei. Ob aber sein Vorschlag, unter Historismus die Geschichtsschreibung um 1900 zu begreifen, Aussicht hat, sich durchzusetzen, scheint mir zweifelhaft. Besonders diejenigen, die seit Troeltsch unter Historismus die „grundsätzliche Historisierung unseres Wissens und Denkens“ verstehen, werden wohl kaum auf den Vorschlag Heussis eingehen. In den Mittelpunkt seiner Studie stellt H. die Frage, inwieweit die grosse geistige Krisis der letzten Jahrzehnte den Historismus im Sinne der um 1900 üblichen Auffassung der historischen Wissenschaft erschüttert oder verändert hat. Er zeigt dann unter anderem, wie gerade die weltanschaulichen Voraussetzungen, auf denen jener Historismus beruhte, durch die Krisis teils aufgelöst und umgebildet worden sind. Namentlich hebt er hervor, dass der um 1900 in der Historie herrschende Objektivismus in dem Sinne, als ob der Historiker es mit einem „ein für allemal eindeutig strukturierten Gegenüber“ zu tun habe, von dem zum Durchbruch gekommenen Perspektivismus zerstört worden ist. Dieser betont mit Scheler das Unfertige des historischen Tatbestandes bis zum Ende der Geschichte und sieht die fertig geglaubte Vergangenheit von den auf sie zurückwirkenden Mächten der Gegenwart und Zukunft in Fluss gehalten ,was H. veranlasst, von einer „fliessenden Vergangenheit“ zu reden.

Oswald Bieber (Berlin).

Taylor, Hugh, *History as a Science. Methuen. London* 1933. *(138 p.; 7 s. 6 d.)*

Deux facteurs principaux ont contribué au progrès de l'humanité : le désir de connaître et le désir d'influencer la conduite des hommes. Ces deux facteurs s'opposent souvent, c'est la raison pour laquelle les sciences historiques ont si peu avancé. L'historien s'arrête à des considérations morales et politiques qui l'écartent de la stricte recherche scientifique. L'auteur étudie ensuite le gouvernement, la guerre et la révolution au point de vue de la méthode historique inductive. Malheureusement, cette méthode est mal définie, et les résultats auxquels elle aboutit, dans ce livre du moins, sont loin de ce que nous avait fait espérer la critique des méthodes antérieures. C'est ainsi que T. croit nous apprendre quelque chose en affirmant que les excès révolutionnaires sont dus d'une part à l'abolition du contrôle politique et d'autre part à une certaine mentalité perverse.

Raymond de Saussure (Genève).

Giddings, Franklin Henry, *Civilization and Society; ed. by Howard W. Odum. Henry Holt and Co. New York* 1932. *(X u. 412 S.; $ 2.50)*

G., einer der bedeutendsten Soziologen Amerikas, war auch einer der besten Lehrer. Entspricht es schon dem Wesen der amerikanischen Soziologie überhaupt, möglichst abstrakte Betrachtungen zu vermeiden und selbst auf Kosten der Systematik schlicht und anschaulich die Elemente und Beziehungen innerhalb des sozialen Lebens aufzudecken, so ist G. ein Meister in dieser Kunst, wenn uns auch manche der von ihm verwandten Beispiele lediglich illustrative Bedeutung zu haben scheinen. „Civilization and Society" ist die verarbeitete Nachschrift einer Vorlesungsreihe, die G. am Teachers College, New York, 1924-26 gehalten hat. Plan und Vorarbeit leistete er selbst noch vor seinem Tode, fertig gestellt wurde es von H. W. Odum.

Die Gesellschaft ist für G. die Grundlage jeder kulturellen Entwicklung. Er prüft Entstehung und Wesen der verschiedenen Gesellschaftsformen, den Boden, den sie für die Kultur abgeben, wägt Erbmasse gegen Erziehung durch Umweltsfaktoren und kommt in seiner Analyse demokratischer Länder schliesslich zu der Überzeugung, dass eine Demokratie mit absoluter Gleichheit, d. h. mit gleichmässiger Beteiligung an der Regierung nicht möglich und nicht wünschenswert ist. Er bekennt sich vielmehr dazu, dass eine Aristokratie das erstrebenswerte Ziel sei, nicht aber eine Aristokratie, die durch Priviligien die Führung erhält oder kraft der Herrschaft der Klasse, zu der sie gehört, sondern auf Grund ihrer erwiesenen Fähigkeiten, sei es nun, dass diese durch natürliche Veranlagung oder durch besonders sorgfältige und wertvolle Erziehung hervorgerufen wurden. — In einem Kapitel über die Klassenfrage sucht er die sozialistische Lehre sodann mit folgender Feststellung zu erledigen: die Arbeiterorganisationen hätten darauf bestehen sollen, dass ihre Anhänger die vollkommenste und technisch beste Ausbildung erhielten, damit der Arbeitgeber nirgends so gut geschulte Arbeitskräfte hätte erhalten können wie hier. Erst die letzte Generation hat sich das zum Ziel gemacht, und mehr als durch irgend eine andere

Massnahme ist die organisierte Arbeiterschaft dadurch gefördert worden. Die Entwicklung zum „collective bargaining“ musste kommen. — G. hat die Ereignisse der letzten Monate nicht erlebt, die seine Ansichten hätte korrigieren können, vielleicht aber wäre ihm auch Roosevelts NRA gerade als höchste Entwicklung seiner Anschauungen erschienen.

Margareta Lorke (Berlin).

Cooley, Charles Horton, *Introductory Sociology. Ch. Scribners Sons. New York* 1933. *(XIV u.* 516 *S.;* $ 3.50*)*

Ein mehr als zur Hälfte aus Cooleys „Human Nature and the Social Order“ und „Social Organization“ zusammengestelltes Schulbuch, um Studenten auf dem Weg über die Psychologie in soziale Probleme einzuführen. Im Geiste C.s introspektiv gehalten, trägt es dem neuen Material über die Entwicklung der Biologie und Sozialpsychologie nach dem Tode des Verf. sowie den neuen Begriffen, die gerade während der letzten Jahre in Gebrauch gekommen sind, Rechnung. Ist das Werk auch ein gutes Unterrichtsbuch, so wird der fortgeschrittene Soziologe doch immer zu C.s Originalarbeiten greifen. C. war in mancher Beziehung einer der Soziologen, die als erste nachdrücklich auf die Notwendigkeit realistischer Forschungen hinwiesen. Margareta Lorke (Berlin).

Hurst, C. C., *The Mechanism of Creative Evolution. Cambridge University Press. London* 1932. *(pp. XXII &* 366 ; *sh.* 21.—*)*

The author deserves our gratitude for the trouble which he has evidently taken with the selection and design of the pictorial matter, and the publishers may be congratulated on the high quality of its production. Aside from this merit it may be said that readers with a thorough grasp of genetic principles derived from the earlier texts of Morgan, Punnett or Crew will find no difficulty in recognising the type of evidence which leads to the more recent results. Of these Dr. Hurst gives a liberal and eminently readable survey. With this qualification the greater part of the book may be said to be an attractively written account of advances which are not accessible without consulting original sources.

Because of its affiliations with the humanities in the early days of the evolutionary controversy, writers on heredity find it difficult to refrain from trespassing into sociological fields. Their exploits in that domain are rarely felicitous and have often been inept. Dr. Hurst deserves to be congratulated for refraining from committing to print his reflections upon his fellow Man. Unhappily his restraint is amply compensated by the rather unusual confidence with which he writes about his Creator, thinly disguised in the final chapter as disembodied thought. Disembodied thought appears to be the material of which the human body will be composed when it is no longer human and no longer a body. Then evolution will have done its worst, or as Dr. Hurst feels, its best.

Lancelot Hogben (London).

Jaspers, Karl, *Max Weber. Deutsches Wesen im politischen Denken, im Forschen und Philosophieren. G. Stalling. Oldenburg* 1932. *(79 S.; RM.* 1.—*)*

„Er reicht scheiternd die Fackel“, heisst es hier von Max Weber. Wenn so die verborgene Geschichte als Kette jeweils einsamer, immer scheiternder „Existenzen“ erscheint, von welchen Max Weber „der Letzte“ gewesen ist — so bleibt doch jene Fackel dunkel, und ihr Versprechen auf Licht und Zukunft versagt sich im gleichen Atemzug selbst die Erfüllung: denn das Scheitern selber soll hier die letzte (existentielle) Wahrheit heissen und bleiben. Eine merkwürdige Art von Distanz nimmt der Darstellende zum Dargestellten ein: weder ist er ihm so nah, dass er in benennbaren Sachen und Aufgaben einen Weg mit ihm ginge — noch auch so fern, dass er eine philosophische Kritik seiner Erscheinung und seines Werkes zu leisten vermöchte. Vom „politischen Denken“ und vom „Forschen“ wird nur kurz das Wesentliche mitgeteilt, Ergebnisse wie Voraussetzungen sind hingenommen und zerrinnen wieder zum abstrakten Schemen einer wenn auch „leidenschaftlich“ ergriffenen „Geschichtlichkeit“ überhaupt, sobald man zum dritten Teil, zum „Philosophieren“ kommt. Und es ist nur die Besiegelung solchen Zerrinnens der wirklichen Geschichte wie des wirklichen Menschen, wenn man hier in der letzten Instanz nun an das grauenhafte Bild verwiesen bleibt, mit dem J. sich das Ziel erst eigentlich zu stecken meint: „Es kommt darauf an, durch diesen Mann hindurch in den Ursprung des menschlich Möglichen zu sehen ...“ .— Ein Täufer Johannes, in der Gebärde des Hinweisens erstarrt. Er spricht „Siehe“, aber ohne Hoffnung und Vermögen, selber zu sehen noch sehen zu machen. Sonderbar genug, dies in einer Schriftenreihe zu finden, welche dem „nationalen Lebenswillen“ eine „Zielsetzung“ zu geben unternimmt.

Adolf Berger (München).

Psychologie.

Karpf, Fay, *American Social Psychology; its Origins, Development and European Background; with a Foreword by Ellsworth Faris. Mc Graw-Hill Book Co. New-York* 1932. *(461 p.; $ 3.50)*

Ce livre, qui est un exposé historique, se laisse mal résumer. Il est composé de deux parties. La première est consacrée à la psychologie sociale en Europe. L'auteur y étudie d'abord l'influence qu'ont exercée dans ce domaine les philosophies de Hegel, Comte et Spencer. Ensuite, K. expose les principaux systèmes des sociologues allemands, français et anglais. La seconde partie de l'ouvrage est consacrée aux sociologues américains, depuis L. F. Ward et William James, jusqu'aux contemporains. Utile par ses exposés de la pensée d'autrui, ce livre ne contient guère d'idées originales. Il se termine par une abondante bibliographie.

Raymond de Saussure (Genève).

Radin, Paul, *Social Anthropology. Mc Graw-Hill Book Co. New-York* 1932. *(XII & 432 p.; $ 3.50)*

L'auteur commence par passer en revue les différentes théories ethnologiques de ces cent dernières années. Il critique vivement le point de vue biologique des évolutionistes tels que Tylor ou Spencer. A Bastian, il reproche sa théorie des idées élémentaires. Il s'oppose aux idées sociologiques de Durkheim, qui ont élevé au rang d'un dogme la contrainte sociale chez le primitif. Il conteste à Lévy-Bruhl que la mentalité prélogique soit caractéristique des sociétés inférieures. Enfin, il considère comme trop hardies les théories psychologiques de Freud, Rivers et Jung.

R. s'efforce ensuite, dans une série de chapitres, d'exposer des faits sans théorie. De ceux-ci doit ressortir que les primitifs, loin de vivre tous sous une dure contrainte sociale, ont connu les organisations politiques les plus diverses : les Aruntas ont une simple organisation démocratique. les Iroquois ont une fédération de communautés démocratiques, la démocratie est organisée chez les Winnebago ; tout à l'opposé se trouve la monarchie théocratique des Incas. Dans un second chapitre, Radin oppose les Omaha, dont les coutumes ne sont pas organisées, aux Yoruba, par exemple, qui connaissent une vraie procédure légale. Des variations tout aussi grandes se trouvent dans l'organisation économique ou industrielle de la vie. De même en matière de religion, nous trouvons tous les degrés de passage, depuis les rituels jusqu'aux dieux individuels.

Raymond de Saussure (Genève).

Gillin, John Lewis, *Social Pathology. The Century Co. New York* 1932. *(VII u. 612 S.; $ 3.75)*

Mangold, George B., *Social Pathology. The MacMillan Co. New York & London* 1932. *(XXII u. 736 S.; $ 3.—, sh. 15.—)*

Der Umfang beider Werke und die Fülle ihres Inhalts verbieten eine eingehende Wiedergabe oder gar detaillierte Kritik. Gillin behandelt auf etwa sechshundert Seiten : die Pathologie des Individuums (Krankheiten, Geistesstörungen, Suicid etc.), die Pathologie der familiären Verhältnisse, aus der die weitgehenden Desorganisationserscheinungen der Familie klar hervorgehen, die Pathologie der sozialen Organisation, die Pathologie der ökonomischen Beziehungen, im besonderen Armut und Arbeitslosigkeit, und schliesslich die Pathologie der kulturellen Organisation. Sehr wichtig erscheinen die Zusammenhänge zwischen moralischer Desorganisation und Rationalisierung der Arbeit.

Mangold erbringt ebenso wie G. eine Fülle von Beweisen für die schweren Mängel des heutigen gesellschaftlichen Systems, bleibt aber hinter ihm in der Erfassung der Pathologie der Grundstruktur des Kapitalismus zurück. Zu einer Aufstellung der Einkommensverteilung Amerikas wird gesagt : „Die Macht, die von einer kleinen Klasse ausgeübt werden kann, geht aus der Statistik hervor. Obwohl diese ungleiche Verteilung des Reichtums nicht schlimmer ist als in anderen Ländern, können Vergleiche unserem Problem nicht abhelfen. Sie zeigen nur, dass das Problem ein allgemeines ist“. Der Schluss des Werkes klingt in eine Hoffnung auf

den Plan des Präsidenten der Vereinigten Staaten aus. Im übrigen : „No satisfactory answer can be made.“ Und Gillin meint am Schluss, dass man nur warten könne und den Prozess ablaufen lassen müsse, wie er läuft, bis die Psychologie der sozialen Beziehungen uns die nötige Einsicht geliefert haben werde.

Die gesellschaftlichen Übel sind in diesen Büchern aneinandergereiht, genau und gewissenhaft aufgezählt, aber beide ermangeln einer umfassenden Theorie der Gesellschaft. Trotzdem sind Werke dieser Art als Materialquellen für die Beurteilung der Grundlagen der Gegenwart sehr wichtig.

Wilhelm Reich (Kopenhagen).

Lorenz, Eduard, *Zur Psychologie industrieller Gruppenarbeit. J. A. Barth. Leipzig* 1933. *(45 S. ; RM.* 2.40*)*

Die Reihe der von Lipmann und Stern herausgegebenen „Schriften“ schliesst mit einer sehr interessanten Untersuchung über Arbeiterinnen, die teils in Gruppen-, teils in Einzelarbeit, meist im Akkordlohn mit der Konfektion von Turnschuhen beschäftigt waren. Es ergab sich u. a., dass der Produktionsanteil je Arbeiterin einer Gruppe sehr viel grösser ist als die Leistung je einer Einzelarbeiterin. Trotz der bei der Gruppenarbeit erzielten Mehrverdienste waren die meisten Arbeiterinnen, besonders die jüngeren, der Gruppenarbeit abgeneigt, aber nicht wegen der damit verbundenen Arbeitsteilung. Werden eine gute und eine schlechte Einzelarbeiterin an einen Tisch zusammengesetzt, so tritt eine Angleichung ihrer Leistungen ein. Arbeiten ungleiche Gruppen nebeneinander, so wird die Leistung einer guten Gruppe zwischen zwei schlechten verschlechtert, die Leistung einer schlechten zwischen zwei guten verbessert, aber nur wenn die Leistungsunterschiede gross sind ; annähernd gleich gute oder gleich schlechte Gruppen beeinflussen einander nicht.

Otto Lipmann (Neubabelsberg).

Giltay, H., *Sociaal-Cultureele Vernieuwing en Psychoanalyse (Sozial-kulturelle Erneuerung und Psychoanalyse). Van Loghum Slaterus Uitgeversmaatschappij N. V. Arnhem* 1933. *(164 S. ; hfl.* 2.20*)*

Die Schrift stellt einen Versuch dar, die Psychoanalyse auf die Gesellschaft anzuwenden. Leider wird dabei der Psychologie eine Stellung zugewiesen, welche die Bedeutung des wirtschaftlichen Faktors für die gesellschaftlichen Beziehungen völlig verkennt. Die marxistische Theorie, die G. öfters bespricht, wird unklar interpretiert. Obwohl G. die Klassenstruktur der heutigen Gesellschaft nicht leugnet, verurteilt er den Marxismus, dessen Theorie auf der Auffassung triebmässiger Klassenneigungen beruhe. An Stelle dieser Anschauungen fordert der Verf. eine komplexfreie sozialistische Theorie. — Interessant ist seine Anwendung des Begriffes des Vaterkomplexes auf die Klassenunterschiede und auf das Problem ihrer Aufrechterhaltung.

Andries Sternheim (Genf).

Pfänder, Alexander, *Die Seele des Menschen. Versuch einer verstehenden Psychologie. Max Niemeyer. Halle* 1933. *(VIII u.* 416 *S.; RM.* 9.—, *geb. RM.* 10.80*)*

P. will gegenüber den analytischen Richtungen der neueren Psychologie eine „synthetisch-makroskopische" geben, die in einer verstehenden Erkenntnis des „Wesens" und „Sinnes" der Seele gipfeln soll. Nach einem Überblick über alle Dimensionen des Seelenlebens und seine „Triebe" wird eine Idee der Seele entworfen : „Die Seele des Menschen ist ein eigenartiges unkörperliches, seelisches, reflexives, personales, ethisches Lebewesen, das wesentlich weltliches Gliedwesen und göttliches Geschöpfwesen ist, das sich durch Mithilfe seines freitätigen Ich fortschreitend, in einer bestimmten Melodie der Entwicklungsstufen, und stationär auszeugt und einen Nachklang seiner durchlaufenen Entwicklungsmelodie in sich aufbewahrt". — Wie in dieser „Wesensbestimmung" jedes einzelne Moment entweder angreifbar oder unverbindlich-leer ist, so ist vollends die Deduktion aller seelischen „Organe" und „Bezirke" als aus dem Wesen der Seele mit „einsichtiger Notwendigkeit" folgend nur durch eine Kette von Tautologieen möglich. Der befremdlichen Methode, wirklich einsichtige Sachverhalte zu Pseudoproblemen zu verwirren, indem sie erst mühsam aus einem vorausgesetzten „Wesen" der Seele „erklärt" werden, entspricht das Abschneiden aller wirklichen Probleme durch Scheinlösungen. So werden je fünf transitive und reflexive Triebe aufgestellt, die alle aus einem „Urtrieb" entspringen, der der menschlichen Seele „selbstverständlich" ist : der Urtrieb nach „fortschreitender Selbstauszeugung".

Durch die Aufstellung beliebiger seelischer Triebe oder gar Urtriebe wird für ein psychologisches Verständnis nicht viel gewonnen (um so weniger, als P. die seelischen Triebe von allen leiblichen scharf unterschieden wissen will, ohne die Frage nach der Möglichkeit oder der Seinsweise seelischer Triebe in zureichender Weise zu stellen). Das unkritische Haltmachen beim Trieb-Begriff ist eine der schwerwiegendsten Verfehlungen der neueren Psychologie. Alle Fehlinterpretationen sind schon mit P.s Ansatz der menschlichen Seele selbst gegeben : er nimmt sie als ein „pures", ihrem Wesen nach vom Leib und der „Welt" getrenntes „Lebewesen", zu dem erst der eigene Leib und die Welt „hinzukommt". Die grotesken Vorstellungen, die sich hieraus ergeben, seien durch zwei Beispiele beleuchtet : man „braucht nicht besonders tief in das Wesen der menschlichen Seele einzudringen, um sogleich zu erkennen, wie sonderbar und durchaus nicht selbstverständlich es für eine pure Seele ist, sich um leiblich-sinnliche Güter und um leiblich-sinnliche Übel überhaupt zu kümmern". Und : „Nun ist im Normalfall mit dem Leibkeim ein Seelenkeim vereint. Es sei dahingestellt gelassen, ob diese Vereinigung erst in einem bestimmten Zeitpunkt eingetreten ist oder ob sie von Anfang an bestanden hat... Auf jeden Fall besteht bei dem Menschen eine gewisse Vereinigung von Leibkeim und Seelenkeim, und sie muss bestehen, wenn der Seelenkeim in dieser Welt zur Auszeugung gelangen soll". Herbert Marcuse (Genf).

Argelander, Annelies, *Selbstbeurteilung und Fremdbeurteilung von Persönlichkeitseigenschaften. Zeitschrift für Psychologie,* 127 (1-3) 1932, *S.* 16-41.

Wolff, Werner, *Selbstbeurteilung und Fremdbeurteilung im wissentlichen und unwissentlichen Versuch. Psychologische Forschungen,* 16, 1932, *S.* 251-328.

Wolff, Werner, *Charakterologische Deutung eines Handlungsablaufs. Zeitschrift für angewandte Psychologie,* 43 (1/2) 1932, *S.* 100-118.

Dirks, Heinrich, *Experimentelle Untersuchungen des sozialen Verhaltens. ZAngPs,* 43 (3/4) 1932, *S.* 193-270.

In der kleinen Untersuchung von Argelander wird gefragt, inwieweit 1. die Selbstbeurteilung einer Person hinsichtlich bestimmter Persönlichkeitseigenschaften mit dem Urteil übereinstimmt, das andere Personen über sie abgeben, und wodurch die Abweichungen der Selbstbeurteilung von der Fremdbeurteilung zu erklären sind; inwieweit 2. die Urteile, die jemand über andere Personen abgibt, von den Eigenschaften beeinflusst sind, die die urteilende Person selbst besitzt oder zu besitzen meint. Die Beurteiler waren Schüler einer Wohlfahrtsschulklasse (22-40-jährig); sie hatten sich gegenseitig und dabei auch selbst nach bestimmten vorgegebenen Eigenschaftspaaren (ruhig-lebhaft, ehrgeizig-nicht ehrgeizig, mitteilsam-verschlossen, egoistisch- nicht egoistisch, ungeduldig-nicht ungeduldig etc.) zu charakterisieren. Es zeigte sich 1. eine allgemeine Tendenz, sich selbst günstiger zu beurteilen, als der Betreffende von anderen Personen beurteilt wurde, bei solchen Eigenschaften, die eindeutig positiv bewertet wurden (nicht egoistisch, leicht versöhnlich); 2. die Tendenz, sich bezüglich der für den Beruf wichtigen Eigenschaften (guter Menschenkenner, resolut) günstiger zu beurteilen; 3. eine Tendenz, sich nicht als allzu unkompliziert hinzustellen (die Beurteiler bezeichnen sich gern als empfindlich, mit sich selbst nicht zufrieden und wenig gesellig); 4. eine Tendenz zur Betonung der Emotionalität (man beurteilt sich selbst als lebhafter und stärker gefühlsmässig handelnd, als es nach dem Urteil der Klassengenossen den Anschein hat). Die im ganzen klare Arbeit bringt im wesentlichen auch sonst schon geläufige Erfahrungen und Erwartungen in statistischer Behandlung zur Darstellung.

Dagegen enthält die Untersuchung von Wolff zum gleichen Thema einen wirklich vorwärtstreibenden experimentellen Befund. W. untersucht das Verhältnis von Fremdbeurteilung und unwissentlicher Selbstbeurteilung, die sich in ihren psychologischen Bedingungen also nur durch die grössere Vertrautheit mit dem eigenen Charakter von der Fremdbeurteilung unterscheidet. Das Beurteilungsmaterial war ausserdem unmittelbar physiognomischer Natur; es mussten der Untersuchung solche charakterologischen Äusserungen zugrundegelegt werden, die beurteilt werden konnten, ohne dabei sogleich als die eigenen erkannt zu werden. Als geeignet erwies sich die phonographische Wiedergabe der Stimme, ferner die Abbildung der Hände, der Profilumriss und im beschränkten Masse die Nacherzählung eines Textes durch die zu charakterisierende Person.

Erwartungsgemäss gelingt die Selbsterkennung an den Profilumrissen und den Händen ebenso oft, an den Nacherzählungen sogar weit häufiger als die Fremderkennung. Von allgemeiner Bedeutung ist jedoch, dass sich für sämtliche untersuchten Ausdrucksarten die Tendenz nachweisen liess, die eigene Äusserung auch unwissentlich zu günstig oder zu schlecht, jedenfalls affektiver und ausführlicher zu beurteilen als die fremde. Dagegen verhält sich der Beurteiler seinem eigenen charakterologischen Ausdruck gegenüber genau so, wie er sich sonst im Leben sich selbst gegenüber verhält : ohne seine Stimme etwa als die seinige erkannt zu haben, beurteilt er sie doch so, als ob er sie erkannt hätte. — Die Arbeit zeichnet sich durch die Vorbildlichkeit ihrer methodischen Gesichtspunkte aus.

In einer zweiten kleinen Studie liefert Wolff andeutungsweise einen Beitrag der Bewegungspsychologie zur experimentellen Charakterologie. Die zu charakterisierenden Personen hatten eine bestimmte Handlung auszuführen, einen Ring von einem Stuhl zu nehmen und von einer bestimmten Stelle ihn auf eine Stange zuzuwerfen. Der Bewegungsverlauf wurde im Film festgehalten und darauf einigen Vpn mit der Instruktion vorgeführt, danach die betreffende Person zu charakterisieren. Es liess sich eine gute Übereinstimmung dieser Charakterisierungen durch die verschiedenen Beurteiler feststellen. In der Arbeit selbst finden sich nun einzelne Bewegungsmomente der entscheidenden Handlungsphasen herausgegriffen. So ist etwa die charakteristische Art der Aufnahme der aufgegebenen Handlung von verschiedenen Personen im Filmausschnitt vergleichsweise nebeneinandergestellt. Es wird nun gefragt, ob aus dem bisherigen Bewegungsablauf das nun folgende Verhalten vorausgesehen werden kann. Tatsächlich stimmen auch die Vorhersagen mit dem wirklichen Verlauf in der dritten Handlungsphase, der abschliessenden Ausführung der aufgegebenen Leistung, gut überein. Schliesslich lässt sich W. von seinen Beurteilern angeben, welches Verhalten der beurteilten Personen auf Grund des vorgeführten Bewegungsausdruckes in verschiedenen anderen prägnanten Lebenslagen zu erwarten sei (bei Gefahr, in erotischen und sonstigen Objektbeziehungen). Diese Angaben stimmen ebenfalls gut überein mit dem Charakterbild, das sich im lebendigen Verkehr mit der betreffenden Person ergibt. Abschliessend wird über den Zusammenhang dieser Ergebnisse mit Versuchen bei unwissentlicher Selbstbeurteilung berichtet. — Die Studie stellt ein Programm für zukünftige systematische Arbeit dar.

Dierks untersucht kritisch die Brauchbarkeit bestimmter experimenteller Charaktertests, die auf Grund der Zwei- oder Mehrpersonenmethodik von Henning ausgearbeitet worden sind, um u. a. die Führereigenschaften der Prüflinge einer objektiven psychotechnischen Beurteilung zu unterwerfen. Er kommt auf Grund eingehender psychologischer Analysen der untersuchten Testsituationen sowie der zahlenmässigen Auswertung der Testergebnisse zu dem Schluss, dass die bisher angewandten quantitativen Gesichtspunkte für eine einwandfreie Beurteilung sozialer Charaktereigenschaften noch nicht brauchbar sind. Er stimmt jedoch grundsätzlich der Einsicht Hennings zu, nach der Charaktereigenschaften überhaupt nur aus dem Verhalten eines Individuums anderen gegenüber

beurteilt werden können, und betrachtet daher die Einführung der Mehrpersonenmethodik als einen erheblichen Fortschritt der experimentellen Charakterforschung. Friedrich Winkl (München).

Alverdes, Friedrich, *Die Tierpsychologie in ihren Beziehungen zur Psychologie des Menschen. C. L. Hirschfeld. Leipzig* 1932. *(VIII u.* 120 *S.; RM* 4.—*)*

Der vorliegende Entwurf einer Tierpsychologie und ihrer Beziehungen zur Psychologie des Menschen gründet sich auf die Fiktion der Ganzheitlichkeit der Lebensprozesse. Der Versuch, das methodologisch bisher vollkommen heterogene Gebiet auf den Nenner einer phaenomenologisch orientierten Verhaltenspsychologie zu bringen, erscheint im ganzen geglückt, obgleich wohl der hier vertretene Ganzheitsbegriff nicht allen Einwänden standhalten dürfte.

Bezeichnend für die strenge Durchführung dieser Form der Verhaltensuntersuchungen ist, dass auch in der Bearbeitung der Tiersoziologie nach Ursachen für die beschriebenen Formen der Sozietäten gar nicht gefragt wird. Umwelt und Individuum werden einander nicht gegenübergestellt. Vielmehr werden Tierehe, Tierfamilie und Tiergesellschaften in Konsequenz der vertretenen Anschauung als „überindividuelle Ganzheiten" betrachtet. Sie sind gekennzeichnet durch eine Instinktqualität, die sich auf Lebewesen derselben Art oder fremder Arten (Symbiose) richtet. In solchen Fällen redet man „von echten Verbänden oder Sozietäten im Gegensatz von zufälligen Ansammlungen". Jeder Spezies kommt ein eigenes soziales Bild zu. — Auch die menschliche Sozietät ist, zum mindesten in ihren Grundvoraussetzungen, nach dieser Ansicht nicht kausal ergründbar. So stellt sich z. B. das Eheproblem folgendermassen: „Wir haben uns vorzustellen, dass in jenen weit zurückliegenden Zeiten, als der Mensch psychisch über die Tierwelt hinauswuchs und zum heutigen Menschen wurde, bei ihm Ehe, Familie und Gesellschaft schon gegeben waren; und als der Mensch dann begann, über sich selbst zu reflektieren, da blieb ihm nur noch das eine übrig, diese bereits vorhandenen Institutionen durch rationalistische Überlegungen nachträglich zu sanktionieren."

Gustav Bally (Zürich).

Geschichte.

Mornet, Daniel, *Les Origines intellectuelles de la Révolution française.* 1715-1787. *Armand Colin. Paris* 1933. *(552 p.; frs. fr.* 60.—*)*

L'un des hommes qui connaissent le mieux la littérature française du XVIIIe siècle est à coup sûr M. Daniel Mornet. Il était donc particulièrement préparé à analyser les origines de la Révolution française, envisagées sur le plan intellectuel, et c'est l'objet de ce massif ouvrage, où les causes subjectives du grand phénomène politique et social considéré sont étudiées en douze chapitres extrêmement denses et nourris d'une documentation, dont les 1.576 titres de la bibliographie et les références bloquées aux

pages 481-501 donneront une idée. Notons tout de suite que la documentation de M. Mornet se limite aux sources imprimées, et, sans doute, une enquête dans les archives publiques ou privées touchant le mode de diffusion des idées pré-révolutionnaires eût, pour son sujet, fourni des éléments utiles. Son livre pourra, à cet égard, servir de guide aux travailleurs qui voudront entreprendre des recherches régionales ou plus resserrées dans le temps. Je crois, à ce sujet, que M. Daniel Mornet aurait dû se préoccuper de justifier plus fortement la date initiale de son travail : il l'a fait pour la date terminale, 1787 s'expliquant, selon lui, par le fait que, l'année suivante, c'est l'action, l'action révolutionnaire qui commence. Encore, sur ce point, pourrait-on lui chercher un peu noise, car combien d'exemples lui-même donne-t-il de rebellions, de mouvements révolutionnaires au cours du XVIIIe siècle! Quant à l'année 1715, elle marque bien, avec la disparition de Louis XIV, la fin d'un système qu'il aurait fallu définir ; mais, en réalité dans l'histoire des idées, elle a, sans doute, moins de valeur que l'apparition du *Discours sur la méthode* ou celle des *Provinciales*. Dernière observation préliminaire : la Révolution française n'est pas un phénomène purement français ; elle est cosmopolite, dans ses origines, comme dans ses effets ; elle plonge dans l'ensemble des réalités historiques européennes dont la plus caractéristique en est le despotisme éclairé, et il aurait été bon de le dire, de souligner ce que la pensée pré-révolutionnaire française devait à l'étranger, ce que l'étranger lui-même a emprunté à l'idéologie française. Autre question, dira-t-on, peut-être, mais dont, cependant, il eût fallu, au moins dans l'introduction ou la conclusion, souligner le sens et l'importance.

„Quel a été exactement le rôle de l'intelligence dans la préparation de la Révolution ? Quelles ont été les idées des grands écrivains ; quelles ont été celles des écrivains de second, de troisième ou de quatrième ordre, puisque ceux qui sont pour nous du dixième ordre ont été parfois, pour les contemporains, du premier ? Comment les uns et les autres ont-ils agi sur l'opinion publique générale, sur ceux qui n'étaient pas des gens de lettres, des gens de métier ? Comment, dans quelle mesure la diffusion s'est-elle faite au fur et à mesure que l'on s'enfonce plus profondément des classes très cultivées vers les bourgeois, les petits bourgeois, le peuple ; au fur et à mesure qu'on s'éloigne de Paris vers les provinces les plus lointaines ? En un mot, comment d'innombrables Français ont-ils réfléchi à la nécessité de réformes profondes et à la nature de ces réformes ?“ Telles sont les questions qu'aborde et traite M. D. Mornet.

Les premières affirmations apparaissent jusqu'en 1748. Contre l'idéal étroitement catholique et absolutiste du règne finissant, l'instinct et l'intelligence se dressent, les idées nouvelles, utilisant les malaises de toute espèce qui se manifestent pendant la Régence, se diffusent, et M. Mornet, dès cette période, se préoccupe des deux modes de diffusion qui auront, plus tard, une action de plus en plus vaste et de plus en plus profonde : les journaux et l'enseignement secondaire ; il y faut joindre, plus tard aussi, les groupements tels que les salons, les académies et ces fameuses sociétés de pensée et ces loges maçonniques auxquelles certains historiens médiocrement objectifs ou passionnés ont voulu faire un sort particulier dans l'explication générale de la Révolution. C'est de 1748 à 1770 que l'offensive est générale,

ouverte. La généralisation de la critique est un fait frappant : par les journaux, par l'enseignement, il atteint des couches sociales que les écrivains, tout d'abord, ne pouvaient toucher, et, par quelques exemples concrets, — méthode d'échantillonnage que M. D. Mornet reprend heureusement dans la dernière partie de son ouvrage, — l'auteur nous fait comprendre et comme sentir les effets de la propagande „philosophique".

Cette dernière partie est consacrée à „l'exploitation de la victoire", entre 1771 et 1787. C'est en effet l'époque de la grande diffusion, avec les grandes audaces. C'est ici que se placerait aussi l'influence des idéologies étrangères, non seulement celle de la Révolution américaine, qu'étudie, en effet, M. Mornet, mais celle des Anglais, chez lesquels, Marat, comme vient de le montrer M. Walter, a mis au point certaines de ses idées, celle de ce qu'on peut tout de même appeler l'Italie, où le mouvement janséniste, d'origine française, reflue sur la France. M. Mornet montre, justement, par contre, que c'est dans cette vaste chaudière en ébullition que les futurs chefs révolutionnaires puisent la partie essentielle de leur nourriture intellectuelle et sentimentale. Mais ils ne sont pas seuls à le faire, et par la voie des libellés, des placards, ajoutons des chansons, le peuple, je veux dire les milieux populaires sont eux-mêmes contaminés. La brutalité plébéienne, dont pp. 444 sqq. M. Mornet donne de si nombreux exemples réels, doit réagir non seulement aux souffrances et aux injustices de toute espèce dont le pouvoir est, après tout, responsable, mais aux accusations et aux dénonciations, fondées ou non, que la sensibilité et le manque de critique des classes populaires admettent telles quelles.

Ainsi est tout prêt le mécanisme intellectuel de l'époque de la Révolution elle-même. Il a été forgé par tous ces écrivains, grands et petits, dont M. Mornet s'est efforcé de définir l'action individuelle et collective. Et de fait, le beau livre qu'on doit à M. Mornet, quelle que soit la valeur des observations et des réserves qu'il m'a suggérées, a du moins ce mérite de montrer, comme il le dit dans sa conclusion, comment s'organise la France moderne, c'est-à-dire „un peuple qui ne veut plus se contenter de vivre, mais qui veut apprendre à réfléchir" : ainsi fournit-il une contribution importante à l'histoire de la Révolution française, comme la théorie générale de la Révolution tout court. Georges Bourgin (Paris).

Croce, Benedetto, *Storia d' Europa nel secolo decimonono. G. Laterza e Figli. Bari* 1932. *(368 S. ; L. 25.—)*

Auch in der vorliegenden veränderten 3. Auflage seines Geschichtswerks findet C. den führenden Faden durch die europäischen Ereignisse des vorigen Jahrhunderts in den geistigen Kräften und sieht in der industriellen Revolution und in den technischen Fortschritten nur Tatsachen („fatti"), aber nicht Triebkräfte („fattori") der Geschichte. Als einen einheitlichen, seinem Wesen nach unendlichen Prozess, der auf die Verwirklichung der Freiheit zielt und sich gegen innere und äussere Hemmnisse mit wechselndem Erfolg durchsetzt, betrachtet C. die Geschichte. Diesem philosophischen Standpunkt entsprechend führt er als Einwand gegen eine materialistische Geschichtsauffassung die entmutigende Wirkung einer auf sie fussenden

historischen Darstellung an. Das geringe Gewicht, das C. wirtschaftlichen Tatsachen zuschreibt, lässt ihn die Bedeutung des scheinbar um ungeistige Güter gehenden Ringens der breiten Massen verkennen; die Geschichte kennt nicht nur die Solidarität jener dünnen Schicht, deren Ringen um die Freiheit geistigen Lebens C. in seinem Buch uns aufzeigt.

Oda Olberg (Wien).

Sullivan, Mark, *Our Times. The United States* 1900 — 1925. 4 *Vols Charles Scribner & Sons. New York & London* 1926 — 1932. *(pp.* 610, 668, 586 *&* 629 : $ 3.75, *sh.* 21.— *each)*

An easy way of learning the flow of recent American history, of recapturing the vivid events that pulsed through it, is to dip into Mr. Sullivan's five volumes or albums. They present in brisk and simple language, and in hundreds of illustrations, every phase of the rapidly changing life of America, during the last quarter of a century.

Many were the sources the author went to- newspapers, fashionplates, popular songs, slang, novels and old photographs. If it is said that the result is somewhat disordered and planless, the author may reply that such was the course of American history.

Interpretation, analysis, the evaluation of events only occassionally concern the author, although he wishes, he writes „to appraise the actors of history and their activities according to the way they affected the average man, the way he felt about them, the way in which he was influenced by his leaders, and in which he influenced them". He is happy if he registers the swift changes the years have seen, from the rise of Ford's flivver to the towering skyscrapers of Manhattan, and the reactions of the average man to these mighty events. In true democratic fashion, Mr. Sullivan's hero is the average man, and his epic, his daily life and his ultimate destiny. In so far as he is interpretive, Mr. S. is sensible if not profound. He realises that much of the distinctive characters of American life was due to its peculiar material conditions, and he also glimpses the fact that with the passing away of such economic advantages America possessed, a new situation is developing.

J. Rumney (London).

Osthold, Paul, *Die Schuld der Sozialdemokratie. Verlag für Zeitkritik. Berlin* 1932. *(*264 *S.; RM.* 3.80*)*

Kloeber, Wilhelm von, *Vom Weltkrieg zur nationalen Revolution* 1914/1933. *R. Oldenbourg. München u. Berlin* 1933. *(*142 *S.; RM.* 1.80*)*

Koellreuter, Otto, *Vom Sinn und Wesen der nationalen Revolution. J. C. B. Mohr. Tübingen* 1933. *(*35 *S.; RM.* 1.50*)*

Wolf, Hans J., *Die neue Regierungsform des deutschen Reiches. J. C. B. Mohr. Tübingen* 1933. *(*44 *S.; RM.* 1.50*)*

Medicus, Franz Albrecht, *Programm der Reichsregierung und Ermächtigungsgesetz. Carl Heymanns Verlag. Berlin* 1933. *(*22 *S.; RM.* 0.80*)*

Kaisenberg, Georg, *Gleichschaltung der Länder mit dem Reich. Carl Heymanns Verlag. Berlin* 1933. *(*14 *S.; RM.* 0.60*)*

Schmitt, Carl, *Das Reichsstatthaltergesetz. Carl Heymanns Verlag. Berlin* 1933. *(*24 *S.; RM.* 0.80*)*

Koellreuter, Otto, *Die nationale Revolution und die Reichsreform. Carl Heymanns Verlag. Berlin* 1933. *(*20 *S.; RM.* 0.80*)*

Seel, Hanns, *Erneuerung des Berufsbeamtentums. Carl Heymanns Verlag. Berlin* 1933. *(*36 *S.; RM.* 1.—*)*

Wilhelm, Theodor, *Die Idee des deutschen Berufsbeamtentums. Ein Beitrag zur Staatslehre des deutschen Frühkonstitutionalismus. J. C. B. Mohr. Tübingen* 1933. *(*64 *S.; RM.* 2.80*)*

Lange, Heinrich, *Liberalismus, Nationalsozialismus und bürgerliches Recht. Ein Vortrag. J. C. B. Mohr. Tübingen* 1933. *(*37 *S.: RM.* 1.50*)*

Es entspricht der deutschen Neigung zu systematisieren, wenn in einer sehr grossen Anzahl von Schriften der Sinn der politischen Ereignisse darzustellen unternommen wird. Dabei wird nicht nur der geschichtliche Ablauf der letzten Jahre auf eine Formel gebracht, sondern es werden auch die verschiedensten Kulturbezirke unter dem Gesichtspunkt der neuen Staatsideologie betrachtet. Die hier zusammengestellte, wohl als typisch zu bezeichnende Literatur ist dem historischen und rechtlichen Sektor entnommen. Eine Übersicht über andere Bezirke soll folgen. Im wesentlichen beschränkt sich der Bericht auf eine Inhaltsübersicht; eine kritische Würdigung von soziologischen Gesichtspunkten aus bleibt vorbehalten.

In dem Ende 1932 erschienenen Buch von Osthold findet sich bereits die ganze Geschichtsbetrachtung des heutigen Deutschland entwickelt. Der Staat von Weimar muss sterben, weil er sich zum Werkzeug der internationalen proletarischen Revolution, deren Vorkämpfer die Sozialdemokratie ist, hat machen lassen. Die Sozialdemokratie ist zugleich der Treuhänder der französischen Interessen in Deutschland, die politische Fremdenlegion Frankreichs. Sie begeht Verrat an der Idee der nationalen Freiheit und Wehrhaftigkeit. Aber nicht nur den Staat zersetzt sie. In ihrem Streben, an die Stelle des politischen Machtstaates den sozialen zu setzen, zerstört sie auch die Wirtschaft. Daher die Alternative: entweder die Sozialdemokratie stirbt oder Deutschland.

Kloeber bemerkt im Vorwort, dass er sein Buch auf Anregung des bayerischen Kultusministers Schemm verfasst habe und dass es dem deutschen Lehrer die Unterlagen für den Geschichtsunterricht bieten solle. Diese sehen etwa so aus: Missgünstige Nachbarn haben Deutschland in den Weltkrieg verwickelt. Das deutsche Heer hat sich wundervoll geschlagen. Der mit Unterstützung der feindlichen Mächte geführte Dolchstoss der Marxisten hat das deutsche Volk um den Sieg betrogen. Nach dem Krieg nimmt die Katastrophenpolitik des „Systems" den Arbeitern das Recht auf Arbeit und Auskommen. Der Nationalsozialismus wird das Reich erneuern zu einem von der Nordsee bis zu den Karawanken und der Etsch gespannten Grossdeutschland. Dieses wird getragen sein von der

Idee der Wehrhaftmachung, des persönlichen Mutes und eines unbeirrbaren Wertmasstabes des deutschen Geistes. Um dieses Ziel zu erreichen, muss vor allem die Vormachtstellung der Juden in Deutschland vernichtet werden.

Koellreuter geht von der Einteilung der modernen Staaten in drei Staatstypen aus : der liberalen Demokratie, des nationalen Rechtsstaats und des bolschewistischen Staats als des „Nichtrechtsstaats". Deutschland rechnet er zu den nationalen Rechtsstaaten, die den eigentlichen Staatstypus des 20. Jahrhunderts bilden. Der Wandel Deutschlands von der liberalen Demokratie zum nationalen Rechtsstaat war dadurch bedingt, dass das liberale Staatsrechtssystem zu den eigentlichen Voraussetzungen jeden echten Staatslebens : „Blut und Boden" keine Verbindung mehr hatte. Es ist daher sozusagen sebstverständlich, dass der nationale deutsche Rechtsstaat auf einer völkischen Lebensordnung aufbaut. Die fremdrassigen Elemente müssen ausgeschieden werden. Die Repräsentation des neuen Staates geschieht durch den Führer, der den Volkswillen verkörpert und den Staat deshalb autoritär leiten kann. Die Freiheit im liberalen Sinne verliert ihre Bedeutung. Die Freiheit wird ausschliesslich aus den Lebensinteressen der Gesamtheit zu verstehen sein. So erklärt es sich nach K., dass der nationale Rechtsstaat einen eigenen, nationalen Sozialismus entwickeln kann.

Wesentlich scharfsinniger, wenn auch in manchem noch widerspruchsvoll ist die neue Staatsidee in der Arbeit des Frankfurter Privatdozenten Hans J. Wolf entwickelt. Der Titel der kleinen Schrift spricht zwar nur von der neuen deutschen Regierungsform. Es wird jedoch über eine beschreibende Erläuterung hinaus der ernsthafte Versuch einer Staatslehre des dritten Reichs unternommen. Auch für W. ist, wie für Koellreuter, das neue Deutschland ein legalitärer Rechtsstaat, allerdings einer mit ganz neuen Gehalten. Diese ergeben sich aus der materiellen Rechtsidee des neuen deutschen Staates. Wieder an die Romantik anknüpfend tritt Deutschland in eine neue naturrechtliche Epoche ein. Naturrecht ist das Volksrecht. Volksrecht bricht positives Recht. In einer interessanten Polemik gegen die Annahme der Existenz einer volonté génerale wird das Problem der Herrschaftsform als des die Ordnung durchsetzenden und garantierenden Willens herausgestellt. Dieser Wille gewinnt seinen materiellen Gehalt aus dem Volkstum, das als der eigentliche Kern der Nation Sein und überideologischer, übersozialer Wert zugleich ist. Die Entfaltung dieses obersten Rechtsgesetzes im Volksrecht ist dann die Richtschnur aller anderen staatlichen Normen. Seine verwirklichende Gestaltung erhält indessen all das durch den Führer, der die Gemeinschaft in ihrer Eigenart, ihrem Sein und Wesen so restlos repräsentiert, dass er ihr jederzeit sachgerechten Ausdruck zu verleihen in der Lage ist. In eigenartigem Wechselverhältnis fliesst gerade daraus seine Autorität. Sinngemäss ist demnach der Führer nicht mehr an die in einem Verfassungsgesetz formulierten Staatsgrundsätze gebunden und weder einem geschriebenen Recht noch dem gegenwärtigen Volke, sondern allein dem überindividuellen Volkstum verantwortlich. In dieser Aufgipfelung der völkischen Republik im autoritären Führer zeigt sich nach W. die antiliberale, antirationalistische

Fundierung und Gestaltung der neuen Regierungsform des Reiches.

In den Heften der Schriftenfolge „Das Recht der nationalen Revolution“ werden neben den Texten der Grundgesetze des neuen Reiches kurze Erläuterungen dazu gegeben. Bei dem Mangel an Gesetzesmaterialien kommt diesen von prominenten Sachbearbeitern und Regierungsjuristen verfassten kleinen Kommentaren nahezu die Bedeutung authentischer Gesetzesauslegungen zu.

Medicus erläutert das Ermächtigungsgesetz, das die Grundlage aller radikalen Massnahmen der Regierung bildet. Denn es gibt der Regierung mit geringen Vorbehalten die Möglichkeit, beliebiges neues Verfassungsrecht zu schaffen. — Kaisenbergs Erläuterungen sind im wesentlichen eine Anweisung zur Handhabung des Gleichschaltungsgesetzes. Er enthält sich allgemeiner theoretischer Erörterungen.

Ganz besondere Bedeutung kommt dem von Carl Schmitt geschriebenen Heftchen zu. Auf den wenigen Seiten werden alle durch die Neugestaltung des Reichs aufgeworfenen verfassungsrechtlichen Fragen kurz berührt. Als wesentlichste Gesichtspunkte seien herausgehoben : Das Staathaltergesetz bedeutet eine völlige Neuordnung des Verhältnisses von Reich und Ländern. Es besteht nicht neben der Weimarer Verfassung als eine Ausnahme, sondern als neues Verfassungsgesetz. Schmitt wird also wohl dann nicht der Auffassung von Medicus beitreten, dass alle auf Grund des Ermächtigungsgesetzes beschlossenen Gesetze vom Reichstag mit einfacher Mehrheit wieder aufgehoben werden können. Der Reichskanzler wird zur entscheidenden Staatsgewalt. Die Statthalter sind seine Funktionäre. Die Länder sind jeder Souveränität entkleidet. — Koellreuters Heft in der Schriftenfolge bringt gegenüber der Arbeit von Schmitt keinerlei neue Gedanken. — Seel beschränkt sich in der Hauptsache auf eine zusammenfassende Darstellung des Gesetzes zur Erneuerung des Berufsbeamtentums und der bis Anfang Mai dazu ergangenen Durchführungsbestimmungen. — Wilhelms Schrift ist wiederum prinzipieller Art. Er versucht die Grundsätze herauszuarbeiten, aus denen heraus die Ideologie des Beamtentums neu zu gestalten sei. In einer eingehenden historischen Analyse zeigt er das Verhältnis von Beamtentum und Gesamtheit während des 19. Jahrhunderts. Diese führt ihn unter Zugrundelegung der Thesen, das wesentliche Kennzeichen des Beamten bilde die Verpflichtung an das Ganze, die Beamtenschaft stelle einen Orden dar, dessen Sinn die Verpflichtung sei, zu der Schlussfolgerung, allein der Frühliberalismus habe den Anspruch auf Totalität gekannt und durchgesetzt und deshalb auch den Beamten in den Bereich des Politischen eingliedern können. Hier gelte es wieder anzuknüpfen, um die nationalpolitische Regeneration des Beamtentums zu ermöglichen. Von hier aus sei dann auch die Politisierung des Beamtentums zu bejahen, die den gemeinsamen nationalen Aspekt in den Vordergrund stelle.

Wie sich in den Köpfen nationalsozialistischer Juristen die Übertragung des Gemeinschaftsgedankens auf das Privatrecht darstellt, zeigt in interessanter Weise die Schrift von Lange. Das Gemeinschaftsleben hat nach L. auch im Privatrecht den Vorrang vor den Einzelinteressen. Diese Forderung ist mit Hilfe des Grundsatzes von Treu und Glauben durchzusetzen.

Das verlangt Lockerung der Bindung an den Vertrag. Und schliesslich findet sich der umstürzende Satz : Die Durchführung des Pflicht- und Gemeinschaftsgedankens zerstört die Form des Rechts. Die Folgerichtigkeit liegt wohl eher bei Lange als bei Koellreuter und Wolf.

Hugo Marx (Zürich).

Bachem, Karl, *Vorgeschichte, Geschichte und Politik der deutschen Zentrumspartei. Band IX. J. P. Bachem. Köln* 1932. *(XXXII u.* 567 *S. ; RM.* 20.—*)*

Diese Geschichte der deutschen Zentrumspartei ist das Werk eines Zentrumsmannes, der, gestützt auf persönliche Erfahrungen und Bekanntschaften, eine riesige Stoffmenge zusammengetragen hat, deren historiographische Bewältigung ihm freilich nicht immer gelungen ist. Der neunte und letzte Band der ein volles Jahrhundert (1815 — 1914) umspannenden Darstellung bringt lediglich Ergänzungen, Nachträge und Berichtigungen zu den früher erschienenen Bänden und führt teilweise schon in die Kriegs- und Nachkriegszeit hinein. Paul Bender (Göttingen).

De Sanctis, G., *Problemi di storia antica. G. Laterza e Figli. Bari* 1932. *(*250 *S. ; L.* 16.—*)*
Lavagnini, B., *Saggio sulla storiografia greca. Ebenda. Bari* 1933. *(*100 *S. ; L.* 10.—*)*
Levi, M. A., *Ottaviano capoparte. La nuova Italia.* 2 *Bde. Florenz* 1933. *(*246 *u.* 277 *S. ; L.* 30.—*)*

De Sanctis Buch besteht aus einer Reihe zum Teil schon in Fachzeitschriften veröffentlichter Aufsätze. Die Komposition dieser Sammlung ist sehr streng durchgeführt : Sie beginnt mit zwei methodischen Auseinandersetzungen, in denen der Verf. den Begriff der griechischen bezw. der Altertumsgeschichte klärt. Dann folgen acht im Hinblick auf Methode und Arbeitsweise mustergültige Untersuchungen, wo des Verf. grosse philologische Schulung sowie seine persönliche Denkart klar zu Tage treten. De S. ist in Belochs römischer Schule während der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts herangewachsen ; so versteht es sich von selbst, dass man manche Züge von Beloch beim Schüler wiederfindet. Wenn freilich Beloch seine historischen Urteile am Begriff des modernen Nationalstaats orientierte, so versucht de S. diesen Masstab zu vereinigen mit der Idee der sich in der Geschichte durchsetzenden Freiheit. Sein Buch bemüht sich, das Ringen der beiden Prinzipien bis zum Ausgang der Antike anschaulich darzustellen.

Lavagninis hübsches Büchlein beansprucht nicht, eine wirkliche Geschichte der griechischen Historiographie zu sein, begnügt sich vielmehr damit, eine Reihe von Charakterköpfen zu zeichnen : Hekataios, Herodot, Thukydides. Merkwürdigerweise hält L. noch an der Verklärung des Thukydides durch Eduard Meyer fest. So gelingt es ihm nicht, die Entwickelung der griechischen Geschichtsschreibung zu begreifen : seiner Ansicht nach handelt es sich bei ihr nach Th. mit Ausnahme des Polybios

um eine Verfallsperiode. Alles in allem aber ist ist die lebhaft geschriebene Arbeit eine nützliche Lektüre.

Im Sinne Eduard Meyers hat auch Levi seine Aufgabe angefasst. Seine Darstellung der historisch-politischen Krisis Roms nach Caesars Tod bis zur Schlacht bei Actium fusst auf der These M. s vom Principat, um deren Vertiefung sich der Verf. verdient macht. In breiter gelehrter Erzählung zeigt L., wie Octavian es verstanden hat, die römische Tradition sich dienstbar zu machen. Aller religiös-politischen Überlieferung zum Trotz hat dagegen Antonius eine dem hellenistischen Muster nachgeahmte Monarchie aufzubauen versucht, indem er mit dem letzten Nachkommen des autonomen legitimen hellenistischen Königshauses Bündnis und Ehe schloss. Er ist aber mit dieser Politik elend gescheitert, genau so wie sein Vorläufer Caesar den Dolchen der Verschworenen erlegen war.

Piero Treves (Mailand).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Ravenstein, W. van, *Het Socialisme aan den Vooravond van den Wereldoorlog. (Der Sozialismus am Vorabend des Weltkrieges). 1. Teil. P. N. van Kampen & Zoon N. V. Amsterdam* 1933. *(437 S.; hfl.* 8.50*)*

Kleijn, L. J., *Engelsch, Fransch, Duitsch Socialisme tot heden. (Der englische, französische und deutsche Sozialismus bis zur Gegenwart.) N. V. de Arbeiderspers. Amsterdam* 1933. *(*275 *S.; hfl.* 2.90*)*

Roland, Holst Henriette, *Kapitaal en Arbeid in Nederland. (Kapital und Arbeit in den Niederlanden). 2 Bände. W. L. & J. Brusse's Uitgeversmaatschappij. Rotterdam* 1932. *(*239 *u.* 323 *S.; hfl.* 5.50*)*

Lorwin, Lewis L., *The American Federation of Labor. The Brookings Institution. Washington D. C.* 1933. *(XIX u.* 573 *S.)*

Lorwin, Lewis L., *L'Internationalisme et la classe ouvrière (Labor and Internationalism). Éditions de la Nouvelle Revue Française, Librairie Gallimard. Paris* 1933. *(*455 *S.; Frs. fr.* 30.—*)*

Die Arbeit Ravensteins soll eine Fortsetzung des grossen Werkes Prof. Quacks „Die Sozialisten; Menschen und Systeme" bilden, das vor dem Krieg in 6 Bänden in holländischer Sprache erschienen ist. Im Unterschied zu Q. befasst R. sich in diesem ersten Teil mit der sozialistischen Theorie der Vorkriegsperiode. Obwohl er selbst an seine Arbeit nicht den Masstab reiner Wissenschaftlichkeit anlegt, enttäuscht das Buch doch durch Mangel an Methode und systematischer Behandlung der Probleme. Ausführliche Zitate aus Arbeiten von Croce, Lukacs, Weber, Korsch, Rosa Luxemburg, Bauer u. a. sind kein ausreichendes Mittel, um die Probleme des Vorkriegssozialismus zu erhellen; nicht eine Kompilation, sondern eine konzentrierte und kritische Behandlung der theoretischen Differenzen hätte Wert gehabt. Im letzten Kapitel behandelt der Verf. die Frage „Warum gibt es in Amerika keinen Sozialismus?" Aber auch hier bleiben die Hauptprobleme hinter einer Überfülle von Zitaten verborgen.

Kleijn gibt eine populäre, gediegene Übersicht über die in England,

Frankreich und Deutschland in den sozialistischen Bewegungen vorhandenen Auffassungen und Tendenzen. Durch Heranziehung interessanten Tatsachenmaterials unterstreicht er auf klare Weise die nationalen Besonderheiten in den verschiedenen Strömungen. Leider kommt die Behandlung der brennenden Probleme des heutigen Sozialismus in K.s Darstellung zu kurz.

Dem ersten Teil der Arbeit von Henriette Roland Holst, die erstmalig schon vor 30 Jahren erschien, ist nun ein zweiter gefolgt, so dass jetzt eine vollständige Geschichte der sozialen und wirtschaftlichen Kämpfe der holländischen Arbeiterklasse vom 18. Jahrhundert bis 1932 vorliegt. Im Unterschied zum 1. Teil wird die Politik der holländischen Arbeiterbewegung in den letzten Dezennien kritisch behandelt.

Nach Frau R. H. reicht die marxistische Methode für die Untersuchung geschichtlicher Phänomene nicht aus; vielmehr müsse „der Totalität der Lebensfaktoren als dynamischem Ganzen" mehr Rechnung getragen werden. An dem reformistischen Charakter der Bewegung in Holland wird starke Kritik geübt, die freilich angesichts des Mangels eines prinzipiellen Standpunkts nicht überzeugend wirkt. Die Meinungen der Verf. bleiben schwankend. Vor allem die ausführliche Schlussbetrachtung über den kulturellen Aufstieg der Arbeiterklasse, dem die Tendenz zur Überbrückung der Klassengegensätze innewohne, widerspricht ihrer eigenen Kritik am Reformismus der Arbeiterführer.

Lorwin berichtet in der ihm eigenen klaren und objektiven Weise über Geschichte und Organisation des amerikanischen Gewerkschaftsbundes. Gezeigt wird, wie die Federation seit ihrer Gründung 1864 im Widerspruch zu manchen programmatischen Forderungen im wesentlichen immer bestrebt war, eine wirtschaftsfriedliche Politik zu führen und nur zu kämpfen, wenn es ihr von den Unternehmern aufgedrungen wurde. Bis heute ist die A. F. L. eine Bewegung der Elite, der qualifizierten Arbeiter, geblieben. Daher ist wohl die Mitgliederzahl zum Unterschied von der europäischen Gewerkschaftsbewegung relativ gering geblieben; beträgt doch die Gesamtzahl der beitragzahlenden Mitglieder nicht viel mehr als 2 Millionen! Die Organisationsform ist erstarrt. Der Kampf für Demokratie und Menschenrechte, die die Grundpfeiler der amerikanischen Arbeiterphilosophie bleiben, bedeutet keineswegs, dass die demokratischen Grundsätze in der eigenen Organisation durchgeführt werden: ein kräftigerer Diktator als der ehemalige Vorsitzende Samuel Gompers wäre in der Arbeiterbewegung kaum denkbar. — Der Wesensunterschied der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung von der europäischen beruht nach L. besonders auf ihrem nicht-sozialistischen Charakter, ihrer Verneinung der Klassenkampftheorie, ihrer Indifferenz gegenüber der Idee einer historischen Mission der organisierten Arbeit, ihrer nüchternen Geschäftspolitik und ihrer beschränkten wirtschaftlichen und politischen Macht. Diese Unterschiede werden auf fünf Hauptfaktoren zurückgeführt: 1. den dynamischen Charakter der amerikanischen Industrie, 2. die Vielartigkeit der amerikanischen Lohnarbeiter, 3. die eigenartige Art und Weise, in der sich das nationale Bewusstsein in den Vereinigten Staaten entwickelt hat, 4. die Tendenz der geschulten Arbeiter, eine monopolistische Stellung zu behalten,

5. die Haltung gegenüber den ungelernten und halbgelernten Arbeitern, welche nie einen wesentlichen Einfluss auszuüben vermochten. Besonders wichtig sind die Darlegungen L.s über die Zukunftsaufgaben der amerikanischen Arbeiterbewegung. Die Weltwirtschaft entwickelt sich in der Richtung auf regionale und nationale Autarkie, die den wirtschaftlichen Nationalismus fördern wird ; dieser aber ist mit Kämpfen zwischen einzelnen Gruppen und oppositionellen Parteien unvereinbar. „Die unabhängige Gewerkschaft, deren Basis freiwillige Zusammenarbeit und Zielsetzung sind, wird damit gezwungen, einer neuen Form Platz zu machen, in der die Einordnung in das wirtschaftliche und administrative System des Landes und die Ausbildung öffentlich anerkannter Funktionen geleistet werden sollen, welche die Stellung der Arbeiter in der Gesamtwirtschaft regeln." Für die Durchführung der neuen Aufgabe sei jedoch eine völlige Umgestaltung der A. F. L., sowohl was ihr Programm als ihre innere Organisation betrifft, notwendig.

In der an zweiter Stelle genannten Arbeit Lorwins, welche bereits vor einiger Zeit in deutscher Sprache erschienen ist, werden sämtliche Richtungen der internationalen Arbeiterbewegung sowohl politischen als gewerkschaftlichen Charakters (bis 1931) ausführlich besprochen, so dass hier von einer kleinen Encyklopädie der Tendenzen der international organisierten Arbeiterbewegung gesprochen werden darf. Zum Teil ist diese Schrift bereits ein historisches Dokument geworden ; die in völliger Objektivität gegebenen Darstellungen gewinnen vielleicht dadurch einen noch grösseren Wert. Andries Sternheim (Genf).

Hutt, Allen, *The Condition of the Working Class in Britain. Martin Lawrence. London* 1933. *(XVII and* 272 *p. ;* 2 *s.* 6 *d.,* 6 *s. cloth)*

This book, written from the communist point of view, is an important and well-written work, and it contains an impressive array of facts on the present situation of the working-classes in Great Britain. Mr. Hutt has taken as his model Engels' famous book on a similar subject, written in 1845, and Mr. Harry Pollitt, in an introduction, recalls a sentence written by Engels : „Should English manufacture be thus vanquished, the majority of the proletariat must become for ever superfluous, and has no other choice than to starve or rebel."

Mr. H. examines the situation in some of the depressed areas and also in London and in the country districts, and he has chapters on the position of women and juveniles and of the black-coated workers. He shows us a dreadful picture of the housing conditions and the consequences of long-continued unemployment, of the effects on the health and welfare of the adult population and of the children. He has carried his investigations into a more or less untrodden field, namely, the annual reports of the medical officers of health. And the resulting picture is by no means a pleasant one. According to Mr. H. his book „has framed the indictment of a whole social order". The only remedy, he says, is a transformation of the economic and social system and in his concluding chapter he sets out to show that the Labour Party will never bring this about and that the communists are

the only leaders of the fight for socialism. It is, however, unnecessary to insist on this controversial side of the book for whatever our opinions may be, this volume is emphatically one which should be read by all students of social problems. D. Christie Tait (Genève).

Marx, Karl *und* **Friedrich Engels,** *Die Lage der arbeitenden Klasse in England und andere Schriften von August* 1844 *bis Juni* 1846. *Marx-Engels-Gesamtausgabe, I. Abteilung, Band* 4. *Marx-Engels-Verlag. Berlin* 1932. *(XX u.* 558 *S.; RM.* 16.50*)*

Die klassische Schrift von Friedrich Engels „Die Lage der arbeitenden Klasse in England" erscheint in diesem Band zusammen mit einer Reihe von Aufsätzen, die von Engels ungefähr zur selben Zeit geschrieben wurden und teilweise als Vorarbeiten für seine grössere Arbeit dienten. Der besondere Wert ihrer Veröffentlichung liegt darin, dass sie einen sehr wichtigen Beitrag liefern für das Verständnis der geistigen Entwicklung Engels' in dieser Periode. Besonders der kurz vor der Herausgabe seines grossen Buches geschriebene erste von zwei Aufsätzen zur Lage Englands : „Das achtzehnte Jahrhundert" zeugt von dem Kampf zwischen idealistischer und materialistischer Weltanschauung, der schliesslich zum Sieg der letzteren führt. Der zweite Aufsatz : „Die englische Konstitution" ist ein wichtiger Beitrag zur Erklärung der Umgestaltung der Verfassung durch die Kräfteverschiebung in dem Unterbau der Gesellschaft. Auf geistreiche Weise stellt Engels dar, wie die ganze Theorie des Gleichgewichts der Gewalten in der konstitutionellen Monarchie nur der Ausdruck für die „Angst der Menschen (lies : herrschende Klasse) vor sich selbst" ist und wie sie übrigens völlig undurchführbar ist.

Aus dem weiteren Inhalt sind die „Briefe über den Sozialismus und Kommunismus auf dem Kontinent", „Zwei Reden über Kommunismus" und „Briefe über Deutschland" besonders interessant.

Der Band ist wieder durch Adoratsky eingeleitet, mit Namen- und Sachregister versehen und stellt wie die vorhergehenden Bände eine bedeutende herausgeberische Leistung dar. Andries Sternheim (Genf).

Nomad, Max, *Rebels and Renegades. Macmillan. New York* 1932. *(VII u.* 430 *S.; $* 3.—*)*

Der Autor, der seit dem Krieg als Emigrant in den Vereinigten Staaten lebt, versucht in seinem neuen Buch ein Bild der sozialistischen Bewegung der Gegenwart zu zeichnen. In der Form politischer Biographien[1]) gibt er ein Bild von den Strömungen und inneren Konflikten, welche die revolutionären Bewegungen während der letzten Zeiten zerrissen haben. Seine

---

[1]) Das Buch gibt ein politisches Porträt von folgenden Persönlichkeiten : I. Enrico Malatesta-oder die Romantik der Anarchie. II. Aristide Briand-Vorkämpfer des Generalstreiks. III. Philipp Scheidemann-oder von Marx zu Hindenburg. IV. J. Ramsey McDonald-letzter Schutzwall eines Weltreichs. V. Leo Trotzky-oder Grösse und Elend der Macht. VI. Benito Mussolini-Abenteuer des Caesarismus. VII. William Z. Foster-Apostel im Lande der Ungläubigen.

Grundkonzeption knüpft an die bereits 1905 von dem Russen A. Wolski in seinen Büchern „Der Bankerott des Sozialismus des 19. Jahrhunderts" und „Der geistige Arbeiter" entwickelten Gedanken an, die den Sozialismus wesentlich als eine soziale und politische Bewegung der Intelligenzler als einer selbständigen gesellschaftlichen Klasse begreifen. Auf dieser Grundlage baut der Verf. seine Darstellung auf. „Zwei Seelen wohnen, so schreibt er, in der Brust des rebellierenden Intellektuellen und des Arbeiterautodidakten. Wie der Arbeiter befindet er sich zunächst auf der unteren Stufe der sozialen Leiter... Seite an Seite mit dem Arbeiter kämpft er gegen das Privileg und entwickelt so all die heroischen Eigenschaften, die dieser Kampf erzeugt. Doch seine Interessen sind nicht mit denen seiner niedrigeren Verbündeten identisch. Er hat seine Bildung, sein unsichtbares Kapital, das im Fortschritt des Kampfes ihm und seiner sozialen Gruppe einen Aufstieg innerhalb des bestehenden Systems oder in der „Übergangsepoche" gestattet, während der Arbeiter seine eigene Befreiung erst unter dem „reinen Sozialismus" erwarten soll, den allerdings erst seine Enkel erleben werden. Zugleich mit der Flamme der Revolte brennt ein weniger geheiligtes Feuer im Herzen des Führers- die Gier nach Macht und ihren materiellen Vorteilen. Allmählich beginnen seine persönlichen Klasseninteressen in ihm über die der arbeitenden Massen zu siegen, und sein Verstand, immer bereit, seine Wünsche zu rationalisieren, findet stets überzeugende Argumente, seine Handlungen zu rechtfertigen. Sobald sie Anerkennung, Einfluss oder Macht erzwungen haben, werden die Apostel von gestern Apostaten, die Berater des Volkes wandeln sich in seine Verräter und die Rebellen zu Renegaten."

Geschichtlich gesehen, hat dieser Kampf der Intellektuellen seit dem Aufstieg des industriellen Kapitalismus neue und sich stets verändernde Formen angenommen, als welche der Verf. die verschiedenen Spielarten des Sozialismus ebenso wie den Marxismus ansieht. Die „reformistische" Politik wird durch die Entstehung eines intellektuellen Proletariats auf der ganzen Welt durchkreuzt. Das Ziel, dem diese unbeschäftigten oder unterbezahlten geistigen Arbeiter in allen Ländern in der gegenwärtigen Epoche zustreben, ist die Aufrichtung eines gut organisierten staatskapitalistischen, von einer allmächtigen Bureaukratie geführten Systems. Die politischen Biographien, die Nomad hier veröffentlicht, dienen dazu, diese Thesen zu illustrieren.

Die umfangreichen Kenntnisse des Verfassers und seine grossen persönlichen Erfahrungen vermitteln dem Leser eine solche Fülle gut dokumentierter Einzelheiten, dass man das Buch mit grossem Nutzen liest, auch wenn man seiner Grundthese ablehnend gegenübersteht.

Julian Gumperz (Paris).

Rosselli, Nello, *Carlo Pisacane nel Risorgimento italiano. Bocca. Torino* 1932. *(XII u. 467 S.; L. 20.—)*

Pisacane hatte an den in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts immer wieder unternommenen Versuchen zur gewaltsamen Befreiung Italiens tätigen Anteil. Er kämpfte zusammen mit Garibaldi und Mazzini und

musste nach dem Misslingen seiner Unternehmungen unstet in Europa umherziehen. 1857 ist er nach einem abenteuerreichen Leben gestorben. P. hat eingehende historische Studien getrieben, und sein Werk ist dadurch besonders interessant, dass es die erste italienische Zusammenfassung der Methode des geschichtlichen Materialismus darstellt. Allerdings handelt es sich bei diesen Versuchen keineswegs um sozialistische Fragestellungen. Das Interesse P.s galt vielmehr den sozialen Fragen im allgemeinen. Trotzdem führten diese Studien zu einem Bruch zwischen P. und Mazzini; denn dieser war grundsätzlich antisozialistisch eingestellt und befürchtete, dass die Auseinandersetzung mit sozialen Fragen zu einer Schwächung des Kampfes um die nationale Einheit führen könne.

Rosselli, der sich 1927 mit einem Buch über Mazzini und Bakunin einen Namen gemacht hat, gibt in seinem neuen Werk eine zuverlässige und fesselnde Darstellung des Lebens Pisacanes, den er als leuchtendes Beispiel für Treue und Hingabe an seine Ideale feiert.

Paolo Treves (Mailand).

Internationales Jahrbuch der Sozialpolitik 1932. *Internationales Arbeitsamt. Genf* 1933. *(XII u.* 476 *S.; Schw. fr.* 12.50*)*

Dieses Jahrbuch gehört zu den wichtigsten Erscheinungen auf sozialpolitischem Gebiet. Es gibt wohl keine andere Instanz, die besser imstande wäre, alle Fragen der Sozialpolitik so klar und vollständig zu behandeln; das wichtigste Material wird für alle Länder übersichtlich vorgelegt. Zugleich zeigt das Werk die Vielgestaltigkeit der Bemühungen des Internationalen Arbeitsamtes. Ein Sachregister könnte den Wert der Zusammenstellung noch steigern. Andries Sternheim (Genf).

Sozialrechtliches Jahrbuch. Herausgegeben im Auftrage des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften Köln. Band IV. Deutsches Druck- u. Verlagshaus G. m. b. H. Mannheim 1933. *(VIII u.* 237 *S.; RM.* 12.50, *geb. RM.* 15.—*)*

Der vierte Jahrgang des Jahrbuchs bekennt im Vorwort, dass „mit dem Siege der nationalsozialistischen Revolution eine sozialrechtliche Umschichtung eingesetzt hat, die in ihren Ausmassen und ihrer Tragweite an 1789 und an die Bauernbefreiung erinnert". Brauer, der Redakteur des Jahrbuchs, meint, dass nunmehr die „Ablösung der Klassengesellschaft durch eine nach Leistungsgemeinschaften gegliederte Volksordnung" der Verwirklichung entgegengehe. Die meisten Beiträge halten sich im Rahmen dieser Gedankengänge. Lediglich die Arbeit von Herschel über den Begriff der Koalition will als sozial- und rechtsgeschichtliche gewertet werden.

Besonders aufschlussreich sind die Untersuchungen von Felten über die Stellung der Laienrichter bei den Arbeitsgerichtsbehörden und die sozialrechtliche Bedeutung des Arbeitsgerichtswesens, von Riss über Wirtschaft und Mensch in der Siedlung und von Wagenbach über Stand und Erfahrungen bei der Nebenerwerbssiedlung, die sämtliche ein grosses,

auf eingehenden Fragebogen aufgebautes Material verwerten, ferner die aus praktischen Erfahrungen gespeisten Sammelreferate über den gegenwärtigen Stand der industriellen Wohlfahrtspflege, wobei Jahn die allgemeinen Bemerkungen und den Abschnitt über soziale Betriebsarbeit beisteuert, während Hötte die Fabrikpflege und Grundies Fragen der Zechenfürsorge behandeln. Die statistisch gut belegte Abhandlung von Schaidnagl über das Schicksal der Ausgesteuerten lässt dagegen den Wunsch offen, das umfassende Problem des Arbeitslosenschicksals nach der sozialen und psychologischen Seite vertieft zu sehen. Auch die in ihrer Erstmaligkeit gewiss verdienstvolle Studie von Hunck über Bildungsarbeit an Erwerbslosen hätte durch stärkere Vertretung kultureller Postulate gewinnen können. Aus dem übrigen Inhalt sind noch zu nennen : die kritischen Glossen zur Industriepädagogik von Raskop und die Abhandlung von Marr über Grenzen und Möglichkeiten sozialer Betriebspolitik.

Rudolf A. Métall (Genf).

Richardson, J. H., *Les relations industrielles en Grande-Bretagne. Bureau International du Travail. Genève* 1933. *(320 S. ; Schw. frs. 4.—)*
Cassirer, Reinhold, *Die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit in England. Die Mond-Turner-Konferenz* 1928-1930. *Weiss'sche Universitätsbuchhandlung. Heidelberg* 1933. *(148 S. ; RM. 6.60)*

Die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit, nach der englischen Terminologie „the industrial relations", werden für Grossbritannien von Richardson klar dargelegt. Es gibt wohl kein grossindustrielles Land, wo die Methoden der Arbeiterbewegung infolge ihrer theoretischen Unvoreingenommenheit sich so oft und manchmal plötzlich ablösen wie hier. R. versucht in seiner Schrift, die als erste einer Reihe über die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern vom Internationalen Arbeitsamt herausgegeben wird, besonders auf die „friedlichen" Tendenzen hinzudeuten. Zu diesem Zweck behandelt er nach einer kurzen Darstellung der sozialen Struktur Grossbritanniens und der historischen Entwicklung der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen ausführlich das Unterhandlungsverfahren zwischen beiden Parteien, die Bedeutung der Betriebsräte, die Werkfürsorge und die Zusammenarbeit in den nationalen Wirtschaftsräten. Auf die Frage, ob die „friedliche" Methode der Zusammenarbeit aufrecht erhalten werden könne, gibt er keine positive Antwort ; er meint jedoch, dass bei beiden Gruppen die Tendenz vorherrsche, Konflikte zu vermeiden. Von der Zusammenarbeit des britischen Gewerkschaftsbundes mit den zwei repräsentativen Organisationen der Arbeitgeber, welche nach den langwierigen Unterhandlungen mit Sir Alfred Mond (später Lord Melchett) zustande gekommen ist, verspricht er sich relativ viel.

Die Schrift Cassirers, die den Beratungen der Mond-Turner-Konferenz gewidmet ist, sieht in dieser Form der Zusammenarbeit einen Ausdruck des Gleichgewichtszustandes, durch den nach dem Generalstreik von 1926 eine für Arbeiter wie für Unternehmer mehr auf gemeinsamer Überlegung beruhende Politik herbeigeführt wurde. Wahrscheinlich habe auch die Ernüchterung der englischen Gewerkschaftler bei dem Versuch einer Zusam-

menarbeit mit den russischen Gewerkschaften schliesslich zu einer mehr positiven Wirtschaftspolitik geführt. C. schildert den Verlauf der Unterhandlungen mit der Mond-Gruppe, die zum ersten Mal zu einer offiziellen Anerkennung des britischen Gewerkschaftsbundes als Unterhandlungspartners geführt habe. Diese Anerkennung bedeutet nach C. einen Prestigegewinn. Dennoch zeigten die Beratungen um die Reorganisierung der Wirtschaft einen Misserfolg, da keine wesentlichen Resultate erzielt worden seien. Andries Sternheim (Genf).

Spezielle Soziologie.

Labarthe, Emile, *La liberté créatrice. Marcel Rivière. Paris* 1932. *(456 S.; frs. fr. 30.—)*

Dieses Buch ist eine temperamentvoll geschriebene Apologie des wirtschaftlichen und politischen Liberalismus als der Grundlage der westlichen Zivilisation. L. weist es weit von sich, die individuelle Freiheit dogmatisch als ein „principe absolu“ zu fassen. Schon in den einleitenden „Considérations générales“ bemüht er sich darum, die Freiheitsrechte des einzelnen einzuschränken gegenüber den Ansprüchen der Autorität, die zur Wahrung des gesellschaftlichen Gleichgewichts und der Stabilität nötig sei. So spricht er von einer „liberté ordonnée“, die sich in kluger Mässigung der Moral und dem Gesetz unterwirft und fern von Übertreibungen die Mitte zwischen Anarchie und Despotie hält.

Der erste grosse Abschnitt des Buches handelt — immer unter Bezugnahme auf Frankreich — von der Entstehung und Entwicklung des politischen Freiheitsgedankens und von seiner Verwirklichung in der parlamentarischen Demokratie, die für L. wesentlich die „organisation méthodique d'une raison publique“ ist. Rousseau, dem Theoretiker des Konvents und der Jakobiner, dem Kronzeugen aller zum Staatsdespotismus führenden Ideen, wird Montesquieu als geistiger Vater des politischen Liberalismus gegenübergestellt. Die wahre Doktrin, die seit Montesquieu dem französischen Denken einverleibt ist, sei jener Opportunismus, der sich stets bewusst bleibe, „que la vertu politique se tient dans le juste milieu.“ In den grossen Patrioten Frankreichs, deren Repräsentanten für L. nicht Robespierre und Napoleon, sondern Danton, Gambetta und Clemenceau sind, sei immer dieselbe bürgerlich-republikanische, zivilisatorisch — liberale Tradition wirksam gewesen. Zur dauernden Grundlage des öffentlichen Lebens wurde diese Tradition erst in der dritten Republik, deren Entstehung ein besonderes Kapitel gewidmet ist. Schliesslich folgt eine Darstellung des konstitutionellen Lebens im heutigen Frankreich. L. macht selbst auf Mängel des Parlamentarismus aufmerksam, verteidigt ihn aber doch, weil seine Kritiker nichts Besseres an die Stelle des bisherigen Zustandes zu setzen wüssten.

Wie in der politischen Sphäre die parlamentarische Demokratie, so sind in der wirtschaftlichen Privateigentum und Konkurrenz nach L. die Garanten von Freiheit und Fortschritt. L. will freilich auch die Konkurrenz nur insoweit gelten lassen, als sie Mass und Ziel kennt und sich im Rahmen

der „honnêteté et modération" bewegt. An der Unbedingtheit, mit der er alle etatistischen und sozialistischen Bestrebungen ablehnt, ändert diese Einschränkung jedoch nichts. Dass der Staat ein schlechter Unternehmer ist, dass jede Industrie, die als Staatsmonopol betrieben wird, dem wirtschaftlichen Marasmus verfallen muss, gilt ihm als Erfahrungstatsache. Beispiele für die verheerenden Wirkungen einer sozialistischen Wirtschaftspolitik nimmt er aus Deutschland und Oesterreich, zeigt aber dabei ungenügende Informiertheit. Im Bolschewismus sieht L. die Drohung Asiens gegen Frankreich, das die Zivilisation repräsentiert. Ähnlich beurteilt er auch den Marxismus.

Das ganze Buch zeichnet sich mehr durch lebhaftes Kolorit als durch gründliches Wissen aus. Aber es bringt in recht bezeichnender Weise die Besorgnisse der liberalen Welt über die neuere ökonomische und politische Entwicklung zum Ausdruck. Kurt Mandelbaum (Wien).

Strachey, John, *The Coming Struggle for Power. Covici Friede, New York* 1933 *and Victor Gollancz, London* 1932. *(*400 *pp.; $* 3.— *; sh.* 9.—*)*

This is by far the best book that has come out of England on the crisis in human history which exercises all contemporary thought. The powers whose struggle forms the theme of Mr. Strachey's book, and of current history, are, under all disguises and fictitious issues, two : Capitalist interests and Labour. One of the merits of Strachey's treatment is that he brings out the unity of all the issues at stake. Not only are the purposely delusive distinctions between political, economical, and social issues set aside, but science, literature, religion are shown as integral aspects of the contending powers. His method is historical. He traces the present world-situation from its origins, and his book might be called : „The rise and fall of capitalism and its culture." With the intricate economic and political factors he deals with a clarity which comes of a thorough grasp of what he is talking about. He shows the early rise of capitalism in the feverish struggle for markets, its capture of state politics for that purpose, the building of the financial superstructure, the crisis of the latter, the attempts to recapture markets, the peripacies of imperialism, the use of the mask of democracy, the inevitable throwing off of that mask and the gradual falling back on Fascism.

It is interesting, because it is unique, to follow those phenomena realistically from the English point of view, and in their application to England. English imperialism, like capitalism in general, is at present living on its own fat. It has a large supply of it, both materially and intellectually. But the course of social evolution is inevitable, and Strachey shows that the issue of the coming struggle for power is as much beyond doubt for England as for other countries. Robert Briffault (Paris).

Bloomfield, Paul, *Imaginary Worlds or the Evolution of Utopia. Hamish Hamilton. London* 1932. *(pp.* 283 ; 7 *sh.* 6 *d.)*

In this pleasantly written book on fourteen representative Utopias ranging from the loss of Eden to the conquest of Venus, and from eras before Christ to eras after Ford, the author seeks to answer two questions. What methods are proposed for bringing Utopia into being ? What will be the quality of life therein ?

Most Utopists shelve the first question by fixing the abode of their Imaginary World on an island, or by leaving its creation to Time and Dreams. The answer to the second question is coloured by the temperaments of the Utopists who may be to use B.'s terminology, Perfectibilists, Regressiveists or Status-quo-ites. In any case, the kind and quality of life envisaged is repugnant to the author, and he concludes that all these Utopias tell us, is of places we should not care to live in, of imaginary worlds that had best remain imaginary.

It is true that static, strictly regulated Utopias, suitable more for bees or ants than human beings, do give this impression. It is also true „that personal clashes, jealousies, unaccountable whims, gratuitous unkindnesses and tragic accidents, will attend the life of the community till man ceases to be human". (Although in this connection, the social context in which these operate must not be underestimated.) But the fact that no one has successfully envisaged the kind of life that is desirable or a new social order, is not an argument against Utopias. The author himself destroys his case when he expresses his hope in a society which should be free from concerted oppression. What matters such a society if the Kingdom of God and Utopia is within oneself ? From the author's point of view the slave can be really free. The author's dislike of material progress and his belief that it has gone farther than is desirable were seemingly influential in shaping his views.

The real importance of Utopias is not in what they tell us of the future, but what they tell us of the past. Utopias are records of the social evils extant, when they were written. Moreover they have significance in changing the present if not in revealing the future.

J. Rumney (London).

Niederer, Werner, *Der Ständestaat des Faschismus. Der italienische Berufsverein und seine rechtliche Struktur. Duncker und Humblot. München und Leipzig* 1932. *(VIII u.* 790 *S.; RM.* 7.50, *geb. RM.* 9.—*)*

Wirtschafts-und Sozialpolitik in der berufsständischen Ordnung. Bericht über die erste Soziale Woche des Volksvereins für das katholische Deutschland. Herausg. v. Joseph van der Velden. J. P. Bachem G. m. b. H. Köln 1933. *(XII u.* 200 *S.; RM.* 3.40*)*

Niederer schickt eine wichtige methodologische Erklärung voraus. Es fehle noch an einer der Lebenssinngebung des Faschismus entsprechenden Rechtssystematik, seine adäquate Erfassung sei mit der vorhandenen

Systematik nur unvollkommen möglich. — Der erste Teil enthält eine Darstellung der Staatsstruktur des Faschismus. Der Realverband der Nation, der generationsdynamische soziale Organismus sei das Grundelement des faschistischen Staats. — Die Nation sei in eine Mehrzahl von Realverbänden gegliedert, und diese bildeten eine Hierarchie, die ebenso wie die der Partei und der allgemeinen Staatsverwaltung im Führer gipfle, der die Staatsräson integriere. — Ein zweiter Teil stellt die berufsständische Hierarchie und ihre Eingliederung in den faschistischen Staat dar. Besonders bemerkenswert ist die Tatsache, dass die gesetzliche Normierung einen Aufbau der Verbände von unten nach oben vorsieht, dass jedoch die tatsächliche Gestaltung offenbar eine umgekehrte Ordnung aufweist. — Der letzte Teil ist der rechtlichen Struktur des faschistischen Berufsvereins gewidmet.

N. liefert einen trefflichen Beitrag zur Kenntnis des italienischen Staatswesens. Darüber hinaus bleibt der Erkenntniswert des Buches zweifelhaft. Vor allem ist das thema probandum, dass Italien ein korporativer Ständestaat sei, dass man also dort eine neue gesellschaftliche Ordnung geschaffen habe, nicht bewiesen. Da das Recht nur Mittel zur Aufrechterhaltung einer Ordnung ist, so besagt der Nachweis selbst völlig neuer Rechtsformen noch nichts für die Änderung der bisherigen Ordnung. Tatsächlich ist heute eine korporative Wirtschaft nicht vorhanden, wofür hier im einzelnen auf die bedeutsame Arbeit von Lachmann in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Bd. 94 Heft 2 verwiesen wird. Es ist der Mangel des wertvollen juristischen Tatsachenberichts N.s, dass er bestimmte politische Formeln ohne zureichende Kritik übernommen hat.

Für die Beurteilung der Frage, ob der faschistische Staat eine ständische Ordnung darstelle, gibt es wohl wenig Instruktiveres als die von v. d. Velden herausgegebenen Vorträge katholischer Schriftsteller. Sie versuchen von den verschiedensten Gesichtspunkten gesellschaftlicher Betrachtung aus das Idealbild einer berufsständischen Ordnung aufzureissen. Dabei zeigt sich als gemeinsame, von der Encyclica quadragesimo anno beeinflusste Überzeugung, dass die berufsständische Ordnung auf Leistungsgemeinschaften aufzubauen habe, die in eigener Verwaltung und eigenem Recht ihre gemeinsamen Angelegenheiten betreuen. Besonders interessant ist in dieser Richtung die Arbeit von Strohe (Köln), der mit Hilfe graphischer Darstellungen ein Bild davon zu geben versucht, wie sich katholische Kreise die Struktur der berufsständischen Ordnung vorstellen. Einheitlichkeit besteht bei allen Mitarbeitern, dass berufsständische Ordnung eine wirklich neue soziale Verfassung bedeute, in der die Privatinitiative trotz betonter Aufrechterhaltung, ja Vermehrung des Privateigentums durch die „Sachsouveränität und das Fachwissen der Stufengemeinschaften", d. h. also durch Verbandsinitiative ersetzt ist. Der autoritäre Universalismus des Faschismus, wie er von Niederer geschildert wird, wird als Gegensatz einer solchen Ordnung empfunden. — Man ist indessen von einem deutlichen Bild noch weit entfernt. Begriffliche Klärungen etwa über den Berufsstand fehlen, und der entscheidenden Frage, ob berufsständische Ordnung Planwirtschaft verlange, weicht man entweder aus oder sucht sie mit

Kompromissformeln zu beantworten. Das Ganze bleibt freilich aufschlussreich dafür, dass in katholischen Kreisen die Auffassung an Boden gewinnt, die Wirtschaft bewege sich in der Richtung auf einen Kollektivismus, und für ihr Streben, „eine Plattform zu finden, von der aus der Angriff auf die Persönlichkeitswerte und Rechte des Einzelindividuums abgewehrt werden kann" (Hackelsberger). Hugo Marx (Zürich).

Taussig, F. W., and C. S. Joslyn, *American Business Leaders. A Study in social Origins and social Stratification. Macmillan. New York* 1932. *(XIV u.* 319 *S.;* $ 3.75*)*

Die Verf. versuchen, die soziale Herkunft amerikanischer Wirtschaftsführer festzustellen und den proportionalen Beitrag zu bestimmen, den die verschiedenen sozialen Klassen für diese Schicht liefern. Sie gingen von der Voraussetzung aus, dass eine Konkurrenzfreiheit ökonomisch in den von der untersuchten Schicht okkupierten Stellungen nicht besteht und dass den Söhnen manueller Arbeiter im Vergleich mit denen von „business men" und von Männern aus den freien Berufen schwer überschreitbare Schranken des Aufstiegs gesetzt sind. Sind die Ursachen dieses Phänomens im sozialen Milieu zu suchen oder in Unterschieden der natürlichen Begabung und Fähigkeit bei den verschiedenen Klassen ?

Um diese Fragen zu beantworten, wurde über 15.000 amerikanischen „business leaders" Fragebogen zugeschickt, von denen mehr als die Hälfte (ca. 8800) ausgefüllt wurden.

Die Resultate sind kurz zusammengefasst folgende : die gegenwärtige Generation amerikanischer Wirtschaftsführer setzt sich zu fast 60 % aus Söhnen von „business men" zusammen, während die von Farmern und manuellen Arbeitern nur einen kleinen Prozentsatz ausmachen ; dabei tendiert der Anteil von Farmersöhnen abzunehmen. Je jünger die Gruppen, umso höher ist der Prozentsatz der Familien von „business men", ein Beweis dafür, dass die Tendenz, die zukünftigen „business leader" aus der gegenwärtigen Generation derselben Kategorie zu rekrutieren, stark im Wachsen begriffen ist. Die Klasse der manuellen Arbeiter ist unter den „business leaders" im Verhältnis zu ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung nur in der Proportion von 1 : 15 repräsentiert. Es ergibt sich, dass eine Bevölkerungsgruppe, die nur 10 % der Gesamtbevölkerung umfasst, 70 % ihrer „business leaders" stellt, ein Ergebnis, das auch durch Untersuchungen bei den freien Berufen bestätigt wird. Die Handarbeiter dagegen, die ungefähr die Hälfte der erwerbstätigen Bevölkerung ausmachen, stellen nur ungefähr 10 % der „Führer".

Diese Tatsachen zu erklären, stehen sich zwei verschiedene Anschauungen gegenüber. Die eine behauptet, alle gesellschaftlichen Klassen setzten sich aus dem gleichen menschlichen Material zusammen, die gehobenen Klassen tragen nur deswegen soviel mehr zu den Führerschichten der Nation bei, weil es sich um privilegierte Schichten handelt. Nach der anderen Anschauung sind die vererbten Eigenschaften entscheidend ; die gehobenen Klassen brächten einen höheren Prozentsatz an biologisch überlegenen Individuen hervor.

Trifft die erste Anschauung zu, so argumentieren die Verf., so müssten sich folgende Resultate in den statistischen Daten abzeichnen : 1. Die Proportion von Arbeitersöhnen muss unter den „business leaders" grösser sein als unter den Führern in den freien Berufen, da zum Aufstieg in der geschäftlichen Welt nicht ein langes Studium und kostspielige Examina notwendig sind. 2. Eine Mehrheit der Beantworter des Fragebogens müsste bei dem geschäftlichen Aufstieg durch Freunde und Verwandte unterstützt worden sein. 3. Je erfolgreicher eine Gruppe der Beantworter, desto höher der Prozentsatz der von Freunden oder Verwandten Unterstützten. 4. Angehörige der Arbeiterklasse müssten, um eine gegebene Position zu erreichen, eine durchschnittlich viel grössere Zeit benötigt haben als Angehörige der privilegierten Klassen.

Die Verfasser zeigen in methodologisch sehr interessanten Erörterungen, dass ihre Fragebogen nicht diejenigen Antworten aufweisen, die unter der Annahme der ersten Hypothese erwartet werden müssten. Definitive Schlüsse und Entscheidungen über die von den Verf. gestellten Fragen können jedoch erst nach weiteren umfangreichen Untersuchungen ähnlicher Art gezogen werden. Julian Gumperz (Paris).

Jeschke, Paul, *Das Handwerk an Deutschlands Scheideweg*, 1. *Band* : *Handwerk, Volk und Staat. Widerstandsverlag. Berlin* 1932. *(*206 *S.* ; *RM* 4.—*)*

Treise, Bruno, *Der Niedergang des Buchbinder-Handwerks als Produktionsgewerbe* 1875-1925. *Selbstverlag* 1932. *(*103 *S.* ; *RM.* 2.—*)*

Dreyfuss, Carl, *Beruf und Ideologie des Angestellten. Duncker und Humblot. München & Leipzig* 1933. *(*277 *S.* ; *RM.* 9.—, *geb. RM* 11.50*)*

Küstermeier, Rudolf, *Die Mittelschichten und ihr politischer Weg. Alfred Protte. Potsdam* 1933. *(*91 *S.* ; *RM.* 2.20*)*

Heimann, Eduard, *Sozialismus und Mittelstand. In* : *Neue Blätter für den Sozialismus,* 7. *Heft,* 3. *Jahr,* 1932, *Alfred Protte. Potsdam.*

Die kommende Angestelltengeneration ; eine sozialstatistische Untersuchung des Gewerkschaftsbundes der Angestellten über Herkunft, Arbeitsverhältnisse und Berufsausbildung der Lehrlinge in Angestelltenberufen. Sieben-Stäbe-Verlag. Berlin 1933. *(*143 *S.* ; *RM.* 2.—*)*

Berufsstandsgedanke und Berufsstandspolitik des Handwerks. Im Auftrage des Deutschen Handwerks-und Gewerbekammertages Hannover herausgegeben von dessen Generalsekretär. Als Manuskript gedruckt 1932. *(*139 *S.)*

Es ist kein Zufall, dass gerade in den letzten Jahren eine sehr reichhaltige Literatur zum Thema „Mittelstand" erschienen ist, nachdem längere Zeit hindurch weder die Wirtschafts-, noch die Gesellschaftswissenschaft in ihm ein besonderes Problem erblickt hatten. Und ebensowenig kann es ein Zufall sein, dass diese Literatur gerade in Deutschland erschienen ist : das Vorhandensein dieses neuerwachten Interesses für den Mittelstand ist selbst ein integrierender Bestandteil des Problemes. Es deutet darauf hin, dass die gesellschaftlichen Wandlungen hier schärfer als anderswo

betont sind. Und damit erhält das Problem jetzt schon eine einschränkende Bestimmung; es handelt sich nun nicht mehr darum, lediglich Veränderungen der gesellschaftlichen Tatsachen zu erkennen und zu erklären, sondern um eine wirkliche Lösung zu geben, muss auch aufgezeigt werden, welche Faktoren diese Veränderungen innerhalb der deutschen Gesellschaft beschleunigt oder innerhalb anderer Gesellschaften verlangsamt und aufgehalten haben. Ohne vorgreifen zu wollen, sei hier schon gesagt, dass die Erklärung für diese das Problem zugleich einschränkende und komplizierende Tatsache zum grössten Teil in historischen Gegebenheiten zu suchen ist (vgl. z. B. E. Grünberg, Der Mittelstand in der kapitalistischen Gesellschaft, S. 190ff.).

Heimann stellt das Problem folgendermassen: „Die ungeheuerliche Verworrenheit der augenblicklichen Lage besteht darin, dass alle sozialistischen Vorhersagen über den ökonomischen Gang der kapitalistischen Entwicklung, über die Konzentration des Kapitals und der Proletarität, über Rationalisierung und Krise sich mit äusserster Wucht bewahrheiteten und dass doch die dazugehörigen politischen Folgerungen ausbleiben. Getreu nach dem Marxschen Schema empfindet das ganze Volk sich als Opfer der kapitalistischen Rationalisierung; aber die antikapitalistische Front ist auseinander gebrochen." Damit stellt H. die Schicksalsfrage des Sozialismus: sämtliche ökonomischen Vorbedingungen für den Sozialismus scheinen erfüllt, insbesondere in Deutschland, aber anstatt der Stärkung des Proletariats ist eine solche des totgeglaubten Mittelstandes eingetreten. Seine Reihen wurden von der grossen Menge der Angestellten und Beamten aufgefüllt, die ihr Wachstum innerhalb der letzten drei Jahrzehnte der ungeheueren Kapitalkonzentration und Akkumulation, der Rationalisierung und Differenzierung verdanken, also gerade jenen Erscheinungen, die zum Sozialismus hätten führen sollen. Und dieser so gestärkte Mittelstand kämpft gegen das Proletariat und zugunsten des Kapitals, obgleich unter dem Druck der kapitalistischen Entwicklung seine wirtschaftliche Situation immer elender wird. H., dem vor allem an der politischen Fragestellung liegt, versucht eine Erklärung für die antiproletarische Haltung des wirtschaftlich verelendeten Mittelstandes zu finden, indem er zunächst einmal den Angestellten und Beamten — auch in proletarischer Lebenslage-seiner objektiv-ökonomischen Determinierung nach nicht als Proletarier, sondern als dem selbständigen Mittelständler gleichgestellt auffasst. Für den alten Mittelstand, d. h. die ökonomisch (durch Selbständigkeit) definierte Mittelklasse der kapitalistischen Wirtschaft — Handwerker, Gewerbetreibende, Kleinkaufleute — lehnt H. die These von ihrer notwendigen Vernichtung durch die Entwicklung des kapitalistischen Systemes ab und glaubt an die Möglichkeit ihrer Weiterexistenz. H. erblickt im Eigentum des Handwerkers „vorkapitalistisches Eigentum", das als solches nicht den immanenten Gesetzmässigkeiten der kapitalistischen Wirtschaft untertan sei und sich daher ohne weiteres in eine krisenlose Planwirtschaft einbauen liesse.

H. stellt sich auf den Boden der handwerklichen Interessenvertretung. Und hierher folgt ihm R. Küstermeier, der ihm politisch wie theoretisch nahesteht. K. gibt zunächst eine äusserst scharfe Analyse der Differenzie-

rungen innerhalb der Mittelschichten selbst und der notwendig fortschreitenden Proletarisierung jeder einzelnen Gruppe, ohne allerdings die volle Bedeutung seiner eigenen Ergebnisse zu erfassen. Denn so wie H. versucht er mit sehr unzureichendem Material die Konsolidierung und Weiterexistenz des Kleingewerbes zu beweisen. Dabei mischt er plötzlich den sogenannten bäuerlichen Mittelstand in die Untersuchung, ohne auf die grundlegenden Unterschiede aufmerksam zu machen, und beweist an den deutschen Verhältnissen die Überlegenheit des Klein- und Mittelbauernbetriebes über den Grossbetrieb. Er vergisst allerdings, dass der deutsche Grossbetrieb feudaler Überrest ist und dass das deutsche Bauerntum bisher noch gar keine „agrar-kapitalistische" Konkurrenz kennt.

Interessant ist es, den Ansichten von H. und K. die Schrift B. Treises gegenüberzustellen. Sie zeigt mit sehr reichem Material und scharfer Analyse die zwingende Gesetzmässigkeit der Verdrängung des Kleingewerbes. Dabei ist T. — um ein heute ebenso beliebtes wie irreführendes Schlagwort zu gebrauchen — durchaus „mittelstandsfreundlich" eingestellt und sucht nach einem Ausweg für das Handwerk und speziell für den von ihm behandelten Zweig. Er glaubt ihn sogar in bestimmten Voraussetzungen, die er abschliessend in die Form von Forderungen kleidet, gefunden zu haben. Aber dadurch lässt er sich nicht in der Gewissenhaftigkeit seiner Untersuchung beirren und gibt ihr damit, als Materialbeitrag zur Mittelstandsfrage, einen hohen wissenschaftlichen Wert.

Die Lage des neuen arbeitnehmenden Mittelstandes erkennt Küstermeier besser. Aber auch hier kommt er zu keinen wirklichen Schlussfolgerungen aus den richtig gesehenen Tatsachen, da ihm die grossen Zusammenhänge zwischen den Schicksalen der beiden mittelständischen Hauptgruppen untereinander und mit der Gesamt-Gesellschaft nicht klar werden. Daher führt auch seine Analyse des Nationalsozialismus nicht über Schlagworte hinaus, deren Unrichtigkeit die Entwicklung seit dem Erscheinen des Buches bewiesen hat. Denn wenn auch der Nationalsozialismus sich in seinen Anfängen zumindest wesentlich auf die Mittelschichten gestützt hat, so ist er auch — wie jedes Phänomen des Mittelstandes — nur aus der Gesamtkonzeption, aus der Analyse der allgemeinen Gesetzmässigkeiten zu verstehen. Und gerade diese Analyse bleibt auch K. uns schuldig.

Von einer ganz anderen Seite her versucht C. Dreyfuss das Problem zu erfassen. Ihn interessiert nur der neue Mittelstand und von diesem wieder hauptsächlich der kaufmännische Angestellte. Er geht von der These aus, dass der Angestellten- Mittelstand ökonomisch faktisch proletarisiert ist und daher dem Proletariat angehört. Es zeigt sich aber, dass das Bewusstsein dieser Schicht keineswegs das des Proletariats, sondern diesem gerade entgegengesetzt ist. Und von dieser tragfesten theoretischen Basis geht D. daran, zu untersuchen, welche Elemente das Bewusstsein des Mittelstandes bilden und beeinflussen. D.'s Buch ist reich an Material und überraschenden Einzelergebnissen. Er zeigt eine sehr grosse Menge der verschiedenartigsten „ideologischen Beeinflussungen" auf, gebraucht allerdings das Wort „Ideologie" — oft ohne es zu merken — in sehr verschiedenem Sinne und kommt so trotz der ausserordentlichen Arbeitsleistung, der scharfen Analyse, zu keiner einheitlichen Lösung. Immerhin leistet

er aber auf diesem Gebiete Pionierarbeit, und wenn er auch das klassische Pionierschicksal teilt, selbst auf dem aufgefundenen Wege nicht sehr weit gekommen zu sein, so vermindert das kaum den Wert seiner Leistung.

Einer ganz anderen Kategorie von Arbeiten gehören einige Schriften an, die hier noch kurz erwähnt werden sollen. Es handelt sich dabei weniger um theoretische Arbeiten als um Kampfschriften aus den Kreisen der mittelständischen Interessenvertretung. Eine der wichtigsten in der letzten Zeit ist das im Auftrage des Handwerks- und Gewerbekammertages herausgegebene Programm : „Berufsstandsgedanke und Berufsstandspolitik". Die Schrift kämpft für den Gedanken des handwerklichen Berufsstandes, und dies muss ausdrücklich gesagt werden ; denn so allgemein heute das Schlagwort „Berufsstand" ist, so verschieden ist seine Bedeutung je nach der sozialen Gruppe, die es gebraucht. Trotz aller gegenteiligen Versicherungen ist der handwerkliche Berufsstand einfach das alte Zunftideal. Die Wiederherstellung dieser Zustände wird vom Staate verlangt und zwar mit der doppelten Begründung, dass einmal das Handwerk das Rückgrat und der wichtigste Bestandteil der deutschen Wirtschaft sei, zum andernmal, dass das Handwerk schwach sei, im Begriffe, der Konkurrenz zu erliegen, und daher dringenden Anspruch auf Schutz und Hilfe habe. Das beigebrachte Material zeichnet sich durch die gleiche Verworrenheit, den gleichen Reichtum an Widersprüchen aus wie die zu stützenden Argumente selbst. Als interessant anzumerken ist, dass auch dieses Programm keine Definition des Handwerks enthält.

Ohne eine offizielle Schrift der handwerklichen Interessenvertretung zu sein, gehört auch P. Jeschkes Buch hierher. Es vertritt die gleichen Behauptungen und Forderungen wie „Berufsstandsgedanke". Da es aber eine private Arbeit ist, konnte sein Autor die Argumentation politisch unterbauen. Er führt in seine Beweisführung den „Frontgeist", Antisemitismus, seine Abneigung gegen wesensfremde Demokratie und ähnliches ein. Interessant sind diese beiden Schriften als dokumentarischer Beitrag zur Psychologie einer direktionslos gewordenen Schicht, die sich vergeblich und verzweifelt gegen die unaufhaltsame Vernichtung wehrt.

Einen völlig anderen Charakter trägt die jüngste Veröffentlichung des GDA : „Die kommende Angestelltengeneration". Auch dies eine Interessenvertretung : bewusst eine Propaganda- und Kampfschrift. Der GDA vertieft mit ihr die Ergebnisse seiner letzten grossen Enquête, indem er die Lage und das Schicksal des kaufmännischen Lehrlings einer besonderen Untersuchung unterzieht. Das überaus reichhaltige Material ist sorgfältig ausgedeutet, zu jeder Frage nach den verschiedensten Gesichtspunkten geordnet. Es wird ein ausführliches und aufschlussreiches Bild der Lage des kaufmännischen Lehrlings in Deutschland entworfen und damit auch tendenzielle Gesetzmässigkeiten in der Entwicklung des Angestelltenschicksals, nämlich die immer weitergehende Proletarisierung des Angestellten aufgezeigt. Neben dem wissenschaftlichen Wert dieser Arbeit bekommt sie noch ein besonderes Interesse durch den Vergleich mit den Interessenschriften des alten Mittelstandes. Machen diese einen so hilflosen und verworrenen Eindruck, fehlt ihnen sogar der Materialwert, weil sie für Ideale und Ziele kämpfen, die es nicht mehr gibt, so erhält die Veröffentli-

chung des GDA ihren Charakter von der scharfen und realen Zieleinstellung des Arbeitnehmerinteresses, das keine Unklarheiten und Verschwommenheiten brauchen kann und das sich immer stärker durch die ideologische Verhüllung abzeichnet. Emil Grünberg (Genf).

Grünberg, Emil, *Der Mittelstand in der kapitalistischen Gesellschaft. Eine ökonomische und soziologische Untersuchung. C. L. Hirschfeld. Leipzig* 1932. *(213 S.; RM. 8.—)*

Das genaue Studium des vierbändigen Berichtes des Enquêteausschusses über das deutsche Handwerk erlaubt dem Verf. eine tiefgehende Analyse der gegenwärtigen Lage der Handwerker in der deutschen Wirtschaft. Das Handwerk unterliegt der allgemeinen Gesetzmässigkeit der kapitalistischen Wirtschaft : einerseits Konzentration der Unternehmen, andererseits fortschreitende Proletarisierung. So sind denn auch unter dem Druck der kapitalistischen Entwicklung eine Reihe von Handwerksberufen verschwunden. In anderen Berufen fristen die Handwerker ein mühevolles Dasein. Eine Analyse des Berichtes erlaubt die Feststellung, dass 9/10 der Handwerkselbständigen ein Jahreseinkommen bis zu 3000 M. haben, davon bleibt mindestens die Hälfte mit ihrem jährlichen Einkommen unter 1.500 RM. „Die Handwerkswirtschaft zeigt keine Existenzfähigkeit“.

Der Analyse des Handwerkswesens in den ersten drei Kapiteln folgt im vierten Kapitel eine Untersuchung über den Mittelstand. Aus dem Studium der Mittelstandstheoretiker ergibt sich, dass es keinen einheitlichen Begriff des Mittelstandes gibt. Man muss zwischen dem alten, d. h. kleingewerblichen selbständigen Mittelstand und dem neuen, d. h. den Beamten, Angestellten und freien Berufen unterscheiden. G. sucht nun zu beweisen, dass der alte und der neue Mittelstand zwei verschiedenen Klassen angehören: „den antagonistischen Klassen der kapitalistischen Gesellschaft“. Was diese beiden Schichten in gewissem Masse zusammenhält, ist die negative Einstellung gegen die fortschreitende Proletarisierung einerseits und die „ideologische Abschliessung gegenüber dem Proletariat“ andererseits. Gemeinsam ist ihnen auch das „Rückwärts-Gerichtete ihrer Hoffnungen“, die Angst, dass der wirtschaftliche Fortschritt ihre bürgerliche Existenz vernichten werde. Dennoch scheint es, dass die kleinbürgerliche Ideologie den Kampf gegen das Wirtschaftssystem selbst verbietet. Dadurch leiht der Mittelstand der bestehenden Wirtschaftsordnung das „Gewicht seiner Massen“. Aus dieser widerspruchsvollen Situation erklärt sich die Einstellung des Mittelstandes gegenüber dem Staat, von dem Hilfe unter Berufung auf irrationale und unwirtschaftliche „Standesinteressen“ gefordert wird.

Wenn das Buch auch eine gewisse Uneinheitlichkeit des Aufbaues aufweist, was manche Wiederholungen zur Folge hat, so enthält es doch neben reichhaltigem Material eine Fülle von Gedanken über Fragen, deren eingehendes Studium gegenwärtig von besonderer Aktualität erscheint.

Hermine Rabinowitch (Genf).

Regler, Cornelius C., *Era of the Muckrakers. The University of North Carolina Press. Chapel Hill* 1932. *(XI u.* 252 *S.* ; $ 2.50*)*

1906 erinnerte Theodore Roosevelt in einer Rede an das Bild aus „Pilgrim's Progress" von dem Manne mit der „Muckrake" (Schmutzharke), dem man eine himmlische Krone für seine Harke anbot, der aber nicht aufblickte, um die Krone zu betrachten, sondern fortfuhr, den Schmutz und den Abfall auf dem Boden zusammenzukehren. Seit dieser Rede bezeichnet der Terminus „Muckraker" die Vertreter jener geistigen Strömung, die um die Jahrhundertwende in Büchern und populären Magazinen die Korruption der Regierungen, die Ausbeutung der Arbeiter in den Kohlengruben von Westvirginia und Pennsylvania, die Machenschaften der grossen Trusts aufdeckten.

Die vorliegende Studie versucht die Bewegung aus den Bildungselementen der gegebenen sozialen und politischen Situation zu verstehen. So wird in einem ersten Kapitel gezeigt, wie sich eine habgierige Plutokratie des ganzen Landes bemächtigt hatte. Dann stellt der Verf. die Umstände dar, die dem „Magazine" seinen Siegeszug erlaubten und es zu dem geeigneten Organ für die „Muckraker" machten. Während in den neunziger Jahren die Farmer im Westen und die Arbeiter im Osten die Hauptträger des Kampfs gegen Korruption und öffentliche Misstände waren, ging im folgenden Jahrzehnt die Führung des Kampfes auf die städtischen Mittelschichten über, die sich von der Trustbewegung bedroht fühlten. In dieser sozialen Atmosphäre entstanden die geistigen Strömungen, welche den Angriff der „Muckraker" vorbereiten halfen. Nachdem so der Rahmen dargestellt ist, in dem sich die Bewegung vollzog, wird diese selbst in ihren verschiedenen Phasen, in ihrem Kampf gegen die Korruption städtischer Verwaltung, in ihren Angriffen auf die Bundesregierung, in ihren Gefechten mit den grossen Trusts, den New Yorker Grossbanken und Versicherungsgesellschaften, in ihrem Feldzug für die Freiheit des Arbeiters, der Presse und gegen die Nahrungsmittelfälschungen geschildert.

Eine ausführliche Bibliographie schliesst das lesenswerte Buch ab.

Julian Gumperz (Paris).

Samkalden, H., *Publieke Meening, Pers en Staat, Een Bijdrage tot de Sociologie van het Dagbladwezen (Öffentliche Meinung, Presse und Staat, Ein Beitrag zur Soziologie der Tagespresse). J. Ginsberg. Leiden* 1932. *(XVI u.* 218 *S.* ; *hfl.* 3.60*)*

Zunächst wird die soziale Bedeutung der öffentlichen Meinung geprüft; dabei finden die neuesten Theorien über Kollektivpsychologie ausführliche Behandlung. Im zweiten Teil beschäftigt sich S. mit dem Wesen der Tagespresse und zeigt an einer Reihe von Beispielen den engen Zusammenhang zwischen Annonce-und Redaktionsabteilung, sowie die Abhängigkeit der Presse von bestimmten Industriegruppen. Zu vereinfachend scheint uns die Deutung zu sein, dass die Aufklärung der Presse über politische Angelegenheiten bloss von den Wunschvorstellungen der Leser abhänge. Trotz der ausführlichen Wiedergabe von Einzelheiten ist das

Problem der bewussten Verwendung der Presse zur Beeinflussung der Masse zu wenig beleuchtet. — Ein dritter Teil bringt eine Übersicht der Beziehungen zwischen Presse und Staat.

Andries Sternheim (Genf).

Grosse, Franz, *Die Bildungsinteressen des grosstädtischen Proletariats. Neuer Breslauer Verlag. Breslau* 1932. *(*223 *S.; RM.* 7.50*)*

G. hat das statistische Material der Volkshochschulen Leipzig und Dresden aus den Jahren 1925 bis 1929 fleissig und umsichtig verarbeitet. Die Ergebnisse, wie sie etwa in der Gegenüberstellung der Interessen von Mann und Frau, von Arbeiter- und Angestelltenschaft oder von jugendlichem und älterem Arbeiter gegeben sind, haben ihren grossen Wert, wenn man sich bewusst wird, dass sich besonders die geistige Lage in beiden sächsischen Grossstädten von 1925-29 in diesen Ergebnissen spiegelt, dass diese aber nicht ohne weiteres auf andere Landschaften, auf eine soziologisch anders zusammengesetzte Arbeiterschaft und noch weniger auf andere Zeitabschnitte übertragen werden dürften. Heute würden die Ergebnisse an manchen entscheidenden Stellen anders aussehen. Ausserdem stammt das Ergebnis in seiner Formulierung und Deutung bei näherem Zusehen oft mehr aus der praktischen Erfahrung, die G. augenscheinlich in hohem Masse besitzt, als aus den statistischen Zahlen selbst. Das Buch darf nicht den Anschein erwecken, als ob aus der Volkshochschulstatistik allein eine zuverlässige Antwort auf die gestellte Frage zu gewinnen sei. Dazu sind die Zahlen relativ zu klein und die Fehlerquellen, die in besonderen örtlichen Verhältnissen, der Persönlichkeit des Lehrers, der Formulierung des Themas oder auch in der gewählten Tagesstunde gegeben sein können, viel zu zahlreich.

Walter Amon (Dresden).

Rickard, T. A., *Man and Metals. A history of mining in relation to the development of civilisation.* 2 *vols. McGraw-Hill. London* 1932. *(*1068 *p.; sh.* 50.—*)*

Despite its 1068 pages this book is sketchy. Perhaps it is intended to be. Mr. Rickard is a consulting engineer to the United States Bureau of Mines, and has, he informs us, been inspired to write the present work by H. G. Well's „Outline of History". He appears to have aimed at a bird's eye view of the relation of metals and mining to civilisation rather than at a fundamental discussion of any of the many questions which the theme raises. But even after making every allowance, one is taken back at finding no mention of the Hallstatt culture, of the Iberian and South of France bronze industry, of the relation of Scandinavian and Danish prehistoric industry to the Mediterranean Bronze Age, of Kretan commerce, of Moorish mining and steel production in Spain, and of Syrian metallurgy.

Mr. Rickard and his assistants have ransacked files and indexes industriously, but not intelligently. The erudition is superficial and haphazard. The whole of the archaeological portion is, to say the least, poorly treated. The author has lifted more than he can carry. His primary inspiration

appears to be the glorification of American technology. However inspiring the theme, it does not seem, in Mr. Rickard's case, to have been conducive to a philosophical grasp of history and historical perspective. Nor is the author's knowledge of economics and sociology sufficiently profound to compensate for the flimsiness of his historical equipment.

The tragedy of man's conquest of the metals is that they have, during the greater part of history, been used chiefly for purposes of destruction. When they have been put to constructive uses, they have given rise to almost as much oppression as when they were used as weapons. The baneful influence of the useful metals has only been surpassed by that of the useless ones. Gold has brought more misery than steel. This is obviously not due to the metals, but to the purposes for which they have been used and the powers which have controlled them. But all this is not hinted at in Mr. Rickard's philosophy of the relation of metals to civilisation.

Robert Briffault (Paris).

Ökonomie.

Festgabe für Werner Sombart zur 70. *Wiederkehr seines Geburtstages. Dargebracht von Bechtel, E. v. Beckerath, H. v. Beckerath, Berkenkopf u. a. herausgegeben von Arthur Spiethoff. Duncker und Humblot. München u. Leipzig* 1933. *(*397 *S.; RM.* 14.50*)*

Die erste Gruppe der Beiträge knüpft an die Sombartsche Frage nach der Versöhnungsmöglichkeit theoretischer und historischer Betrachtungsweise an. Ohne den Unterschied dieser Betrachtungsweisen ausschliesslich auf „Einstellungen" und „Vorlieben" zu reduzieren, spricht Erich Rothacker in seinem die Festgabe eröffnenden Aufsatz über „Theorie und Geschichte" von zwei Denkgewohnheiten, die sich grundsätzlich niemals zu widerstreiten brauchen : während der Theoretiker immer im Bereich des ideellen und möglichen Seins denkt und auf Gesetzlichkeiten abzielt, die logisch in sich ruhen, wenn sie auch auf Wirkliches beziehbar sind, ist für den historisch Denkenden die Wirklichkeit das allein wissenswürdige Objekt der Forschung. In grundsätzlichen Ausführungen vertritt Spiethoff den Gedanken der allgemeinen Volkswirtschaftslehre als einer geschichtlichen Theorie, die sich der „reinen" Theorie als eines Hilfsmittels bedient, zum eigentlichen Ziel aber die Ausbildung einer „anschaulichen" Theorie der Wirklichkeit hat. Sie sei geschichtliche Wissenschaft, insofern ihre Gültigkeit abhänge von der Gültigkeit des ihr zugrundegelegten „Wirtschaftsstiles", theoretische Wissenschaft, weil ihre Sätze für die Geltungszeit und den Geltungsbereich dieses „Stiles" allgemeingültig sind. Ähnlich Zwiedineck-Südenhorst, dessen Aufsatz die Notwendigkeit betont, theoretische Begriffe mit Beachtung historischer Gesichtspunkte zu bilden. Dieser Leitgedanke der Festschrift wird in einer Reihe von Abhandlungen von verschiedenen Teilproblemen der Wirtschaftstheorie her aufgenommen. W. F. Bruck führt ihn in seiner Untersuchung über „Die wandelnde Rolle von Unternehmerbild und —funktion in verschiedenen Epochen der Wirtschaftsgeschichte" durch, H. Bechtel stützt ihn durch die Herausar-

beitung finanzgeschichtlicher Stilepochen; auch C. Brinkmanns Aufsatz über „Aussenhandelstheorie und Handelsgeschichte" ist als Beitrag zu diesem Thema geschrieben: das Verhältnis von reiner und empirischer Theorie soll an einer Stelle überprüft werden, an der der Konflikt zwischen Wirtschaftstheorie und -wirklichkeit besonders akut erscheint. Hinweise auf bisher wenig beachtete Sonderprobleme enthält die Arbeit des Historikers F. Heichelheim über die vormittelalterlichen Wirtschaftsepochen.

Eine zweite Gruppe von Abhandlungen befasst sich mit Problemen der Wirtschaftsverfassung. Aus dem Wesen der Wirtschaft glaubt Herbert Schack verschiedenartige Verfassungsprinzipien — er nennt Individualismus und Personalismus, Kollektivismus und Universalismus — ableiten zu können. Herbert v. Beckerath schreibt über das Verhältnis von politischer und wirtschaftlicher Verfassung; ihr Gleichklang im 19. Jahrhundert sei im 20. durch das Vordringen der Massendemokratie, zugleich aber auch durch das Auftreten der monopolistischen Grossprivatwirtschaften, die als unkontrollierbare Mächte die Politik unberechenbar machen, gestört worden. Der von sozialen Gegensätzen zersetzten Wirtschaftsordnung und der durch die „pluralistischen" Kräfte aufgelösten politischen Ordnung treten Bolschewismus und Faschismus als neue Systeme gegenüber. Der Charakterisierung beider Systeme ist in der Festschrift viel Platz eingeräumt. Über den Faschismus äussern sich Erwin v. Beckerath und Christian Eckert; dieser vergleicht unter dem Titel „Planwirtschaft" die italienischen Bemühungen mit den teilweise in ähnliche Richtung weisenden Forderungen Rathenaus. Über das Wirtschaftssystem Sowjetrusslands berichtet Paul Berkenkopf. Aus der Reihe der übrigen Beiträge sei noch A. v. Mühlenfels' Arbeit über „Die Diskontpolitik in der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung" hervorgehoben. M. macht auf eine eigentümliche Disproportionalität zwischen den der Diskontpolitik gesetzten Zielen und den ihrer Auswirkung gezogenen Grenzen aufmerksam: während die ersteren immer höher gesteckt werden, schrumpfen die Möglichkeiten ihrer Wirksamkeit infolge der Entwicklungsrichtung, die das Wirtschaftsleben mit zunehmendem Anteil des fixen Kapitals, mit fortschreitender Konzentration und Monopolisierung eingeschlagen hat, immer mehr ein. Kurt Mandelbaum (Wien).

Dennis, Lawrence, *Is Capitalism Doomed? Harper and Brothers. New York and London* 1932. *(XI und* 328 *S.;* $ 3.—*)*

Es gibt Bücher, die nicht so sehr durch die Neuheit der von ihnen vertretenen Gedanken als durch die Tatsache ausgezeichnet sind, dass ihr Erscheinen eine Veränderung des intellektuellen und moralischen Klimas einer Nation anzeigt. Zu solchen Büchern gehört das vorliegende von Dennis. Ein Jahr vor dem Experiment Roosevelts geschrieben, enthält es, den spezifischen amerikanischen Bedingungen entsprechend, viele der wesentlichen Bildungselemente einer faschistischen Ideologie.

Sich selbst und ihrer eigenen Gesetzlichkeit überlassen, wird die amerikanische Wirtschaft die jetzige Krise, die sie in ihren Fundamenten bedroht, niemals überwinden können.

Nur indem die Wirtschaft dem Staat und seinen Direktiven, die ausserwirtschaftlicher Natur sein sollten, untergeordnet wird und nicht umgekehrt der Staat der Wirtschaft, wird nach D. eine Erholung möglich sein.

Dass die Ursachen für den gegenwärtigen Zusammenbruch im monetären Bezirk und nicht in dem der Produktion liegen, beweist der Zusammenbruch selbst, denn die Produktivkraft des Landes ist durch ihn zweifellos nicht erschüttert worden. Das Finanzkapital ist in der Hauptsache an der Lage schuld, in der sich Amerika jetzt befindet. Einen Ausweg stellt auch nicht der Gedanke einer Planwirtschaft dar, denn diese ist aus verschiedenen Gründen in einem kapitalistischen System unmöglich, denn „je besser man einen Plan für Profite aufstellt, umso sicherer wird das endliche Ergebnis eine Wirtschaft ohne Profit sein!" Der Staat muss vielmehr dem in geometrischer Progression anwachsenden Leihkapital durch eine konfiskatorische Steuer entgegentreten. Die Erhaltung der Farmer ist eine vitale Aufgabe für das gegenwärtige System. „Der Farmer... ist wahrscheinlich das letzte Bollwerk des Kapitalismus. Was dessen Schicksal betrifft, so hat die Agrarfrage mit dem Farmer als einem Individuum und nicht mit der landwirtschaftlichen Produktion zu tun. In einem Augenblick der Krise des Kapitalismus wäre eine aus Pächtern und Tagelöhnern zusammengesetzte Farmbevölkerung und eine städtische Bevölkerung, die nur aus Angestellten der grossen Gesellschaften besteht, eine schlechte Stütze für die Institution des Privateigentums." Das einzige wirkliche Mittel, der Farmbevölkerung in diesem Sinne zu helfen, ist die Übernahme der Agrarschulden durch den Staat und die Herabsetzung des Zinsfusses für Agrarkredite auf 3 oder 4 %. Was vom Finanzkapital auf dem nationalen Feld gesagt wurde, gilt auch auf internationalem. „Wir brauchen den ausländischen Handel nicht, um billigere Waren zu erhalten. Wir brauchen ihn nur um der Waren willen, die wir zu Hause nicht unter vernünftigen Unkosten herstellen können". Ebenso wie die ökonomische dient auch die politische Zusammenarbeit mit den anderen Ländern nicht der Wohlfahrt des Landes, sondern nur den engen Interessen einer kleinen finanzkapitalistischen Schicht.

Die Grundthesen des Buches sind die folgenden : Die fundamentalen Bedürfnisse des Landes erfordern geistige Führung und nicht technische Leistung. Die Vorherrschaft der kapitalistischen Kultur verhindert die Entstehung einer solchen Führung. Auf wirtschaftlichem Gebiet hätte eine solche Führung Antriebskräfte geistiger und moralischer Art zu liefern, die für das Ganze zufriedenstellende Beschäftigung und Lebensbedingungen schüfen. Ein solches Ziel wäre in dieser Periode eines alternden amerikanischen Kapitalismus nur durch systematische und konfiskatorische Besteuerung und nicht durch zufällige Konfiskation auf dem Wege inflationistischen Kredites zu erreichen. „Verhindert die kapitalistische Maschinerie eine solche Führung..., so dürfte sie zum Untergang verurteilt sein." Ein neuer Aufschwung kann durch einen neuen Krieg erzeugt werden. Aber ein neuer Krieg kann auch nur die russischen Erfahrungen auf amerikanischem Terrain wiederholen.

Es bleibt noch hinzuzufügen, dass das Buch hervorragend geschrieben ist.

Julian Gumperz (Paris).

Cole, G. D. H., *The Intelligent Man's Guide through World Chaos. Victor Gollancz, Ltd. London* 1932. *(*680 *S.; sh.* 5.—*)*

Dem Verständnis von Lesern ohne wissenschaftliche Vorkenntnisse will C. die ökonomischen Probleme und wirtschaftspolitischen Streitfragen der Gegenwart nahe bringen, „in the hope that if people think more clearly Governments will act more courageously and intelligently than they have done hitherto" (S. 6). Der Leser, der wissen will, wie es zu einer Wirtschaftskrise solchen Ausmasses kommen konnte, lernt nicht nur die Einflüsse kennen, die von Reparationen und Kriegsschulden, von der handelspolitischen Absperrung der Staaten und von der ungleichmässigen Verteilung des Goldes ausgingen. Er wird vor allem über die grundlegenden Vorgänge der kapitalistischen Wirtschaft unterrichtet. Am Schluss des entsprechenden Abschnittes gewinnt er — wenn er C. folgt — die Überzeugung, dass diese Krise letzten Endes auf jene „deficiency of consumers' demand" zurückgeht, die ein Ergebnis nachhinkender Löhne und technologischer Arbeitslosigkeit ist. Von hier aus wird dem Leser nahegelegt, die verschiedenen Vorschläge zu beurteilen, die zur Überwindung der Wirtschaftskrise gemacht worden sind. Der kritischen Behandlung der monetären Projekte ist besonders viel Platz eingeräumt. Nicht zuletzt kommt es C. darauf an, seinen Leser zu einer Entscheidung zu drängen oder ihm doch klarzumachen, welche Stellungnahmen möglich sind und welche Konsequenzen sie beinhalten. Anhänger des Kapitalismus belehrt C., dass sie um der Wiederflottmachung der Wirtschaft willen für Streichung oder Reduzierung der Reparationen und internationalen Schulden eintreten, dass sie Arbeitsbeschaffungspläne befürworten müssten, die durch liberale Kreditgewährung zu finanzieren und vom Staat (mangels privater Initiative) ins Werk zu setzen seien, dass sie aber mit der Wiederkehr einer einigermassen dauerhaften prosperity nur rechnen dürften, wenn neben einer internationalen Kooperation der Notenbanken (zur Hebung der Preise) zugleich auch „some sort of international convention for the raising of wages" zustandekäme. Wird die Durchsetzbarkeit solcher Massnahmen bezweifelt — C. selbst rät zu äusserster Skepsis —, so bleibt als einziger Weg aus dem „Chaos" die Planwirtschaft, „based on the idea of a nice organised balance between production and consumtion with the price system as mediator" (S. 617). Dass sie die Beseitigung des Privateigentums an den grossen Produktionsmitteln zur strikten Voraussetzung habe und sich niemals durch allmähliche Umformung der gegenwärtigen Ordnung ergeben könne, dass weiter jede sozialistische Regierung sich bei der Bewältigung ihrer ersten Aufgaben ähnlicher politischer Mittel werde bedienen müssen, wie sie heute der Faschismus und Kommunismus anwendeten (S. 613), sind bemerkenswerte Feststellungen aus dem Lager des englischen Sozialismus.

Weil dieses Buch in recht glücklicher Weise zugleich wirtschaftstheoretische Kenntnisse und wirtschaftskundliches Wissen vermittelt, weil es klar Stellung nimmt und zur Stellungnahme zwingt, darf man es trotz der Einwände, die gegen manche Behauptungen und Beweisführungen möglich sind, als den gelungenen Versuch eines populären „Guide" bezeichnen.

Kurt Mandelbaum (Wien).

Mills, Frederick Cecil, *Economic Tendencies in the United States. Aspects of Pre-War and Post-War Changes. With an Introduction by the Committee on Recent Economic Changes. National Bureau of Economic Research. New York* 1932. *(XV u. 639 S.; $ 5.—)*

Diese Arbeit des bekannten Verf. stellt eine wesentliche Ergänzung des 1929 veröffentlichten Reports über „Recent Economic Changes" dar. Sie behandelt die Periode bis zum Eintritt der Krise von 1929 und führt einen detaillierten Vergleich der wirtschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten in der Vor- und Nachkriegszeit durch. Wie M. im Vorwort ausdrücklich betont, ist nur der Versuch unternommen, die Vorgänge zu beschreiben, nicht aber, sie zu erklären.

Da zweifellos die Periode von 1922-1929 ökonomisch einen abgeschlossenen Zyklus darstellt, rechtfertigt sich durchaus der Vergleich mit der Vorkriegsperiode von 1901-1913. Während in der Vorkriegszeit die Bevölkerung jährlich um ungefähr 2 % anwuchs, stieg sie von 1922-1929 nur um 1,4 %. Dagegen nahm das Produktionsvolumen in der zweiten Periode jährlich um 3,8 % zu, während die entsprechende Zahl für die erste Periode nur 3,1 beträgt. Auf den Kopf der Bevölkerung umgerechnet, ergibt sich in der Nachkriegszeit ein Anwachsen des Produktionsumfanges um 2,4 %, in der Vorkriegsperiode um 1,1 %. Diese Differenz wird noch dadurch unterstrichen, dass der Beschäftigungsgrad in dem zweiten Zeitabschnitt nur um 1 % zugenommen hat, während er im ersten um 2,7 % wuchs.

Eine andere charakteristische Differenz ist die Tatsache, dass die Kurse für Industrieaktien in der Vorkriegszeit um etwa 2,8 % pro Jahr anstiegen, während die Rate ihres Anstiegs in der Nachkriegszeit das Siebenfache betrug.

Während M.s Arbeit die in diesen Differenzen enthaltenen Probleme nicht zu erklären sucht, gibt sie neue und wichtige Einzelheiten dieser Entwicklungen, die in der Preisbewegung, dem Umfang und dem Charakter der Produktion, der Veränderung der Produktionskosten während der beiden Zeitabschnitte verfolgt werden. Wir müssen uns hier mit wenigen Andeutungen begnügen. In der Nachkriegszeit ist das Problem der technologischen Arbeitslosigkeit in den Vereinigten Staaten vielfach erörtert worden. Teilt man mit M. die Zeit von 1899-1914 in drei Fünfjahres-Perioden ein, so ergibt sich, dass in diesen Perioden jährlich jeweils 21 Arbeiter von Tausend aus gegebenen industriellen Gruppen definitiv ausgeschieden wurden, während für die gleichen Zeitabschnitte der Zugang 149 Arbeiter auf 1000 war. Mit anderen Worten : die Zahl der Beschäftigten stieg, die Zahl der Arbeiter, die aus bestimmten Industriegruppen entlassen werden mussten, war viel kleiner als die Zahl der Arbeiter, die von neuen Industriegruppen eingestellt werden konnten. In dem Nachkriegsabschnitt wurden durchschnittlich 49 von 1000 beschäftigten Arbeitern aus gegebenen Industrien entlassen, während nur 45 in anderen Industrien neu eingestellt werden konnten. Mit steigender Produktivität und mit wachsendem Produktionsumfang ergab sich verstärkte Unsicherheit der Beschäftigung und des Einkommens, sogar in der Periode der amerikanischen Prosperität.

Mit Recht macht der Verf. darauf aufmerksam, dass krisenhafte Erscheinungen um so leichter und ungehemmter auftreten, je grösser der Raum ist, den in einer gegebenen Wirtschaft die Produktion von Produktionsmitteln sowie von dauerhaften und nicht unbedingt lebensnotwendigen Konsumgütern einnimmt. Die Nachfrage nach ihnen ist viel sprunghafter als bei relativ unelastischen Waren, so dass Produktionseinschränkungen bei rückgängiger Konjunktur um so schlagartiger eintreten müssen.

Das Werk enthält ein so reichhaltiges und umfangreiches Material, dass es jedem, der sich mit der wirtschaftlichen Entwicklung in den Vereinigten Staaten und in der Welt auseinandersetzen will, dringend zum Studium empfohlen werden kann. Julian Gumperz (Paris).

Simiand, François, *Le salaire, l'évolution sociale et la monnaie. Essai de théorie expérimentale du salaire.* 3 *Bde. Félix Alcan. Paris* 1932. *(XXXII,* 586, 624 *u.* 152 *S. ; frs. fr.* 200.—*)*

Das Werk Simiands — eine Lebensarbeit — gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der sozialwissenschaftlichen Literatur Frankreichs und zwar nicht nur, weil darin das gesamte zugängliche, zum grossen Teil durch S. zum ersten Mal für die Forschung zugänglich gemachte Material über Preis—und Lohnbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts verarbeitet ist, sondern auch weil hier eine Forschungsmethode vorliegt, welche nach S. der Sozialwissenschaft das Experiment der Naturwissenschaften bis zu einem gewissen Grade ersetzen kann. Nun besteht der Sinn des naturwissenschaftlichen Experimentierens darin, die zu erforschende Wirklichkeit so zu erfassen, dass es dem menschlichen Geiste möglich wird, zwischen den Tatsachen eine verständliche Relation festzustellen. Was der Naturforscher durch Variierung der Umstände — die beliebige Wiederholbarkeit des Experiments ist, an sich nicht wesentlich — erzielt, muss der Sozialforscher auf einem andern Wege erreichen. Er muss das ihm vorliegende Material so ordnen, dass er die Zusammenhänge herausbekommt, er muss namentlich das Phänomen, das erforscht wird, in seinem Werden und nicht in seinem Gewordensein, so wie es sich verhält, und zwar in seiner Totalität erfassen ; er muss aus der Fülle der möglichen Beziehungen die wirklichen herauslösen ; er muss auch den Sinn der Abhängigkeiten prüfen und sich davor hüten, das gegebene Tatsachenfeld zu überschreiten.

S. beginnt damit, den Sinn seiner Untersuchung zu bestimmen (cap. 1) und geht dann zur Analyse der dazu notwendigen Mittel über. Cap. 3 ist der Kritik der traditionellen Methodologie gewidmet. Im Cap. 4 werden die Grenzen der Untersuchung (vornehmlich Frankreich vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart) und die zur Verfügung stehenden Mittel bestimmt. Das Buch entwickelt dann die positive Definition des Lohnes. Anschliessend werden die „erwünschten und faktisch erreichbaren" den Lohn betreffenden Begriffe und Kenntnisse analysiert und die „erwünschten und tatsächlich möglichen" Behandlungsweisen durchgesprochen. Das Buch 2 stellt die Bewegung der Löhne in Frankreich dar. Es stellt sich heraus, dass man über keine direkt brauchbaren Daten verfügt und dass man das Material für Paris und das übrige Frankreich und für die

verschiedenen Industrien gesondert behandeln muss; Männer-und Frauenlöhne werden in je 16 Serien dargestellt. Diese Serien werden dann statistisch und tabellarisch behandelt und dienen der Aufstellung der zusammenfassenden Tabellen und Diagramme der „allgemeinen Lohnbewegung" (Lohnsteigerung) und des Vergleichs der gewonnenen Ergebnisse mit den früher angenommenen. Die Ergebnisse lassen sich folgendermassen zusammenfassen : die Lohnbewegung verläuft phasenartig. Auf eine Phase A (Lohnsteigerung) folgt eine Phase B (Senkung, jedoch eine kleinere). Es lassen sich innerhalb des untersuchten Zeitraumes 3 solcher (Doppel-) Phasen genau nachweisen.

Im Band II werden die Begleitumstände der Lohnbewegung, die „Tatsachen der Güterverteilung" zwischen den verschiedenen sozialen Schichten und Klassen und die allgemeine Produktionsbewegung untersucht. Anschliessend werden die „Tatsachen" des Volksreichtums und seiner Verteilung nach Kapital und Einkommen verschiedenster Art beschrieben. Besonders hervorzuheben ist die Darstellung der Beziehungen zwischen Lohn und Ausgaben. Schliesslich werden die „Tatsachen des Funktionierens des ökonomischen Systems" analysiert : 1. Beziehungen der privaten zur öffentlichen Wirtschaft, 2. ökonomische Beziehungen zwischen Nationen, 3. Beziehungen zwischen Produktion und Verteilung. In einem Ausblick auf eine allgemeine rationale Erklärung wird das gesamte Material noch einmal zusammengefasst. Es werden zunächst die allgemein-menschlichen Faktoren besprochen, dann die aussermenschlichen Naturkonstanten, bis endlich die „faits-événements" genannten, ereignishaften Faktoren zur Sprache kommen (Entdeckungen etc.). Ein Schlusskapitel kommt auf die methodologischen Fragen zurück. — Der dritte Band ist den Tabellen und Diagrammen — 7 grosse und 54 kleinere — gewidmet, die gerade deshalb dorthin verbannt worden sind, um beim Studium des Werks sie beständig vor Augen haben zu können.

Und das Resultat des ausserordentlichen Werks ? Welche Faktoren sind es, die auf die Entwicklung der Löhne vor allem von Einfluss gewesen sind ? Nach S. sind es in erster Linie Tatsachen des Geldumlaufs : „Die Entdeckung der Goldgruben in Kalifornien, in Klondyke und Transvaal und, im zweiten und dritten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, die Inflation". Denn die Lohnbewegungen, die in alternierenden grossen Phasen vor sich gehen, sind durch die ebenfalls phasenartigen Bewegungen der Preise bestimmt ; welche wiederum durch die — noch einmal phasenartigen — Geldumlaufsbewegungen determiniert sind. Es handelt sich aber keineswegs um automatische, naturgesetzartige Abhängigkeitserscheinungen, vielmehr um soziale Prozesse, um Kampf und Adaptation. Streik und Lockout gehören dazu als wesentliche Faktoren, ebenso wie technische Erfindungen und Organisation. Aber der Kampf geht um Löhne, Gewinn und Preise, so, wie sie in Geld ausgedrückt erscheinen; Geldsummen, nicht reale Gütermengen sind es, um die gekämpft wird. Dabei- und dies ist eine der merkwürdigsten Tatsachen, welche die Untersuchung aufgedeckt hat, — verlaufen die Lohn-und Unternehmereinkommensbewegungen in parallelen Phasen : eine steigende Phase A, in welcher sich auch ein Prozess der Entproletarisierung bemerkbar macht, und eine — langsa-

mer — sinkende Phase B (Krise, Proletarisierung, Lohnsenkung). Die letzte Grundlage des ganzen Prozesses ist „die Sozialpsychologie des realen homo oeconomicus", in welcher „die Geldvorstellungen eine dominierende Rolle spielen". A. Koyré (Paris).

1. **Marshall, Alfred,** *Pure Theory of Foreign Trade and Pure Theory of Domestic Values.* (65 S.; sh. 5.—)
2. **Gray, John,** *A Lecture of Human Happiness.* (88 S.; sh. 5.—)
3. **Senior, Nassau W.,** *Three Lectures on the Transmission of the Precious Metals from Country to Country, and the Mercantile Theory of Wealth.* (96 S.; sh. 5.—)
4. **Senior, Nassau W.,** *Three Lectures on the Value of Money.* (84 S.; sh. 5.—)
5. **Senior, Nassau W.,** *Three Lectures on the Cost of Obtaining Money and on some Effects of Private and Government Paper Money.* (103 S.; sh. 5.—)
6. **Bray, J. F.,** *Labour's Wrongs and Labour's Remedy: or, the Age of Might and the Age of Right.* (218 S.; 7 s. 6 d.)
7. **Bailey, Samuel,** *A critical Dissertation on the Nature, Measures, and Causes of Value; chiefly in reference to the writings of Mr. Ricardo and his Followers.* (XXIII u. 258 S.; 7 s. 6 d.)
8. **Longfield, Mountifort,** *Lectures on Political Economy.* (278 S.; 7 s. 6 d.)
9. **Jenkin, Fleeming,** *The Graphic Representation of the Laws of Supply and Demand, and other Essays on Political Economy.* (160 S.; sh. 6.—)
10. **Edgeworth, F. Y., M. A.,** *Mathematical Psychics; an Essay on the Application of Mathematics to the Moral Sciences.* (150 S.; sh. 5.—)
11. **Böhm-Bawerk, E. v.,** *Grundzüge der Theorie des wirtschaftlichen Güterwerts.* (150 S.; sh. 5.—)
12. **Wicksteed, Philip H.,** *Co-ordination of the Laws of Distribution.* (60 S.; sh. 5.—)
13. **Taussig, F. W.,** *Wages and Capital.* (XXIII u. 352 S.; 7 s. 6 d.)
14. **Young, A.,** *Tours in England and Wales.* (336 S.; 7 s. 6 d.)
15. **Wicksell, Knut,** *Über Wert, Kapital und Rente nach den neueren nationalökonomischen Theorien.* (143 S.; sh. 6.—)
16. **Knight, Frank H.,** *Risk, Uncertainty and Profit.* (XL u. 396 S.; 10 s. 6 d.)

Sämtlich erschienen im Verlag der London School of Economics and Political Science (University of London). London 1930-1933.

Diese Neudrucke machen eine Reihe bisher schwer erreichbarer Werke wieder zugänglich. Sie bedürfen kaum einer ausführlichen Kommentierung. Gray (2) und Bray (6), deren Schriften auch in deutscher Sprache vorliegen (in : Hauptwerke d. Sozialismus u. d. Sozialpolitik, H. 8 und N. F., H. 3/4), sind als Sozialisten der owenistisch-chartistischen Periode bekannt ; beide Autoren ziehen aus der Arbeitswertlehre egalitäre Konse-

quenzen und empfehlen monetäre Neuerungen (Arbeitszeitnoten) als Ansatz einer Gesellschaftsreform. — Von den geldtheoretischen Arbeiten Seniors (3-5), der die Produktionskostentheorie des Geldes vertritt, sind die „Lectures on the Transmission..." bisher wenig genannt worden. Sie sind für die klassische Theorie der internationalen Metallbewegungen charakteristisch. In den Umkreis der klassischen Schule bezw. ihrer Ausläufer gehören noch Longfield (8) und Bailey (7). Die „Critical Dissertation" des letzteren ist vornehmlich gegen Ricardo gerichtet, dessen Auffassung des „real value" als etwas der Ware Eigenen (intrinsic) kritisiert wird. Mit Bailey hat sich Marx in den „Theorien über den Mehrwert", Bd. III S. 146 — 201, ausführlich auseinandergesetzt. — Sehr stark kommt in diesen Neudrucken die geschichtliche Entwicklung des mathematischen Verfahrens in der Nationalökonomie zum Ausdruck. Grundlegend ist hier Edgeworth' Mathematical Psychics (10), ein Buch, das zugleich zum Verständnis des Indifferenzbegriffs und der Indifferenzlinien, die auf E. zurückgehen, heranzuziehen ist. Weniger ausgeprägt Jenkins (9), den Jevons seinerzeit als einen der wenigen englischen Nationalökonomen bezeichnete, „welche wagen, über den verrufenen Gegenstand der mathematischen Volkswirtschaftslehre zu schreiben" (Vorw. z. 2. Aufl. d. „Theory of Pol. Economy", 1879). Neben der graphischen Darstellung der Regeln von Angebot und Nachfrage ist u. a. noch ein Essay von Jenkins über die Gewerkschaften bzw. über die Möglichkeit und Wirkung machtmässiger Lohnbeeinflussung mitabgedruckt. An die Klassiker knüpft Marshall an, der in „Pure Theory of Foreign Trade" (1) J. St. Mills Lehre von den internationalen Werten unter Verwendung sog. reziproker Angebots und Nachfragekurven weiterbildet. (Dieser erste Band der Neudrucke ist bereits wieder vergriffen). — Unter den Arbeiten, die zur Aus- oder Fortbildung der Grenznutzentheorie beigetragen haben, ist Wicksteeds „Coordination..." (12) — eine mathematische Ableitung und Formulierung der Grenzproduktivitätslehre — ziemlich unbekannt geblieben. Auf ähnlicher Linie bewegt sich Wicksell, der in „Wert, Kapital und Rente" (15), seinem ersten Buch, ebenso wie in den späteren Schriften sich wesentlich an Walras und Böhm-Bawerk orientiert. Zum Schluss sei ganz besonders Taussig, Wages and Capital (13) als die beste dogmenhistorische und kritische Analyse der Lohnfondstheorie hervorgehoben. Der positive Teil dieses Werkes enthält wichtige kreislauftheoretische Untersuchungen. Die Herausgeber der Sammlung haben sich damit ein grosses Verdienst um die Vertiefung des theoretischen Studiums der Nationalökonomie erworben. -Den soeben erschienenen Neudruck des wichtigen Buchs von Knight (16) werden wir im nächsten Heft der Zeitschrift besprechen.

Kurt Mandelbaum (Wien).

Belletristik.

Wilson, Edmund, *Devil take the Hindmost. A Year of the Slump. Charles Scribner's Sons. London* 1932. *(*313 *S.;* 10 *s.* 6 *d.)*
Anderson, Sherwood, *Beyond Desire. Horace Liveright Inc. New York* 1932. *(*359 *S.;* $ 2.50*)*
Brody, Catherine, *Nobody Starves. Collins. London* 1933. *(*288 *S.;* 7 *s.* 6 *d.)*

Man würde dem von hohem Ernst getragenen Essaybuch Wilsons Unrecht tun, wenn man es als Kunstwerk werten wollte — obwohl es sicher auch dergleichen Ambitionen hat. Der Verf. will seinen Landsleuten in den Vereinigten Staaten einen Spiegel der Krisenjahre, genauer: der Zeit von Oktober 1930 bis Oktober 1931 vorhalten und ihnen Umkehr predigen. Die Krise erscheint W. nicht etwa als Produkt irgend einer mehr oder weniger zufälligen Konstellation, sondern als zwangsläufig herausgewachsen aus der calvinistischen Wirtschaftsgesinnung, die die Ziele und Methoden des amerikanischen Lebens noch immer bestimme. Spross einer alten angesehenen New England — Familie, gehört W. zu der Generation, die vom College her in den Krieg ging und durch ihn zu selbständigem Denken erzogen wurde. Er unternimmt eine Fahrt kreuz und quer durch die Staaten und merkt sich, was ihm dazu dienen kann, das Diagramm der Krise aufzuzeichnen. Besonders interessant ist das Kapitel „Frank Keenseys Coal Diggers" über die Zustände im westvirginischen Kohlendistrikt. Das Trucksystem steht noch 1931 in voller Blüte. Der Häuer, der in der Werkskolonie wohnen und im Werksladen kaufen muss, erhält seinen Vierzehntagelohn von 40 $ nicht etwa in bar, sondern in einem Grubengeld ausbezahlt, das ihm die Verwaltung in ihren Läden mit 40 % Kursverlust anrechnet. Das Kapitel „Hoover Dam" schildert, wie ein Regierungsprojekt in Submission an eine Firma vergeben wird, die weniger gefordert hat als die Konkurrenz und sich dafür die Aufhebung der in Nevada an sich schon recht spärlichen Arbeiterschutzbestimmungen ausbedungen hat. — Der Autor schliesst mit einem Glaubensbekenntnis. In früheren Krisen sei dem Amerikaner immer das Ventil der Erschliessung neuer Gebiete offen gestanden; noch ein Horace Greeley habe den Rat geben können: „Go to West, young man!" Aber heute sei auch dieses Ventil verstopft. Das Bürgertum habe nicht mehr die Kraft, Führer hervorzubringen. Darum sei es notwendig, eine neue Form der Gesellschaft zu finden, deren Aufgabe es sein werde, die heute bevorrechtigte Klasse zu unterdrücken und das „Maschinenwunder" in den Dienst des Ganzen zu stellen.

Sherwood Andersons Buch führt in die Baumwolldistrikte des Südens, wo durch die aus Konkurrenzgründen gegen die Neuenglandstaaten notwendig gewordene Industrialisierung die alte Frage der „Poor Whites" ein neues Gesicht bekommen hat. „Beyond Desire" ist der Roman eines jungen Mannes von Familie, den seine Klasse nicht mehr halten kann und der vom College in die Fabrik gehen muss. Er will nichts weiter sein als Arbeiter. Aber wie ihn der Direktor gern als Spion benutzen möchte, so

sehen die Arbeiter in ihm doch den Angehörigen der Bourgeoisie und meiden ihn. In einen jener wilden Streiks verwickelt, wie sie im Gefolge der Krise das Land durchschütteln, hält man ihn für einen der intellektuellen Kommunisten, die man vom Norden her als Streikleiter erwartet. Es dämmert ihm, dass hier vielleicht die wahre Mission seines Lebens liegen könne; doch ehe aus dieser Dämmerung Klarheit wird, fällt er bei einem Zusammenstoss mit dem Militär. Dieser Schluss, so menschlich ergreifend er gestaltet ist, bildet doch in seiner Zufälligkeit den schwachen Punkt des Buches, das dem Leser auf diese Weise eine Entscheidung schuldig bleibt.

Wie Anderson nimmt auch Catherine Brody die Krise als Faktum hin. Der Zusammenbruch der Wirtschaftsmaschinerie ist ihr wie ein Naturereignis, das man wohl beschreiben, aber nicht abwenden kann. Ihr Blickfeld ist das Land um Detroit und die grossen Seen, das von der Automobilindustrie genau so abhängig ist wie der Süden von „King Cotton", der Baumwolle. Die Städte sind dort Geschöpfe der Industrie wie die Menschen, die sie bewohnen; und diese Menschen wie ihre Maschinen sind plötzlich stillgelegt, funktionieren nur noch als Glieder einer neuen Kette: jener, die nächtelang vor den Toren einer Fabrik harrt, von der das Gerücht wissen will, morgen gebe es dort Arbeit. Zur körperlichen Zermürbung gesellt sich die seelische. Ehen zerbrechen im Gefolge der würgenden Angst um das Morgen; ein Kind, das kommen will, wird Anlass zum Zerfall, weil selbst für die weise Frau das Geld fehlt, und eines Morgens findet man die Frau mit durchschossener Schläfe im Bett, getötet von der Hand des Mannes, dem dann selber der Mut gebricht, mit sich ein Ende zu machen. So schliessen sich hinter ihm die Gittertore des Zuchthauses, während draussen auf der Strasse eine groteske Prozession vorüberzieht: voran ein riesiger schwarzer Sarg und hinter ihm eine Reihe von Geschäftsleuten mit ihren Plakaten: „Nieder mit der Depression! Hinaus mit ihr auf den Friedhof! Dieses ist die Woche des Vertrauens!" — Miss B. erzählt ihre Geschichte mit so viel Sauberkeit der Gesinnung und des Handwerks, dabei mit so wenig Sentimentalität, dass man den Erfolg ihres Buchs in englisch sprechenden Ländern versteht.

Karl W. Fluegge (Genf).

Lewis, Sinclair, *Ann Vickers. Jonathan Cape. London* 1933. *(460 S.; 7 sh. 6 d.); deutsche Ausgabe: Rowohlt. Berlin* 1933. *(733 S.; RM.* 8.50*)*

Der neue Roman des amerikanischen Nobelpreisträgers hat eine künstlerisch-menschliche Seite, die überaus bemerkens- und diskutierenswert ist, über die aber hier nicht gesprochen werden kann. Vom sozialwissenschaftlichen Standpunkt aus sind bestimmte stoffliche Elemente des Romans nicht ohne Interesse. Die Schilderung der Entwicklung der Frauenrechtlerin, „Sozialarbeiterin" und Gefängnisbeamtin Ann Vickers gibt Lewis Gelegenheit, eine Anzahl Einrichtungen des modernen Amerika freilich nicht systematisch, jedoch mit grösster Anschaulichkeit und teilweise in repräsentativen Bildern zu zeigen: das Leben in einem Frauen-College; die Ansichten und Arbeitsmethoden der Frauenstimmrechtsbewe-

gung (beides vor 1917), den Betrieb eines sozialen Grosstadt-Settlement und schliesslich und mit besonderer Ausführlichkeit die Zustände in verschiedenen Kategorien amerikanischer Frauengefängnisse.

Die Lektüre dieses Romans kann natürlich das Studium der modernen rechtssoziologischen Literatur nicht ersetzen, doch vermag sie zweifellos zu solchem Studium anzuregen und ihm wertvolle Anschauungselemente einzufügen. Karl August Wittfogel (Berlin).

Buck, Pearl S., *Good Earth. Methuen. London.* (339 *S.; 7 s. 6 d.*)

Frau P. S. Buck hat nicht nur ihrem Manne, dem amerikanischen Agrarforscher an der Nanking-Universität, bei der Herausgabe seiner Monographie helfend zur Seite gestanden, sie hat zugleich das dort begrifflich-statistisch fixierte Material mit künstlerischen Mitteln selbständig zu einem Roman gestaltet. Leider steht Frau B. ebenfalls unter dem Einfluss einer individualistischen (und allzu nationalistischen) Auffassung der chinesischen Bauern, doch entschädigt hierfür bis zu einem gewissen Grade die detailsichere Anschaulichkeit, mit der sie in ihrem Roman „The good Earth" das Leben eines armen nordchinesischen Bauern erzählt: Arbeit, Familie, Ehe, karge Feste, Hungersnot und zeitweilige Abwanderung in eine mittelchinesische Stadt. Der zweite Teil behandelt das Schicksal des reich gewordenen Bauern, reich geworden weniger mittels der von Prof. B. empfohlenen Methoden als dank der ertragreichen Plünderung eines reichen Hauses in Kriegszeiten. Die Aufgabe wird nun noch umfassender, doch weicht ihr die Verf. aus, indem sie anstelle der ökonomisch-sozialen Probleme der reichen Landbesitzerschaft Chinas vor allem Vorgänge und Probleme erotisch-familienmässigen Charakters in den Vordergrund der zweiten Hälfte ihrer Erzählung rückt. Natürlich darf man an Frau B.s schnell berühmt gewordenen Roman nicht den Masstab der grossen chinesischen Romane legen, die, abgesehen von all ihren sonstigen Werten, eine Fundgrube sozialwissenschaftlicher Einsicht sind. Vergleicht man „The good Earth" mit anderen Romanen nichtchinesischer Verfasser über chinesische Themen, dann muss man den Roman der Amerikanerin zweifellos zu den beachtenswertesten Leistungen der letzten Zeit rechnen. Wer sich der oben angedeuteten Grenzen und Mängel bewusst bleibt, wird gerade auch als nicht-sinologischer für China interessierter Sozialwissenschaftler Frau B.s Roman — dem inzwischen bereits eine Fortsetzung gefolgt ist — mit erheblichem Nutzen lesen.

Karl August Wittfogel (Berlin).

Hai Schang Schuo Mong Yen, *Fräulein Tschang. Ein chinesisches Mädchen von heute. Roman. Übers. von F. Kuhn. Zsolnay. Wien.* (336 *S.; RM.* 3.50, *geb. RM.* 6.50)

Dieser 1925 in Schanghai erschienene Roman aus chinesicher Feder ist bemerkenswert als Dokument für die neuerliche Auflösung der alten chinesischen Lebensformen in der Oberschicht Schanghais, bestehend aus ehemaligen kaiserlichen Würdenträgern, noch amtierenden hohen Beamten

der Republik, reichen Geschäftsleuten usw. Die „Goldene Jugend“ dieser Kreise befreit sich unter dem Einfluss und mit den technischen Hilfsmitteln Europas und Amerikas von den moralischen Auffassungen und den familienmässigen Bindungen des zerfallenen „konfuzianischen“ Chinas.

Die Gestalten und Vorgänge des Romans sind ziemlich roh gezeichnet, z. T. offenkundig in Anlehnung an mittelmässige amerikanische Filme. Die künstlerische Schwäche äussert sich unmittelbar in der mangelnden Präzision und Gründlichkeit des sachlichen Berichts. Solange jedoch andere Werke aus der jüngeren chinesischen Literatur in Übersetzung noch nicht vorliegen, muss auch ein Buch wie „Fräulein Tschang“ als ein — freilich nicht gerade hervorragendes — Hilfsmittel sozialwissenschaftlicher Einsicht begrüsst werden.

Karl August Wittfogel (Berlin).

Türk, Werner, *Konfektion. Agis-Verlag. Berlin* 1932. *(*264 *S.; geh. RM.* 2.85, *geb.* 3.75*)*

Fallada, Hans, *Kleiner Mann was nun? Ernst Rowohlt. Berlin* 1932. *(*363 *S.; RM.* 4.50, *geb. RM.* 5.50*)*

Nicht nur die soziale Reportage und die spezielle Soziologie haben sich in den letzten Jahren den Problemen der Angestellten zugewendet, auch die soziale Belletristik beschäftigt sich nun stark mit dem Schicksal dieser proletarisierten Millionen, deren Bewusstsein noch wenig ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Situation angeglichen ist. Nachdem sich Romane der letzten Jahre mit den Büroangestellten (z. B. Chr. A. Brück, Schicksale hinter Schreibmaschinen, Berlin 1930; Rudolf Braune, Das Mädchen an der Orga-Privat, Frankfurt a. M. 1930), den Industrieangestellten (z. B. Erik Reger, Union der festen Hand, Berlin 1931), dem Reisenden (z. B. Otto Roeld, Malensky auf der Tour, Berlin 1930) und der Warenhausverkäuferin (z. B. Josef Breitbach, Rot gegen Rot, Stuttgart, Berlin 1929) befasst haben, behandeln zwei Bücher den gleichen Sektor des Berufsgebietes der Angestellten, die Konfektion.

Der Roman Türks wirkt als eine satirische Paraphrase des in Angestelltenideologien so häufig vorkommenden Wortes „Freie Bahn dem Tüchtigen“. Er beschreibt den Aufstieg des Sohnes eines kleinen Handwerkers vom Lehrling bis zum Mitinhaber eines Konfektionshauses. Skrupelloser Egoismus ermöglicht diesen Weg. Unkollegiales Verhalten bis zum Streikbruch, pekuniäre Ausnutzung der Braut, Forderung unbezahlter Überstunden und untertarifliche Bezahlung, Veruntreuungen, betrügerischer Bankerott- das sind die Mittel, mit denen der Aufstieg dieses Angestellten zum Unternehmer gelingt. Das Buch vermittelt einen aufschlussreichen Einblick in die Geschäftsgepflogenheiten der Konfektion, in das berufliche Dasein der in ihr beschäftigten Angestellten; ihre Bewusstseinshaltung wird in scharfen psychologischen Beobachtungen dargestellt. Die Lektüre des Romans ist trotz der recht primitiven Schreibweise anregend, um so mehr als die neuartige Methode sozialkritischer Reportage, die Misstände und Ungerechtigkeiten als Begleiterscheinungen einer

systemkongruenten Laufbahn schildert, durch die Vermeidung je Schwarz-weiss-Zeichnung fesselnd wirkt.

In Falladas Buch ist der Beruf des Verkäufers im Konfektionshaus nur die Folie für die Darstellung eines für die aktuelle soziale Situation sehr typischen Angestelltenschicksals. Die dürre Fabel, die gerade infolge ihrer Durchschnittlichkeit prinzipielle Bedeutung gewinnt, schildert die Wandlung, die heute unzählige Angestellte erfahren. Der junge ideologiebefangene Angestellte, standesbewusstes Mitglied eines rechtsstehenden Verbandes, heiratet seine Freundin, die von ihm ein Kind erwartet. Er versucht vergeblich, seine Stellung in der Kleinstadt zu halten; er wird in Berlin durch einen Glückszufall von einem grossen Konfektionsunternehmen engagiert. Aber auch hier ereilt ihn das Schicksal, er wird aus dem Verteilungsprozess ausgestossen und in das Heer der Arbeitslosen eingereiht. Jetzt ist das junge Paar rettungslos der Proletarisierung verfallen, übermächtig erfasst es die Not. Wunschträume zerfliessen, Ideologien schwinden, Hunger und Elend allein beherrschen das armselige Proletarierdasein in der Laubenkolonie. — F. kennt die Sorgen und Freuden, die Sehnsüchte und Hoffnungen, die Enttäuschungen und Entbehrungen im Leben der grossen Angestelltenmassen. Nur der dichterische Schluss des Buches, in dem die Liebe des Paares als die Rettung aus seiner verzweifelten Situation dargestellt wird, bedeutet vielleicht eine romantische Verklärung.

Ludwig Carls (Berlin).

Silone, Ignazio, *Fontamara. Roman. Oprecht und Helbling. Zürich* 1933. *(211 S.; Schw. frs. 4.—, geb. Schw. frs. 6.—)*

Der Roman schildert die Eroberung eines süditalienischen Dorfes durch die faschistische Staatsmacht. Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der offenbar sachkundige Verf. die ökonomische und kulturelle Struktur des armseligen dumpfen Bauernlebens der in halber Hörigkeit vegetierenden „Cafoni" schildert, wird die Erzählung, man möchte fast sagen: die chronikhafte Aufzählung der schrecklichen Ereignisse einigen Leuten aus dem Dorfe in den Mund gelegt. Mit ihnen erleben wir, wie in erregender Abfolge die Diktatur durch immer neue, immer unverständlichere, immer grausamere Massnahmen sich installiert- die „Ordnung" wird in den sonderbarsten Formen hergestellt, von der Absperrung der lebenswichtigsten Einrichtungen wie Elektrizität und Wasser bis zum Raub der Freizügigkeit. Es kommt schliesslich zum Versuch eines Widerstandes, der blutig unterdrückt wird.

Das Buch, sprachlich und kompositionell von beachtlichem Niveau, ist als zeitgenössisches Geschichtsdokument auch für die Sozialforschung von hohem Interesse.

Werner Pilz (Hamburg).

Le gérant : R. Lisbonne

Geschichte :

Soziale Bewegung und Sozialpolitik :

Spezielle Soziologie :

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk « **Zeitschrift für Sozialforschung** » zu richten an die **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e)

Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich : im März, Juli und November.

Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 100. —, des Einzelhefts francs français 35.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention « **Zeitschrift für Sozialforschung** » à la **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN,** 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).

La Revue paraît 3 fois par an, en mars, juillet et novembre.

Le prix de l'année est de 100 francs français.
Le numéro : 35 francs français.

Schriften des Instituts für Sozialforschung
Herausgegeben von Max Horkheimer.
Band 4.

FRANZ BORKENAU

Der Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild

Studien zur Geschichte der Philosophie der Manufakturperiode

XX und 559 Seiten.

Preis : ffrs. 100.

Auf der Grundlage eines umfangreichen, bisher zum Teil wenig bekannten Quellenmaterials stellt der Verfasser die wechselseitigen Beziehungen zwischen der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft und dem modernen naturwissenschaftlichen Weltbild dar. Von Thomas von Aquino bis Descartes und Pascal werden die Zusammenhänge zwischen dem jeweiligen Idealbild der Gesellschaftsordnung und den Vorstellungen über die Natur aufgezeigt. Besonderer Nachdruck wird auf die These gelegt, dass die Mechanik als Wissenschaft der Manufakturperiode wissenschaftliche Bearbeitung des manufakturellen Produktionsprozesses ist und dass die in der Technik der Manufaktur enthaltenen Ansätze von der Philosophie zu einem kühnen allgemeinen Weltbild ausgeweitet werden. Borkenau legt die Abhängigkeitsverhältnisse zwischen politischen Parteien, Staatstheorien und philosophischen Systemen, zwischen religiösen Kämpfen, theologischen Schulen und naturwissenschaftlichen Methoden fortlaufend dar. Er versucht, alle Denkformen des 16. und des beginnenden 17. Jahrhunderts dem einheitlichen Gesichtspunkt der Durchsetzung der neuen bürgerlichen Lebensformen in der Gesamtkultur unterzuordnen.

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS 1934